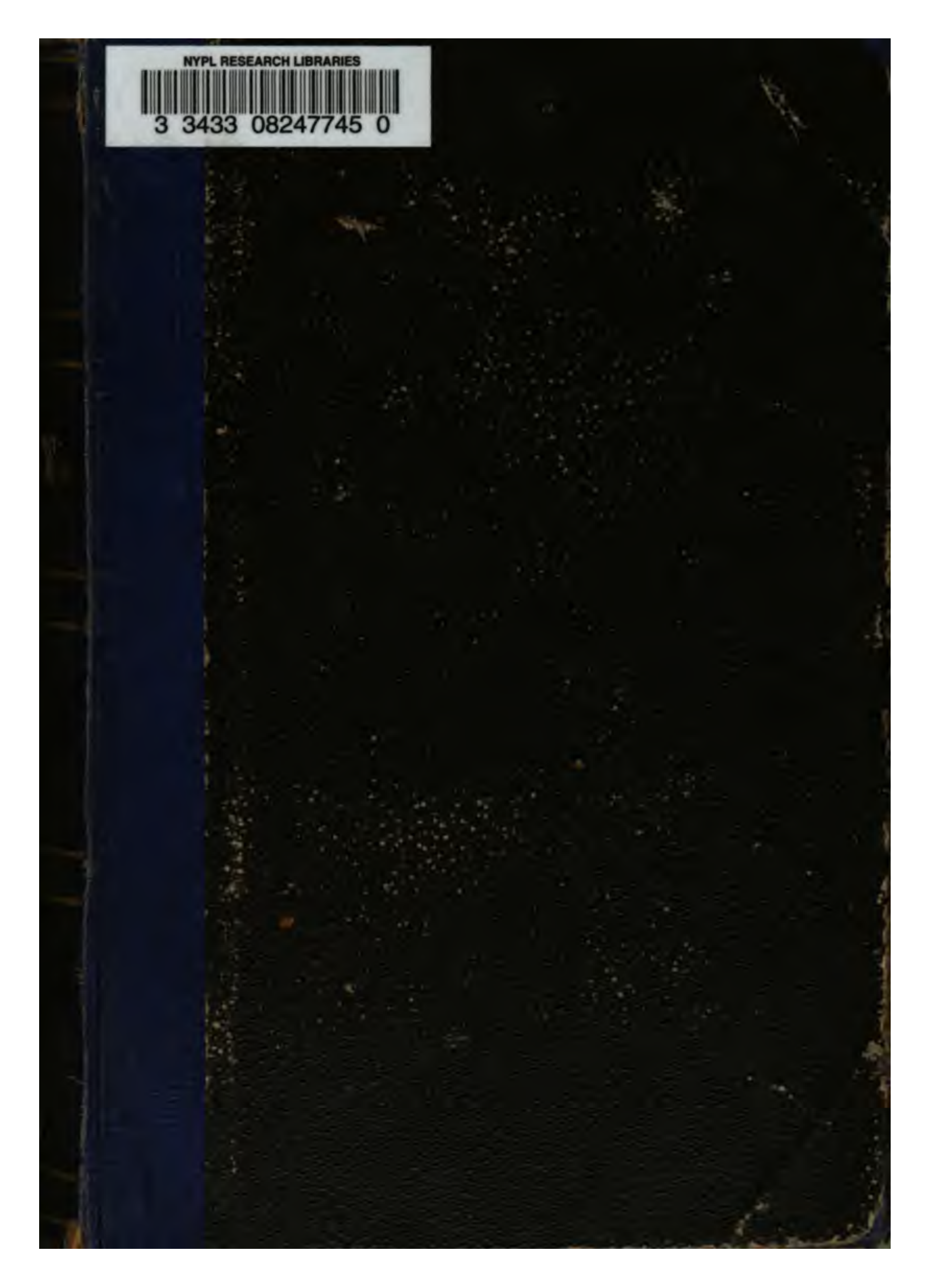


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08247745 0



BLR

Krapf

Reisen in Ost-Afrika

ausgeführt

in den Jahren 1837—55

von

J. L. Krapf, Phil. Dr.
vormals Missionar in Abessinien und den Aequator-Gegenden.

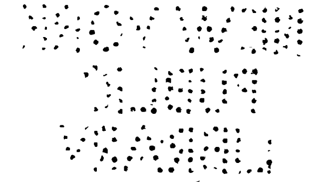
Zur Beförderung
der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde.

Erster Theil.

Ein namhafter Theil von dem Erlös wird nach Abzug der Druckkosten für wohlthätige Zwecke, namentlich für die Mission in Abessinien verwendet werden.

Korntbal.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1858.

Stuttgart.
In Commission bei W. Stroh,
Christophsstraße Nro. 6.



Druck der G. Hasselbrink'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Die Vorrede zu einem Buch fordert den Nachweis über seine Entstehung, Zweck, Einrichtung oder Methode u. s. w. Ich werde mich mit wenigen Worten über diese Punkte aussprechen.

1) Entstehung oder Veranlassung. Bald nach meiner Rückkehr aus Ostafrika im Jahr 1855 wurde ich von theuren Freunden, namentlich von Dr. Hoffmann, Hofprediger in Berlin, aufgefordert, eine zusammenhängende Darstellung meiner Erlebnisse in Ostafrika zu veröffentlichen. Ich weigerte mich lange, dieser Aufforderung zu entsprechen, bis mich im Frühjahr 1857 die Herausgabe einer Uebersicht der Missionsreisen und Entdeckungen des Dr. Livingston durch Südafrika lebhaft an die Erfüllung der Wünsche meiner Freunde erinnerte, indem es mir unter dieser Arbeit klar wurde, daß die Darstellung meiner Erlebnisse und Entdeckungen in Ostafrika einigermaßen ein Seitenstück und eine Ergänzung zu Dr. Livingstons Werk über Südafrika darbieten dürfte. Dazu kam die häufige Aufforderung, daß ich da und dort Missionsstunden halten sollte — eine Aufforderung, die ich nur dadurch auf die Länge ablehnen konnte, wenn ich mich entschloß, wenigstens Materialien (die man von einem ostafrikanischen Missionar mit Recht erwarten konnte), zu Missionsstunden zu liefern.

2) Zweck und Absicht. Mein Buch soll vor Allem ein Denkmal der Macht und Gnade Gottes seyn, der mich aus so vielen Gefahren, Nöthen und Leiden zu Wasser und

zu Land gerettet, darin geschützt, gestärkt und gesegnet hat. Sodann soll es für diejenigen Missionsfreunde, welche mich auf betenden Händen und Herzen in der afrikanischen Wildniß getragen und begleitet haben, eine Zusammenfassung und weitere Ausführung der zerstreuten Nachrichten seyn, die sie in verschiedenen Missionsblättern über die ostafrikanische Mission während 18 Jahren gelesen haben. Ferner soll es künftigen Missionarien eine Uebersicht über die Küste und die Binnenländer von Ostafrika verschaffen, da nicht so bald wieder der Fall eintreten wird, daß ein einzelner Missionar beinahe jeden einzelnen Punkt der Ostküste von Sues (30° nördlich) bis Kap Delgado (über 10° südlich) persönlich kennen lernt, und außerdem noch verschiedene und weit auseinander gelegene Binnenländer besucht. Eine Hauptabsicht aber bei Herausgabe dieses Buches ist die, daß die Missionsgemeine in der Heimath die großen Bedürfnisse der ostafrikanischen Heidenvölker kennen lerne, daß sie das Verderben und das Elend derselben zu Herzen nehme, und mit mehr Gebet und Arbeit als bisher der so sehr verwahrlosten ostafrikanischen Menschheit zu Hülfe komme. Die Missionsgemeine kann zugleich aus diesem Buche sehen, daß und wie weit in Ostafrika recognoscirt worden ist, daß und welche Wege ins Innere zur Ausbreitung des Evangeliums geöffnet worden sind. Die geographische That ist durch die Missionarien geschehen, und nun liegt es an der Missionsgemeine selbst, auch die Missionsthat zu vollziehen und nicht zu ruhen, bis eine Kette von Missionen den afrikanischen Kontinent von Ost und West, von Nord und Süd umschlingt. Die verschiedenen Wasserwege und die großen Karawanenstraßen ins Innere von Afrika müssen benützt werden, um den Millionen unsterblicher Menschenseelen, die noch nichts von der Liebe Gottes in Christo gehört haben, die selige Botschaft zu bringen: „Lasset euch versöhnen mit Gott!" Der Kilimani-Fluß im Süden, der Baher el-Abiad (weiße Fluß) im Norden, der Dschub, Osi, Dana, Pangani, Lufidschi und Lufuma im Osten, und der Congo und Niger (mit seinem großen Zufluß Tschadda)

im Westen — alle diese mächtigen Wasseradern, die mehr oder weniger in die Nähe des großen Binnensees Tanganika (der auch Ukerewa und Niassa heißt) führen, sind laute Stimmen wie groß Wasserrauschen, an die Missionsgemeine, dafür zu sorgen, daß durch die Verkündigung des Evangeliums die Ströme des Lebens in die großen Menschenwildnisse Afrikas hineingeleitet werden. Von auffallenden Bekehrungen vieler Ostafrikaner kann ich freilich nicht reden, denn meine Aufgabe war mehr eine recognoscirende, vorbereitende, Stationen gründende, neue Sprachen auffassende, kurz mehr eine Bahn brechende. Der Eine pflügt, der Andere säet und der Dritte erntet.

Ferner kann dieses Buch dem Missionar und Missionsfreund zur Stärkung dienen, wenn er den Schmerz hat, irgendwo das zeitweilige Unterliegen einer Missionsstation wahrnehmen zu müssen. Er kann aus diesem Buche sehen, wie der Herr an andern Orten eine Thür der Wirksamkeit aufthut, wo man es kaum erwartet hätte. Als die Mission in Abessinien erlag, wurde ihr der Süden des Aequators geöffnet und ein Weg bereitet, der schneller und tiefer ins Herz von Afrika hineinführt, als es von Abessinien aus möglich gewesen wäre. Ferner können junge Christen, die Zug und Trieb zum Missionsdienst haben, sich bei Durchlesung dieses Buches prüfen, ob sie vom Herrn den Muth und die Kraft erlangt haben und erlangen wollen, welche zur Ertragung der mancherlei schweren Leiden und Entbehrungen *), zur Ueberwindung der vielen Gefahren und Versuchungen für Körper und Geist nöthig ist; ob sie die Festigkeit des Glaubens, den Sinn der Liebe, der Treue, der Geduld, der Weisheit, der Demuth und der Selbstverleugnung haben, welcher zur Arbeit

*) Wenn ich die verschiedenen Hin- und Herreisen zu Land, die ich in Ostafrika gemacht habe, zusammenrechne, so finde ich, daß sich dieselben wenigstens auf 3000 Stunden Wegs belaufen, die ich größtentheils zu Fuß gemacht habe. Dr. Livingston (der um dieselbe Zeit als ich und mein Mitarbeiter Rebmann im Nord- und Südosten von Afrika thätig waren, im Süden arbeitete und reiste) konnte

unter und an den Heiden erforderlich ist, und ob sie auch die mancherlei intellectuellen Kräfte und Gaben besitzen, welche (z. B. bei Auffassung neuer Sprachen) zum Beginn und zur Fortsetzung einer Mission unentbehrlich sind. Endlich ist es auch die Rücksicht auf die Erd- und Völkerkunde, welche mich zur Zusammenstellung meiner in Afrika geschriebenen Journale, aus denen dieses Buch entstanden ist, bestimmt hat. Ich hatte ja so Manches gesehen, beobachtet und gehört, was dem Geographen und Ethnographen nicht uninteressant seyn kann. Ein Missionar ist verpflichtet, der Wissenschaft zu dienen, so weit es seiner Hauptaufgabe, der directen Missionsarbeit, keinen Eintrag thut. Schon seine wissenschaftliche Erziehung muß ihm eine Hochachtung und ein Interesse für die Wissenschaft einflößen; sodann empfangt er ja auch manche Wohlthat von Vielen, welche die Wissenschaft berufsmäßig pflegen. Ist es also nicht Pflicht der Dankbarkeit, die Zinsen heimzuzahlen, die der Missionar der Wissenschaft schuldig ist, besonders wenn er in solchen Gegenden der Erde stationirt ist, welche noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht und beschrieben hat.

Was nun 3) die Bearbeitung des Stoffes für dieses Buch, also seine Methode betrifft, so muß ich freilich bekennen, daß meine Darstellung weit hinter den Werken mancher Missionarien, und noch mehr hinter denen der neuern Reisenden, z. B. eines Dr. Barth (in Nordafrika) und eines Dr. Livingston (in Südafrika) zurücksteht. Heut zu Tage macht man bedeutende Ansprüche an Reisewerke. Große Präcision der naturkundlichen Ergebnisse, große Plastik der Darstellung aller Verhältnisse und Zustände des Natur- und Menschenlebens, kurz geographische Vollendung wird gegenwärtig

---

doch wenigstens noch auf Ochsen reiten, eine Bequemlichkeit, die uns von Mombas aus ins Innere nicht vergönnt war. Der vielen Seereisen auf den unbequemen arabischen Booten will ich gar nicht erwähnen. Ich bemerke dieß nur, um anzudeuten, daß der ostafrikanische Missionar sich auf große Entbehrungen gefaßt machen muß, auf Hunger, Durst, Blöße, Strapatzen und Gefahren aller Art u. s. w.

von Reisenden verlangt, nachdem Männer wie Humbold, Ritter, Petermann und Andere die Bahn gebrochen und vorgezeichnet haben. Diesen Anforderungen, ich gestehe es offen, entspricht mein Buch nicht, ja ich hätte nicht einmal das Talent zu solchen Leistungen, wenn ich sie auch versuchen wollte. Mein Buch soll eben unter dem bescheidenen Gewand einer Materialiensammlung (und auch hier wäre noch Manches zu wünschen) hervortreten, und sein Hauptergebniß soll dem Reiche Gottes dienen. Als ich meine Journale an Ort und Stelle schrieb, hatte ich auch nicht den leisesten Gedanken und irgend welche Absicht, in der Zukunft ein Buch zu schreiben. Ich schrieb meine Journale einfach für mich selbst und für die englisch-bischöfliche Missions-Gesellschaft, in deren Dienst und Auftrag ich im Jahr 1837 nach Ostafrika gesendet worden war. Hätte ich von Anfang an die Absicht gehabt, ein Buch zu schreiben, so wäre wohl seine Gestalt eine ganz andere geworden; ich hätte dann wohl vor Allem den chronologischen Gang des Buches vermieden, welcher manchmal Wiederholungen veranlaßt hat, die jedoch meistens auch wieder etwas Neues beibringen.

In Beziehung auf Abessinien und die abessinische Mission bin ich weniger ausführlicher gewesen, weil dieses Land durch die Schriften eines Ludolf, Bruce, Salt, Rüppel, Gobat und Isenberg, Harris, Combes und Thamisier, Rochet, Baron von Katte, Lefevre und Mansfield u. s. w. bekannt geworden ist. Mit den ostafrikanischen Aequatorländern aber verhielt es sich ganz anders. Diese hatte vor mir und meinem Mitarbeiter Missionar Rebmann (der gegenwärtig in Ostafrika allein steht und daher der Fürbitte und liebenden Theilnahme der Missionsgemeine in der Heimath besonders bedarf), noch kein europäischer Reisender betreten. Höchstens war die unmittelbare Seeküste, früher durch die Portugiesen, in neuerer Zeit durch den englischen Kapitän Owen (1824), und durch den französischen Kapitän Guillain (1848) bekannt geworden. Letzterer hat mit großem Fleiß, vieler Genauigkeit und mit Talent die wichtig-

sten Küstenorte untersucht und beschrieben, aber in's Innere ist dieser gelehrte Seemann nicht gedrungen.

Gerne hätte ich noch einen ausführlicheren Bericht über die ostafrikanischen Handels-Verhältnisse, sowie auch meine Gedanken über Mission und Missionsbildung, also eine Art **Vade Mecum** für Missionarien beigefügt, wenn nicht das Buch zu dick geworden wäre, das ohnehin schon die angekündigte Bogenzahl überschritten hat. Ich will diesen Ausfall nachholen, wenn dieses Buch eine zweite Auflage erleben sollte, was freilich bei seiner formellen und materiellen Mangelhaftigkeit kaum zu erwarten ist. Das Bestreben, die Größe des Buchs nicht allzusehr anzuschwellen, war auch der Grund, warum ich oft, so zu sagen, sprungsweise über Gegenstände hinweggegangen bin, über welche manche Leser mehr Aufschluß gewünscht haben möchten.

Zu Beschleunigung des Drucks wurden zwei Pressen zu gleicher Zeit in Bewegung gesetzt, die eine in Stuttgart, die andere in Ludwigsburg; daher die verschiedene Druckart, welche der geneigte Leser entschuldigen wolle.

Daß ich die Hauptmomente meines Lebensganges in dem ersten Kapitel des ersten Theils erzählt habe, geschah nicht aus Eitelkeit, sondern zum Preise Gottes und zum Besten junger Seelen, besonders solcher, welche sich dem Missionsberuf widmen wollen, damit sie sich vor Einseitigkeiten und Abwegen hüten mögen.

Drei Wünsche, die sich mir beim Rückblick auf meine Laufbahn in Ostafrika lebhaft aufdringen, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Der erste Wunsch wäre der, daß mir Gott Gesundheit, Kraft, Muth und die Mittel schenken möchte, eine Missionsstation an den Quellen des Nils in der Nähe des Schneebergs Kegnia, und eine zweite an den Wassern des großen Sees Niassa oder Ukerewe zu gründen, was so oft meine Absicht gewesen war. Je länger ich in Europa verweile, je mehr sehnt sich mein Herz wieder nach Afrika, — eine Sehnsucht, die, wie ich bei mehreren alten und invaliden

Missionarien bemerkt habe, alle diejenigen mehr oder weniger ergreift, welche eine Zeitlang in Europa von ihren Strapazen ausgeruht haben. Sie fühlen und bezeugen es Alle nach einiger Zeit, daß ihnen die Ruhe und Gemächlichkeit in Europa mehr eine Last als eine Lust ist, und daß sie wieder dem Beruf angehören möchten, dem sie sich in einem fernen Welttheil Jahre lang unterzogen haben. Sollte mir aber dieser sehnliche Wunsch durch Gottes Fügung, durch fortwährende körperliche Schwachheit und andere hindernde Umstände versagt werden, so vermache ich obigen Wunsch hiemit gleichsam testamentarisch demjenigen Missionar in Ostafrika, dem Gott in künftiger Zeit ein inniges Gefühl von Mitleid mit dem tief gesunkenen Geschlechte Hams in Inner-Afrika, ins Herz geben wird. Er möge nicht ruhen, bis das Panier Jesu Christi des Gekreuzigten in jenen Ländern des Sklavenhandels und der Grausamkeit aufgepflanzt ist, wo kein Friede werden kann, als bis die Liebe siegt. Ueberhaupt mögen die Missionarien an der Küste nicht glauben, ihre Aufgabe erfüllt zu haben, so lange nicht derjenige Theil von Inner-Afrika erreicht ist, von wo sie sich nach Ost und West, nach Nord und Süd ausbreiten können. Dort wo in physischer Beziehung die Quellen der großen Ströme, die hohen Berge, die mächtigen Staaten und Fürsten und die großen Handels-Reviere angetroffen werden, dort liegt auch das Herzleben des afrikanischen Heidenthums, das durch das Evangelium angegriffen und überwunden werden muß.

Mein zweiter sehnlicher Wunsch besteht darin, daß ich jeden Missionar, der nach Ostafrika kommt, dringend bitte, die kurze Zeit, die seiner Wirksamkeit daselbst vergönnt seyn mag, treu zu benützen und alle Kraft des Leibes und des Geistes auf die Hauptsache, die Verkündigung des ganzen Rathschlusses Gottes zur Seligkeit der Menschen, zu concentriren, ohne sich durch Nebensachen oder untergeordnete Dinge (z. B. durch Häuser bauen, Kolonisations-Gedanken, oder auch blos durch literarische Thätigkeit) verflechten zu lassen,

wodurch die edle Zeit, in der Seelen für Christum gewonnen werden sollten und könnten, zum Schaden seines eigenen innern Menschen und zum Nachtheil der Heidenwelt unbenützt vorbeistreichen würde. Es wolle doch jeder Bote Christi es als ein Missionsariom festhalten, daß da, wo er mit dem Evangelium dem Reich der Finsterniß entgegentritt, alsbald ein Kampf zwischen zwei Gewalten entsteht, und früher oder später eine Krisis kommt, bei deren Eintritt er das, was er versäumt hat, nicht mehr ersetzen kann. Gewöhnlich hat eine Missionsstation einen guten Anfang, so daß der Missionar sich glänzende Hoffnungen auf große Erfolge macht, und er daher leicht sich gehen läßt in dem Gedanken, er habe noch lange Zeit, er könne dieß und jenes, das in seiner Art wohl auch gut ist, unternehmen, es könnte ja sonst scheinen als wollte er das Himmelreich mit Sturm erobern. Aber ehe er sichs versieht, kommt ein Gewitter von außen oder von innen, irgend ein Hinderniß, das seine Wirksamkeit aufhält, schwächt oder ganz unterbricht. Darum soll er sich nie auf die Zukunft vertrösten, sondern frisch angreifen, was ihm zu thun in die Hand gelegt ist, denn im Reiche Gottes hat alles Stunde, Monat und Jahr wie in der äußern Welt, wo nichts stille steht, sondern vorwärts oder rückwärts geht. Wo ein Missionar erscheint und das Reich Gottes aufbauen will, da entwirft Satan mit seinen Fürsten nach den strategischen Regeln der Hölle sogleich einen Operationsplan (listige Methoden Ephes. 6, 11.), nach dem er sofort handelt, um die Absichten Gottes zu vernichten. Darum muß der Missionar das Werk Gottes eilends ausrichten, weil sich später nicht mehr thun läßt, was zur rechten Zeit hätte geschehen sollen. Wie oft bedaure ich es jetzt, daß ich nicht von Schoa aus nach Gurague und Kambat, und später von Rabbai aus nicht nach Kadiaro und andern Orten gegangen bin, so lange es mir nach Innen und Außen noch möglich war. Die Missions-Geschichte zeigt mit Nachdruck, daß bei einem zweiten Versuch nicht gelingt, was bei dem ersten gelang oder hätte gelingen können. Ein William wurde

in der Südsee nach seiner Rückkehr aus Europa umgebracht, ein Weitprecht und Gützlaff starben bald, ein Gobat mußte bei seinem zweiten Versuch in Abessinien nach kurzer Zeit in krankem Zustand das Land seiner schönen Hoffnungen verlassen; ich selbst mit Isenberg konnte 1842 das zweite Mal nicht nach Schoa und zu den Galla gelangen, und nach meiner Rückkehr aus Europa 1851 ging Alles rückwärts in Rabbai, und wie es dem Dr. Livingston, der mit Ehrenbezeugungen in Europa überschwemmt worden, und mit großen Gedanken nach Südafrika zurückgekehrt ist, das zweite Mal ergehen mag, wird bald die Zeit lehren*). Darum sage ich jedem angehenden Missionar, besonders dem, der nach Ostafrika zieht: „Wirke, dieweil es Tag ist, denn es kommt bald die Nacht, wo du nicht mehr, wie vorhin, wirken kannst.“ Zerstreue dich nicht durch Nebendinge, sei ganz und entschieden für deinen Herrn in deinem Herzen nach Innen, und in deinem Werk nach Außen. Dann kannst du getrost die Krisis dem Herrn überlassen, wenn auch dein Werk eine Zeitlang untergeht, oder aufgehalten wird. Das Evangelium muß jetzt eilends in aller Welt gepredigt werden, ehe das Ende kommt. Die Mission ist der Vorläufer Johannes in unsern Tagen, sie ist die Stimme eines Predigers in der Wüste der Heidenwelt, dem Herrn den Weg zu bereiten und seine Steige richtig zu machen. Bald wird der Herr des Tempels selbst kommen und mit Lichts- und Gerichtsthaten zu den Völkern reden, ein Schlachten in Bozra halten (Jesajas 3, 4, 6) und

*) Ob die übermäßigen Ehrenbezeugungen, die jedem hervorragenden Missionar der Neuzeit alsbald zu Theil werden, nicht auch zu dem angedeuteten Operations-Plan des Feindes gehören, will ich nicht weiter untersuchen. Im Licht der Ewigkeit werden wir aber einsehen, wie viel das Lob der Menschen im Reiche Gottes geschadet hat, denn ein Missionar mag noch so demüthig seyn, so bleibt ihm doch etwas von jenem Weltstaub hangen, der beim zweiten Gang in die Heidenwelt durch große Demüthigungen wieder ausgeklopft werden muß.

sein durch die Weltreiche lange Zeit aufgehaltenes Reich des Friedens als die fünfte und letzte Monarchie aufrichten (Daniel 7, 27.).

Mein dritter Wunsch wäre, den Missionsfreunden recht angelegentlich die Mission in Abessinien zu empfehlen, welche der theure Bischof Gobat in Jerusalem mit sehr spärlichen Mitteln unterhält. Die Wichtigkeit dieser Mission für Innerafrika, namentlich zur Christianisirung der sechs Millionen Galla, wird von selbst jedem Missionsfreund einleuchten.

Schließlich bemerke ich noch, daß, da beide Theile dieses Werkes eigentlich zusammengehören, der geneigte Leser sie nicht getrennt sich anschaffen sollte, daher auch dem zweiten Theil keine besondere Vorrede vorangestellt worden ist, und ferner, daß ich das Werk im Selbstverlage habe, und mir das Uebersetzungs-Recht in fremde Sprachen vorbehalte.

Kornthal, Oberamt Leonberg,
Königr. Würtemberg.
2. August 1858.

L. Krapf.

Inhalt des ersten Theils.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Beilagen zum ersten Theil.

Des Verfassers

Erlebnisse, Missionsthätigkeit und Reisen

in

Nord- und Süd-Ost-Afrika

(Abessinien und die Aequator-Gegenden.)

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Des Verfassers Leben in seinen Hauptzügen von der Geburt bis zum Eintritt in den Missionsdienst.

Es ist eine Thatsache, welche von erfahrenen Pädagogen nicht erst angezweifelt wird, daß die Eindrücke, Anschauungen und Lektüren der Jugend oft einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Menschen ausüben, indem er dieser Träume eines freilich noch unentwickelten und ungeläuterten Joseph nicht wieder los wird, sondern sie beständig in sich bewegt, und sich von ihnen die Richtung seines Lebens geben läßt.

Eben so ist es in dem Mikrokosmus und Makrokosmus der Menschheit, oder in der Geschichte einzelner Menschen und ganzer Völker eine hinlänglich erwiesene Thatsache, daß oft die unbedeutendsten Umstände und Ereignisse die wichtigsten Folgen nach sich ziehen und das Leben des Einzelnen oder des Ganzen so oder anders gestalten, wie es eben die erziehende Weisheit Gottes für gut findet, dem zur Ausführung seiner Absichten am Einzelnen und Ganzen Nichts zu groß, und Nichts zu klein und gering ist.

Als Belege für diese Wahrheit muß ich einige biographische Notizen aus meiner Jugendzeit vorausschicken, ehe ich die Erzählungen meiner Reisen in Ostafrika folgen lasse. Diese Notizen werden dem denkenden Leser das Verständniß meiner Reisen in vielen Beziehungen erleichtern, und es ihm klar machen, warum ich in den größten Gefahren, wo nur ein Schritt zwischen mir und dem Tod war, mit einem englischen Geistlichen sagen konnte: „Ein Missionar ist unsterblich, so lange er seine Aufgabe nicht erfüllt hat," und warum ich mir oft in kritischen Augenblicken das Wort zu Gemüth führte: „Fürchte dich nicht, du führst den Cäsar," nicht zu vergänglichen Eroberungen durch Krieg und

Blutvergießen, sondern zum Sieg der Wahrheit, die in Jesu Christo ist, über die Mächte der Finsterniß, die seit Jahrtausenden im ungestörten Besitz ihrer Herrschaft gewesen waren in Gegenden, die nie zuvor der Fuß eines Europäers, noch viel weniger der eines christlichen Missionars betreten hatte. Daß ich in dem ersten Kapitel des ersten Theils von mir selbst in der dritten Person rede, wird der geneigte Leser gerne entschuldigen.

Am 11. Januar 1810 wurde den Eltern einer wohlhabenden ländlichen Familie in dem Dorfe Derendingen bei Tübingen ein Sohn geboren, dem in der heiligen Taufe nicht mit Unrecht der Name „Ludwig“ (der Kämpfer) gegeben wurde, wenn schon die theuren Eltern damals diesen Namen noch nicht verstanden haben mögen, dessen Bedeutung ein frommer Dichter in folgenden Worten ausdrückt:

„Wer in den Kampf für Jesum geht,
Der kann nicht unterliegen;
Wer unter Jesu Fahnen steht,
Muß im Erliegen siegen.“ (2 Kor. 6, 9.)

Während die theure Mutter das Kind noch unter ihrem Herzen trug, war die Familie mit dem Bau eines neuen Hauses und einer neuen Scheuer so angestrengt beschäftigt, daß manche Nachbarn und Freunde für Kind und Mutter große Besorgnisse hegten, die jedoch unter dem gnädigen Schutz Gottes sich nicht verwirklichten. Gott waltete auch in den Kinder- und Knabenjahren kräftig über dem kleinen Ludwig, als dieser mehrmals in den Mühlbach, der an Derendingen vorbeifließt, gerieth, oder von Bäumen, auf denen er mit jugendlicher Leidenschaft Vogelnester suchte, herabfiel, oder sich mit zu voll geladenen Schlüsselbüchsen und Pistolen, an denen er frühzeitig eine kindische Freude hatte, öfters stark verletzte. Mit dem Wachsthum der Jahre erwachte und vermehrte sich in dem Knaben das angeborne Böse der menschlichen Natur, welches sich in allen möglichen Arten des jugendlichen Leichtsinnes und Uebermuthes kund gab und dem aufmerksamen Menschenkenner deutlich zeigte, daß in diesem Knaben das Böse eine Riesengestalt erlangen müsse, wenn nicht das Gute durch die Gnade Gottes das Uebergewicht in ihm bekommen würde.

Daß aber diese Gnade in dem Knaben wirksam war und ihn auf den Weg zum Leben zu führen suchte, war ersichtlich aus der großen Furcht, welche ihn besonders bei starken Gewittern, bei Todesfällen, Leichenbegängnissen, und bei der Betrachtung und dem Lesen der Höllenqualen ergriff, bei welchen Anlässen er zwar feierlich gelobte, hinfort ein gottgefälliges Leben führen zu wollen, aber eben nie seine Vorsätze ausführte, wie dieß bei allen Menschen stets der Fall seyn wird, welche gute Früchte von einem wilden Baum suchen, dessen innere Natur nicht zuvor verändert worden ist.

Wahrscheinlich hätte der starke Trieb des Bösen den Trieb des Guten überwuchert und bezwungen, hätte nicht der göttliche Erzieher ein ernstes Ereigniß über den Knaben in seinem elften Lebensjahr kommen lassen. Der elfjährige Ludwig wurde nämlich von einem Schneider in Derendingen ohne gerechte Ursache so unbarmherzig geschlagen, daß der damalige Tübinger Oberamtsarzt Uhland bei der Untersuchung sagte: „So schlägt man keinen Heiden.“ Diese Mißhandlung hatte eine sechsmonatliche Krankheit zur Folge, während welcher der Knabe oft ernstlich an die Ewigkeit dachte, und daher fleißig in der Bibel und in Arnds wahrem Christenthum, auch in Brastberger's Predigtbuch las, oder sich vorlesen ließ, ohne daß er jedoch schon damals den wahren Weg zum Heil wirklich gefunden hätte, weil er Niemand hatte, noch kannte, der ihn aus eigener Erfahrung zu Christo hätte weisen können. Zwar fehlte es ihm nicht an einer orthodoxen Umgebung, wohl aber an Leuten, die recht gläubig und auf erfahrungsmäßige Weise belehrt waren. Am meisten fühlte sich der Knabe von den Geschichten des Alten Testaments angezogen, und wenn er in der Geschichte Abraham las, daß dieser Patriarch mit Gott geredet habe, so ergriff ihn eine tiefe Sehnsucht, auch mit Gott reden zu dürfen, wie die Propheten und Apostel. Freilich hatte die sechsmonatliche Krankheit diese Wirkung nicht hervorbringen können; aber sie hatte doch das bewirkt, daß der Knabe über seinen Zustand nachdachte, und sich wenigstens eine historische Kenntniß der Schrift und guter Bücher zu verschaffen suchte, — eine Kenntniß, von der er nach seiner Genesung im Jahre 1822 während der Ernte

vielfach Gebrauch machte, indem er beim Schneiden den Schnittern biblische Geschichten so eifrig und lebhaft zu erzählen wußte, daß Manche zu den Eltern sagten: „Ihr werdet sehen, der Ludwig wird noch ein Pfarrer werden!“ Diese Andeutung sollte bald in Erfüllung gehen. Da die in der Krankheit gefaßten Vorsätze wieder vergessen wurden, und das historische Wissen der Bibel den Trieb zum Bösen, der immer gewaltiger im Herzen und Leben des Knaben hervortrat, nicht hemmen konnte, so führte der göttliche Erzieher, der seine Zöglinge nie aus dem Auge läßt, bald einen wichtigen Wendepunkt im Leben des Knaben herbei, und suchte wenigstens von außen hineinwärts auf ihn zu wirken, da er von innen heraus noch nicht auf ihn wirken konnte. Die äußere Lebensstellung, wenn auch noch nicht die Herzensstellung, mußte eine andere werden. Diese äußere Veränderung wurde durch einen sehr unbedeutenden und zufälligen Umstand herbeigeführt, wie denn überhaupt die scheinbar unbedeutendsten Ereignisse die wichtigsten Folgen in dem Leben unsers Ludwig gehabt haben. Es geschah vor dem neuen Jahr 1823, daß die Schwester des Knaben in Tübingen einen neuen Kalender kaufen wollte. Aus Versehen kam sie in ein Haus, wo zwar kein Kalendermann, aber eine alte ehrwürdige Pfarrerswittwe mit ihrem Sohne wohnte, welcher die lateinische Schule besuchte. Die alte Frau, gesprächig und herablassend, wie sie war, ließ sich in eine Unterredung mit der Schwester ein, und fragte sie unter Anderem auch, ob sie noch Geschwister hätte. Da die Schwester ihr bemerkte, daß sie außer zwei älteren Brüdern noch einen jungen Bruder von 13 Jahren habe, so fragte die Frau Pfarrerin, ob dieser Knabe auch gut rechnen könne, was die Schwester mit Grund bejahte. Schnell erwiederte die alte Frau: „Diesen jungen Menschen möchte ich sehen; vielleicht kann er meinem Fritz Unterricht im Rechnen geben, und vielleicht kann er noch studiren und Pfarrer werden.“ Die Schwester versprach, ihren jungen Bruder in Bälde der ehrwürdigen Frau zu zeigen, bemerkte aber zugleich, daß es mit dem Studiren nicht wohl angehen werde, da ihr Vater eben ein Landmann sei. Die Frau Pfarrerin aber ließ sich durch dieses Bedenken nicht irre machen, sondern erwiderte kurz und kräftig:

„Landmann hin, Landmann her, Adam, der erste Mensch, ist auch ein Ackermann gewesen.“ Die Schwester, die über der Unterredung die Kalender-Sache vergessen hatte, kommt nach Haus, erzählt das Gespräch mit der alten Pfarrerin der ganzen Familie, und bevorwortet den Vorschlag, daß der Ludwig studiren müsse, so kräftig, daß der Vater ernstlich ins Bedenken kommt, die beiden älteren Brüder zustimmen, die Mutter noch schwankt, der Knabe aber wie außer sich vor Freude wird, und dringend bittet, daß man ihn doch studiren lassen möge, er wolle ja Tag und Nacht sich alle Mühe geben, um durch Fleiß und Eifer etwas Rechtes in der Welt zu werden. Nach einigen Tagen nahm die Schwester ihn mit sich zu der alten Dame in Tübingen, welche verschiedene Fragen an ihn richtete, deren Beantwortung sie so erfreute, daß sie die Schwester noch mehr als vorher ermunterte, bei ihren Eltern es durchzusetzen, daß der Knabe wenigstens vor der Hand in die lateinische Schule gebracht werde. Mit Entzücken ging Ludwig nach Hause, und brachte in Verbindung mit seiner Schwester die Eltern bald dahin, daß der Vater (der bei seinem Rechtssinn schon im Geiste einen tüchtigen Juristen, der seine Prozesse führen könne, in seinem Sohne sich denken mochte) nach Tübingen sich begab und seinen Ludwig dem damaligen Rector der anatolischen Schule vorstellte. Herr Rector Kaufmann gewann sogleich eine Zuneigung zu dem Knaben, probirte ihn im Lateinisch-lesen, das Ludwig in einer alten Ausgabe von Arnd's wahrem Christenthum während seiner Krankheit ohne alle äußere Anweisung gelernt hatte, und erklärte nach dem Examen, aus dem Knaben könne etwas Rechtes werden, man solle ihn nur studiren lassen, er wolle ihn in die unterste Klasse aufnehmen; der Vater solle nur gleich, ehe er nach Hause gehe, eine lateinische Grammatik und die übrigen Schulbücher kaufen, und der Knabe morgen um 8 Uhr in der Schule erscheinen. Der Vater folgte diesem Rath, kaufte die Bücher, und Ludwig durchlas noch an jenem Abend die Vorrede und den Anfang der Roth'schen Grammatik, lernte die erste Deklination (mensa) auswendig, und stand schon um 3 Uhr des nächsten Tages auf, um noch die zweite Deklination sich einzuprägen. Vor 8 Uhr war er schon in der lateini-

schen Schule, und setzte sich, wie ihm Herr Präzeptor Maier andeutete, auf die unterste Bank neben sieben bis neunjährige Knaben, über die der dreizehnjährige Ludwig, was Körpergröße betraf, natürlich so weit hervorragte, daß er sich innerlich fast schämen wollte. Indessen machte ihn diese Scham nicht irre, sondern trieb ihn nur um so mehr an, durch Fleiß und Eifer im Lernen seine Klaßgenossen einzuholen und zu überragen. Den alten Kameraden der Dorfschule in Derendingen, deren Anführer er bei ihren Knabenstreichen und Spielen meistens gewesen war, wurde der Abschied für immer gegeben, und Ludwig hatte hinfort nur für die Römerwelt einen offenen Sinn und Willen. Am frühen Morgen sah man ihn nach Tübingen wandern mit dem Büchersack, in welchem er überdieß eine Flasche Most und ein tüchtiges Stück Brod verborgen hatte, womit er zwischen 12 und 1 Uhr sein einfaches Mittagsmahl hielt unter den Weiden am schönen Schwabenstrom, dem Neckar, an dessen Ufer er sich setzte, sein Traktament schnell verzehrte und dann flugs sich hinter seine lateinische Grammatik, oder das kleine Scheller'sche Wörterbuch machte, das er in kurzer Zeit ganz auswendig lernte, um möglichst schnell viele Vokabeln sich einzuprägen, ein Verfahren, das er später in fernen Landen, wo er ganz neue Sprachen zu erlernen hatte, stets beobachtete, und vortrefflich fand. Freilich konnte Ludwig diese frugale Lebensweise nicht lange fortsetzen, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Er sah sich deßhalb veranlaßt, jeden Mittag nach Derendingen zu wandern, um ein warmes Mittagsmahl in Empfang zu nehmen. Aber gerade diese dreimalige Wanderung (Morgens, Mittags und Abends) nach seinem Geburtsort legte den Grund zu der festen Gesundheit, welche Ludwig während seiner Missions-Laufbahn so viele Jahre genoß. Da sich der Knabe mit aller Energie seines Willens und Verstandes auf das Lateinische legte, so brachte er es nach 6 Monaten dahin, daß er alle seine Mitschüler in der ersten Klasse überragte und fortwährend den ersten Platz behauptete. Noch im Jahr 1823 kam er in die dritte Klasse, da Herr Rector Kaufmann, welcher den Knaben examinirte, es nicht für nöthig hielt, ihm den Besuch der zweiten Klasse, welche unter der Leitung des Herrn Präzeptor Gailer stand, zuzumuthen.

Ludwig wurde nun zwar allmählig zu einem tüchtigen Lateiner, und später in der vierten Klasse auch zu einem Griechen; er behauptete auch in der vierten Klasse zuletzt fortwährend den ersten Platz; er betrug sich rechtschaffen und äußerlich unanstößig zur Freude seiner Lehrer. Aber während es von außen in jeder Beziehung gut mit ihm stand, während seine Eltern, Lehrer und Freunde eine Freude an ihm hatten und große Hoffnungen für ihn in Beziehung auf seine Zukunft hegten, wie jämmerlich und öde, wie frieden- und freudenlos war sein Herz! Der vergängliche Reichthum des Wissens im Verstand konnte die Eigenliebe, die Selbstgefälligkeit, den Ehrgeiz, die Selbstgerechtigkeit des Herzens nicht überwinden und beseitigen, konnte keinen Frieden und Umgang mit Gott, kein Leben in Gott, kurz keine neue Kreatur in dem Knaben schaffen, der im tiefsten Grunde doch nach etwas Unvergänglichem, nach Gott sich sehnte. Der lebendige Gott war dem Ludwig noch unbekannt und konnte von ihm nicht gefunden werden trotz der Vorsätze, die er besonders auf seinen täglichen Wanderungen nach Derendingen sich machte, allezeit vor Gott zu wandeln und ihn vor Augen zu haben. Er hatte oft kräftige Züge und tiefe Rührungen von der Nähe Gottes bei seinen täglichen Gängen in der freien, ländlichen Natur, aber das wissenschaftliche Treiben unterdrückte bald wieder alle tieferen Bewegungen des Herzens, und das klassische Heidenthum, und der Trieb, einst in der Welt etwas Glänzendes zu werden, zog ihn ab von jeder ernsteren Betrachtung der Bedürfnisse seines Herzens und von dem Studium des Wortes Gottes. Auch war in der anatolischen Schule damals nicht, oder äußerst wenig die Rede von Religion, und Ludwig lernte nicht einen einzigen Schulgenossen kennen, der im Verborgenen Gott suchte, und zu ihm betete. Wenn je einmal Religions-Unterricht gegeben wurde, so geschah es im Sinn und Geist des Rationalismus, der nach und nach den auf sein Wissen stolzen Knaben anzuziehen drohte, und der bereits so tief in ihn eingedrungen war, daß er einmal gegen seinen Vater äußerte: „Man müsse nichts in der Bibel glauben, was nicht die Vernunft des Menschen als wahr erkennen könne.“ Ein Glück war es für den Knaben,

daß er frühzeitig von argen Gedanken aufs Heftigste angefallen und geplagt wurde, indem diese Plage ihm die Verderbtheit der menschlichen Natur und seines eigenen Herzens recht offenbarte, und ihn nöthigte, Gott um Befreiung von dieser Plage oft sehr dringend zu bitten. Je mehr er sich diesen Gedanken zu entziehen suchte, je mehr kamen sie wie Riesen über ihn, und ließen ihn mit dem Apostel ausrufen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dieser Masse des Todes und des Verderbens.“ Gerade diese Plage und die darunter erfahrne Noth des Herzens war es, was unsern Ludwig vor den Gefahren des klassischen Heidenthums bewahrte, und was ihn auch zurückhielt, daß er sich nicht mit ganzer Seele, wie er wollte und wünschte, in seine Studien vertiefen und verlieren konnte.

Neben dem klassischen Studium zog ihn besonders das Studium der Geschichte und der Geographie an. Während er noch in der ersten Klasse war, kaufte ihm der Vater einen geographischen Atlas. Beim ersten Durchblättern der Spezialkarten fiel Ludwigs Auge auf die Karte von Ostafrika, besonders auf Abessinien und das Adal- und Somali-Land. Er verwunderte sich darüber, das fast gar kein Land- und Stadtname in dem Adal- und Somali-Land angegeben war. Wie? fragte er sich, sollte das eine völlige Wüste seyn, die noch kein Europäer durchreist hat? Ebenso verwunderte er sich über die Menge der Hyänen in Abessinien, welches Land ihm durch die Reisen von Bruce bekannt wurde. Eines Tages kam nämlich Ludwig in eine Antiquariats-Buchhandlung in Tübingen, wo sein Auge zuerst auf das Reisewerk von Bruce fiel, das er lehnungsweise sogleich mit sich nahm, und das nebst Kampe's Entdeckung von Amerika zu den ersten Reisebeschreibungen gehörte, die Ludwig zu Gesicht bekam, und die er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in kurzer Zeit durchlas. Wie hätte er sich damals denken können, daß ihm in der Zukunft das Loos zufallen werde, Manches in diesen Ländern Unbekannte einst der europäischen Heimath aufschließen zu dürfen?

Das Lesen von Reisewerken, sowie das geographische Studium überhaupt erweckte in Ludwig einen mächtigen Trieb,

die weite Welt zu sehen. Als daher nach seinem 14ten Lebensjahr bei seinen Eltern und bei ihm selbst die ernste Frage entschieden werden sollte, welchen Lebensberuf er denn erwählen wollte, rückte der Knabe mit der bestimmten Antwort hervor: „Ich will ein Schiffskapitain werden und ferne Länder sehen."

Der Vater, der lieber einen Juristen, oder einen Pfarrer gehabt hätte, hörte diese Antwort nicht gerne; doch, da er dem Wunsch des eifrigen Knaben nicht geradezu entgegentreten wollte, so ließ er sich bewegen, in Tübingen nachzufragen, wie Ludwig es anzugreifen habe, um seinen Zweck zu erreichen. Wie betrübt wurde aber dieser, als der Vater die schmerzliche Nachricht nach Hause brachte, daß seinem heißen Wunsch nicht entsprochen werden könne, weil mehrere tausend Gulden nöthig wären, um ihn in Amsterdam, oder in irgend einer bedeutenden Seestadt, zum Seewesen auszubilden. Ludwig konnte sich der Thränen nicht enthalten, weil sein Lieblingsplan auf einmal durchstrichen war, indem er wohl einsah, daß die Kosten zu seiner Ausbildung in der Ferne über die Kräfte der Familie gehen würden. Aber was will ich denn nun werden? fragte er sich hundert Mal auf seinen Hin- und Hergängen zwischen Derendingen und Tübingen. Zur Jurisprudenz und Medizin hatte er keine sonderliche Lust, eher noch zur Theologie, wiewohl auch diese ihm nicht recht zusagte, weil er die hebräische Sprache fürchtete, die ihm sehr widerlich und unlernbar vorkam, wie er bei seinen Kameraden, die in der vierten Klasse das Hebräische trieben, glaubte bemerkt zu haben. Während Ludwig in Beziehung auf seinen künftigen Beruf unentschieden war, dabei aber mit allem Eifer fortfuhr, Lateinisch, Griechisch und die Realien zu treiben, daneben noch Französisch und Italienisch anzufangen, griff abermals ein unbedeutender Umstand entscheidend in seinen Gang ein. Ludwig stand in seinem 15ten Lebensjahr, als eines Tages Herr Rektor Kaufmann in der Schule eine kleine Schrift vorlas, welche von der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden handelte. Es wurde in dem Schriftchen mitgetheilt, was Mission sei, wie sie betrieben werde, und was sie seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern der Erde gewirkt habe.

Nachdem der Lehrer mit der Vorlesung des Büchleins fertig war, befahl er den Schülern, über das Vorgelesene einen Aufsatz zu machen, der drei Tage nachher einzureichen sei. Mit Verwunderung hörte Ludwig der Vorlesung zu, denn er hatte nie zuvor etwas von der Mission unter den Heiden gehört. Und in der That war dieß das erste und letzte Mal, daß Ludwig, so lange er in der anatolischen Schule war, etwas von diesem großen Gegenstand vernehmen durfte. Er hatte aber auch genug gehört, um sich die ernste Frage vorzulegen: „Willst du nicht auch Missionar werden und zu den Heiden gehen?“ Mit Eifer machte er sich an die Ausfertigung des Aufsatzes. Da mehrere Notizen seinem Gedächtniß entschwunden waren, so begab er sich Tags darauf, wo gerade Vakanztag war, heimlich in das Schulzimmer und holte aus dem Pulte des Lehrers das Schriftchen heraus, um es noch einmal durchzulesen und dem Gedächtniß tiefer einzuprägen. Ludwig konnte diese unerlaubte Handlung nur mit Furcht und Zittern begehen, da ihm sein Gewissen sagte, daß dieß gegen die Schulordnung anstoße und eine Strafe nach sich ziehe, wenn ihn der Lehrer über dem Lesen ertappen würde. Und in der That hätte seine Missionslust recht abgekühlt werden müssen, wenn er sich vorgestellt hätte, daß die Begehung einer solchen Handlung ihn ipso facto zum Missionsdienst unfähig machen müsse. Doch so weit war sein Missions-Wissen und Gewissen noch nicht geläutert; wie denn überhaupt die ersten Missionsgedanken und Triebe bei vielen Jünglingen und Jungfrauen noch sehr unklar, unlauter und selbstisch sind, und erst durch die Zucht des Wortes und Geistes Gottes, so wie durch die Unterweisung treuer und erfahrner Christen gereinigt und geheiligt werden müssen. So viel wurde nun durch den Aufsatz gewonnen, daß Ludwig mit der Missionssache im Allgemeinen bekannt gemacht, und ihm sein künftiger Lebensberuf näher ans Herz gelegt wurde. Es war ihm ein Licht aufgegangen, dessen er nicht wieder los werden konnte. Der Hamen des Menschenfischerberufs war ihm tief in die Seele gesenkt, und es kam nur darauf an, wie und wann der Fisch selbst aus dem trüben Wasser der Welt gezogen würde. Aber auch dafür hatte, wie wir bald

sehen werden, der himmlische Erzieher gesorgt. Kaum hatte Ludwig dem Missionsgedanken Raum in seinem Herzen gestattet, so entstand in ihm die Frage: „aber wie willst du den Heiden das Evangelium verkündigen, der du selbst das Evangelium nicht recht kennst und dessen Kraft du noch nicht an deinem eigenen Herzen erfahren hast?“ Diese Frage beschäftigte ihn fortwährend sehr ernstlich und trieb ihn an, die Bibel mit mehr Eifer als bisher zu lesen, und auch um deren lebendige Erkenntniß Gott zu bitten, so gut es eben damals, als er noch wenig vom wahren Herzensgebet verstand, geschehen konnte. Als im Frühjahr 1825 die Vakanzzeit heranrückte, kam ihm eines Tages der Gedanke: „Wie? wenn ich nach Basel reisen und mich persönlich zum Missionsdienst melden würde?“ Ludwig theilte diesen Gedanken seiner Mutter und Schwester mit, welche den Plan sogleich billigten. Die Schwester erbot sich, ihn zu begleiten, und die Mutter reichte das nöthige Reisegeld willig dar. Letztere hatte den Herrn Missionsinspektor Blumhardt in Basel, der früher Vikar in Derendingen gewesen war, kennen und achten gelernt, und setzte daher voraus, daß Blumhardt ihrem Ludwig das Richtige rathen werde. Die Reise nach Basel wurde über Tuttlingen und Schaffhausen zu Fuß unternommen und über Freiburg und Freudenstadt zurückgelegt. Das Resultat war, daß Blumhardt in Ludwig zwar einen redlichen und eifrigen jungen Menschen erkannte, dem aber noch die Hauptsache, die wahre und gründliche Bekehrung des Herzens fehlte, der überdieß noch zu jung wäre, um jetzt schon in die Missionsanstalt in Basel aufgenommen werden zu können. Blumhardt rieth ihm daher, nach Hause zurückzukehren, eifrig die Studien fortzusetzen, mit christlichen Freunden in Tübingen und der Umgebung in Verbindung zu treten, hauptsächlich aber die Erkenntniß des Wortes Gottes und des eigenen Herzens zur Hauptsorge zu machen, und dann in Geduld weiter abzuwarten, bis der Ruf zum Eintritt in die Missionsanstalt unter Gottes Leitung an Ludwig ergehen würde. Der Jüngling entschloß sich, diesem treuen Rath zu folgen, erbat sich aber die Erlaubniß, eine Woche im Missionshause sich aufhalten zu dürfen, wo er im Umgang mit den Zöglingen reichen Segen empfieng und wo

er eigentlich das erste Mal wahre Christen kennen lernte, die auf den Knieen mit ihm beteten, was ihm vorher eine unbekannte Sache gewesen war. Mit einzelnen Zöglingen, zu denen er sich besonders hingezogen fühlte, machte er besondere Bekanntschaft und Freundschaft, welche dann eine briefliche Correspondenz zur Folge hatte, die dem Jüngling nach seiner Rückkehr nach Tübingen zu großem Segen wurde. Im Jahr 1826 rückte Ludwig in die fünfte und letzte Klasse der anatolischen Schule vor, wo er unter der trefflichen Leitung des Herrn Professor Pahl seine philologischen Studien fortsetzte. Da er seit seiner Rückkehr aus Basel seine Abneigung gegen das Hebräische beseitigt hatte, so legte er sich privatim mit Eifer auf diese Sprache, welche er nachher so lieb gewann, daß er einen großen Theil der hebräischen Bibel durchgelesen hatte, ehe er in die Missionsanstalt eintrat. Schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritt in die fünfte Klasse machte er die Bekanntschaft mit einem gleichgesinnten Klaßgenossen (Herrn Schönthaler), der früher Provisor in Nagold gewesen war und jetzt noch Theologie studiren wollte. Diese Bekanntschaft war sehr folgenreich für Ludwig, indem Schönthaler eine reiche christliche Erfahrung besaß, und auswärts viele christlichen Freunde hatte, mit denen Ludwig nun auch bekannt wurde. Ohne den Anschluß an diese Freunde, besonders an Schönthaler, würde Ludwig in jener für ihn so entscheidungsvollen Zeit wahrscheinlich kalt und schwankend geworden seyn, oder einseitig sich entwickelt haben. Wie der Satz: „der Mensch wird nur unter Menschen ein Mensch," seine volle Richtigkeit hat, so hat auch der Satz: „ein Christ, besonders ein anfangender Christ, wird nur unter Christen ein Christ," seine volle Wahrheit, und wer ohne alle christliche Gemeinschaft sich, wie man sagt, selbstständig und vorurtheilsfrei gestalten will, ist von vornherein schon gestaltet von sich selbst, von seiner Eigenliebe und seinem Vorurtheil gegen alles, was nicht das eigene Selbst produzirt hat. Schönthaler führte seinem jungen Freund nicht nur gute Bekannte, sondern hauptsächlich auch gute christliche Schriften zu, z. B. von Bogazky, Hiller, Steinhofer, Kempis, Zinzendorf u. s. w. Ein Besuch, den Ludwig in Kornthal machte, hatte tiefe Eindrücke in

seinem Herzen zurückgelassen. Er lernte dort alte Christen kennen, an denen er sehen konnte, wie weit es der Mensch durch Glauben, Geduld und Treue gegen die Wahrheit bringen könne, wie viel ihm aber auch noch fehle im wahren und lebendigen Christenthum. Da Ludwig bei seinen Besuchen in der Umgegend von Tübingen oft aufgefordert wurde, etwas zur Erbauung zu reden, so kam er in große innere Verlegenheit, indem ihm der große Unterschied zwischen Verstandes- und Erfahrungserkenntniß vor die Seele trat. Er fühlte, daß, was er kopf- oder schulmäßig reden wollte, noch nicht durch eigene Herzenserfahrung gelaufen und bewährt war, und also als kraftlos an den Zuhörern sich erweisen müßte. Er hatte wohl viel in der Hirschberger Bibel gelesen und hatte ihre Erklärungen sehr lieb gewonnen, aber es fehlte ihm eben noch an der lebendigen Erfahrung, weil es ihm überhaupt noch an der rechten Gottes- und Selbsterkenntniß fehlte.

Im Jahr 1827 kam endlich der Ruf zum Eintritt in die Missionsschule in Basel, der den 17jährigen Jüngling mit Freude und Entzücken erfüllte. Ludwigs Vater hatte freilich anfangs großes Bedenken, ihn in ferne Länder ziehen zu lassen, wo er für seine Person, wie er sich ausdrückte, nicht todt begraben liegen möchte. Er hätte es lieber gesehen, wenn der Sohn ein Jurist oder Pfarrer im Vaterland geworden wäre. Doch gab er endlich nach, als der Sohn, die Mutter und Schwester ihn dringend baten, der Leitung Gottes sich nicht zu widersetzen. Mit hohen Ideen und Gefühlen trat Ludwig in die Missionsanstalt in Basel ein, wohin ihn der Vater persönlich begleitete. Die heilige Ehrfurcht, mit der Ludwig in den Brüderkreis der Anstalt eintrat, kam erstlich daher, daß er wähnte, lauter vollkommene, heilige und selige Menschen zu finden, in deren Umgang er Riesenschritte in der persönlichen Heiligung des Herzens und Lebens in kurzer Zeit machen zu können hoffte, und zweitens daher, daß ihm überhaupt die Mission und äußere Erscheinung des Reiches Gottes auf Erden als das größte Heiligthum und die größte Herrlichkeit vorkam. Aber er sollte eines Andern überzeugt werden. Er fühlte und erfuhr bald, daß troß der

lieblichsten Umgebung, in die er versetzt war, die Worte eines Dichters: „Die Welt fällt nicht vom Herzen weg, als wie der Koth vom Rade," auch im Missionshaus ihre volle Wahrheit haben. Er fand an sich und Andern, daß die Himmelfahrt der Gotteserkenntniß nur durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß erreicht werden könne, daß das geistliche Wachsthum nicht sowohl in seligen Gefühlen und süßen Empfindungen bestehe, als vielmehr darin, daß der Mensch immer mehr seine natürliche Untüchtigkeit zum Guten, sein tiefes Sündenverderben, seine Sündennoth, und seine gänzliche Abhängigkeit von der Kraft und Gnade Gottes in Christo erkenne und erfahre, und daß er sich immer völliger der Zucht des Wortes und des Geistes Gottes unterwerfe, welcher den Menschen stufenweise, nicht sprungsweise zum Ziele führen will. Hätte Ludwig damals den großen göttlichen Grundsatz verstanden, „daß Gott den Menschen durch lauter Contraria führt und bekehrt," d. h. daß immer zuerst das Gegentheil von dem, was Gott wirken und schaffen will, dem Menschen offenbar werden, daß der Mensch sich zuvor in seiner Unheiligkeit erkennen und sehen muß, ehe Gott ihn heiligen kann, so hätte der Jüngling sich viele Noth und vieles Gedräng ersparen können. Im Umgang mit der Welt und mit wahren Christen muß uns die wahre Gestalt unsers Herzens erst offenbar und herausgestellt werden. Diese tägliche Herausstellung unsers verderbten Herzens muß uns dann zu Gott treiben, damit er uns davon erlöse und uns seine Natur einpflanze aus der Kraft Jesu Christi, welchen er besonders durch seinen Opfertod zur Central-Quelle gemacht hat, aus der, als aus der Sonne der himmlischen Lichtwelt, der neue Mensch alles schöpfen und ziehen muß, was er zum geistlichen Leben und Wandel bedarf für Zeit und Ewigkeit. Nun meinte aber Ludwig, und Viele denken lange Zeit so, daß gar nichts Böses mehr in ihm seyn oder an ihm offenbar werden sollte, als ob nicht der Arzt den Krankheitsstoff erst herauslocken müßte, wenn der Kranke gründlich geheilt werden soll. Wenn es doch nur junge Seelen merken und verstehen wollten, daß es nicht Gottes Wille ist, daß sie gleich heilig und vollkommen seien, sondern daß sie sich der Arznei,

der Kur und Pflege des göttlichen Arztes unterworfen, und sich den Heilungsproceß geduldig gefallen lassen, so würden sie gründlicher und schneller wachsen, als es nach ihren gutgemeinten, aber verschobenen Ideen geschehen kann. Aber fliegen will der Mensch auch in heiligen Dingen, ehe er gehen gelernt hat, und räuberisch will er, wie einst Lucifer und Adam, die Gottgleichheit an sich reißen, und nicht nach der stufenmäßigen Heilsordnung in das Bild Gottes hineinwachsen unter Treue im Kleinen, durch Gehorsam, Geduld und demüthiger Hingabe und Ueberlassung in Gottes Willen, unter allen innern und äußern Begegnissen.

Je länger Ludwig in der Missionsanstalt verweilte und je mehr er in den äußern Kenntnissen und Wissenschaften Fortschritte machte, je mehr er sich und Andere beobachtete, desto mehr fühlte er sich unbefriedigt, und desto stärker wurde seine Sehnsucht nach Gott und seinem Frieden, und desto völliger wurde er auch von seiner innern Untüchtigkeit zum Missionsberuf überzeugt, trotz aller Fortschritte und Befähigung in äußern Dingen. Ludwig legte den apostolischen Maaßstab an und meinte, weil er nicht unmittelbar berufen und ausgerüstet worden sei, wie die Apostel, so könne er auch nicht apostolisch wirken, und es wäre daher besser, ja seine Pflicht, dem Missionsberuf zu entsagen und überhaupt aller wissenschaftlichen Beschäftigung den Abschied zu geben, sich in die Stille des ländlichen Berufs zurückzuziehen und daselbst die innere Ausbildung durch den heiligen Geist in der Schule der Erfahrung abzuwarten. Er stand jetzt wieder auf einem entscheidungsvollen Punkt seines Lebens, der ihn dem Gebiet der Mystik und Theosophie zutrieb. Hatte er sich vom Jahre 1823 an mit ganzer Seele auf das Studiren geworfen, und hatte das Studium, soweit es ohne Gott und Leben in Gott getrieben wurde, ihn natürlich nicht befriedigen können, so war zu erwarten, daß er mit gleicher Energie die Richtung nach der Innenwelt verfolgen würde, wenn er diese für die richtige halten mußte. Als das Richtige und allein Friedenbringende erkannte er aber die Mystik und Theosophie, wie er sie in dem Buch „Einzelne belehrende Aufschlüsse über die Bestimmung des Menschen", in den Schriften der Madam Guion, besonders in

Jakob Böhm kennen lernte. Auf alle diese und verwandte Schriften wurde er im Missionshaus aufmerksam gemacht, d. h. nicht so, daß diese Schriften im Missionshaus gelesen wurden (denn sie waren streng verboten), sondern so, daß einzelne Zöglinge, welche sie kannten, oder in der Heimath gesehen hatten, sie als schädliche und ketzerische Schriften verurtheilten. Nun war es aber Ludwigs entschiedener Grundsatz, nichts zu verwerfen, was er nicht selbst gesehen oder geprüft hatte, gemäß dem obersten logischen Grundsatz: „Setze nichts ohne Grund.“ Während er daher ein Verdammungsurtheil über jene Schriften hörte, entstand in ihm das lebhafte Verlangen, diese Schriften zu bekommen und zu lesen, auf die er durch das Lesen der Schriften des Herrn von Mater, die im Missionshause nicht verboten waren, einigermaßen vorbereitet war. Nach kurzer Zeit begab es sich, daß Ludwig bei seinen Ausflügen nach der Basel-Landschaft diese Bücher zu Gesicht bekam und ohne Vorurtheil zu lesen begann. Die Gedanken, die er darin fand, waren ihm ganz neu und erfüllten ihn mit einem Licht, das er nie zuvor erfahren hatte. Außer der heiligen Schrift wurden ihm daher diese Bücher Lieblingslectüre, und er konnte nicht begreifen, warum man dieselben als schädliche und ketzerische bezeichnet hatte. Wenn die Verfasser, dachte Ludwig, Ketzer oder Schwärmer waren, so will ich mich nicht schämen, auch ein solcher Ketzer oder Schwärmer zu werden und zu heißen. Hiemit hatte er sich für die mystische Richtung entschieden, aber so, daß ihm die Bibel höher stand, als alle menschlichen, wenn auch noch so vortrefflichen Schriften, die ihm freilich die Bibel in vielen Dingen deutlicher machten. Es war natürlich, daß die innere Veränderung, welche mit dem Jüngling vorgegangen war, nicht lang nach außen verborgen bleiben konnte. Rede, Gesicht und Wandel zeugten von dieser Veränderung. Ludwig spürte einen Frieden und eine Seligkeit in Gott und seinem Wort, die ihm unbegreiflich war. Auch die äußere Natur sah er ganz anders an, als zuvor. Er sah und fühlte nur Gott in allen Dingen, wollte nur mit Gott und seinem Wort umgehen. Alles irdische Wissen wurde ihm unwichtig, weil er etwas fühlte, das er „Wesenwissen“ nannte. Der äußere

Widerspruch der Menschen bestärkte ihn nur in seinem Streben nach dem Innenleben, und wenn dieses selige Leben auch bisweilen sich zurückzog oder verbarg, so brach es doch nach jedem Gebetskampf immer wieder aufs Neue, und zwar stärker und heller hervor.

Da es unserem Ludwig Gewissenssache wurde, nicht länger auf Kosten der lieben Freunde zu leben, mit deren Ansichten und Bestrebungen er für jetzt nicht mehr harmoniren konnte, so bat er um seine Entlassung aus der Missionsanstalt, welche ihm bereitwillig gewährt wurde. Dieß geschah im Frühjahr 1829. Es war nun Ludwigs fester Entschluß, nur für Gott in der Stille und Verborgenheit zu leben und es dem Herrn zu überlassen, ob und wann er ihn zu einem Werkzeug im Reiche Gottes brauchen würde. Für jetzt wollte er nur nach dem innern Reich Gottes trachten und sich allein um den Frieden, die Freude und die Gerechtigkeit im heiligen Geist bekümmern. Wie betrunken vom innern Frieden verließ er Basel, wo Manche, welche diesen Seelenzustand aus Erfahrung nicht recht beurtheilen konnten, ihn für verirrt hielten, was ihn aber nicht viel beunruhigte, da er das Bewußtsein hatte, eine wesenhafte Speise genossen zu haben. Uebrigens war Ludwig sehr dankbar, daß ihn Gott nach Basel geführt hatte. Auch fühlte er sich zu innigem Dank gegen alle seine Wohlthäter in der Anstalt verpflichtet, die er fortan lieb behielt und für sie betete, wenn schon seine Anschauung von der Mission und der Vorbereitung auf dieselbe für jetzt eine andere geworden war.

Von Basel kehrte Ludwig nach Derendingen zurück und erklärte seiner Familie, daß nun alles Studiren ein Ende habe und er wieder auf dem Feld arbeiten wolle, wie vor dem 13ten Lebensjahr, ehe er nach Tübingen gekommen war, indem das bloße Kopfwissen sich mit dem innern Leben durchaus nicht vertrage, welch letzteres sich bei der ländlichen Beschäftigung leichter und gründlicherer entwickeln könne.

Ludwigs Eltern und Geschwister, die geistige Dinge nicht zu beurtheilen im Stande waren, setzten sich ihm mit Macht entgegen. Sie behaupteten erstlich, daß das frühere Studium in

Tübingen viel Geld gekostet habe, das nun ganz verloren sei; zweitens erwähnten sie der Schmach, die auf die Familie fallen würde, wenn der frühere Student wieder ein Bauer würde; drittens meinten sie, Ludwig sei in der Schweiz von schwärmerischen Leuten bezaubert worden und er könnte den Verstand verlieren. Somit befahlen sie ihm mit Bestimmtheit, er müsse wieder zum Studium zurückkehren, und zwar zu dem der Theologie, und müsse das Examen zur Aufnahme auf die Universität unverzüglich machen. Habe er dann nach 4 oder 5 Jahren daselbst absolvirt, so könne er hin, wo er wolle, und thun, was er wolle. Ludwig sträubte sich lange gegen den elterlichen Willen; doch, da ihm klar wurde, daß durch längeren Widerstand er in Conflikt mit dem vierten Gebot kommen würde, und daß ja die Eltern nicht eigentlich seine mystische Richtung bestritten hätten, so ließ er es sich, wiewohl ungern, gefallen, die theologische Laufbahn zu betreten. Er machte im Spätjahr 1829 das Examen in Stuttgart und hatte die Freude, oder, wie er meinte, vielmehr das Leid, zum theologischen Studium zugelassen zu werden. In der ersten Zeit fühlte er sich sehr unglücklich in Tübingen, indem es ihm schwer wurde, die trockene Wissenschaft, besonders wie sie von einigen Lehrern damals vorgetragen wurde, mit dem seligen Genuß seines innern Lebens zu vereinigen. Wer weiß, ob er nicht abermals das Studium über Bord geworfen hätte, wenn ihm nicht die Schriften Oetingers und Michael Hahns, so wie die Bekanntschaft mit den sogenannten Michelianern zu Hülfe gekommen wäre. Dieser Umstand brachte einen neuen und wichtigen Wendepunkt in das innere und äußere Leben unsers Ludwig. Hatte er vor seiner Aufnahme in die Missionsanstalt und noch einige Zeit in derselben sich mit ganzer Kraft auf das Aeußere, auf die Wissenschaft geworfen, und hatte ihm die äußere Erscheinung des Reiches Gottes und der Dienst an demselben als das Wichtigste und Höchste gegolten, so galt ihm dieß nun nach dem Austritt aus der Missionsanstalt für das Geringere und Unwichtigere, weil sein Blick und Streben nur auf das innere Reich Gottes, auf die Versenkung in Gott gerichtet war. Durch die Nöthigung zum abermaligen Stu-

diren wurde er jetzt veranlaßt, eine Versöhnung und Vereinigung der, wie ihm schien, widerstreitenden und unvereinbaren Elemente zu suchen.

Er mußte Mystik und Kirchlichkeit, inneres und äußeres Reich Gottes, Buchstaben und Geist, den zeitlichen und ewigen Beruf in die rechte Verbindung und Harmonie zu bringen sich bestreben. Oetingers und Hahns Schriften und deren Freunde halfen ihm, wie schon angedeutet, durch dieses Labyrinth hindurch, das ihn in einen einseitigen Mysticismus und Separatismus zu stürzen drohte. Je mehr er in diesen Schriften las, je mehr wurde es ihm klar, daß dem mittelalterlichen Mysticismus etwas Wesentliches fehle, nämlich die Idee der Leiblichkeit. Ludwig fand den Mysticismus der Madame Guion und Anderer zu übergeistig, und nun konnte er begreifen, warum derselbe das äußere Reich Gottes, die Thätigkeit in und für dasselbe, die äußern, irdischen Verhältnisse, den Buchstaben der Schrift und die Wissenschaft gar nicht oder nur sehr wenig in Anschlag bringen kann. In Oetinger und Hahn dagegen fand er das Bestreben, den innern und äußern Menschen gleichmäßig und nach beiden Seiten hin realiter auszubilden, und jetzt erblickte er mit hoher Befriedigung eine Möglichkeit, die Ausbildung des Verstandes und des Herzens, oder die Wissenschaft mit der Gottgemeinschaft zu versöhnen, und mit neuem Eifer gab er sich wieder dem Studium hin, fuhr jedoch zugleich fort, alle mystischen und theosophischen Schriften zu lesen, die er finden konnte, und alle Männer in der Schweiz, in Württemberg und andern deutschen Ländern aufzusuchen, von denen er hörte, daß sie dieser Richtung zugethan wären. Aus Oetinger wurde es unserem Ludwig unauslöschlich in die Seele eingegraben, in allen Dingen die richtige Mitte zu suchen, alles Zuviel und Zuwenig zu meiden, Buchstaben und Geist auf die rechte Weise zu verbinden, nach dem Reiche Gottes von innen und außen zu trachten, die Wissenschaft durch die Mystik und Theosophie, und diese wiederum durch die Wissenschaft zu berichtigen und zu durchdringen; kurz Alles, es sei Inneres oder Aeußeres, centralisch, d. h. vom Mittelpunkt, von Gott aus anzuschauen, um in Allem die Weis-

heit und den Willen Gottes zu finden und zu erfüllen, und in Nichts, was Gott geschaffen hat und was er für seine Zwecke braucht, einen absoluten Gegensatz zu sehen. Daß es große innere Kämpfe in jener Zeit bei Ludwig gegeben habe, wird Jeder begreifen, der Aehnliches erlebt hat. Er wird sich auch nicht wundern über die mancherlei Schwankungen, die sich in Ludwigs Lebensgang gezeigt haben. Diese Schwankungen können nicht vermieden werden, so lange nicht etwas Lebensmäßiges und Ewigkeitsfestes in einem Menschen gepflanzt ist. Unter dem Veränderlichen schafft der göttliche Bildungsgeist etwas Unvergängliches und vollbringt die wahre Ausbildung, deren Werth erst die Ewigkeit offenbaren wird.

Nachdem sich Ludwig zur Wissenschaft und Mystik richtig gestellt hatte, konnte er sich auch herbeilassen, ein Amt in der Kirche der Heimath oder in der Missionswelt anzunehmen, wie es der Wille Gottes zur rechten Zeit verlangen würde. Einstweilen setzte er seine theologischen Studien in Tübingen fort, bis er sie im Jahr 1834 absolvirte. Beim Rückblick auf jene kampfvolle Zeit und überhaupt beim Blick auf seinen ganzen Gang, seitdem ihm das Evangelium eine Gotteskraft wurde, hat er nur das zu bedauern, daß er meist zu speculativ verfahren ist, das heißt, daß es ihm meist mehr um Licht, als um Leben Gottes zu thun war, da es doch von Christo heißt: „In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.“ Wenn dem Menschen ungewöhnliche Lichtsblicke in die Schrift aufgehen, so ruht er so gerne in deren Honig-Herrlichkeit und bedenkt nicht, daß Licht noch kein Leben, wenigstens kein Erfahrungsleben ist, das erst durch Proben gewonnen wird. Daher entstehen große Gefahren für den Menschen, die erst im späteren Leben ihre Folgen offenbaren. Ludwig würde deshalb Jedem rathen, sich vorzusehen vor seinem eigenen Geist, und es lieber darauf anzulegen, in der Erfüllung der täglichen und gemeinsten Pflichten recht treu zu werden, bei allen Vorkommenheiten das eigene Leben in seinen tiefsten und verschiedensten Gestalten ohne Schonung anzugreifen und ihm entgegen zu handeln, nach dem Sinn und Befehl Christi sich selbst zu verlieren, als nach hohen

Erkenntnissen, Lichtblicken und süßen Gefühlen zu streben und solche aufzuhäufen. Man möge doch bedenken, daß die Schlange selbst im Paradiese erschienen ist und dort den ersten Menschen verführt hat, weil er nicht am einfachen Gebot Gottes geblieben ist, sondern vor der Zeit mehr Licht haben und größer seyn wollte, als er sollte und ihm gut war. Wer das rechte Verhältniß zwischen Erkennen und Thun überspringt, der zieht sich die schwersten innern Gerichte zu, in denen ihm alles Licht wieder genommen wird, bis er abermals von Neuem anfängt und in die Ordnung Gottes eingeht, wornach Der, welcher das Empfangene treu anwendet, stufenweise mehr empfangen soll und kann. Die Untreuen und Räuber sollen das Reich Gottes nicht ererben.

Nach Vollendung der theologischen Studien wurde Ludwig Vikar bei Herrn Pfarrer Kolb in Wolfenhausen, Oberamts Rottenburg am Neckar. Da er einmal in einer Predigt den Gedanken aussprach: „Es sei $^3/_4$ auf 12 Uhr auf dem göttlichen Weltplan," so wurde er von einem böswilligen Zuhörer in dem Blatt des Beobachters in Stuttgart verleumdet und als der Prophet beschrieben, der unter den Wölfen hause. Das damalige Consistorium nahm Kenntniß von der Sache und beauftragte den Herrn Dekan Münch in Tübingen, die Predigten des Vikars in Wolfenhausen zu untersuchen. Dieser wurde aber über die ganze Geschichte so entrüstet, daß er freiwillig auf das Vikariat in Wolfenhausen verzichtete und als Hauslehrer zu Herrn Pfarrer Job in Kirchheim bei Nördlingen zog. Ludwig hat es später oft bedauert, so rasch und unweise gehandelt zu haben, und er konnte es nun besser begreifen, warum der Apostel Paulus die jungen Prediger vor jugendlichen Lüsten warnt, wobei sie es wohl gut meinen und viel Eifer um das Haus Gottes im Unverstand zu Tage legen. Woher wußte denn der junge Vikar, daß es bereits $^3/_4$ auf 12 auf der göttlichen Uhr geschlagen habe? Und warum wollte er sich von seinen Vorgesetzten nicht zurechtweisen lassen über seine Vermessenheit?

Als Ludwig während der Vakanz von Kirchheim nach Derendingen zurückkehrte, hatte er auf der Reise durch Stuttgart

die Freude, seinen theuren Freund, den Missionar Fjellstädt, mit dem er in Basel innig verbunden gewesen war, nach langer Zeit wieder zu sehen. Fjellstädt war gerade von Smyrna, seiner Missionsstation, zurückgekommen und benützte nun die Gelegenheit, dem Ludwig den Missionsberuf mit Wärme ans Herz zu legen und ihm eine Stelle in Smyrna anzubieten, im Fall er zu der im Jahr 1829 verlassenen Missionslaufbahn zurückkehren würde. Ludwig konnte sich im Augenblick nicht entschließen, versprach aber, über die Sache nachzudenken und zu beten und seiner Zeit den Entschluß seinem Freund in Stuttgart mitzutheilen. Gerade damals hatte Ludwig seinen Namensvetter in der Missionsanstalt zu Basel, der in Derendingen, seinem Geburtsort, zum Theil durch Ludwigs Anregung erweckt worden war und der nach seiner Ausbildung im Missionsseminar im Jahr 1839 eben ausgesendet werden sollte, als er an der Auszehrung starb. Dieser Vetter hatte seit seiner Aufnahme in Basel in unserem Ludwig manche Gedanken erweckt. „Wie? wenn dir dein Vetter in der Missionslaufbahn, der du doch ursprünglich angehört hast, zuvorkommen sollte? Wie? wenn er die Stelle, und den Lohn der Treue, den du hättest bekommen können, dahin nehmen würde?“ Diese Gedanken rieselten durch die Seele Ludwigs, und erinnerten ihn unwillkürlich an das von Paulus geschilderte Verhältniß der Heiden, welche die Juden, denen das Reich Gottes zuerst angeboten worden war, zum Nacheifern reizen sollten.

Nach einiger Zeit kam Ludwig zu der freudigen Ueberzeugung, daß er sich dem Missionsdienst wieder widmen, und so das Ende seines Lebenganges den Anfang wieder finden sollte.

Fjelstädt vernahm diesen Entschluß mit großer Freude. Durch seine Vermittlung kam nun Ludwig in Verbindung mit der kirchlichen Missionsgesellschaft in England, in deren Dienst Fjelstädt stand. Die Gesellschaft wünschte, daß Ludwig vorerst einige Zeit im Baseler Missionshaus verweilen und dort die weiteren Befehle der englischen Committee abwarten sollte. Im Spätjahr 1836 kam Herr Coates, Sekretär der kirchlichen Missionsgesellschaft, nach Basel. Während seiner Anwesenheit im Missionshaus traf die schmerzliche Nachricht ein, daß Missionar Knoth, der mit

Missionar Blumhardt nach Abessinien gehen sollte, in Cairo plötzlich gestorben sei. Herr Coates ließ nun Ludwig durch Herrn Inspektor Blumhardt fragen, ob er geneigt wäre, sich der Mission in Abessinien anzuschließen, und in Kurzem sich auf den Weg zu begeben. Ludwig erklärte, daß, da er nun einmal dem Missionsberuf sich gewidmet habe, er es dem Herrn und der Committee anheimstellen wolle, wohin man ihn senden würde. Das Studium des Türkischen und Neugriechischen, das er während seines zweiten Aufenthalts in Basel angefangen hatte, gab er auf, und legte sich auf das Aethiopische und Amharische, vorzüglich aber auf das Lesen der Schriften Ludolfs, den man nicht mit Unrecht den Strabo von Abessinien genannt hat.

Zweites Kapitel.

Reise von Basel nach Marseille, Malta, Alexandrien, Cairo, Dschidda, Massowa und Adoa im östlichen Abessinien.

Im Februar 1837 machte ich mich auf meinen weiten und beschwerlichen Weg nach Abessinien, dem Land meiner jugendlichen Erinnerungen. Im Blick auf meinen großen Beruf sowohl, als auf die Gefahren und Leiden, die meiner warteten, konnte ich nicht anders als unter vielen Thränen und großer Bangigkeit meiner deutschen Heimath, besonders dem geliebten Basel, Lebewohl sagen. Doch der Herr, dem ich mich für Zeit und Ewigkeit übergeben hatte, stärkte mich so mächtig, daß ich mit Freuden meinen Wanderstab ergreifen und dem Land meiner Bestimmung zueilen konnte.

In kurzer Zeit erreichte ich Marseille, wo ich von dem amerikanischen Missionar Ely, der unter den Seeleuten predigte, gastfreundlich aufgenommen wurde, wo ich aber auch sogleich den Schmerz hatte, einen geliebten Bruder, den Missionar Kühnlein, der in Algier wirken sollte, zu seiner Grabstätte geleiten zu müssen. Unter Kühnlein's schriftlichem Nachlaß fand ich mehrere

Briefe von der theuren Braut des Verstorbenen, von der später noch die Rede seyn wird. Von Marseille gelangte ich auf einem griechischen Segelschiff in elf Tagen nach Malta, wo ich bei Missionar Schlienz eine sehr gastfreundliche Aufnahme fand, bis sich eine Schiffsgelegenheit nach Alexandrien zeigte. Diese fand sich nach einigen Wochen auf einem östreichischen Segelschiff, dessen Kapitän, der trotz seiner Rohheit streng katholisch war, mich für die Summe von 20 Conventionsthalern nach Alexandrien mitzunehmen versprach. In der Nähe der Insel Candia, wo sich die Matrosen auf einen Angriff von griechischen Seeräubern mit Laden der Kanonen und Schießgewehre bereit machten, entstand plötzlich ein so heftiger Sturm, daß der Kapitän behauptete, seit vierzig Jahren keinen ähnlichen erlebt zu haben. Und in der That vernahm ich später aus den Zeitungen, daß in der Nähe von Morea mehrere Schiffe in jenem Sturm zu Grunde gegangen waren. Der Kapitän wollte Candia links liegen lassen, mußte aber seinen Plan aufgeben und sich anschicken, in dem Hafen der Insel Milo Schutz zu suchen. Als ihm dieß nicht gelang, steuerte er nach den Inseln Santorin und Scarpanto am ägäischen Archipelagus. Da das Seeleben für mich damals noch etwas Neues war, so läßt sich denken, welche Gefühle ein so heftiger Sturm in mir erweckt haben mag. Tröstlich war mir der Gedanke, daß einst der größte Missionar, der Apostel Paulus, in jenen Gewässern gleicher Gefahr ausgesetzt und durch Gottes Macht bewahrt worden war. Dieser bewahrenden Macht übergab ich mich im kindlichen und gläubigen Gebet, durch das ich so kräftig gestärkt wurde, daß ich meine geängstigten Mitreisenden, worunter auch eine französische Schauspielerin war, aufrichten konnte, besonders durch das Lesen der Geschichte des Propheten Jona und der Jünger Jesu, als sie auf dem galiläischen Meere in Gefahr waren. Der Eindruck, den das Wort Gottes in der Stunde der Noth auf einen der Mitreisenden machte, wurde mir erst nach 13 Jahren offenbar. Als ich nämlich im Jahr 1850 das erste Mal von Afrika zurückgekehrt war und mich in London aufhielt, kam eines Tages ein Herr in mein Zimmer, der mich mit der Frage anredete: „Erinnern Sie sich noch jenes Sturmes auf

dem Weg nach Alexandrien, und wissen Sie noch, daß Sie Ihren Mitreisenden etwas aus dem Worte Gottes vorgelesen haben?" Als ich die Frage bejahte, erzählte mir der fremde Herr (der ein Doktor der Rechte auf der Insel Malta gewesen war), daß er nach seiner Rückkehr aus Egypten sich eine Bibel verschafft, dieselbe gelesen, und daß, da er die Kraft des Evangeliums an seinem Herzen erfahren, er sich angetrieben gefühlt habe, auf Malta Erbauungsstunden zu halten, die ihm von Seiten der römischen Priesterschaft Verfolgungen zugezogen und ihn genöthigt hätten, Malta zu verlassen und nach England zu gehen.

Nachdem ich nach Verfluß von 21 Tagen in Alexandrien glücklich gelandet hatte, begab ich mich sogleich zu dem amerikanischen Consul, Herrn Gliddon, der die Missionarien stets freundlich aufzunehmen gewohnt war. Das bunte Gemisch der Leute, ihre sonderbaren Trachten, Sprachen und Sitten, die Unregelmäßigkeit der Straßen, die Armseligkeit der Häuser, die große Hitze, die mich drückte, vorzüglich aber die große Bettelei der Eingebornen in Alexandrien gab mir keinen guten Eindruck von dem sonst so gepriesenen Orient. Da damals noch keine Dampfschifffahrt auf dem Nil eingerichtet war, so miethete Herr Gliddon ein arabisches Boot, auf dem ich in sechs Tagen Cairo erreichte, nicht ohne Gefahr, im Nil umzukommen. Der ungeschickte arabische Kapitän versäumte es einmal, das Segel schnell einzuziehen, als plötzlich ein heftiger Windstoß von Südosten kam. Statt zu arbeiten, warf sich der fatalistische Muselmann auf seine Kniee und schrie in Todesangst: „Ja Rabb, ja Rabb, o Herr, o Herr (Gott)." Die Matrosen rannen auf dem Boot hin und her in gänzlicher Rathlosigkeit. Das Boot war auf dem Punkt, vom Wind umgerissen zu werden, als glücklicher Weise das alte, zerflickte Segeltuch in mehrere Stücke zerriß und so den Windstoß durchlassen konnte, wodurch das Boot vor dem Umschlagen bewahrt wurde. In Cairo fand ich eine gastliche Aufnahme bei den Missionarien Kruse und Lieder, in deren Hause ich ausruhen, und zugleich mich auf meine Reise nach Abessinien vorbereiten konnte, hauptsächlich durch die Erlernung der Vulgär arabischen Sprache, die ich vom Mai bis September eifrig trieb, und mit

der ich mich in der kurzen Zeit auch so weit bekannt machte, daß ich ohne Dollmetscher die Reise nach Habesch fortsetzen konnte. Am meisten belästigte mich in Cairo die tropische Hitze, an die ich noch nicht gewöhnt war. Ich mußte es oft bedäuern, daß ich gerade während der heißesten Jahreszeit in Egypten ankam und mich dort während derselben aufhielt. Es liegt nicht im Plan dieses Buches, die vielen Merkwürdigkeiten in Egypten zu beschreiben. Was mich am meisten freute, war die blühende Missionsschule, in der damals viele Kinder der Kopten, Armenier und Muhamedaner unterrichtet wurden. Wie Schade ist es, daß das Missionswerk gegenwärtig nicht mehr in der frühern Ausdehnung betrieben werden kann aus Mangel an Mitteln und Lehrern! Im Spätjahr 1837 trat ich meine Reise nach Habesch an, begleitet von einem arabischen Diener aus Cairo, der monatlich 15 Thaler verlangte. Da es damals weder eine Kunststraße, noch Wagen, noch Herberge, noch Eisenbahn in der Wüste zwischen Cairo und Sues gab, so mußte ich mich zu der arabischen Reiseweise auf Kameelen bequemen. Ich hatte außer meinen eigenen Effekten etwa 1000 Exemplare der heiligen Schrift (in amharischer und äthiopischer Sprache), welche in Abessinien verbreitet werden sollten. In Sues logirte ich bei einem Griechen, der als Agent der ostindischen Compagnie figurirte, indem damals noch keine europäischen Consule, viel weniger Gasthäuser daselbst vorhanden waren. Ueberhaupt mußte ich mich 15 Jahre später sehr wundern über die Veränderungen, welche seit meiner ersten Ankunft in Egypten stattgefunden hatten. Die Dampfschifffahrt zwischen Sues und Bombay war damals erst im Entstehen. In dem heißen Sues hatte ich zum Glück nur wenige Tage zu verweilen, da gerade ein arabisches Schiff im Begriff war, nach Dschidda abzusegeln. Der Wind war günstig und die Hafenstadt Dschidda, die zu den bedeutendsten des rothen Meeres gehört, wurde in 22 Tagen erreicht. Auffallend war es mir, daß die Araber jeden Abend in einem Hafen, oder Ankerplatz übernachteten; aber ich überzeugte mich bald von der Nothwendigkeit dieses Verfahrens, das theils durch die vielen Klippen des rothen Meeres, theils und hauptsächlich durch die Ungeschicklichkeit der

arabischen Seeleute gerechtfertigt erscheint, daß es immer ein Wagestück ist, sich einem arabischen Schiff anzuvertrauen. Davon habe ich mich auf den vielen Fahrten, die ich während 18 Jahren auf beiden Seiten des rothen Meeres, sowie an der Südküste Arabiens und an der Ostküste von Afrika bis zum zehnten Breitengrad südlich vom Aequator gemacht habe, hinlänglich überzeugt. Wie oft war ich da in Gefahr des Schiffbruchs und des gänzlichen Unterganges! Die arabische Schifffahrt hat freilich auch wieder ihre Vortheile, indem der Reisende beständig neues Land sehen und betreten kann, und da er unter dem halbgebildeten Schiffsvolk keiner Etiquette unterworfen ist, wie auf europäischen Schiffen, besonders den Dampfschiffen. Er hat zwar nicht die europäische Bequemlichkeit, was Wohnung und Kost betrifft u. s. w., darf aber auch nicht so tief in seinen Beutel greifen, wie auf den Dampfschiffen, besonders auf den englischen, die im rothen Meere sehr kostspielig sind. Die Araber haben jedoch auch angefangen ihre Preise immer höher zu steigern, besonders wenn sie wissen, daß der Reisende ein Engländer ist. Ueberhaupt hat der Verkehr der Europäer mit Egypten und Arabien die Eingebornen überaus habgierig und bettelhaft gemacht. Gleich beim Landen in Alexandrien lernt der Reisende das arabische Wort „Bakschisch, Bakschisch" Trinkgeld, Trinkgeld, und für Kleinigkeiten fordern die Leute drei und vier Mal mehr, als die Sachen werth sind. Ein Reisender muß daher eine gute Dosis von Geduld und Weisheit im Verkehr mit diesen Halbbarbaren bei sich haben, sonst verwickelt er sich in viele Schwierigkeiten und großen Schaden, sowohl was Gemüthsruhe als auch irdische Habe betrifft. Erst in vielen Jahren lernte ich die rechte Weise, unter und mit diesen Leuten zu reisen, ohne ihnen Anstoß zu geben und für mich selbst Schaden zu nehmen. Ein Unerfahrner kann die viele Mühe und Noth kaum begreifen, die man mit Leuten hat, denen Lüge und Wahrheit, Ehre und Schande einerlei ist, und die bei allem, was sie reden und thun, nur auf den eigenen irdischen Vortheil sehen. Besonders peinlich ist es für den Europäer, wenn er sehen muß, wie die Orientalen ihre Zeit, so zu sagen, todtschlagen, da sie deren Werth gar nicht kennen. Sie be-

greifen nicht, warum ein Europäer immer in der Eile und in irgend einer Arbeit begriffen ist. Bei den Arabern heißt es stets: „Bukra, inschalla!“ morgen, so Gott will u. s. w.

Da ich gerade von der arabischen Schifffahrt rede, so werden ein paar Bemerkungen über das rothe Meer überhaupt am Platze seyn. Das rothe Meer, dessen Name theils von den rothen Korallen, die sich unter dem Wasser befinden, theils von den edomitischen Volksstämmen, die an seinem nordöstlichen Ufer wohnten, abgeleitet worden ist, wird auch der arabische Meerbusen, von den Türken das Meer von Mekka genannt. Es ist ungefähr 600 Stunden lang und 70 bis 80 breit, und trennt Asien und Afrika von einander. Im Süden steht es durch die enge Straße von Bab-el-Mandeb (Thor der Trübsal) mit dem arabisch-indischen Meer in Verbindung, und im Norden lauft es in zwei Armen auseinander, von denen der östliche Bacher-el-Akaba (Meer des Endes) oder Meerbusen von Aila, und der nördliche Bacher-el-Kolsum (Schilfmeer) heißt. Beide Arme bilden die sinaitische oder peträische Halbinsel, die sogenannte Provinz Hedschas. Außer den sogenannten Wadis (enge Thäler), welche nur zur Regenzeit von den Küstengebirgen herabfließen, hat das rothe Meer keine Zuflüsse, und keinen einzigen schiffbaren Fluß. Die Küsten sind wüste, wasserarm und werden von räuberischen Volksstämmen bewohnt. Das Meer ist an den Küsten voller Klippen und Sandbänke, welche sich immer mehr vermehren durch das Wachsthum der Korallen, und die Abnahme des Wassers, die man wahrgenommen hat. Die Schifffahrt ist deßhalb sehr unsicher, ja gefährlich. Es hat zwar viele Seehäfen, aber sie sind alle nicht von der Art, wie man sie wünschen möchte, um gegen Winde geschützt zu seyn. Bei den meisten müssen große Schiffe weit vom Land ab ankern. Ich glaube daher nicht, daß das rothe Meer große Bedeutung erlangen wird, auch wenn die 30 Stunden lange Landenge von Sues durchstochen und mit dem Mittelmeer durch einen Kanal verbunden seyn wird. Zwar finden sich in Abessinien und den Gallaländern manche Schätze, die für den Handel benutzt werden können. Die Küsten erzeugen Gummi, Weihrauch und Myrrhen und bringen Elfen-

dern, Ochsenhäute, Pferde, Esel, Maulesel auf die Märkte. Jemen im südlichen Arabien, und Harrar und die Gallaländer erzeugen Kaffee, Tabak u. s. w.; das rothe Meer hat Schildkrötenschalen und Perlen, aber wie wenig ist das Alles für die großen Schiffe von Europa. Wichtiger dürfte der Transithandel zwischen Egypten, Indien und den afrikanischen Aequatorländern werden, wenn die Landenge einmal durchstochen ist. Der Schwerpunkt der Kanalisirung des Isthmus von Sues liegt nach meiner Ansicht nicht zunächst in dem Gewinn, den der Handel von dem Meer und seinen Uferländern ziehen wird, sondern in der Ausdehnung der europäischen Politik und Civilisation nach Arabien, Abessinien und ganz Südostafrika, und selbst nach Indien, in der immer weiter greifenden Schwächung des Muhamedanismus in seinem Stammland (Arabien) und an der afrikanischen Küste, in der Unterdrückung des Sklavenhandels der Araber, in der Besiegung des Heidenthums der ostafrikanischen Nationen durch das Christenthum und seine Civilisation, und endlich in der Oeffnung großer, herrlicher Länderstrecken (im südlichen Abessinien und unter den Galla) für Tausende von europäischen Auswanderern, wenn einmal Amerika für sie keinen Reiz mehr hat. Wenn diese großen Absichten einmal in diesen Ländern ausgeführt werden, so wird das Ende den Anfang in verklärter Gestalt wieder finden, d. h. Egypten, Indien und Aethiopien wird in verklärter Weise die Kultur wieder gewinnen, die in den uralten Zeiten von diesen Ländern ausgegangen ist, und die nur darum verwelken mußte, weil sie eine heidnische und nicht eine christliche Grundlage hatte. Die Ausführung dieser großen Absichten würde zunächst in dem Beruf der deutschen Nation liegen, wenn diese selbst erst vom Christenthum durchdrungen wäre. Sie würde dann nicht blos das Herz von Europa, sondern auch von Asien und Afrika werden.

Nach meiner Ankunft in Dschidda*) logirte ich mich ein bei

*) Dschidda sieht, vom Meer aus betrachtet, ziemlich schön aus. Die Stadt hat große, hohe und solide Häuser; die Straßen sind weiter als in Cairo. Es hat in Dschidda viele reiche Leute. Der indische und arabische Handel hat sie reich gemacht. Seit die Engländer Aden besetzt haben, hat Dschidda viel gewonnen, Mocha aber viel verloren.

einem armenischen Christen, Namens Muallem Jusuf, den die ostindische Compagnie zu ihrem Agenten daselbst aufgestellt hatte. Jusuf benahm sich stets sehr freundlich und dienstwillig gegen die Europäer, verstand es aber auch vortrefflich, Gewinn von ihnen zu ziehen, was aber ein Fremder in solchen Ländern nicht so genau nehmen darf, weil ein kostspieliger Freund doch immer noch besser ist, als gar keiner. Muallem Jusuf war gleich bereit, mir eines seiner vielen Schiffe (für die Summe von 45 Conventionsthalern) von Dschidda bis Massowa, der Insel und dem Hauptseehafen an der abessinischen Küste, zur Verfügung zu stellen. Reis, Mehl, Datteln und einige andere Eßwaaren für die Küche waren bald herbeigeschafft für die Ueberfahrt, die wegen der öftern Windstille, der man im rothen Meer häufig ausgesetzt ist, 18 Tage dauerte. Das Schiff saß manchmal 3 bis 4 Tage auf einem Fleck unbeweglich fest und die Hitze war dann fast unerträglich.

Ich erreichte Massowa im December 1837. Da damals noch kein europäisches Consulat daselbst errichtet war, so mußte ich mich bei einem Eingebornen einlogiren. Der Amtsschreiber Hussein Effendi galt damals für den Agenten der Missionarien, und wirklich erzeigte derselbe mir viele Freundschaft und Hülfe, ließ mich aber auch gelegentlich merken, wie viele Thaler er von mir erwarten würde. Der Gouverneur oder Kaimakam von Massowa, der von dem Gouverneur in Dschidda ernannt wird, war sehr freundlich; wie denn überhaupt die Gouverneure im rothen Meer, die damals von Muhamed Ali, dem Pascha von Egypten, ernannt wurden, sehr höflich und freundlich gegen die Europäer waren, gegen die Engländer insbesondere. Man konnte viel sicherer reisen als später, nachdem die arabische Küste dem Pascha entzogen und der türkischen Regierung zurückgegeben worden war. Ehe ich die Reise von Massowa nach Abessinien antreten konnte, mußte ich nach damaliger Sitte mich zuerst nach Harkiko oder Dohono, dem Hauptort des festen Landes im Schohogebiet begeben, um dem Naib, der die muhamedanischen Hirtenstämme der Schohos regiert, die zwischen dem rothen Meer und Abessinien nomadisch umherziehen und oft für die Reisenden

eine große Plage, aber auch die Führer derselben sind, meine Aufwartung zu machen und von ihm gegen ein passendes Geschenk die Erlaubniß zu erhalten, durch das Schoholand nach Abessinien reisen zu dürfen. Der Naib wird vom Gouverneur in Massowa eingesetzt und regiert wenigstens scheinbar und nominell das Schoholand im Namen der türkischen Regierung. Er erlaubte sich große Erpressungen gegen die Reisenden, als noch kein französisches und englisches Consulat in Massowa war. Ich hatte meine liebe Noth mit Naib Jachtja und seinen bettelhaften Söhnen, die für den alten kranken Vater fungirten, der durch Branntwein und Weiber ruinirt war. Ich gab ihm ein Geschenk im Werth von 15 Thalern, wofür er mich durch einen seiner Söhne mit 4 Soldaten durch das Schohogebiet bis an den Fuß des Berges Schumfeito begleiten ließ. Bis dahin gieng Alles ziemlich gut. Als aber die Kameele, welche das Gepäck getragen hatten, nach Harkiko zurückgekehrt waren und ich nun 31 Ochsen zum Tragen der Effekten den (6000 Fuß hohen) Schumfeito hinauf von den Schoho miethen mußte, da begann erst das Gedränge, welches mich ins afrikanische Reiseleben einweihen sollte. Die wilden Schoho verlangten nämlich für jeden Ochsen 3 Thaler Miethe, was ganz gegen die Ordnung war, nach welcher die Reisenden nur einen halben Thaler zu zahlen verpflichtet waren. Den Betrug der Schoho durchschauend, beschloß ich, ihnen nicht mehr als einen Thaler zu geben. Die Schoho aber, die meine hülflose Lage in der Wildniß kannten und die wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit dem Naib handelten, verließen mich sammt und sonders und zogen sich mit den Führern auf ihre Berge zurück. Am dritten Tage erschallte plötzlich ein entsetzliches Kriegsgeschrei von den hohen Bergen her und die Schoho stiegen in großer Anzahl von allen Seiten in die Thalschlucht des Samhars (so heißt das Küstenland zwischen Abessinien und Massowa) herab und stellten sich dann etwa 100 Schritte vor meinem Lagerplatz in Schlachtordnung auf. Es wurde mir jetzt etwas bange; die Soldaten des Naib zitterten und baten um Pulver und Kugeln. Ein paar Schüsse in die Luft hielten die Schohos ab, dem Lager näher zu rücken, wo ich mit meinem

maltesischen Knecht durch eilige Aufeinanderstellung der Kisten ein Viereck bildete, in dessen Mitte wir mit unsern mit Kugeln und grobem Schrot stark geladenen Gewehren das Anstürmen der Schoho ruhig erwarteten. Im Augenblick der größten Gefahr aber erschien der württembergische Offizier, Herr Kielmaier, mit 60 Abessiniern, welche mein theurer Mitarbeiter, Missionar Isenberg, mir an den Fuß des Schumfeito entgegengesandt hatte, um mein Gepäck nach Adoa, der Hauptstadt von Tigre, zu bringen, wo die Missionsstation sich befand. Die Schoho wurden durch die plötzliche Erscheinung Kielmaiers und der Abessinier zwar etwas beunruhigt, aber sie bestanden nichts desto weniger auf ihren Forderungen rücksichtlich der Ochsen. Doch wagten sie es nicht mehr, mich offen anzugreifen, da sie sich besonders vor dem tapfern Kielmaier fürchteten, der nach Soldatenmanier mit dem bloßen Degen auf die Eingebornen loszugehen pflegte. Da die Schoho von ihren Forderungen nicht nachlassen wollten, so entschloß sich Kielmaier, nach Massowa zu gehen und 25 türkische Soldaten zu holen, um die Schoho zu zwingen. Allein dieser Plan schien mir zu bedenklich und eines Friedensboten unwürdig. Ich wollte daher lieber Unrecht leiden, als Anlaß zu Blutvergießen geben. Zudem hatten die 60 Abessinier, eingeschüchtert durch die Drohungen der Schoho, den Reißaus genommen und waren nach Halai, dem ersten christlichen Dorfe an der Grenze von Abessinien entflohen. Nach vielem Hin- und Herreden verstanden sich die Schoho, das Gepäck den Schumfeito hinauf bis nach Halai zu bringen für die Summe von $2^1/_2$ Conventionsthalern per Ochsenlast.

Ich hatte jetzt meine Ordination zum afrikanischen Reisen erhalten, die Schoho wurden wieder freundlich, und auch die beiden Führer, von denen Jeder 5 Thaler Lohn in Harkiko erhalten hatte, kamen wieder herbei und gaben mir gute Worte. Die Effekten wurden glücklich nach Halai gebracht, wo aber neue Bettler sich mir in den Weg stellten und mich nicht weiter ziehen ließen, bis ich dem Gouverneur Gibdie 8 Thaler bezahlt hatte, obgleich ich nicht in das Dorf Halai gezogen war, sondern in einiger Entfernung von demselben mein Lager aufgeschlagen hatte,

um den Erpressungen zu entgehen. Ein Glück war es für mich, daß Kielmaier bei mir war und daß ich sogleich Gepäckträger finden konnte. Die entflohenen Abessinier stellten sich nämlich jetzt alle wieder ein und übernahmen den Transport für 1½ Thaler per Mann bis Adoa. Der Eintritt in Abessinien machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Die kühle Luft, die ich auf einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meer einathmete, die herrliche Aussicht nach Osten und Westen, der Pflug der Landleute, den ich gleich am Eingang des Landes bemerkte, das Bewußtsein, wieder in einem, wenn auch nur dem Namen nach christlichen Lande zu seyn, und der Gedanke, bald das Ende der langen und beschwerlichen Reise und den Ort meiner Bestimmung und meiner Wirksamkeit für das Reich Gottes erreichen zu können; dieses und Anderes hob meinen Muth außerordentlich. Doch war in Halai noch nicht alle Gefahr des Weges vorüber. Schon am zweiten Tage, nachdem ich von Halai aufgebrochen und in die Zaranna-Wildniß gekommen war, die meistens von Räubern gefährdet ist, erschien plötzlich ein Haufe verdächtiger Abessinier, welche Miene machten, uns anzugreifen, sich aber schnell zurückzogen, als Kielmaier seinen Degen zog und als sie unsere Gewehre sahen. Noch schwieriger wurde aber die Lage meiner Karawane, als Kielmaier mit den Gepäckträgern eine Tagreise vor Adoa von einem kleinen Gouverneur angehalten und ihm nicht gestattet wurde, weiter zu reisen, bis der Gouverneur von Adoa Befehl dazu gegeben hätte. Die Feinde der protestantischen Mission in Adoa waren nämlich darüber betroffen, daß schon wieder ein Missionar im Lande angekommen sei. Auch hätten die Zolleinnehmer und der Gouverneur, so wie überhaupt die Großen von Adoa gerne gewußt, was in den Kisten, von deren Ankunft sie gehört hatten, enthalten seyn möchte. Sie hatten deßwegen Boten ausgesandt, den Transport aufzuhalten und nach Adoa zu geleiten, wo er an der Zollstätte streng untersucht und besonders das Geld gezählt werden sollte. Ein solches Verfahren war bisher noch nie gegen einen Fremden beobachtet worden; man hatte bis jetzt Privatreisende nicht wie Handelsleute behandelt und dem Zoll unterworfen. Ich war

unterwegs nach Adoa vorausgeeilt, um meine Mitarbeiter Isenberg und Blumhardt so schnell als möglich zu grüßen; ich hatte daher diese Plackereien auf dem Weg nicht persönlich zu durchleben, aber ich mußte bei der Untersuchung meiner Effekten zugegen seyn, bei der jeder einzelne Gegenstand der Kisten genau betrachtet und je der zehnte Thaler meines Geldes als dem Staatsoberhaupt gehörend verlangt wurde. Die Großen, mit dem Gouverneur an der Spitze, nahmen zwar im Augenblick nichts von meinem Eigenthum mit Gewalt, aber nach wenigen Tagen kam einer nach dem Andern und bettelte um diese oder jene Sache, die bei der Untersuchung seine Habgier gereizt hatte.

Drittes Kapitel.

Vertreibung der Missionarien aus Tigre, und mein Plan, von Mocha und Seila aus nach Schoa vorzudringen.

In Begleitung meiner Freunde Isenberg und Blumhardt machte ich bald nach meiner Ankunft in Adoa einen Besuch bei Ubie, dem Fürsten von Tigre, der in der Nähe von der Stadt Axum sein Lager hatte. Ubie nahm mich wohlwollend auf und versprach, mich zu schützen, hielt aber, wie wir bald sehen werden, sein Wort nicht, sondern ließ es geschehen, daß die protestantischen Missionarien aus dem Land vertrieben wurden. Schon vor meiner Ankunft hatte Isenberg, der Senior der Mission, es für nothwendig gehalten, ein neues Haus in Adoa zu bauen. Der Bau wurde mit der Erlaubniß von Ubie und dem Gouverneur von Adoa unternommen, erregte aber bald einiges Aufsehen, als man die Fundamente grub, und ein tiefes Loch machte, aus dem die Schiefersteine, die zum Bau genommen werden mußten, ausgegraben wurden. Die Feinde der Mission verbreiteten jetzt die Sage, die Missionarien machen einen unterirdischen Weg zwischen Adoa und Massowa, auf dem sie englische Soldaten und Kanonen zur Eroberung Abessiniens kommen lassen würden. Ubie schenkte zwar solchen Verdächtigungen kei-

nen Glauben, allein er widerstand auch von jetzt an nicht mehr entschieden den Priestern und Großen, welche theils aus religiöser Bigotterie, theils aus unbefriedigter Habsucht von Anfang an, oder wenigstens seit langer Zeit und schon vor meiner Ankunft die protestantische Mission haßten. Diese Gegner hatten nun ein leichtes Spiel, als vollends die römischen Missionarien kamen und den Abessiniern erklärten, daß die Protestanten böse Ketzer seien, die selbst in Europa nicht geduldet würden. Bald nach meiner Ankunft in Adoa erschienen nämlich die Gebrüder d'Abbadie, zwei Franzosen, welche von zwei katholischen Priestern begleitet waren. Erfreut und ermuthigt durch die von dem weißen Volk selbst ausgehende Opposition, begab sich der den Protestanten besonders feindselige Priester Kidana Mariam, der Alaka oder Vorsteher der Kirche Medhanalim in Adoa zu Ubie und verlangte die Austreibung der protestantischen Missionarien, während die römischen bleiben sollten, da sie erklärt hätten, sie seien Christen wie die Abessinier selbst. Zwar hätten nun die Protestanten vielleicht das Verbannungsurtheil abwenden können, wenn sie dem Fürsten ein die Römer überbietendes Geschenk gemacht hätten; allein sie hielten es für ein Unrecht, auf solche künstliche Weise die Mission aufrecht zu erhalten. Sie waren überzeugt, daß sie die Sache Gottes trieben und daß sie nach seinem Willen ins Land gekommen seien und nun auch nach seinem Willen es verlassen sollten. Daher zogen sie mit Ergebung in Gottes Fügung ihre Straße, wohl wissend, daß der Herr der Kirche an andern Orten Arbeit für sie haben werde, und daß Er Abessinien wieder für die Mission aufschließen könne und werde, wenn seine Stunde gekommen sei. Indessen schmerzte es mich sehr, daß ich nach kaum zweimonatlichem Aufenthalt das Land zu verlassen genöthigt war, in welchem ich so gern dem Reiche Gottes gedient hätte. Besonders schmerzte es mich, sehen zu müssen, daß die abessinischen Priester viele von den Bibeln zerstörten, welche ich nach Adoa gebracht hatte. Daß der Römer Rath bei diesem Zerstörungswerk mitwirkte, war unverkennbar, da die Abessinier nie ein Verbrechen dieser Art vor der Ankunft derselben begangen hatten. Freilich die vielen Exemplare, die in den

verschiedenen Provinzen Abessiniens vertheilt worden waren, konnten nicht vernichtet werden, wie gerne es auch der Alaka und seine römischen Freunde gethan hätten. Das neue Haus blieb unvollendet und ist nach und nach in Trümmer zerfallen. Der bewohnbare Theil wurde von dem Alaka in Besitz genommen, nachdem er schon lange ein Gelüste darnach gehabt hatte. Die Missionarien bedauerten sehr, daß die Krise so schnell eintrat, ehe sie den Plan ausführen konnten, nach welchem Blumhardt in Gondar und dem westlichen Abessinien, ich aber im Osten, in Hamassien und Agame wirken sollte, während Isenberg auf der Hauptstation zu bleiben gedachte. Im März 1838 verließen wir Adoa, wo uns kaum eine Woche Zeit zum Fortschaffen unserer wesentlichsten Effekten gestattet wurde. Mit schweren Herzen nahmen wir Abschied von einem Land, das die Zeit seiner Heimsuchung so schnöde verkannt hatte. Auf dem Weg von Adoa nach Halai gieng es uns ziemlich gut, da uns Ubie wenigstens noch die Freundlichkeit erzeigte, einen Soldaten mitzugeben, um uns vor offenen Rohheiten und Räubereien zu schützen, denen wir als verbannte Ketzer ausgesetzt gewesen wären. In Massowa angekommen, hielten wir Rath in Beziehung auf unsre weiteren Bewegungen. Isenberg und Blumhardt beschlossen, nach Cairo zurückzukehren und dort die Entscheidung der Committee in London abzuwarten, während ich den Entschluß faßte, von Seila aus nach dem christlichen Königreich Schoa vorzudringen, dessen freundlicher König Sahela Selassie schon früher einen Boten an Isenberg gesandt hatte, um ihn nach Schoa einzuladen, eine Einladung, der Blumhardt gerne gefolgt wäre, wenn er nach Gondar hätte vordringen können. Da in Massowa gerade kein Schiff war, das nach Mocha segelte, so gieng ich mit meinen beiden Freunden nach Dschidda, wo ich bald ein großes persisches Schiff finden konnte, das mich nach Mocha brachte. Von dieser Hafenstadt aus gedachte ich nach Seila, eine Stadt an der Somaliküste, überzusetzen, um von dort aus nach Schoa zu gelangen. Ich vermuthete nämlich nach Ritters geographischem Werk, daß es einen Weg ins Innere von Seila und Berbera ausgeben müßte. Auf dem persischen Schiffe hatte ich vielfache Ge-

legenheit, die Art und Weise kennen zu lernen, wie die Muhamedaner ihren neuen Sklaven die Religion ihres Propheten angewöhnen und, so zu sagen, einbläuen. Ein Scheich zeigte einigen Gallaknaben die Bücklinge und Kniebeugungen beim Gebet, und überhaupt den ganzen Mechanismus der muhamedanischen Andacht. Wenn die armen Sklaven, die kaum ein paar Worte Arabisch verstanden, die Formen nicht gehörig nachzuäffen wußten, so donnerte der Scheich auf sie los mit Schimpfwörtern, oder gab ihnen Ohrfeigen.

Kaum war ich im Mai 1838 in Mocha angekommen, in einer Zeit, wo es außerordentlich heiß in jener Gegend ist, als ich vom Fieber ergriffen wurde. Zum Glück fand ich einen freundlichen Engländer in der Person des Herrn Naylor, der kurz vorher als Agent der ostindischen Compagnie in Mocha angekommen war. In Dschidda, Kosseir und Mocha waren anfangs englische Kohlendepots, ehe Aden von den Engländern in Besitz genommen wurde. Während ich nun in Mocha verweilte, wurde ich mit einem Mann aus Schoa bekannt, den der König Sahela Selassie nach Arabien gesandt hatte, um verschiedene Gegenstände für ihn anzukaufen. Von diesem Mann erfuhr ich, daß der König sich freuen würde, wenn Europäer in sein Land kämen, daß der Weg nach Schoa nicht über Seila führe, sondern über Tadschurra, einen Handelsort, der an der Küste des Adellandes liege. Ich war zwar sehr erfreut über diese wichtige Nachricht, konnte mich aber für jetzt, meiner leidenden Gesundheit wegen, nicht entschließen, mit dem Schoaner nach seiner Heimath zu reisen, sondern kehrte auf Herrn Naylors Rath nach Cairo zurück. Von Mocha segelte ich nach der Stadt Hodeida, von wo ich zu Land in drei Tagen Loheia erreichte. Da damals diese arabischen Küstenorte in den Händen des Pascha von Egypten waren, so konnte man mit Sicherheit im Innern der arabischen Küste reisen. Man traf überall Europäer an, die in der Armee des Pascha dienten. In Hodeida lebte ein polnischer Arzt, und in Loheia ein Pharmazeut aus Baiern, der mich sehr freundlich aufnahm und behandelte. Auf dem Landweg zwischen Hodeida und Loheia wurde ich von einem heftigen Wind beun-

richtet, der die Luft so sehr mit Sand erfüllte, daß man keine zwei Schritte weit vor sich sehen konnte. Die Kameele mußten sich lagern und die Reisenden sich hinter ihnen verbergen. Ich machte die dreitägige Landreise mit einem abessinischen Knecht und zwei arabischen Beduinen. Merkwürdig war mir die Wahrnehmung, daß die Kameele meistens den durch Sand verschütteten Weg selbst bei Nacht fanden, wenn ihre Herren rathlos wären. Die Thiere blieben oft ein wenig stehen, als ob sie mit den Füßen den Weg untersuchen wollten.

Von Loheia aus reiste ich auf einem kleinen arabischen Schiff nach Dschidda. Das Schiff war einmal in der größten Gefahr, an einem Felsen in der Nacht zerschmettert zu werden. Der Kapitän hatte denselben noch nicht so nahe geglaubt, und steuerte deßhalb sorglos in seiner Richtung fort, als auf einmal der Mond aus der schwarzen Nacht (es war ungefähr 2 Uhr Morgens) hervorkam und die See etwas erhellte. Mit Schrecken sah der Steuermann die drohende Gefahr noch zu rechter Zeit, um ihr durch Umlenkung des Schiffs entrinnen zu können. Das Leben eines Reisenden hängt oft nur an einem Haar. Was müßte aus ihm werden, wenn nicht, wie die Schrift sagt, der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, seine Hand über ihm hielte! Ich habe hievon zahlreiche Erfahrungen zu Wasser und zu Land gemacht; daher ich auch jetzt mein Leben als ein mir 100 Mal wiedergeschenktes, und deßwegen auch als dem Herrn allein angehöriges betrachten kann.

Die Seefahrt von Loheia nach Dschidda war meiner Gesundheit sehr zuträglich und ich kam ziemlich befreit vom Fieber in Dschidda an. Von dort reiste ich auf einem Segelschiff des Pascha's von Egypten in 28 Tagen nach Kosseir. Die Fahrt war wegen des starken Nordwindes sehr stürmisch und oft gefährlich. In Dschidda war jetzt ein geborner Engländer, Namens Ogilvie, als Consul aufgestellt; dagegen fungirte in Kosseir noch ein Araber als Agent der ostindischen Compagnie, der mich freundlich aufnahm und mir die nöthigen Kameele zur Reise durch die Wüste bis an den Nil bei Kenneh verschaffte, wo die englische Regierung ebenfalls einen Araber als Agenten angestellt hatte. Auf

dem Wege zwischen dem Nil und der Stadt Kosseir, die sehr schlechtes Wasser hat, war mir besonders die Menge todter Kameele aufgefallen, welche die Luft verpesteten. Auch war die Hitze auf diesem Weg bedeutend größer als zwischen Cairo und Sues. Von Kenneh aus besuchte ich die Alterthümer in Luxor, Karnak und Dendera, über welche ich bei meinem ersten Aufenthalt in Cairo Vieles gelesen hatte. Die koptischen Christen in Kenneh beklagten sich sehr über die Mißhandlungen, welche sie von Seiten der Muhamedaner erfahren mußten. Auf der Nilfahrt von Kenneh nach Cairo hätte es mir bei der Stadt Minie sehr übel gehen können. Es waren damals einige Distrikte im Aufruhr gegen den Pascha begriffen, was mir aber zur Zeit unbekannt war. Da ich seit einigen Tagen ein geladenes Gewehr bei mir hatte, so wollte ich dasselbe los schießen. Ich feuerte zwar in die Luft, allein die Kugel fuhr pfeiffend über die rebellischen Araber hin, die in der Nähe des Ufers Wache hielten. Sogleich gaben diese Feuer auf mein Boot, das von mehreren Kugeln getroffen wurde. Der Kapitän schrie aus vollem Halse: „Ich führe den englischen Consul," worauf das Schießen nachließ. Bei meiner Ankunft in Cairo (im September 1838) fand ich Missionar Isenberg mit seiner Familie noch daselbst auf die Beschlüsse der Committee wartend. Bald darauf kam auch Herr Kielmaier aus Abessinien zurück. Dieser erbot sich, mich nach Schoa zu begleiten. Da ich aber im November desselben Jahrs noch einmal so bedeutend erkrankte, daß man für mein Leben fürchtete, so entschloß sich Missionar Isenberg nach meiner Wiedergenesung, mit mir nach Schoa zu gehen, während Kielmaier sich an den Franzosen Rochet anschloß, um später nachzukommen.

Im Januar 1839 reisten wir von Cairo ab, begleitet von einem deutschen Bedienten aus Hamburg, der von Profession ein Gerber war. In Sues fanden wir ein großes arabisches Schiff, das muhamedanische Pilger nach Dschidda führte. Das Schiff war mit Leuten aus Darfur, Egypten und Kleinasien so angefüllt, daß wir nur so viel Platz auf dem Verdeck fanden, als gerade hinreichte, um auf dem Bretterboden liegen zu können. Das Getümmel auf dem Schiff war entsetzlich, besonders wenn das

Meer unruhig wurde. In der Kabine hatte ein türkischer Bey mit seinen Bedienten Platz genommen; dieser berauschte sich täglich mit Branntwein in so hohem Grade, daß er selten nüchtern war. In seinem besoffenen Zustand mißhandelte er den arabischen Kapitän und seine Matrosen, und überhaupt Jedermann, der ihm nahe kam, so, daß wir erklären mußten, das Schiff im nächsten Hafen zu verlassen und bei dem englischen Consul Klage gegen den Bey vorzubringen. Diese Erklärung wirkte wenigstens so weit, daß der Bey die Matrosen nicht mehr schlug, übrigens aber im Branntweinsaufen fortfuhr. Und doch ging er auf die Pilgerfahrt nach Mekka. Wir sehnten uns sehr nach dem Hafen von Dschidda, da wir auf dem offenen und engen Schiffe den größten Unbequemlichkeiten ausgesetzt waren. Unsere Kleider wimmelten von Ungeziefer in Folge des Zusammenwohnens mit den Pilgern, welche voll Schmutz und voller Läuse waren, die sie nicht einmal tödteten, sondern nur aus ihren Kleidern ausschüttelten und so ihren Nachbarn zum Besten gaben. Nach 22 Tagen wurden wir endlich aus diesem Zustand erlöst. In Dschidda nahm uns der englische Consul Ogilvie freundlich auf, und beherbergte uns gütig. Als wir den alten Muallem Jusuf fragten, ob er keine kaufmännische Verbindungen mit Mocha und Seila habe, und uns nicht an seine dortigen Freunde empfehlen könne, so antwortete er ganz laconisch: „Wer wird mit Leuten jenseits Babelmandeb Verbindung haben.“ Sind jene Leute doch nur „Hamir wa Bahàim,“ d. h. Esel und Thiere.“ Dieß waren die einzigen Nachrichten, welche wir in Dschidda über Seila einziehen konnten. Fast hätte ich mich entschossen, den Weg nach Schoa über Massowa, Tigre und die Wollo-Galla-Länder zu versuchen, während Isenberg über Seila vordringen sollte. Wir fanden es jedoch für gerathener, beisammen zu bleiben.

In Dschidda mietheten wir für 60 Thaler ein Boot bis Mocha, wo wir nach unserer Ankunft so glücklich waren, einen Dankalli-Mann, Namens Muhamed Ali, aus dem Adal-Stamm Dewene Kwema zu finden, der für die Summe von 50 Thalern bereit war, als Führer uns nach Schoa zu begleiten. Er verlangte zuerst 100 Thaler, ließ aber mit sich handeln. Dieser

Mann hatte viel Einfluß an der Küste und im Innern. Von Mocha wollten wir zuerst nach Aden gehen, das kurz vorher von den Engländern in Besitz genommen worden war, wurden aber durch widrigen Wind verhindert, unser Vorhaben auszuführen. Unsere Hauptabsicht war, den Gouverneur von Aden kennen zu lernen und uns mit mehr Geld zu versehen für die lange Reise. Wir lagen acht Tage lang vor Anker an der arabischen Küste, in der Nähe von Babelmandeb; da aber der Ostwind sich nicht änderte, so beschlossen wir nach Seila zu fahren und den Geldpunkt, wie drückend er auch war, der Vorsehung GOttes zu überlassen. Bei unserer Ankunft in Seila, dem Hauptort an der Küste des Somali-Landes, erkundigten wir uns über den Weg nach Schoa, vernahmen aber, daß wohl Karawanen nach Harrar gehen, aber nicht nach Schoa, wohin der Weg über Tadschurra, ein großes Dorf an der Küste des Adal- oder Adelen-Landes, führe. Der Gouverneur von Seila, der jedesmal vom Gouverneur von Mocha für die Summe von 400 Thalern ernannt wird, nahm uns zwar freundlich auf, hielt sich aber auch dazu für berechtigt, uns durch einen Bedienten um ein gutes Trinkgeld bitten zu lassen. Ich gab ihm meinen arabischen Kaftan (ich trug nämlich einen arabischen Anzug in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Ostafrika, legte ihn aber bald wieder ab, da ich das Unbequeme desselben fühlte), den der Gouverneur aber wieder zurückstellte mit der Bemerkung, daß ihm 100 Thaler lieber gewesen wären. Wir erklärten ihm, daß wir kaum so viel Geld hätten für die Fortsetzung unserer Reise, und daß, wenn er den Kaftan nicht wolle, wir ihm nichts anderes von einigem Werth anbieten könnten. Mit dieser Erklärung war er auch zufrieden.

Wir segelten nun von Seila nach Tadschurra, wo unser Reiseziel bereits bekannt war. Der sogenannte Sultan von Tadschurra, ein alter, finster aussehender, im übrigen einfacher und gutmüthiger Mann, hielt Rath mit seinem Wesir und seinem Divan, und erlaubte uns zu landen, verschaffte uns auch eine mit Matten bedeckte Hütte bei den Verwandten des in Mocha engagirten Führers, Muhammed Ali, welcher bald selbst auch ankam. Das

Dorf Tadschurra (oder Tagurrá) liegt in einer großen Ebene, am Ufer einer schönen Bai, die sich von Tadschurra noch weiter ins feste Land hineinerstreckt, und die das Somali- und Adal-Land von einander scheidet. Die Einwohner von Tadschurra leben hauptsächlich von Schaafen, Ziegen, vom Fischfang und vom Handel, den sie mit Arabien und Schoa treiben. Seitdem Aden von den Engländern in Besitz genommen worden ist, treiben die Tadschurraner auch einen Holzhandel. Tadschurra war bis in die neueste Zeit der Ort, von wo viele Sclaven, besonders Galla und Christen von Gurague nach Arabien verkauft wurden. Der alte Sultan gab sich das Ansehen, als ob er der König aller Adalstämme wäre, was aber höchstens nominell der Fall ist. Die Adals oder Adalen heißen sich in ihrer eigenen Sprache „Afer," wobei man an das hebräische Ophir denken könnte, wenn man Hypothesen aufstellen wollte. Es wäre aber immerhin möglich, daß die ganze südlich von Babelmandeb gelegene Ländermasse früher Ophir genannt worden wäre, entstanden aus dem Wort Afer. Auch läßt es sich denken, daß das Afer- oder Ophirland von der Königin von Arabien beherrscht worden wäre, welche auch die Königin von Abessinien gewesen seyn soll. Da Süd-Arabien zur Zeit Salomos unstreitig eine gewisse Stufe der Kultur besessen hat, so ist es ja wohl denkbar, daß die Hamiaritischen Könige die Mittel und Macht hatten, ihren Einfluß weithin über Ostafrika oder Ophir auszudehnen.

Wir wurden beinahe vier Wochen in Tadschurra hingehalten durch die Unterhandlungen, welche wir wegen der Transportkosten mit den Eingebornen anknüpfen mußten. Die Besitzer der Kameele verlangten zuerst 23 Thaler für eine Kameelslast von Tadschurra bis an die Berge von Schoa. Sie behaupteten, 23 Thaler sei der Preis eines Sclaven in Tadschurra. Wir erklärten sogleich, daß wir nichts mit der Sclaverei zu thun hätten, und daß wir nach unsern bisherigen Erfahrungen für 30 Stunden Wegs nur drei Thaler bezahlen könnten. Da es nun von Tadschurra bis Schoa höchstens 120 Stunden seyn könne, so würden wir gerne 12 Thaler für jede Kameelslast bezahlen. Die Tadschurraner ließen sich dieß nicht gefallen, sondern verlangten 17 Thaler als den

niedrigsten Preis, um den sie Kameele herbei schaffen wollten. Wir hatten nach langer Unterhandlung keine andere Wahl, als uns dieser Bestimmung zu fügen, da die heiße Jahreszeit immer näher rückte, und da wir befürchteten, unsere geringe Baarschaft in Tadschurra aufzehren zu müssen. Der alte Sultan, der einmal über das andere bettelte, wurde mit einem Präsent von sieben Thalern abgefertigt. Er war so gemein, daß er uns einmal einen Topf Milch in beiden Händen haltend, zum Geschenk brachte, und dann auf solche Kleinigkeiten gestützt seine Gegengeschenks-Ansprüche gründete.

Am 27. April 1839 konnten wir endlich von Tadschurra abreisen, und nun sollte ich aus persönlicher Anschauung mit dem Land bekannt werden, das ich in meiner Jugend auf der ersten Landkarte, die ich sah, so leer und öde gefunden hatte. Das erste Dorf, das auf dem Weg von Tadschurra nach dem Innern erreicht wurde, heißt Ambabo, wo die kleine Karawane übernachtete. Am nächsten Tag brachen wir in aller Frühe auf, und erreichten bald die Karawanenstationen Dullul, Sukta und Saggallo. Von hier ging es in südwestlicher Richtung weiter hinab zum Salzsee Assal, wo die Dankil *) ihr Steinsalz in der Form von Wetzsteinen aushauen, um es nach Abessinien zu verkaufen, wo es als Münze gilt. In Schoa z. B. bekam man gewöhnlich 20 Stücke für einen Conventions-Thaler. Weiter im Innern Afrika's bekommt man nur zehn und zuletzt nur fünf Stücke für einen Thaler, oder für ein Stück Tuch, das einen Thaler werth ist. Der Salzsee ist etwa zwei Stunden lang und eine Stunde breit.

Nachdem wir vom ersten Mai an unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen durch Hitze und Wassermangel immer weiter in die Adal-Wüste vorgedrungen waren, wo wir nur selten Hütten und Menschen fanden, erreichten wir am 17ten Hasnadera, einen Ort, wo Muhamed Ali's Vater, der Scheich Ali, gewöhnlich Ali Abe genannt, wohnte, der uns auf der zweiten Hälfte

*) Adal ist der abessinische Name, Danakil (Singular Dankalli) aber der arabische Ausdruck zur Bezeichnung der Afer-Nation. Die Adal-Sandwüste ist eben und hat nur hie und da leichte Erhebungen oder Hügel. Sie ist wasserarm und daher nur da und dort bewohnbar. Wir sahen außer Gazellen und Straußen wenig wilde Thiere. Einmal wurden wir von Elephanten beunruhigt, vor denen sich die Kameele äußerst fürchten.

unseres Wegs bis Schoa geleiten sollte. Von jetzt an wurde die Reise gefährlicher. Südlich von der Karawanenstraße hausen nämlich die wilden Galla, und nördlich die feindlichen Modeitu, ein Adalstamm, der den Dewene Kwema schon viel Schaden gebracht hat. Wir kamen jetzt mehr mit den Adals zusammen, welche überall um Pfeffer, Nadeln und besonders um Tabak baten.

Am 29. Mai passirten wir den Hawasch-Fluß bei der Furt Melkukuju, welches eigentlich Furt, Passage heißt. Wir übernachteten im Freien an dem holzreichen Ufer des Hawasch, wo es viele wilde Thiere gibt. Während wir alle schliefen (denn auch die Wächter waren eingeschlafen), schlich sich eine Hyäne so nahe an unsere Betten hin, daß wir sie hätten mit den Händen greifen können. Wir bemerkten ihr Dagewesensein erst Morgens an den Fußtritten, die sie im Sand zurückgelassen hatte. Wir dankten Gott für diese merkwürdige Bewahrung.

Der Hawasch-Fluß war über zwei Fuß tief in der trockenen Jahreszeit. Seine Breite war gegen 60 Fuß, und seine Ufer 15 bis 20 Fuß hoch. Er läuft gegen Nord und Nordost und soll sich östlich von Aussa im Sand verlieren. Westlich vom Hawasch ist ein kleiner See, wo es Flußpferde und Krokodile in Menge gibt. Von letztern tödteten unsere Leute eines, das nahe am Ufer war. Seine Länge betrug neun Fuß. Nachdem wir vom Hawasch aufgebrochen waren, kamen wir in das schöne Thal Kokai, wo wir gutes Wasser, viel Vieh und große Bäume fanden, und überhaupt erkennen konnten, daß wir in der Nähe des Hochlands angekommen waren, das wir schon in Hasnadera erblickt hatten. Am 31. Mai erreichten wir den Grenzort Dinomali, wo der schoanische Zolleinnehmer und Grenzstatthalter unser Gepäck in Augenschein nahm. Merkwürdigerweise fand ich da den königlichen Knecht, Hadschi Adam, den ich früher in Mocha gesehen, und der mir Tadschurra als den Eingangs-Hafen nach Schoa bezeichnet hatte. Sogleich wurde vom Statthalter Sr. Schoanischen Majestät berichtet, daß die beiden Gypzis (so heißen die Europäer in Abessinien), welche Hadschi Adam in Mocha abholen sollte, angekommen seien.

Viertes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Schoa.

Bis eine Antwort vom König von Schoa zurückkam, mußten wir in Farri am Fuß des Hochlandes warten, da kein Fremder ohne königliche Erlaubniß Schoa weder betreten noch verlassen darf. Auch die christlichen Unterthanen des Königs dürfen nicht nach der Küste durch das Adal-Land reisen, sondern müssen über Massowa gehen, wenn sie nach Arabien, Egypten und Jerusalem pilgern wollen. Nachdem die königliche Gestattung zur Weiterreise (womit der Befehl an den Grenzgouverneur, die Reisenden mit Gepäckträgern und Zehrung auf dem Weg zu versehen, verbunden war), uns erreicht hatte, brachen wir am 2. Juni von dem fieberreichen Dorf Farri auf und stiegen das Hochland von Schoa hinan. Den ersten Tag erreichten wir das große Dorf Alin Amba, das auf einem steilen Felsen liegt und meist von Muhamedanern bewohnt wird. Alin Amba ist der Hauptmarkt des östlichen Schoa. Am 3. Juni erstiegen wir den hohen Berg, auf dem Ankober, die Hauptstadt von Schoa, liegt, von wo aus sich uns eine entzückende Aussicht in das Adal-Niederland darbot.

Am 7. Juni hatten wir in der Nähe des Dorfes Islam Amba eine Audienz bei dem König Sahela Selassie, der uns freundlichst empfing und uns nach dem Zweck unserer Reise fragte, den wir einfach darein setzten, daß wir gekommen seien, das Wort Gottes in Schoa zu verbreiten, und den abessinischen Christen zu gründlicher Erkenntniß des Evangeliums förderlich zu werden; auch würden wir dieselben in andern nützlichen Dingen unterrichten, und denen, die es wünschen und bedürfen, ärztliche Hülfe leisten. Der König gab uns einen Knecht, der uns stets begleiten, schützen, uns mit Speise und Trank versehen, und unsere Wünsche vor den König oder seine Minister bringen sollte. Der Minister des Auswärtigen hat bei 300 Diener um sich, deren Amt es ist, die Fremden zu bedienen, und Botschaften vom König oder Minister nach allen Theilen des Landes, oder an abessinische Fürsten zu überbringen. Ein solcher Diener heißt Afero in

Schoa. Mehrere hundert Fremde (von verschiedenen Theilen Abessiniens) erhalten täglich Dirgo, d. h. Rationen von Brod, Fleisch, Honigwein, Bier u. s. w. Der Dirgo wird durch die Aferotsch (plural von Afero) dem einzelnen Dirgognia, d. h. der Person die Dirgo erhält, zugeschickt. Diese Einrichtung ist für Fremde sehr bequem, da sie auf diese Weise auf Kosten des Königs leben können, dem sie von Zeit zu Zeit nur ein Geschenk zu geben brauchen.

Am 6. Juni zogen wir auf den Wunsch des Königs mit ihm nach Angolala, der zweiten Hauptstadt von Schoa, die in der unmittelbaren Nähe der Gallastämme liegt. In den ersten Unterredungen, die wir in Angolala mit dem König hatten, ersuchten wir ihn um eine Anzahl Knaben, die wir unterrichten, und an deren Fortschritten wir ihm zeigen wollten, was eigentlich unser Zweck und Beruf im Land sei. Er versprach uns, sechs Knaben zu geben, aber später nahm er sein Wort zurück, unter dem Vorwand, er brauche nicht sowohl geistliche Lehrer, als vielmehr Künstler, Aerzte, Maurer, Schmiede u. s. w. Die Handwerker liebte er so sehr, daß er oft persönlich in die Werkstätten der Weber, Büchsenmacher und Schmiede gieng, um ihre Arbeiten zu besehen, welche sogleich verändert werden mußten, wenn sie ihm mißfielen.

Nachdem am 13. Juli das abessinische Fest Salassie gefeiert worden war, so kehrte der König, der Sitte gemäß, nach Ankober zurück, wo er überhaupt die Regenzeit zuzubringen pflegte. Wir erhielten den Befehl, auch nach Ankober überzusiedeln und dort zu wohnen. Als wir aber der Hauptstadt nahe kamen, wurden wir ohne besondere Erlaubniß des Statthalters nicht eingelassen, wie es bei neuen Fremden immer der Fall ist, die sehr beschränkt werden, bis sie mehr bekannt geworden sind. Ueberhaupt kann ein Fremder in Schoa sich weder rechts noch links bewegen, ohne die specielle Erlaubniß des Königs, der alle seine Schritte beobachten und bewachen läßt. Im übrigen Abessinien hat der Fremde zwar mehr Freiheit der Bewegung, muß aber auch mehr auf eigene Kosten reisen und leben. Da Missionar Isenberg nur zunächst die Absicht gehabt hatte, mich nach

Schoa zu begleiten, und dann nach Cairo und Europa zurückzukehren, um amharische Schriften für den Druck vorzubereiten, und diesen in London auszuführen, so erklärte er bald nach seiner Ankunft in Ankober dem König seinen Entschluß, das Land wieder verlassen zu wollen. Nachdem wir lange vergeblich gesucht hatten, vom König Knaben zum Unterricht zu erhalten, beschlossen wir, Jeden aufzunehmen, der sich freiwillig bei uns melden würde. Es gelang uns auch bald, einige Knaben zu bekommen. Unter ihnen war besonders einer, mit Namen Guebra Georgis, der viele Fähigkeit und eine große Freude am Lernen hatte. Ich las mit ihm die amharische Bibel, und unterrichtete ihn überdieß in der Geographie und Geschichte, die ihm viel Freude machte.

Am 10. October 1839 verabschiedete sich Isenberg vom König, der ihm zwei schöne Maulthiere, einen großen Elephantenzahn, 50 Thaler und einige andere Kleinigkeiten nebst Mundvorrath für die Reise schenkte, und ihm versprach, mich, seinen zurückbleibenden Freund, wie einen Sohn zu behandeln. Die Abreise Isenbergs, welche erst den 12. November Statt fand, machte einen sehr wehmüthigen Eindruck auf mich, den nun allein stehenden Missionar im Schoa. Nur die Verheißung Jesu: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende," konnte mich in meiner einsamen Lage trösten und aufrecht halten.

Am 13. November kam der König von seinem Feldzug gegen die Galla in Muger zurück; er hatte auf einem Berge Kirchen und Christen gefunden, die durch die Galla in den Niederungen von der schoanischen Kirche getrennt worden waren. Dergleichen christliche Ueberreste wird man noch hie und da in den Gallaländern entdecken. Kurz vor der Abreise Isenbergs kam der Franzose Herr Rochet in Schoa an und brachte dem König eine Pulvermühle neben andern bedeutenden Geschenken, die ihn bei dem Fürsten sehr beliebt machten. Rochet hatte mit dem oben erwähnten württembergischen Offizier, Herrn Kielmaier, Egypten verlassen, um nach Schoa zu reisen; da beide Herren unterwegs mit einander zerfallen waren, so reiste Rochet allein nach Schoa, und Kielmaier blieb in Aden zurück, bis er die

nöthigen Mittel zur Reise erhalten hatte. Er kam zwar später noch nach, unterlag aber den grossen Anstrengungen der Reise in der Adalwüste. Die Nachricht von seinem Tod war mir äusserst schmerzlich, da er mir und meinen Freunden in Tigre so viele Dienste erwiesen hatte. Fieber und Dysenterie, die er sich durch schlechtes Wasser zuzog, soll den talentvollen und energischen Mann aufgerieben haben.

Nach der Abreise Isenbergs fieng ich an, die Gallasprache zu lernen, in der Hoffnung und mit der Absicht, sobald als möglich dieses in Afrika weit verbreitete Volk zu besuchen und eine Mission unter demselben zu gründen. Wenn jener römische Missionar sagte: „Gebt uns China, so haben wir Asien," so mußte ich sagen: „Gebt uns die Galla, so haben wir Central-Afrika. Bei meiner Uebersetzung des Neuen Testaments in die Gallasprache wählte ich lateinische Buchstaben, was den Abessiniern sehr mißfiel, da sie meinten, ich sollte äthiopische gewählt haben. Vom Anfang meines Aufenthalts in Schoa an ließ ich es mir angelegen seyn, Nachrichten über die Galla, ihre religiösen Begriffe, ihre Sitten und Gebräuche, ihre geographische Ausdehnung u. s. w. einzuziehen. Ueberhaupt schien es mir Pflicht zu seyn, die Kunde Afrika's in geographischer und ethnographischer Beziehung so viel als möglich zu fördern, da ich in Verhältnissen lebte, welche vielfache Gelegenheit hiezu boten. Besonders erregten die christlichen Ueberreste im Süden meine Aufmerksamkeit. Die Stämme von Gurague, Kambat, Wolamo, Kortschassi, Sendschero, wo noch Christen seyn sollen, interessirten mich sehr. Aus Gurague erhielt ich öfters Besuche von christlichen Priestern, durch welche ich eine Anzahl Neuer Testamente in jenes Land sandte. Auch lag es mir daran, so viel äthiopische Manuscripte als möglich zu sammeln, um gründlich mit der abessinischen Literatur bekannt zu werden. Von diesen Manuscripten habe ich nach und nach gegen 80 nach Europa gesandt. Auch begleitete ich den König auf mehreren militärischen Expeditionen gegen die Galla im Süden. Dieß geschah aber nicht in feindlicher Absicht, sondern um Gelegenheit zu haben, theils unbekannte Gegenden kennen zu lernen, theils und hauptsächlich um das Wort Gottes zu verkündigen

unter den Tausenden von Soldaten, welche der König auf solchen Expeditionen mit sich führt, die er im Januar, Juni und October zu veranstalten pflegt, um den schuldigen Tribut von den Galla einzuziehen und weitere Eroberungen zu machen. Der erste Feldzug, den ich mit dem König im Januar und Februar 1840 machte, führte mich in das Gebiet der Abedschu, Woberi, Gelan, Dembitschu, Finfini (wo heiße Quellen sind, die viel Schwefel haben), Mulofalada, Metta Robi, Wogidi, Metta und Kuttai-Galla Stämme. Im Gebiet der Letztern fragte ich in Verbindung mit Herrn Rochet, welcher die Expedition mitmachte, den König über die Quelle des Hawaschflusses, und ob Se. Majestät die Expedition nicht bis dorthin ausdehnen wolle. Der König antwortete: so viel er wisse, sei zwischen den Galla-Stämmen Soddo, Betscho Woreb und Metscha eine sumpfige Gegend, aus der der Fluß entspringe; die Armee werde aber dießmal nicht so weit vordringen. Und in der That gab der König noch an demselben Tag den Befehl, nach Angolala auf einem andern Weg zurückzukehren, so daß ich und Rochet das Vergnügen entbehren mußten, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Dessenungeachtet hat Herr Rochet in seinem später herausgegebenen Reisewerk behauptet, er habe die Quellen des Hawasch gesehen, indem ihm der König eine Eskorte dorthin gegeben habe. Beides ist aber eine entschiedene Unrichtigkeit. Erstens war die Armee noch einige Tage von der Sumpfgegend entfernt, und zweitens wagte es der König nicht, selbst an der Spitze der ganzen Armee so weit vorzudringen. Wie hätte eine Escorte von sogar 1000 Mann ein solches Wagstück unternehmen können. Ein Reisender, der ein Gewissen hat, wird nie sagen, er habe etwas gesehen, was er doch nicht gesehen hat. Leider wird aber oft so gewissenlos von Reisenden gehandelt, die nur schnell ein Buch schreiben, und Ehre und Einkommen auf Kosten der geographischen Wahrheit erwerben wollen. *)

Die Weise des Königs auf seinen Expeditionen ist, den

*) Rochet sagte einmal auf dieser Expedition zu mir: Herr Krapf, wir müssen sagen, daß wir die Hawaschquellen gesehen haben. Als ich erwiederte, daß dieß nicht wahr sei, und wir sie nicht gesehen hätten, sagte er lachend: O wir müssen Philosophen seyn.

Galla, die den Tribut verweigern, die Dörfer, Wiesen, Getreidefelder anzuzünden und zu verwüsten, die männliche Bevölkerung, die nicht entflohen ist, zu tödten, die Weiber und Kinder aber gefangen zu nehmen, und sie hernach gegen ein Lösegeld zurückzugeben, wenn der abtrünnige Stamm sich ergeben hat. Hauptsächlich aber sucht er die Viehheerden wegzunehmen. Jeder Stamm wird zuerst aufgefordert, sich zu ergeben. Geschieht dieß, so wird kein Dorf angezündet und die Einwohnerschaft geschont. Die Galla sind eigentlich thöricht, daß sie sich diesen Verheerungen aussetzen, da sie sich durch mäßige Abgaben von Vieh, Pferden und Getreide sicher stellen könnten. Aber ihr Stolz und ihre Freiheitslust treibt sie zu beständigen Empörungen und Niederlagen. Wie Schade ist es doch, daß diese schönen Länder nicht besser benutzt werden, denn die Galla haben so fruchtbare, wasser- und weidereiche Gegenden, geeignet für den Landbau sowohl als für die Viehzucht, daß man in Europa sich keine Vorstellung von ihrer Schönheit machen kann. Dabei ist das Klima so mild, so gesund, wie in Italien oder Griechenland. Besonders schön sind die Gebiete von Mulofalada, Adaberga, Metta und Metscha, wo es auch viele und schöne Waldungen gibt, in denen der hohe Juniperbaum besonders zu nennen ist.

Bei den militärischen Umzügen ist der König gewohnt, Morgens um 8 Uhr aufzubrechen, nachdem er von Tagesanbruch an Gericht gehalten und seine Befehle ausgetheilt hat. Auf dem Marsch wird dann und wann gehalten, um die Berichte der Generale anzuhören; denn der König ist die Seele des Ganzen. Nachmittags 3 oder 4 Uhr wird an einem ebenen und grasreichen Ort ein Lager bezogen. Die meisten Soldaten sind zu Pferd oder zu Maulesel. Die Weiber, Sklaven und Frohnleute gehen zu Fuß und tragen Honigwein, Bier, Mehl, Getreide u. s. w. für die Soldaten. Unter 50,000 Menschen besteht kaum der dritte Theil aus eigentlichen Kämpfern. Daher auch ein Feldzug von langer Dauer nicht Statt finden könnte, indem die Lasttragenden zu Grunde giengen, oder ein allgemeines Murren und Empören ausbrechen würde. Auf diesen Umstand muß der König Rücksicht nehmen, so unumschränkt auch seine Gewalt

ist. Oft gibt sich der König auch auf solchen Zügen mit der Jagd von Büffeln, Elephanten u. s. w. ab. Gerade auf der bezeichneten Expedition erlegte er einen Büffel, daher eine der vielen Hofsängerinnen ausrief: „Galla bialákabat, gosch gabábat,“ d. h. da es ihm an Galla zu erlegen fehlte, gieng er auf die Büffel los. Da der König somit auf diesem Feldzug etwas getödtet hatte, so zog er mit großer Feierlichkeit in Angolala ein, wo ihn die Priesterschaft segnend empfieng in seinem ganzen eigenthümlichen Kopfschmuck und in seiner schönen Kleidung, die er bei solchen Gelegenheiten trägt. Die Soldaten feierten ihre Gewehre ab und erhoben ein Freudengeschrei. Die Trophäen der erschlagenen Galla, das heißt die abgeschnittenen und ausgestopften männlichen Glieder derselben hatten sie an den Armen hangen. Je mehr Einer solche Trophäen aufweisen kann, je mehr Werth hat seine Tapferkeit und sein Name, und die ganze Familie empfängt ihn mit Trommeln, Freudengeschrei und einer herrlichen Mahlzeit. Auch empfangen die Tapfersten vom König Pferde, Maulesel u. s. w. als Belohnung. Freilich geht die Tapferkeit mancher Schoaner eben nur so weit, daß sie Esel entmannen und dann vorgeben, Galla erschlagen zu haben, um nicht ohne eine Trophäe nach Hause zu kommen. Ja gerade auf dieser Expedetion kam es vor, daß Einer seinen Kameraden erschlug und emasculirte.

Das Mitziehen auf die Expeditionen des Königs, die zwei bis drei Wochen dauern, also keine lange Abwesenheit von meiner Schule in Ankober erforderten, brachten mir mancherlei Nutzen. Ich lernte die südlichen Galla näher kennen, machte mit Einigen, namentlich mit dem tapfern Tschara, Sohn der Fürstin des Stammes Mulofalada, Freundschaft, und habe hauptsächlich drei Orte bemerkt, wo eine Gallamissionsstation errichtet werden könnte, nämlich erstens auf dem Berg Jerrer, auf dem Wege zwischen Angolala und Gurague, zweitens im Stamme Mulofalada bei Tschamie, der Mutter des Tschara, und drittens in Muger, in der Nähe von Debra Libanos, nicht weit vom blauen Flusse. Ferner, ich habe auf dieser Expedition mit Hohen und Niedern in Schoa und Efat Bekanntschaft gemacht, und oft vor

einer großen Anzahl Menschen über das Wort Gottes und andere nützliche Dinge geredet, habe viele Uebung in der amharischen Sprache gehabt, und habe das Wesen und Treiben der Schoaner genauer beobachten können. Endlich, meine Gesundheit hat sich gekräftigt, und das freundliche Verhältniß des Königs zu mir ist vor seinem ganzen Volk offenbar geworden.

Eine zusammenfassende Beschreibung des Gallavolkes, wie ich es auf diesen militärischen Expeditionen und in Ankober kennen lernte, werde ich später geben.

Bald nach der ersten Expedition, die ich mitmachte, verließ Herr Rochet Ankober, mit Briefen und Geschenken vom König versehen, um zwischen Schoa und Frankreich ein Freundschaftsverhältniß zu stiften. Rochet hatte selbst angeben müssen, wie der Brief an den König der Franzosen geschrieben und welche Geschenke ihm gesendet werden sollten. Als Rochet noch in Farri, an der östlichen Grenze von Schoa, war, kam Herr Airston, ein Schotte, der eine Reise ins Innere von Afrika machen wollte, daselbst an. In Folge der Anstrengungen auf der Reise im Adalland hatte er sich eine Gehirnentzündung zugezogen, an der er am 14. März 1840 starb. Er wurde in dem christlichen Dorf Aigebber, in der Nähe von Farri, begraben, seine Effekten wurden vom König confiscirt und in die königliche Schatzkammer gebracht, weil in Schoa Leib und Leben und Eigenthum dem Gieta, d. h. König gehört.

Im Mai 1840 machte ich eine Reise nach Debra Libanos, dem heiligsten Ort der Schoaner, vier Tagreisen nordwestlich von Ankober. Dort soll der größte Heilige Abessiniens, der berühmte Tekla Haimanot im 12. Jahrhundert gelebt und einen Wunderbrunnen durch sein Gebet erschaffen haben. Dieser Brunnen heißt Tabele oder Zabele; sein Wasser soll Kranke heilen und Vergebung der Sünden auf sieben Jahre verschaffen. Da im Mai der Todestag des Tekla Haimanot gefeiert wird, so begeben sich viele Abessinier dahin, um zu baden und das Wasser zu trinken, wobei freilich schon manche Heilungen vorgekommen sind, weil das eisenhaltige Mineralwasser allerdings Heilkräfte enthält, die aber der Aberglaube dem Heiligen zuschreibt. Ueber-

haupt gibt es in Abessinien viele Mineralquellen, wie sich von einem Bergland erwarten läßt. In der Nähe von Angolala setzte ich über den Tschatschafluß, der aus der Provinz Bulga kommt und von Angolala an in einer tiefen Thalschlucht nach Nordwesten läuft, bei Kum Dengai in der Provinz Schoa Meda sich mit dem Beresa und einigen andern Flüssen vereinigt und den Adabai bildet, zuletzt aber unter dem Namen Dschamma in den blauen Fluß, den sogenannten Abai, oder abessinischen Nil fließt. Der Tschatscha, Adabai und Dschamma bilden einen natürlichen Damm gegen die Ueberfälle der Galla von Süden her, welche daher nie das schoanische Reich ganz bezwingen oder auch nur überschwemmen konnten, besonders nachdem der König Sahela Selassie Angolala gegründet hatte an einer Stelle, wo die Galla etwa noch hätten hereinbrechen können. Auf dem Weg nach Debra Libanos passirte ich auch den Ort Sena Markos, der als der zweite heilige Platz von Schoa betrachtet wird, und der auf einem sehr steilen Felsen liegt, welcher leicht zu vertheidigen ist. Dem Wasser in Sena Markos wird auch eine Heilkraft zugeschrieben. Man kann von diesem Ort aus den ganzen Norden und Westen von Schoa übersehen. Ehe man den Berg hinaufsteigt, auf dem Debra Libanos liegt, muß man den Fluß Segawadam (Fleisch und Blut) passiren, in welchem sich die Pilger baden und reinigen, ehe sie Debra Libanos betreten und das Wasser bei diesem Heiligthum 5—6 Tage lang genießen. In der Kirche Mariam küssen sie sodann ein Kreuz, das vor vielen Jahren vom Himmel gefallen und von einem Mönch gefunden und der Kirche geschenkt worden seyn soll. Man sieht, daß die Priester in Abessinien so gut wie die in der römischen und griechischen Kirche es verstehen, die Kirche durch Aberglauben zu verherrlichen und auf Kosten der Leichtgläubigkeit sich zu bereichern. In der Nähe der Stadt ist eine Stelle, wo Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Leute mit einem blauen Lehm sich das Angesicht in Form eines Kreuzes bestreichen, um sich, wie sie sagen, gegen Krankheit zu schützen. Nahe bei dem Felsen ist ein gespaltener Baum, durch den Tekla Haimanot bei einem Einfall der Galla sich gerettet haben soll. Alles spukt in dieser

heiligen Gegend von Wundern des heiligen Tekla Haimanot, dem die Bäume nachgefolgt seyn sollen, wohin er gieng, in dessen Fußstapfen Rosen wuchsen, hinter dem her ein Fluß vertrocknete, weil er das aus den Händen entfallene Kreuz des Heiligen verschlungen hatte. Kurz, die unglaublichsten Dinge werden hier erzählt und von den Leuten einfältig geglaubt. Nur die Wahrheit, die einfache und seligmachende Lehre des Evangeliums wird hier zurückgewiesen, wie ich oft erfahren habe, als ich mit den Priestern über die heilige Schrift reden wollte.

Nachdem ich am Ende des Mai nach Hause gekommen war, widmete ich mich wieder dem Unterricht meiner Schüler, deren ich jetzt zehn im Hause hatte, ohne die andern, die ab und zu gingen und unregelmäßig kamen. Ein Gelehrter bat mich um Unterricht im Hebräischen, was manche abessinische Priester lieben, in der Meinung, tiefe Geheimnisse in den hebräischen Wörtern und Namen finden zu können, da die Abessinier die allegorische Auslegungsweise der Schrift sehr lieben und in jedem Satz sieben verschiedene Bedeutungen oder Sinne zu finden sich bestreben, was sie freilich zum größten Unsinn führt*). Die Knaben unterrichtete ich hauptsächlich in der biblischen Geschichte, in der Geographie, Welt- und Naturgeschichte, auch im Rechnen. Am Sonntag hielt ich ihnen und meinen Hausgenossen eine kurze Predigt. Außerdem kamen täglich viele Leute, Priester und Laien, welchen ich das Wort Gottes zu verkündigen Gelegenheit hatte. Bald nach meiner Zurückkunft von Debra Libanos kam Samuel Georgis mit der schmerzlichen Nachricht nach Ankober, Herr Kielmaier sei unterwegs gestorben. Samuel Georgis war sein Diener gewesen, der jetzt die Effekten des Verstorbenen nach Schoa brachte, wo sie der König sogleich in Beschlag nahm. Samuel Georgis war ursprünglich ein Muhamedaner gewesen, und lebte als Knabe

*) Zum Beweis, wie die abessinischen Schrifterklärer allegorisiren, will ich ihre Erklärung über Matth. 8, 28. anführen. Wenn es heißt: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester," so sind unter den Füchsen die Laien, hauptsächlich die weltlichen Obrigkeiten gemeint, welche Eigenthum und Besitz haben; die Priester sind die Vögel, welche im Gebet gen Himmel fliegen; auch sie haben noch Besitz und Reichthum, aber des Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt, d. h. die heiligen Mönche besitzen nichts auf Erden, denn sie sind die Engel Gottes in der Welt.

im Hause Isenberg's in Adoa, von wo dieser ihn mit nach Kairo nahm, dort im Christenthum unterrichtete, und später durch Missionar Kruse taufen ließ, der ihm den Namen Samuel Georgis gab. Kielmaier, der eine große Zuneigung zu ihm hatte, erbat sich ihn von Kruse als Diener auf seiner Reise nach Schoa, wo der König bald eine große Liebe zu dem schön aussehenden Jüngling faßte, der Amharisch, Tigrisch, Arabisch und Dankali sprechen konnte. Da Sahela Selassie gerade damals die Absicht hatte, Briefe und Geschenke an die ostindische Compagnie abzusenden, um mit ihr Freundschafts-Verhältnisse anzuknüpfen, so wählte er diesen Jüngling zum Ueberbringer der Briefe bis Aden, wo er sie dem Gouverneur, Kapitän Haines, übergeben sollte. Samuel reiste am 6. Juli 1840 ab. Es verging aber ein Jahr, bis die Compagnie den Brief und die Geschenke erwiederte durch die Mission des Major Harris, der am 15. Juli 1841 in Dinomali, an der Grenze von Schoa, ankam, und mit seinen Leuten und Geschenken von den Schoanern zuerst mit viel Mißtrauen aufgenommen und behandelt wurde.

Es waren besonders bigotte Priester und Mönche, welche dem König Mißtrauen gegen die Fremden einzuflößen suchten. Sie meinten, die Fremden werden Schoa erobern und dann den abessinischen Glauben zerstören. Manche von den Großen von Schoa wähnten, der König werde jetzt mehr auf die Fremden und ihren Rath achten, als auf die Eingebornen. Viele vom gemeinen Volk fürchteten, mehr Frohndienste verrichten zu müssen, weil die vielen Kisten u. s. w. von ihnen unentgeldlich, auf königlichen Befehl, von der Grenze in die Hauptstadt getragen werden mußten. Die Muhamedaner in Schoa, sowie die Fürsten und Völker in der Nähe Schoas hatten die Besorgniß, der König werde zu mächtig werden durch die Verbindung mit den Engländern, welche ihm Kanonen und Flinten brachten. Auch gab es einige, welche die Parthie des Herrn Rochet genommen hatten und sich einbildeten, der König werde, wenn er einmal die Engländer aufgenommen habe, nichts mehr von Rochet und den französischen Geschenken wissen wollen, zumal da Rochet seine Zurückkunft so lange verspätete. So hatte der König Sahela Selassie gegen

Vorurtheile und Befürchtungen auf allen Seiten zu kämpfen, und daher kam es auch, daß er Anfangs die englische Mission unter Major Harris sehr mißtrauisch aufnahm. Der König selbst war sehr abergläubisch, und mochte den Ausbruch von Krankheiten und andern Plagen fürchten, wenn er den Fremden Eingang und Aufenthalt gestatten würde. Endlich siegte freilich sein praktischer Verstand und noch mehr seine Liebe zu den kostbaren Geschenken, die, wie er gehört hatte, in den Kisten verschlossen seien.

Hauptsächlich aber waren die Priester gegen mich verstimmt, weil sie meinten, ich hätte den König bewogen, die Engländer und ihre Geschenke kommen zu lassen, wiewohl es des Königs eigener Entschluß war, Samuel Georgis nach Aden zu senden, indem er unwillig wurde, daß Rochet so lange verzog, und weil er wußte, daß die englische Macht durch den Besitz von Aden ihm näher liege als die französische. Ich hielt mich von Anfang an ferne von allen politischen Beziehungen, und nur wenn der König, oder Major Harris meinen Rath oder Dienst begehrte, ließ ich mich bewegen, meine Ansicht zu äußern. Da Harris und seine Leute nicht amharisch verstunden, so war es natürlich, daß ich als Dragoman der englischen Gesandtschaft begehrt wurde, wenigstens bei wichtigen Verhandlungen. Auch hatte der König mir gleich Anfangs gesagt: „Du kennst die Sitten meines und deines Landes, du mußt in meinem Verhältniß zu Major Harris mir Rath ertheilen, damit ich ihn und die Königin Victoria von England nicht beleidige. Wenn die Sache schief geht, so werde ich dich verantwortlich machen." Hiedurch ward ich genöthigt, mich offen auszusprechen gegen den König sowie gegen den Gesandten, Major Harris, der sich von Anfang an aufs Freundlichste gegen mich benahm, wie denn überhaupt alle Mitglieder der Gesandtschaft, Kapitän Graham, Dr. Kirk, Dr. Roth u. s. w. sich äußerst freundlich und zuvorkommend gegen mich betrugen. Harris ließ es sich in seinen Unterhandlungen mit dem Könige sehr angelegen seyn, die Aufgabe seiner Mission zu erfüllen, welche darin bestand, daß ein freundliches Verhältniß zwischen Schoa und England angebahnt würde zur Beförderung des Handels, zum Schutz der Reisenden und zur Abschaffung der Sclaverei, —

ein Zweck, der freilich nur auf dem Papier durch Unterschreibung von 15 Artikeln, aber nicht in der Wirklichkeit erreicht wurde. Die Engländer erkannten bald, daß in Schoa keine bedeutende Handelsgegenstände vorhanden wären, folglich der Handel zwischen diesem Land und Aden nicht einträglich werden könne; auch erkannten sie die großen Schwierigkeiten, welche das heiße und sandige Adalland dem Verkehr darbieten würde. Es lag ihnen daher nicht viel daran, auf die Vollziehung der unterschriebenen Artikel von Seiten des Königs zu dringen. Alles dieses wurde dem Gesandten bald einleuchtend, daher war er zufrieden, daß er wenigstens nominell seinen Zweck erreicht hatte, und daß er mit einem vom König unterschriebenen Tractat von 15 Artikeln nach Hause zurückkehren konnte. Er gestand es mir auch offen, daß mit dem König Sahela Selassie nicht viel zu machen sei, daß Schoa wenig Vortheile für England darbiete, daher er (der Gesandte) mehr für sein eigenes Interesse sorgen wolle, weil für seine Regierung nicht viel zu gewinnen sei. Und in der That der Gesandte handelte nach dieser Ansicht. Er bemühte sich, so viel als möglich das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, um hernach ein klassisches Werk über dasselbe schreiben zu können. Ich selbst wurde von dem Gesandten gebeten, ihm jede Notiz, die mir meine Erfahrung und Kenntniß der Verhältnisse darbieten würde, mitzutheilen. Ich willfahrte gerne diesem Verlangen, und Harris verwob diese Mittheilungen in sein bekanntes dreibändiges Buch „die Hochländer von Aethiopien." Dr. R. machte auf Verlangen des Gesandten aus Ludolfs Werken über Abessinien einen Auszug, welcher ebenfalls dem Buch einverleibt wurde. Auch arbeitete Kapitän Graham viel an der Form des Harris'schen Werkes. Es ist nothwendig, daß diese Aufschlüsse hier gegeben werden, damit Jeder zu seinem Recht komme. Das Verdienst des Major Harris soll damit nicht geschmälert werden. Harris hat als Gesandter gethan, was er unter den Umständen thun konnte, in denen er sich befand. Er hatte es mit einem halbcivilisirten Fürsten zu thun, der eine Zusammensetzung von guten und bösen Eigenschaften war, und der weder die kommerzielle noch die politische Stellung seines Landes begreifen wollte. Als Schriftsteller hat Harris — freilich in zu poetischem Gewand — alles schön

zusammengestellt, was ihm von verschiedenen Quellen, namentlich von mir und Dr. Beke *) mitgetheilt wurde, und was er im täglichen Verkehr mit den Eingebornen und durch Beobachtung des Landes selbst sich sammeln konnte. Viel Zeit und Kraft verwendete ich freilich auf die Sache der Gesandtschaft; ich wünschte ihr Gedeihen und Wohlergehen, aber ich wünschte es im Interesse des Reiches Gottes und des schoanischen Landes, dem die Verbindung mit einer christlichen Macht nur heilsam seyn mußte, und von dem aus ein wohlthätiger Einfluß auf die unbekannten Länder des Südens ausgeübt werden konnte und sollte. Ich war überzeugt, daß die Mission unter den Galla, in Gurague und Kambat nicht bestehen könne, so lange nicht Schoa mit der Küste verbunden ist. Deßwegen war mir die freundliche Beziehung Schoas zu England sehr erwünscht, und ich ließ es mir gerechter Weise angelegen seyn, zu der Herbeiführung dieses freundlichen Verhältnisses mein Möglichstes beizutragen. Es ist eine völlig ungerechte Beschuldigung, wenn man die Missionarien politischer Umtriebe anklagt. Ihre Bemühungen können freilich oft einen politischen Anschein haben, aber man muß die Verhältnisse nicht vergessen, in denen die Missionarien leben; auch wollen sie ja nichts für sich selber, sondern alles nur zum Heil derer, für welche sie arbeiten. Betrachte man einmal die abgeschlossene Lage von Schoa, aber auch seine Wichtigkeit für die Küste wie für Inner-Afrika, welcher vernünftige Mensch muß nicht wünschen, daß der König eines so gelegenen Landes aus seiner Abgeschlossenheit hervortrete, und ein Regierungssystem einschlage, welches die Beförderung der wahren Interessen seiner und anderer Länder zum Zweck hat? Wie kann er aber zu einem besseren Regierungssystem gelangen? Gewiß nicht aus eigener Eingebung, oder aus der Eingebung seiner ungebildeten Unterthanen. Er muß die rechten Principien von den Fremden lernen, und daher müssen diese zu ihm kommen. Wenn der Mensch nur unter, oder im Umgang mit Menschen ein rechter Mensch wird, so wird auch ein

*) Doct. Beke, welcher im Spätjahr 1840 in Schoa ankam, war der talentvollste Reisende, den ich in Afrika kennen lernte. Ihm war es in Wirklichkeit um die Förderung der Wissenschaft und alles Guten zu thun. Nur Schade, daßer einen etwas starken Willen hatte, der leicht mit Andern in Conflict gerathen konnte.

Fürst nur unter Fürsten oder seinen Abgesandten und Stellvertretern ein Fürst. Ich war daher in keinem Widerspruch mit meinem Missions-Charakter, wenn ich mir die Verbindung Schoas mit England um der höhern Interessen der afrikanischen Menschheit willen angelegen seyn ließ. Sahela Selassie schien für diese Verbindung empfänglich und hatte sie selbst gewünscht, vielleicht weil er sich noch des Traumes seines Vaters erinnerte, welcher vorausgesagt haben soll, daß zur Zeit seines Sohnes Sahela Selassie, rothe Leute (so heißen die Weißen in Abessinien, wenn man sie nicht gerade gypzi = Egypter nennen will), kommen und die Schoanér alle Künste und Weisheit lehren werden. Da nun seit 1836 Europäer — Combes und Thamisier, Martin, Dufey, Isenberg und Krapf, Rochet, Airston, Dr. Beke und endlich die englische Gesandtschaft — schnell nach einander kamen, so mußte Sahela Selassie in dieser Erscheinung die Erfüllung des Traumes erkennen, und selbst bis auf einen gewissen Grad aufgeklärt und kunstbegierig, mußte er es wünschenswerth finden, mit einer Nation wie die englische ist, und von der er durch die Danakil viel hörte, in Verbindung zu treten. Nur Schade, daß die Verbindung nicht nachhaltiger und für Afrika segensreicher geworden ist; doch hat sie so viel gewirkt, daß Schoa und die Nachbarländer wenigstens der Geographie bekannter geworden sind. Diese Kunde wird in der Zukunft erst noch ihre Früchte bringen, wenn Schoa einen empfänglicheren Herrscher haben wird, als Sahela Selassie es war, der zwar sehr viel Gutmüthigkeit, Lust zu Verbesserungen, Rechtssinn und überhaupt viele gute Eigenschaften hatte, aber sich noch zu sehr von dem Aberglauben seiner Priester, von der Engherzigkeit seiner Großen, von dem Trieb persönlicher Bereicherung und der orientalischen Sitte, todte Schätze aufzuhäufen, leiten ließ. Hätte er die Gelegenheit, die ihm durch die Verbindung mit England angeboten war, richtig verstanden und benützt, so wäre er nicht nur der Herrscher von Abessinien, sondern von ganz Inner-Afrika geworden. Aber so ist der Mensch. Durch Unwissenheit wirft er für diese und jene Welt die größten Schätze von sich, die ihm, wenn er sie zu benützen wüßte, zeitliches und ewiges Wohlergehen verschaffen würden.

Fünftes Kapitel.

Kurze Beschreibung von Schoa und den noch unbekannten Südländern Guragne, Kambat, Wolamo, Kutscha, Susa, den Doko Pigmäen, Kaffa, Sendschero, Enarea und Ormania oder den Galla-Ländern.

Ehe ich zum Abschluß meiner Erlebnisse in Schoa übergehe, will ich noch das Wichtigste zusammenstellen, was ich theils über Schoa, über die abessinische Kirche, über die Galla und die noch so unbekannten Länder von Innerafrika mitzutheilen habe.

Schoa bezeichnet im weitern Sinn das ganze Hochland, welches im Osten von der Adalwüste, im Süden vom Hawaschfluß, im Westen vom Abai (blaue Fluß) und im Norden von den muhamedanischen Gallastämmen begrenzt wird. Im engern Sinn bezeichnet es den westlichen Theil dieses Hochlands, das im Osten gegen die Adalwüste hin den Namen Efat erhalten hat. Dieser östliche Theil des Berglands, der Efat heißt, umfaßt die Provinzen Bulga, Fatigar, Mentschar im Süden, die Provinz Argobba im Osten, und Geddem und Efrata im Norden. Argobba bezeichnet das Niederland, das gegen die Adalwüste auslauft, und von Muhamedanern, die theils unter schoanischer, theils, wie im Norden, unter der Herrschaft der Wollo Galla stehen, bewohnt wird. Schoa (oder das westliche Hochland) im engern Sinn begreift in sich die Provinzen und Districte von Tegulet, Schoa Meda, Morat, Morabietie, Mans und Gesche. Es scheint, daß die Bergkette, welche von Fatigar an über Bulga nach Ankober bis Gesche, und von dort noch weiter ins Innere von Habesch sich erstreckt, diese Eintheilung in Schoa und Efat hervorgerufen hat.

Beide Theile des Reichs (Schoa und Efat) sind ziemlich bevölkert, wozu der herrliche Boden, das gute Klima und die äußere Ruhe des Landes, das seit langer Zeit keinen Feind in seinen Grenzen gesehen hat, sehr viel beiträgt. Man darf wohl die Bevölkerung des schoanischen Reiches über eine Million Menschen angeben, besonders wenn man die unterworfenen Galla im Süden noch dazu rechnet. Die Ausdehnung von Ost nach West

(vom Adalland bis an den blauen Fluß) beträgt beinahe zwei Breitengrade, und eben so viel beträgt die Länge von Süd nach Nord (vom Hawaschfluß bis zur Festung Dair). Das Land ist reich an Quellen, Bächen und Flüssen. Auch an kleinen Seen fehlt es nicht. Basalt, Wacke und Trachyt bilden das schoanische Gestein. Edle Metalle hat man bis jetzt noch nicht gefunden; wiewohl in der Nähe von Debra Berhan ein Goldlager vermuthet wird, weil einige Goldkörner nach der Regenzeit daselbst gefunden worden sind. Eisen, Schwefel und Steinkohlen gibt es in Menge. Die Kohle findet sich hauptsächlich im Osten von Schoa, aber die Leute haben sie bis jetzt nicht zu benützen gewußt. Das Salz wird aus dem Adalland gebracht.

In der Pflanzenwelt ist namhaft zu machen: Waizen von sehr verschiedenen Arten, Gerste, Roggen, Hirse, Hafer, Teff (Poa Abyssinica, was die Abessinier besonders lieben und woraus sie Brod machen), Welschkorn, Zuckerrohr; Tabak, Kaffee, wiewohl diese beiden nur von den Muhamedanern bebaut und benützt werden; Zwiebel, Knoblauch, Aloe; Bananen (Mus), rother Pfeffer; Suf und Nug zu Oel; Flachs; Senf; Endot (eine Art Seife), Cotton, Gescho, Tschaat (eine Art Thee), Limonen, Citronen, Granatäpfel; Wicken, Senna, Weinreben; Honig, Kosso (gegen den Bandwurm), Gomen (eine Art Kohl), Bohnen. Unter den Bäumen ist auszuzeichnen: der hohe Wachholderbaum (Juniperus), der Sigba (Taxus elongata), der harte wilde (Woira) Olivenbaum, der Worka (Sycamore), der Kossobaum mit seinem harten Holz, der Kolqual (euphorbia abyssinica), der Gulo (Ricinus), der Myrrhenbaum.

In der Thierwelt ist zu nennen: Würmer, besonders der Bandwurm; Insecten: Heuschrecken, große schwarze Ameisen, Thermiten, Bienen, Fliegen, Musquito, Spinnen, Flöhe, Läuse, Wanzen; — Schnecken; — Schlangen, die aber weder zahlreich noch sehr giftig sind, Schildkröten, Krocodile; — Fische; — schöne Vögel: Papageien, Raben, Schwalben, Storchen, viele Wasservögel, verschiedene Geierarten, Eibis, Tauben, Hühner, wilde Enten und wilde Gänse; — verschiedene Arten von Mäusen, Ziegen, Schafe, besonders das Lofisa mit sehr langem Haar,

schöne aber kleine Pferde, Esel, Maulthiere, Ochsen, besonders mit langen Hörnern (sanga), wilde Esel, Büffel, Nilpferde, Steinböcke, Gazellen, wilde Schweine, Elephanten, Löwen, Leoparden, Hyänen, Hunde, Zibetkatzen, der schwarze Leopard in Guraque, Schakale, Affen, besonders das schöne Guresa.

Die Regierungsform von Schoa ist absolut monarchisch, der König ist der einzige Herr und Meister des Landes, dem Leib und Leben und Gut der Unterthanen gehört, der aber mild regiert, die Gouverneure ein- und absetzt, die Einnahmen des Reichs, die hauptsächlich durch hohe Zölle (die Kaufleute zahlen 10 Proc.) und Eintreibung der Naturalien von den Ackerbauern gewonnen werden, nach Belieben verwendet, über Krieg und Frieden entscheidet, und Streitigkeiten persönlich schlichtet. Der oberste Gerichtshof ist in den Händen von 4 Richtern, welche die 4 Stühle des Reichs heißen, deren Entscheidung aber vom König abhängt. Der König hat keine stehende Armee, sondern nur einige hundert Knechte, die mit Flinten bewaffnet sind. Wenn Krieg entsteht, so muß jeder Gouverneur sein Contingent stellen. Das ganze Heer kann 30—50,000 Mann betragen, von denen etwa 1000 Mann Flinten haben; die andern sind mit Spieß, Schild und Schwert bewaffnet. Die Soldaten sind meist zu Pferd oder Maulesel. Künste und Wissenschaften liegen noch im Kindheitszustande.

Die Masse der Bevölkerung von Schoa und Efat bekennt sich zu der christlichen Religion nach der Form der koptischen Kirche in Egypten, von welcher bekanntlich die abessinische Kirche abhängig ist. Im Osten sind jedoch viele Muhamedaner und im Süden heidnische Gallastämme, welche dem Herrscher von Schoa unterworfen sind. Die Kirchenverfassung ist in Schoa, wie überhaupt in Abessinien, eine bischöfliche. Der koptische Patriarch in Egypten ernennt seit etwa 1280 den obersten Bischof von Abessinien, den man Abuna (unser Vater) heißt. Dieser ordinirt die Priester und Diakonen, salbt auch den König, und regiert die Kirche in Gemeinschaft mit dem Etschege, dem Oberhaupt der Mönche, die sehr zahlreich sind und großen Einfluß haben, und die sich nach den Regeln des heiligen Antonius, Makarius und

Pachomius zu bilden vorgeben. Wer ordinirt werden will, muß lesen können und das nizenische Glaubensbekenntniß hersagen, worauf der Abuna den Ordinandus anbläst, ihm die Hände auflegt, ihn segnet und bekreuzt, und dann zwei Salzstücke als Ordinationsgebühr erhält. Die Diakonen und Priester dürfen nach der Ordination nicht mehr heirathen, müssen aber auch die Frau nicht entlassen, die sie vor der Ordination geheirathet haben. Das Geschäft der Priester ist Taufen, Abendmahl auszutheilen, am Sonntag 3—4 Stunden die langen Litaneien zu lesen und zu singen; sie müssen alle Psalmen, sowie auch das Gesangbuch auswendig gelernt haben, was viele Jahre erfordert. Predigen ist nicht geboten und kommt selten vor in Abessinien. Nicht ordinirt sind die Debtera, welche die gelehrte Klasse bilden und im Lesen und Schreiben unterrichten, Bücher auf Pergament abschreiben, auch wohl in den Kirchen assistiren. Nicht ordinirt sind ferner die Alakas (Vorsteher von Kirchen), welche die Kirchen controlliren und Kirche und Staat vermitteln. Sie haben große Macht und Besoldung, und sind oft die einflußreichsten Männer, vor denen sich die Priester bücken müssen.

Die Literatur der Abessinier umfaßt ungefähr 130 bis 150 Bücher, wovon manche nur Uebersetzungen der griechischen Kirchenväter sind. Diese Bücher werden in 4 Theile oder Gubaiotsch getheilt: der erste Theil besteht in den Büchern des Alten Testaments; der zweite im Neuen Testament; der dritte in den Büchern der Liks oder vollkommenen Meister (z. B. die Werke des Chrysostomus, Fethanegest, Abuschaker u. s. w.), und der vierte in den Schriften der Mönche und der Heiligen. Kein Gelehrter studirt alle diese Bücher, und wenige kennen kaum die Titel der ganzen abessinischen Literatur, welche in den Kriegen Gragn's vor drei Jahrhunderten viele Schriften verloren hat. Ein Verzeichniß der mir bekannt gewordenen Schriften wird unten mitgetheilt werden.

Wichtig ist, daß die Abessinier das Alte und Neue Testament in der alten äthiopischen, und in der neuern Zeit auch in der amharischen oder Volkssprache besitzen. Die äthiopische Uebersetzung wird dem Frumentius zugeschrieben, der im Jahr 336 nach Christi Geburt das Evangelium zuerst in der Stadt Aksum

ausgebreitet haben soll. Die Abessinier nehmen in ihrem Schriftcanon 81 Theile an, was sie Samanie hade nennen. Sie stellen also die Apocryphen den kanonischen Büchern gleich, und halten überhaupt die Tradition oder die Lehren der Kirchenlehrer für gleichberechtigt mit dem geschriebenen Wort der Apostel und Propheten. Den Laien ist übrigens das Lesen des Alten und Neuen Testaments nicht verboten, nur verlangen die meisten Priester, daß die heilige Schrift im Aethiopischen, das sie für die Ursprache halten, nicht im Amharischen gelesen werde, was nur ein Turgum, eine Uebersetzung sei, als wäre das Aethiopische nicht auch eine Uebersetzung aus dem Hebräischen und Griechischen, welche Sprachen sie nicht kennen. Ein Gelehrter in Schoa behauptete, die Juden hätten die hebräischen Schriften verfälscht, nur bis Abrahams Zeit seien sie unverfälscht geblieben! Die Abessinier sind im Allgemeinen mit den Hauptlehren der Schrift bekannt, mit der Dreieinigkeit, dem Wesen, den Eigenschaften Gottes, der Schöpfung, den Engeln, dem Fall des Menschen und seiner Erlösung durch Christum, dem heiligen Geist, mit der Kirche, den Sakramenten, Auferstehung und Gericht, Lohn und Strafe, ewigem Leben und ewiger Pein; aber alle diese Lehren sind mit Menschensatzungen so vermischt und verdunkelt, daß sie wenig Einfluß auf Herz und Leben äußern. Das Mittleramt Christi wird namentlich verdunkelt und beschränkt durch die Lehre von den vielen Heiligen, welche wie in der römischen und griechischen Kirche den Vermittler vermitteln müssen. Eine besonders große Rolle spielt die Maria, von der Manche behaupten, daß sie für die Sünden der Welt gestorben sei und 144,000 Seelen errettet habe, wie in Tamera Mariam stehe. Auch wird die Lehre von der Erbsünde vielfach geleugnet, indem viele abessinische Gelehrte behaupten, die Kinder werden weiß geboren wie Milch, Andere schreiben dem Menschen in Mutterleib Erkenntniß und Thätigkeit zu, weil ohne Erkenntniß keine Sünde stattfinden könne, und weil es Psalm 58, 4. heiße: „Die Gottlosen sind verkehrt von Mutterleib an, die Lügner irren von Mutterleib an.“ Diese Gelehrten behaupten daher, daß die Kinder beten, fasten u. s. w. schon in Mutterleib. Sie lehren auch, daß der Sohn Gottes

nach dem jüngsten Tag und Gericht den Vater anbeten werde. Die Mittel zur Tilgung der Sünden sind nach abessinischer Ansicht: Almosen, Fasten, Mönchsgelübde, Lesen oder vielmehr Herplappern der Psalmen u. s. w. Die Priester können für die Sünden genugthun durch Beten und Fasten, wenn sie gut bezahlt werden. Der heilige Geist wird mitgetheilt durch die Taufe, die Ordination, das heilige Abendmahl. Ueberhaupt nehmen sie alles äußerlich, da sie die innern Wirkungen des heiligen Geistes nicht aus Erfahrung kennen. Wenn er sie von Krankheiten heilt, gegen böse Geister schützt, ihr leibliches Wachsthum befördert (was besonders das heilige Abendmahl bei Kindern thun soll, denen es bald nach der Taufe gereicht wird), so sind sie ganz zufrieden. Der heilige Geist geht nach ihrer Ansicht nur vom Vater aus, nicht vom Sohn, welcher vor dem Vater in den Hintergrund tritt, wie der heilige Geist vor dem Vater und Sohn fast verschwindet. In der Lehre von den beiden Naturen Christi sind die Abessinier übertriebene Monophysiten, indem sie nur Eine Natur und Einen Willen in Christo annehmen. Große Streitigkeiten haben die abessinische Kirche seit 60 Jahren zerrüttet durch die Lehre von den drei Geburten, welche ein Mönch in Gondar aufgebracht haben soll, und welche darin besteht, daß behauptet wird, die Taufe oder die Salbung Christi mit dem heiligen Geist im Jordan sei seine dritte Geburt gewesen. Der Sohn Gottes, geboren vom Vater von Ewigkeit (erste Geburt) wurde Mensch in der Zeit (zweite Geburt), und getauft im Jordan (dritte Geburt). Nach Andern wurde Christus schon in Mutterleib gesalbt und hatte Glauben und Erkenntniß, betete und fastete u. s. w. und das heißen sie seine dritte Geburt. Diese Lehre, die offenbar mit dem strengen Monophysitismus der Abessinier zusammenhängt, wurde in Schoa nach langem Kampf mit der Gegenpartei, welche nur zwei Geburten bei Christo anerkennt, zur Kirchenlehre erhoben durch die Entscheidung des Königs Sahela Selassie, welcher sie vor vielen Jahren von einem Priester angenommen hatte. Obgleich schon im Jahre 1840 durch eine königliche Verordnung alle Priester, welche nicht an drei Geburten glauben wollten, abgesetzt worden waren, vermochte die triumphirende

Parthei doch erst am 24. November 1841 diese Verordnung gegen ihre Gegner durchzusetzen. Unter Sang und Klang zogen die Eiferer in die Kirchen und reinigten sie von den Ketzern, unter welchen die edelsten Männer, z. B. Alaka Melat, Wolda Hanna und Andere waren, mit denen ich auf freundlichem Fuße gestanden hatte. Die siegreiche Parthei drang auch auf eine strengere Verehrung der Maria, und der Heiligen. Ueberhaupt wich sie in vielen Stücken weiter von der Schrift ab, als die besiegte Parthei, welche sich nun an den Abuna in Gondar wandte, der sie in Schutz nahm und den König von Schoa aufforderte, die herrschende Parthei zu vertreiben, dagegen alle Priester wieder einzusetzen, welche an zwei Geburten glauben, denn dieß sei die rechte Lehre des heiligen Markus in Alexandrien, von dessen Wasser die Kopten und Abessinier trinken müßten. Sie glauben nämlich, ihre Kirche sei von dem Evangelisten Markus gestiftet worden. Da Sahela Selassie nicht nachgeben wollte, so drohte der Abuna mit Krieg, — eine Drohung, die er gegen Schoa erst ausführen konnte, seitdem Theodoros König von Abessinien geworden ist. Dieser überzog Schoa mit Krieg und machte sich dasselbe vor einigen Jahren unterthan und dem Abuna gehorsam. So scheint für jetzt die Lehre von zwei Geburten die herrschende zu seyn in ganz Abessinien, ist aber auch mit dem Spottnamen „Karra Haimanot", d. h. Messerglaube, gebrandmarkt, weil dieser Glaube die dritte Geburt Christi abgeschnitten habe.

Kein christliches Volk auf Erden nimmt es wohl so streng mit dem Fasten, als das abessinische, das im ganzen neun Monate fastet, nämlich alle Freitag und Mittwoch das ganze Jahr hindurch, ferner 40 Tage vor Ostern, 25 Tage nach Trinitatis, 14 Tage im August, 25 Tage vor Advent und andere Fasten mehr. Besonders streng wird gefastet von Donnerstag Abend bis zum Oster-Morgen. Viele Arbeitstage gehen durch die Menge von Festen, welche die Abessinier ihren Heiligen zu Ehren feiern, verloren. Da Samstag neben dem Sonntag gefeiert wird, so wird an demselben nicht gearbeitet. Ueberhaupt gehen jüdische Gebräuche neben den christlichen her. So wird z. B. die Beschneidung der Knaben streng beobachtet, ja sogar auch der Mäd-

chen. In der Lehre vom Abendmahl halten sie so ziemlich die Verwandlungs- oder Transsubstantiationslehre fest, als würden die äußern Elemente umgeändert. Sie gebrauchen Waizenbrod, welches die Priester mit Traubensaft vermischen und mit dem Löffel dem Communikanten darreichen, wie die griechische Kirche auch thut. Unverheirathete Leute dürfen nicht zum Abendmahl gehen, sondern nur Kinder und Verheirathete, weil bei jedem Unverheiratheten Unkeuschheit vorausgesetzt wird. Vor dem Abendmahl muß der Communikant beichten; dieß heißt Nusaſie. Es wird eine Liste der schändlichsten Laster abgelesen und gefragt, ob man solche begangen habe oder nicht? Der Priester kann dann kirchliche Strafen auferlegen, nämlich Fasten und Almosengeben; er kann binden und lösen, was namentlich bei Begräbnissen geschieht, wo reiche Spenden gemacht werden, um die Seele des Verstorbenen von der Hölle zu erlösen. Diese Feierlichkeiten heißen Tescar. Bei denselben wird viel Bier und Honigwein getrunken, die Haupt-Getränke der Abessinier, die aus Gerste oder Hirse bereitet werden, durch Beimischung von Pflanzen oder Wurzeln. Je mehr gespendet wird, je mehr preisen die Priester den Verstorbenen selig und beten ihn aus der Qual heraus. Ueberhaupt spielen die Almosen eine große Rolle in der abessinischen Heilslehre. Wenn ein Bettler ein Almosen erhält, so sagt er dankend: „tegniu, tábasu kamil Diabolos jadeno", d. h. Er (Gott) rette Sie von dem Teufel, der sagt: schlaft und bratet, nämlich der Teufel werde zu den Verdammten sagen: schlafet auf meinem Feuer, auf dem ihr ewig gebraten werden sollt. Die Almosen können aber von diesem Bratfeuer erretten.

Der große Abfall von dem lautern Wort Gottes und der gänzliche Mangel an Bildung und Wissenschaft hat in Abessinien einen traurigen socialen Zustand im Ganzen und Einzelnen hervorgebracht. Grobe Unsittlichkeit ist an der Tagesordnung, und selbst Priester und Mönche übertreten das sechste Gebot. In Schoa ist die Unsittlichkeit so groß, daß selten Jemand frei ist von der venerischen Krankheit, welche selbst unter den Galla und Muhamedanern nicht so häufig als unter den Christen vorkommt. Zwar ist die Einweiberei (Monogamie) kirchlich festgesetzt, alleiu

das Concubinat ist ganz gewöhnlich, und der König mit seinen 500 Frauen ging mit dem bösen Beispiel voran. Wo ihm eine schöne Frau angezeigt wurde, da ließ er sie sogleich holen. Auch mußten die Töchter vieler Großen dazu dienen, politische Verbindungen herbeizuführen. Hat doch Sahela Selassie sogar eine Prinzessin von England begehrt, um die Allianz mit diesem Land zu befestigen. Die Ehe wird in Abessinien selten kirchlich eingesegnet, sie ist blos ein civiler Akt zwischen den Eltern und Verwandten der Braut und des Bräutigams unter der Sanction des Gouverneurs oder irgend eines Mannes von Ansehen. Die Ehe kann zu jeder Zeit aufgelöst werden. Das Sclavenwesen hat viel zur Entsittlichung der schoanischen Christen beigetragen. Zwar können die Christen keinen Sclaven ans Ausland absetzen, aber sie dürfen sie doch vom Auslande kaufen für den eigenen Gebrauch. Der König geht auch darin mit seinem Beispiel voran, indem er viele 1000 Sclaven beschäftigt als Holz-, Wasser- und Lastträger, Viehhirten, Bauern u. s. w. Die freien Unterthanen müssen frohnen u. s. w. Der Aberglaube der Abessinier ist über alle Maßen groß und die unglaublichsten Heiligengeschichten werden einfältig geglaubt und für Wahrheit angenommen, z. B. daß der heilige Aragawi am Schwanz einer Schlange auf den Felsen Damo in Tigre hinaufgezogen worden sei, daß der heilige Samuel auf Löwen geritten und ein anderer Heiliger auf einer Haut über das rothe Meer geschwommen, daß einem Heiligen gebratene Tauben zum Fenster hereingeflogen seien. Wenn es beim Sonnenschein regnet, so glauben die Schoaner, es werde eine Hyäne oder ein Tiger geboren; wenn die Wolken buntfarbig aussehen, so entstehe der bunte Leopard; wenn eine Nachteule ein Haus umschwebe, so werde eine schwangere Frau bald gebären; die Fledermaus erzeuge Kopfweh; ein gewisser Vogel fliege ins Meer und bringe Regen; Alexander dem Großen sei Enoch und Elias erschienen. Wenn eine Frau gebären will, so läßt sie das Buch Gadela Georgis aus der Kirche holen, da sie glaubt, dieses Buch, wenn es auf den Leib gelegt wird, befördere die Geburt. Ein Priester aus Gurague kam einmal zu mir, und bat mich um ein Neues Testament, um es auf dem Kopf zu tragen, damit er, wie er

sagte, gegen die Angriffe der Galla auf dem Weg nach Guragne gesichert sei! Kirchenküssen, das Tragen einer blauen, seidenen Schnur um den Hals, Fasten, Almosengeben sind Hauptsachen des abessinischen Christenthums. Eigenthümlich ist die Weise, wie in Schoa die Diebe ausfindig gemacht werden. Der Lebaschi (Ergreifer der Diebe) ist sehr gefürchtet in diesem Lande und gehört zu den Staatsdienern. Wenn ein Diebstahl begangen wird, so macht der Bestohlene dem Lebaschi die Anzeige. Dieser gibt seinem Knecht eine gewisse Arznei von schwarzem Mehl mit Milch vermischt, worauf er ihn Tabak rauchen läßt. Der Diener wird in einen rasenden Zustand versetzt, in dem er von Haus zu Haus geht, auf Händen und Füßen kriechend wie ein Wahnsinniger. Nachdem er an vielen Häusern herum geschmeckt hat, während der Lebaschi ihn an einem Seil, das um den Leib geschlungen ist, festhält, geht er zuletzt in ein Haus, legt sich auf die Bettstätte des Eigenthümers und schläft dort einige Zeit. Der Meister weckt ihn dann auf mit Schlägen; er erwacht und ergreift den Eigenthümer des Hauses, welcher sodann vor die Priester gebracht wird, die den Bestohlenen beschwören, daß er die Wahrheit sage und die gestohlenen Artikel nicht zu hoch taxire. Der Mann, in dessen Haus der Rasende eingegangen ist, wird als der Dieb betrachtet und muß bezahlen, er mag schuldig oder unschuldig seyn. Kein Wunder, daß alle Leute zittern, wenn der Lebaschi in der Straße gesehen wird, und daß Jedermann sich bestrebt, mit demselben in gutem Vernehmen zu stehen, da man nicht wissen kann, wann er im Haus erscheint. Der König von Schoa soll sich selbst von der Wahrheit dieser Sache überzeugt haben, indem er einmal seinem Knaben befahl, sein eigenes Kleid zu stehlen und es in dem Haus eines Einwohners von Ankober zu verbergen, wo der Lebaschi den Dieb aufgefunden haben soll. Ich hatte am 31. Juli 1841 eine Gelegenheit, diese Operation des Lebaschi in den Straßen von Ankober genau zu beobachten.

Nachdem ich in allgemeinen Umrissen von Schoa geredet habe, so will ich jetzt zu den noch so unbekannten Südländern, und zwar zuerst zu den zerstreuten christlichen Ueberresten, welche durch die Galla von Abessinien abgeschlossen werden, übergehen. Geht

man von Angolala aus vier Tagreisen durch das Galla-Land, das dem Fürsten von Schoa unterworfen ist, so kommt man an den Hawasch-Fluß, der Schoa im Osten umfließt und ins Adal-land geht. Auf der Südseite des Hawasch beginnt das Land Gurague, das unter dem achten Grad nördlich vom Aequator liegt und meist von Christen bewohnt ist, die noch einigen Zusammenhang mit Abessinien von jeher bewahrt, und sich auf ihren Bergen gegen die Galla behauptet haben. Der Name dieses Landes bedeutet eigentlich „zur Linken, auf der linken Seite," und soll entstanden seyn zur Zeit, als die abessinischen Könige ihre Residenz noch auf dem hohen Berg Endoto hatten, wo ihnen dieses Land zur Linken lag, wenn sie nach Westen schauten. Damals war die ganze Gegend um den Hawasch von Christen bewohnt, und noch jetzt soll sich ein christlicher Ueberrest in dem Gebiet von Kortschassi, südlich von den Soddo-Galla befinden. Das erste christliche Dorf, in das man nach dem Uebergang über den Hawasch gelangt, heißt Aimellele, und ist von Schoa einigermaßen abhängig. Die Priester dieses Dorfes haben mich öfters besucht und mich gebeten, auch zu ihnen zu kommen. Südöstlich von Aimellele ist der bedeutende See Suai, der von den Guraguern „Dschilalu", und von den Galla „Lagi" genannt wird. In diesem See sollen fünf Inseln seyn, auf denen christliche Mönche wohnen. Auf einer der Inseln sollen noch viele äthiopische Bücher sich befinden, die zur Zeit Gragne's, der vom Adalland her Schoa überfiel, vom König Nebla Dengel dorthin geflüchtet worden seien. Ein Schoaner Namens Aito Osman erzählte mir, daß er diese Bücher gesehen habe. In Gurague selbst wohnen die Mönche nicht in Klöstern, wie in Schoa und im übrigen Abessinien, sondern in ihren eigenen Häusern, indem sie das Beisammenleben für schädlich halten. Gurague ist nicht von einem einzigen Fürsten beherrscht, sondern jede Stadt und jedes Dorf hat eine unabhängige Stellung, was die Ursache von vielen Zerrüttungen und Bürgerkriegen ist, indem meist einzelne Distrikte im Kampf miteinander liegen. Dieser Zustand hat das Reisen in Gurague sehr unsicher gemacht und besonders den Sclavenhandel befördert, indem die in den Bürgerkriegen besiegten Einwohner an

die muhamedanischen Kaufleute verkauft, und von diesen durch Abessinien nach dem Adalland und nach Arabien geschleppt werden. Daher kommt es auch, daß viele Guraguer den König von Schoa oft ersucht haben, Besitz von ihrem Land zu nehmen, wozu aber der König sich nicht verstehen wollte, weil, wie er sagte, er dann keine Sclaven mehr erhalten könnte, da er in einem ihm gehörigen Land das Sclavenmachen verbieten müßte, und doch könnten er und die Schoaner nicht ohne Sclaven bestehen. Man kann annehmen, daß jährlich gegen 3000 Sclaven, meistens Christen, aus Gurague ausgeführt werden. Viele werden auf dem Weg von einem Dorf zum andern oft von den eigenen Verwandten gestohlen und verkauft. Oft werden Häuser bei Nacht angezündet, und die Hausgenossen, welche entfliehen wollen, gepackt und verkauft; zuweilen werden Kinder bei Nacht aus den Häusern gestohlen, während die Eltern schlafen, daher manche Eltern dicke Stangen über die Kinder legen, damit sie nicht geraubt werden können. Im Süden scheint Gurague hauptsächlich von Muhamedanern bewohnt zu seyn. Die abessinischen Christen verachten die Guraguer, und halten sie für keine ächten Christen, weil diese die christlichen Formen und Gebräuche nicht so genau beobachten. Es gelang mir, eine Anzahl äthiopischer und amharischer Neuen Testamente nach Gurague zu senden, wo sie gut aufgenommen wurden, und wo sie eine solche Sensation erregten, daß ein Priester einmal die Nachricht brachte, man spreche bereits in Sendschero davon, daß ein weißer Mann gekommen und heilige Schriften auf Kameelen gebracht habe. Uebrigens sind die Guraguer unzuverläßige und bettelhafte Leute, und ich wunderte mich nicht, warum sie von den Abessiniern verachtet werden. Gurague ist das Vaterland der merkwürdigen Pflanze Ensete vom Urania-Geschlecht. Die jungen Schößlinge der breitblätterigen und 12—15 Fuß hohen Pflanze werden gestoßen und zu Brod verwandelt, das die Guraguer sehr gerne essen. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht.

Wenn man das südliche Gurague verläßt, so kommt man in das Gebiet der Adia-Galla und dann in das kleine Gebirgsland Kambat, wo sich ein christliches Völklein mit 15 Kirchen und

Klöstern erhalten haben soll, das die christlichen Priester von Gurague dann und wann besuchen, unter vielen Gefahren, denen sie von Seiten der Adia und Alaba Galla auf der siebentägigen Reise, die sie meist bei mondhellen Nächten zurücklegen müssen, ausgesetzt sind. Die Sprache von Kambat soll von der Guraguischen sehr verschieden seyn, welche selbst wieder von der Amharischen bedeutend abweicht, und neben der Tigrinischen am meisten Verwandtschaft mit der alten äthiopischen hat. Ich bedaure sehr, daß mir ein kleines Vokabular, das ich in der Guraguischen Sprache angelegt hatte, verloren ging. Die Hauptstadt von Kambat ist Karemsa, wo der König Degoie wohnt, der den Fremden sehr gewogen und ein guter und kräftiger Mann seyn soll. Atto Osman erzählte mir, daß sein Vater von Schoa nach Enarea, von da nach Kaffa gereist und von dort nach Sendschero über Kambat und Gurague nach Schoa zurückgekehrt sei.

Im Südosten von Kambat liegt Wolamo, ein unabhängiges, kleines, christliches Reich, das sehr gebirgig ist. Die Sclavenhändler bringen manchmal Sclaven von diesem Land nach Schoa. Die Sclaven haben ein schönes Aussehen und sprechen eine Sprache, die in Schoa nicht verstanden wird. Die Hauptstadt von Wolamo soll Wofana heißen. Der große Fluß Omo soll durch dieß Land fließen, das von den Ländern Sendschero, Dumbaro, Mager, Mugo, Kullu, Worata, Dschimma und Assu umgeben ist. Von Wolamo kommt man in das Königreich Kutscha, das von negerartigen Galla's bewohnt wird, die viele Pferde haben. Der König dieses heißen, aber fruchtbaren Landes soll sehr mächtig seyn und ziemlichen Glanz entwickeln. Weiße Leute, das heißt wohl Araber und Somali von der Ostküste von Barawa und Marka, sollen in Booten nach Kutscha kommen und blauen Zeug, Pfeffer, Tabak, Kupfer u. s. w. bringen, und Sclaven, Elfenbein und Gewürze dafür nach der Küste, die 30 Tagereisen von Kutscha liegt, zurücknehmen. Den Nachrichten gemäß, die ich in Barawa über das Innere einzog, muß ich schließen, daß die Leute von Barawa bis Kutscha vordringen, aber nicht den Dschub-Fluß hinauf von seiner Mündung an, sondern sie gehen von Barawa durch das Somaliland bis Bardera und Ganana, und von dort

in das Land Liwen, von wo sie erst auf Booten nach Kutscha gehen mögen, wo der Dschub, der in seinem oberen Lauf Godschob heißt, den Strom Torich aufnimmt.

Im Westen von Kutscha liegt das Land der Golda-Neger, welche nackt gehen sollen, ein Umstand, der deutlich darauf hinweist, daß diese Völker sich in ihren Sitten und ihrer Lebensweise zu denjenigen afrikanischen Völkern hinneigen, welche ich auf meinen Reisen nach Ukambani kennen gelernt habe, und welche auch beinahe nackt gehen, wie wir später hören werden.

Westlich von den Golda liegt (zwischen dem 5ten und 4ten Grad nördlich vom Aequator) das mächtige Königreich Susa, im Süden von Kaffa, wo der Omo entspringt, der dem Godschob, der zwischen Kaffa und Enarea in einer großen Wildniß zu entstehen scheint, eine große Wassermasse bei Dumbaro zuführt, an welchem Punkt der vereinigte Fluß einen Katarakt bildet, der weithin gehört wird. Die Regenzeit in Susa soll sehr stark, die Luft sehr kalt und das Land sehr hoch seyn, ja jenseits Susa soll es Berge geben, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, was ich sehr glaublich finde, nachdem ich einen Schneeberg in der Nähe des Aequators von Ukambani aus gesehen habe. Die Leute von Susa sollen noch etwas vom abessinischen Christenthum bewahrt haben. Sie sollen am Sabbath nicht arbeiten, die Feste von Michael, Georgis und Gabriel beobachten, Kirchen und Priester und eine geschriebene Sprache haben, die aber nicht amharisch und nicht äthiopisch ist. Es sollen zur Zeit, als Kirillos in Gondar Abuna war, Priester von Susa gekommen seyn mit einem Ledersack *), den sie vom Abuna mit Luft anfüllen ließen, damit sie in ihrem Lande Priester ordiniren könnten, weil Susa von Gondar so weit entfernt und die Reise über Kaffa und Enarea zu beschwerlich und gefährlich sei. Der gegenwärtige König von Susa soll Beddu heißen und der Bruder der Bali, der Königin von Kaffa seyn. Die Hauptstadt von Susa soll Bonga heißen, wo Beddu nach der Weise der abessinischen Könige regiert. Er soll auch, wie diese,

*) Dieß wäre etwas für unsere hochkirchlichen Puseiten, rief Prinz Albert aus, als ich ihm 1853 in einer Audienz diese Anekdote erzählte.

jährliche Einfälle in das Gebiet der Nachbarländer machen, besonders in das der Schankalla, der Suru- und Gumru-Stämme, um sein Reich auszudehnen, und Vieh und Sclaven zu erhalten. Durch die Verheirathung seiner Tochter Schasch an den König Abba Bogibo von Enarea, soll er sich mit diesem befreundet und so seine Verbindung mit Gondar sich ermöglicht haben. Muhamedanische Kaufleute sollen von Ferne kommen, was wohl möglich ist, wenn man die Lage des Flusses Maro oder Pokomoni bedenkt, der oberhalb Malindi in den indischen Ocean fließt, und auf dem die Suahili und Pokomo Leute in ihren Booten weithin ins Innere reisen. Es wäre also immerhin anzunehmen, daß Reisende von diesem Flüsse aus zu den Christen in Susa gelangen möchten, so wie es auch möglich wäre, daß man von Barawa aus nach Kutscha und zu den christlichen Ueberresten in Wolamo und Kambat gelangen könnte. Wäre eine energische Regierung an der Suahili-Küste, so würden diese derzeit noch so unbekannten und doch so wichtigen Länder von Ostafrika für das Christenthum, für christliche Civilisation und Handel längst aufgeschlossen seyn. Aber so lange die Gewalt in den Händen der trägen und eifersüchtigen Araber liegt, so wird wohl die Kunde jener Länder noch lange auf sich warten lassen müssen. Jedenfalls kann die Wasserstraße eine ziemliche Strecke weit im Innern benützt werden, wenn es auch unmittelbar an der Küste nicht möglich ist, weil diese Flüsse an ihrer Mündung nicht tief sind.

Merkwürdig sind die Nachrichten, welche ich im Jahr 1840 von einem Sclaven aus Enarea erhielt, welcher auf Befehl des Königs von Schoa mein Haus in Angolala hüten mußte während meines Aufenthalts in Ankober. Der Mann hieß Dilbo, gebürtig aus Sabba in Enarea. Als junger Mensch machte er Karawanenreisen nach Kaffa, und begleitete die Sklavenjäger von Kaffa nach Tuffte (in 10 Tagreisen), wo er den Omofluß, der etwa 60 Fuß breit ist, auf einer hölzernen Brücke passirte, und von Tuffte in 7 Tagen nach Kullu kam, von wo es nur einige Tagreisen ist zu den Doko, oder den kleinen Leuten, von denen Dilbo beinahe fabelhafte Dinge erzählte. Dilbo wurde später, in seinem 18. Jahr, bei einem Ueberfall in Sabba, am Kibbe-

fluß, gefangen und aus Enarea nach Nono verkauft. Von Nono wurde er von den Sclavenhändlern nach Migra gebracht, dann nach Agabdscha, wo er für 40 Salzstücke verkauft wurde. Von Agabdscha kam er nach Gonan im Soddogallagebiet, wo er für 60 Salzstücke verkauft wurde. Von Gonan gelangte er nach Roggie, wo er schon 80 Salzstücke werth war. Von Roggie wurde er nach Golba (im Gallagebiet Abedschu) um 100 Stücke verkauft. Endlich kam er nach Aliuamba, wo ihn ein Muhamedaner für 12 Thaler kaufte. Später erhandelte ihn eine Wittwe in Ankober für 14 Thaler. Nachdem die Wittwe gestorben war, kam er in die Hände ihres Bruders, der aber wegen eines Vergehens vom König von Schoa enterbt wurde. Auf diese Weise wurde Dilbo des Königs Sclave. Dilbo erzählte mir, daß im Süden von Kaffa und Susa ein heißes und sehr nasses Land sei, wo es viele Bambuswälder gebe und wo Leute, Doko genannt, wohnen, die so klein seien als 10jährige Knaben, also 4 Fuß hoch. Sie haben eine dunkle, olivenartige Farbe und leben in einem völlig wilden Zustand wie die Thiere. Sie haben weder Häuser noch Tempel, noch heilige Bäume (wie die Galla), besitzen aber doch eine gewisse Idee von einem höhern Wesen, das sie Jer heißen, zu dem sie in Augenblicken der Traurigkeit und der Angst beten, aber nicht in aufrechter Stellung, sondern mit ihren Häuptern auf dem Boden und die Füße aufrecht an einen Baum oder Stein gelehnt. In ihrem Gebet sagen sie: „Jer, wenn du wirklich ein Dasein hast, warum läßt du uns denn getödtet werden? Wir bitten dich nicht um Speise oder Kleider, denn wir leben von Schlangen, Ameisen und Mäusen. Du hast uns gemacht, warum läßt du uns zertreten werden?" Die Doko haben kein Oberhaupt, keine Gesetze, keine Waffen, sie jagen nicht, bauen kein Feld, sondern leben allein von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig u. s. w. Gleich den Affen steigen sie auf die Bäume und holen Früchte. Oft geschieht es, daß sie auf den Bäumen in Streit gerathen und einander vom Baum hinabwerfen. Ein großer und hoher Baum, genannt Loko, soll rothe Früchte haben, die sie besonders lieben.

Beide Geschlechter gehen völlig nackt. Die Doko haben dicke, hervorstehende Lippen, platte Nasen und kleine Augen. Ihr Haar ist nicht wolligt und reicht bei den Frauen auf die Schultern. Die Nägel an Händen und Füßen lassen sie wachsen wie die Krallen der Adler, und gebrauchen sie zum Graben nach Ameisen, und zum Zerreißen der Schlangen, die sie roh verzehren, denn Feuer kennen sie nicht. Den Rückgrat der Schlange tragen sie als einzige Zierde um den Hals. Ihre Ohrmuschel durchstechen sie mit einem spitzigen Stück Holz.

Die Doko vermehren sich sehr schnell, leben aber in keiner regelmäßigen Ehe, sondern nehmen Weiber, wo sie sie finden, und lassen sie wieder gehen, wohin sie wollen. Die Frau säugt das Kind nur kurze Zeit, indem sie es baldmöglichst an das Essen der Ameisen und der Schlangen gewöhnt. Sobald sich das Kind selber helfen kann, so läßt es die Mutter ziehen, wohin es will. Obwohl die Doko in dichten Wäldern wohnen und auf Bäumen sich verbergen, so werden sie doch von den Sclavenjägern von Susa, Kaffa, Dumbaro und Kulla ausfindig gemacht. Ganze Waldbezirke werden von den Jägern umzingelt, so daß die Doko nicht leicht entfliehen können. Oft gerathen die Jäger von den verschiedenen Nationen selbst mit einander in Streit. Wenn sie die Doko zu Gesicht bekommen, so halten sie ihnen Kleider von schönen Farben vor, singen und tanzen, worauf die Doko sich willig einfangen lassen, da sie aus Erfahrung wissen, daß ihr Widerstand vergeblich ist und nur zu ihrem Untergang führen würde. Auch bemühen sie sich hernach nicht mehr, zu entfliehen. Tausende von Doko können auf diese Weise von einer kleinen Schaar Jäger gefangen werden. Im Zustand der Sklaverei behalten sie ihre Neigung, Mäuse, Schlangen und Ameisen zu essen, wiewohl sie oft deßhalb von ihren Meistern gezüchtigt werden, welche die Doko lieben, da sie gelehrig und gehorsam sind, und da sie wenig Bedürfnisse und eine gute Gesundheit besitzen, weßhalb sie auch nie über Enarea hinaus verkauft werden. Sie sterben nur in Folge des Alters, oder bei feindlichen Ueberfällen, Krankheiten kennen sie nicht. Ob diese Doko die Pigmäen sind, welche nach Herodot zwei

Jünglinge, die von Etearch (dem König der Oase von Ammon) ausgesandt wurden, in der Nähe eines großen Flusses im Innern Afrika's entdeckten, will ich nicht bestimmen. Das aber kann ich bezeugen, daß ich nicht nur in Schoa von diesen kleinen Leuten hörte, sondern auch in Ukambani, zwei Grade südlich, und im Barawa, $1^1/_2$ Grad nördlich vom Aequator. In Barawa wurde mir ein Sklave gezeigt, der ganz mit der Beschreibung Dilbos harmonirte. Er war etwa 4 Fuß hoch, sehr dick, hatte eine dunkle Farbe und war sehr lebhaft. Die Leute von Barawa versicherten mich, daß dieser Sclave vom Pygmäengeschlecht im Innern sei. Es läßt sich auch annehmen, daß klimatische (vom Mai bis Januar beständige Regen) und andere Umstände dazu beitragen, ein verkümmertes, diminutives Geschlecht im Innern von Afrika zu erzeugen. A priori kann man also die Nachrichten, die auf verschiedenen, von einander unabhängigen Punkten Afrika's gesammelt worden sind, nicht geradezu bestreiten, nur muß man sich bemühen, das Fabelhafte, das von den eingebornen Berichterstattern beigemischt wird, kritisch zu betrachten. Dogo heißt im Suahilidialekt „klein." In der Enareasprache soll Doko einen unwissenden, dummen Menschen bezeichnen. Ueber die Völker, welche jenseits des Dokolandes südlich und westlich wohnen, konnte ich in Schoa nichts erfahren. Das Fehlende blieb mir auf eine spätere Zeit aufbehalten, wo ich südlich vom Aequator meine Forschungen fortsetzen durfte.

Nördlich vom Dokoland und nordöstlich vom Königreich Susa liegt das bedeutende Reich Kaffa, dessen Name auf den Karten figurirt, seitdem der portugiesische Priester Ferdinandez mit seinen Genossen es vergeblich versuchte, von Abessinien aus über Enarea und Kaffa nach der Küste von Malindi vorzudringen, welche damals der Krone von Portugal gehörte. Unstreitig muß man in Malindi gehört haben, daß es von dort aus einen Weg nach Abessinien und ins Innere von Afrika gäbe. Wäre jener Versuch gelungen, und wäre von Malindi aus eine Straße ins Innere gebahnt worden, so hätten sich die afrikanischen Entdeckungsreisen im 19. Jahrhundert anders gestaltet, und das Caput Nili (Nilquelle) wäre wohl längst entdeckt worden, nicht

in dem Wald von Babia in Enarea, unter dem 11 Grad nördlich, wie Herr d'Abaddie will, sondern in den Aequatorgegenden, etwa unter dem Breitengrad von Malindi.

Der Name „Kaffa" soll nach der fabelhaften Ableitung der Muhamedaner von dem arabischen Wort „Jekaffi," es ist genug, herkommen. Ein Priester, Namens Muhamed Nur, soll die Absicht gehabt haben, von Osten nach dem westlichen Afrika zu wandern, um die muhamedanische Religion zu verbreiten. Als er in die Gegenden kam, wo jetzt Kaffa liegt, soll ihm Gott erschienen seyn und gesagt haben: „Es ist jetzt genug, gehe nicht weiter." Seit jener Zeit sei das Land Kaffa genannt worden. Eben so wenig wird man die Ansicht Derer gelten lassen, welche glauben, das Land habe seinen Namen von Kahawa oder Kahoa, was im Arabischen „bereiteten Kaffee" bedeutet. Der rohe Kaffee, d. h. die Kaffeebohne heißt „Bun," im Galla „Bunna." Nach der arabischen Tradition soll die Zibetkatze die Kaffeebohne auf die Berge der Arrusi- und Ittu-Galla gebracht haben, wo sie wuchs und lange Zeit gepflegt wurde, bis ein unternehmender Kaufmann die Kaffeepflanze vor 500 Jahren nach Arabien brachte, wo sie bald einheimisch wurde.

Die Hauptstadt von Kaffa soll Suni heißen und auf einem Berge gleichen Namens liegen. Sie soll aber nicht so groß seyn als Ankober; auch sollen die Häuser schlechter seyn als in Abessinien, wo man sie meist rund und aus Holz baut, und die Dächer mit Gras, das Guasa heißt, bedeckt. Andere bedeutende Orte, wo der König von Kaffa bisweilen sich aufhält, sind: Nagoa, Gobi, Bura, Alera Sehidscha, Sunge, Woda. Kaffa soll dem Umfang nach größer seyn als Schoa, und der König sich bemühen, seine Herrschaft immer weiter nach Süden, Westen und Osten auszudehnen. Wenn Kaffa zwischen dem 5. und 7. Grad nördlich liegt, so mag sein Einfluß immerhin bis zum 3. und 4. Grad reichen. Kaffa liegt zwar nicht so hoch als Enarea, hat aber auch einzelne hohe Berge. In den Thälern ist es sehr heiß, und die Kaufleute von Enarea sehnen sich, von Kaffa in ihr kühleres Vaterland zurückzukehren.

Zur Zeit als Dilbo (mein Berichterstatter) in Kaffa war,

regierte die Königin Balli. Nachdem ihr Gemahl, der König Halalo, gestorben war, ließ sie die widerstrebenden Großen gefangen nehmen, und erklärte sich selbst durch die Trommel des Staatsherolds als die Herrin des Reiches. Die Angelegenheiten nach außen ließ sie durch ihren tapfern Sohn Gomarra besorgen. Dieser führte die Kriege, während die Königin zu Hause bleibt, Gericht hält und sonstige Staatsgeschäfte leitet. Sie erscheint selten außerhalb ihrer Hauptstadt, und wenn sie erscheint, so müssen die Unterthanen Kleider vor ihr her auf den Weg ausbreiten. Gomarra kehrt stets siegreich von dem Kriegszug zurück, beladen mit männlichen und weiblichen Trophäen. Die männlichen Feinde werden getödtet und emasculirt, die weiblichen entweder auch getödtet, oder ihnen die Brüste abgeschnitten.

Als ich die Richtigkeit der Aussage meines Berichterstatters in Beziehung auf das Ausbreiten der Kleider auf den Weg vor der Königin Balli bezweifelte, bemerkte Derselbe, es gebe so viel Baumwolle in Kaffa, daß die Kleider äußerst wohlfeil seien, daher die Eingebornen sich nicht viel um ihre Kleider bekümmern, wenn ihre Königin dadurch geehrt werden könne.

Die Hauptartikel, welche die Kaufleute von Enarea aus Kaffa holen, sind: Sklaven und baumwollene Kleider. Dafür bringen sie nach Kaffa Salzstücke, Kupfer, Pferde, Kühe, farbige Kleider, und überhaupt Alles, was auf dem Markt in Gondar zu haben ist. Vieh ist rar in Kaffa; deshalb auch seine Bewohner beim Bau ihrer Felder nicht den Pflug anwenden, sondern den Boden durch Stäbe aufbrechen, eine Sitte, die mich an die südäquatorischen Völker im Innern erinnerte, welche den Boden mit spitzigen Stecken bearbeiten.

Der Zustand des Reiches im Innern ist geordnet, nur an den Grenzen gibt es immer viele Kampfarbeit gegen die Nachbarvölker, die aber der wackere Gomarra immer schnell zu Paaren treibt. Fremde, welche Kaffa in Handelszwecken besuchen, sind sehr geachtet, ihre Person und ihr Eigenthum wird nicht angetastet. Die Leute von Kaffa sind zum Theil Christen, aber in einer sehr oberflächlichen und ausgearteten Form. Sie haben Beschneidung, arbeiten nicht am Freitag und Sonntag, und be-

obachten einige Feste der Heiligen. Unglaublich und fabelhaft scheint die Erzählung, welche mir Dilbo in Beziehung auf das Verhältniß der Ehemänner und Frauen mitgetheilt hat. Es sei nämlich ein öffentlicher Platz für die Männer bestimmt, wo keine Frau erscheinen, und wo sie nicht mit ihrem Manne essen und trinken dürfe, wenn sie nicht drei Jahre gefangen gesetzt werden wolle. Sie dürfe ihren Mann nicht essen und trinken sehen, und ebenso dürfe der Mann seine Frau nie sehen. Nur bei Nacht kommen die Eheleute zusammen, bei Tag aber nicht. Die Frau sei im Innersten des Hauses, der Mann bewohne den äußern Theil. Eine solche Abgeschlossenheit der Geschlechter kommt im christlichen Abessinien nirgends vor, und würde voraussetzen, daß die Kaffaner Muhamedaner sind, bei welchen die Abschließung der Frauen Regel ist.

Salz ist sehr theuer in Kaffa, und 5 Stücke haben denselben Werth wie 20 Stücke (= 1 Thaler) in Schoa. Das Salz kommt von Sendschero und Enarea nach Kaffa, und jene Länder erhalten es von Abessinien. Die Sprache von Kaffa ist weder Aethiopisch noch Amharisch, noch Galla, ist aber verwandt mit der Sprache von Gobo, Tuffte und Dambaro. Die Kaffaner haben eine Tradition, wornach ihr Stammvater Busase geheißen und in einer Höhle gewohnt haben soll. Das Gleiche wird auch von dem Stammvater der Einwohner von Enarea erzählt, woraus hervorzugehen scheint, daß die ersten Einwohner dieser Länder in Höhlen wohnten, also Troglodyten waren, wie Herodot berichtet, bis sie, wahrscheinlich durch Berührung mit andern Völkern, den Häuserbau kennen lernten. Es soll in Kaffa und Enarea sehr viele Höhlen geben.

Geht man von Kaffa aus nach Norden, so muß man über den großen Fluß Godschob setzen, von welchem Einiges geredet werden soll, ehe wir zu den nördlichen Ländern Mantscho, Dschimma, Sendschero und Enarea übergehen.

Es war im October 1840, daß ich von Ankober nach Angolala reiste, um dem König von Schoa meine Aufwartung zu machen und den Wunsch gegen denselben auszusprechen, mit Seiner Majestät den Zug ins Gallaland mitmachen zu dürfen.

Der König willfahrte meiner Bitte, befahl mir aber sogleich, einige Tage in Angolala zu verweilen, bis die schoanischen Heere zusammengezogen wären. Während dieser Wartezeit ließ ich mich öfters mit dem schon erwähnten Enareaner Dilbo ins Gespräch ein. Unter Anderem fragte ich ihn, ob es auch Flüsse in seinem Lande gebe, und welche Kunde er von den Ländern südlich von Enarea hätte. Später (am 29. Mai 1841) war ich wieder in Angolala, zusammen mit Dr. Beke, und ließ mich in Verbindung mit diesem talentvollen Reisenden, der aber damals noch wenig Amharisch verstand, wieder in ein Gespräch mit Dilbo ein, der seine frühern Aussagen wiederholte und erweiterte. Als ich nämlich fragte, ob es in Enarea auch einen Fluß gebe, wie den Hawasch an der Südgrenze von Schoa, so sagte Dilbo sogleich: „Es gibt in Enarea und jenseits Enarea mehr als einen Fluß; da ist der Kibbe (oder Gibbe), der Dambese, der Dirdesa und der Godschob, welcher der größte von allen ist, welcher aber nicht in Enarea entspringt, noch durch Enarea fließt, sondern von der großen Wildniß Gobi kommt, welche südwestlich von Enarea liegt. Der Godschob fließt zwischen Kaffa und Mantscho an Sendschero vorbei nach Sonnenaufgang.“ Dieß war beinahe die wörtliche Aussage Dilbo's im Jahr 1840 und 1841, nur wurde sie mir im Jahr 1841 erst wichtig, als Dr. Beke darauf aufmerksam machte, daß diese Aussage mit Herodot übereinstimme, welcher von einem Priester des Tempels der Minerva in Theben gehört habe, daß die Hälfte des Nils nach Norden, die andere Hälfte nach Süden gehe. Diese Bemerkung von Dr. Beke bewog mich, recht angelegentlich über diesen Fluß zu fragen, welcher ganz verschieden ist von dem Kibbe, der in dem Walde Babia bei Koffa und Genna in Enarea seine Quelle hat, dann mit dem Dirdesa, welcher bei Dscheresa in Dschimma entspringt, und mit dem Dambese, der aus Wosager in Enarea kommt, sich vereinigt und zuletzt in den blauen Fluß, oder den abessinischen Nil sich ergießt. Auf die Frage, ob Dilbo den Godschob gesehen habe, antwortete er, daß er zweimal über diesen Fluß gegangen sei mit einem Verwandten, welcher mit andern Kaufleuten alle Jahre die Reise von Enarea nach Kaffa zu machen pflegte. Er

sei von seinem Geburtsort Sabba durch das von Enarea abhängige Gallagebiet Dschimma und Mantscho immer südwestlich gereist, sei dann durch eine große Wildniß gekommen, wo die Mantscho-Leute den Reisenden auflauern, und endlich sei er an das Ufer des großen Flusses Godschob gelangt, dessen Wassermasse ihn so erschreckt habe, daß er in sein Vaterland habe zurückkehren wollen, aus Furcht, er möchte im Uebersetzen über den Fluß das Leben verlieren, entweder durch die vielen Krokodile, die er im Wasser sah, oder durch die großen Wellen, welche, wie er meinte, die Flöße von Baumstämmen versenken würden. Auf die weitere Frage, wie breit denn der Fluß gewesen sei, sagte er, der Godschob ist von einem Ufer zum andern wie Angolala und das Galladorf Tscherkos, welches etwa eine halbe Stunde von Angolala entfernt ist. Man mußte den erschreckten Dilbo im Walde suchen und mit Seilen anbinden, damit er vor Angst nicht entrinnen könnte. Bisweilen nehmen sich die Reisenden Zeit, einen großen Baumstamm auszuhöhlen; meistens aber binden sie 6 bis 10 Stämme Holz zusammen, und setzen so 30 bis 50 Leute mit Pferden, Mauleseln, Eseln, Kühen u. s. w. über den Fluß. Da ich vermuthete, Dilbo habe weder von einem Boot noch Floß einen rechten Begriff, so ließ ich ihn den Versuch mit Rohr in meinem Hause machen. Er machte sogleich einen vollkommenen Floß mit Rudern, daß ich nicht mehr zweifelhaft seyn konnte. Die Schoaner wissen weder was Boote, noch was Flöße sind; daher Sahela Selassie sich von der brittischen Gesandtschaft ein Modell machen ließ, als er nach Gurague zum See Suai ziehen wollte.

Da es schwer war, die geographische Lage der von Dilbo erwähnten Länder zu erhalten, so ließ ich ihn auf dem Sand eine Karte zeichnen, welche die Quelle des Flusses gegen Westen bei Nord von Enarea zeigte. In der Wildniß von Gobo soll es viele Elephanten, Giraffen und überhaupt viele wilde Thiere geben. Jenseits der Wüste seien schwarze Leute. Auf die Frage nach der Mündung des Flusses, sagte Dilbo: „Ich weiß, daß er nach Sonnenaufgang fließt, aber sein Ende kenne ich nicht; ich weiß nur, daß ich die Muhamedaner habe sagen hören, sie gehen

auf diesem Fluß ins Land der Araber." Ich konnte damals diese Aussage Dilbo's nicht recht verstehen, aber nachdem ich i. J. 1843 die Mündung des Dschub und überhaupt die Verhältnisse der Ostküste unter dem Aequator kennen gelernt habe, ist mir Alles klar geworden, und ich bin überzeugt, daß der Godschob kein anderer Fluß ist als der Dschub, wie er von den Arabern genannt wird.

Nachdem der Godschob, wie Dilbo berichtete, mit großer Schnelligkeit nördlich an Kaffa vorübergeflossen ist, geht er durch einen See, und nimmt dann weiter östlich den Omofluß auf, der im Südwesten von Susa entspringt und ein großer Zufluß des Godschob ist. Beim Zusammenstoß beider Flüsse scheint der Godschob einen Kataract zu haben, den Dilbo Dumbaro nannte, und der ein entsetzliches Geräusch machen soll, das man in weiter Ferne hört. Wahrscheinlich ist dieß eine Felsenbarre, welche den Lauf des Flusses aufhält und sein Wasser in Wuth versetzt. Was nun den Ursprung beider Flüsse, des Godschob und des Omo betrifft, so läßt sich derselbe vielleicht einfach so erklären, daß man annimmt, die Gebirge von Enarea, welche von Süd nach Nord zu laufen scheinen, geben ihre östlichen Wasser an den Abbe ab, während sie die südwestlichen in den Godschob senden. Es wäre also in Enarea die Wasserscheide zwischen West und Ost. Ebenso mögen die südöstlichen Wasser von Kaffa und Susa den Omo bilden, dessen eigentliche Quelle jedoch auch in Schneebergen (und Sümpfen) seyn könnte, welche nördlich vom Aequator ebenso gewiß vorhanden seyn mögen, als sie im Süden von mir gesehen worden sind. Wie wichtig wäre es, wenn die Untersuchungen der künftigen Reisenden auf die Aequatorgegenden hingelenkt würden, und zwar so, daß ein Theil der Reisenden über Enarea und Kaffa nach Susa ginge, während ein anderer Theil von Barawa oder Malindi aus dasselbe Ziel verfolgen sollte. Die westlichen Wasser von Susa und Kaffa gehen ohne Zweifel in den Baher-el-Abiad, von dem aus am Ende das Innere von Afrika nach Ost und West am leichtesten entdeckt werden mag, da das Reisen von der West- und Ostküste Afrikas aus so schwierig, kostspielig und gefährlich ist, während auf dem Nil die Wasser-

reise bis zum vierten Grad nördlich mit ziemlicher Sicherheit möglich ist, und auch die Felsenbarre unter dem vierten Grad zur rechten Jahrszeit bei hohem Wasserstand überwunden werden könnte. Die Länder Kaffa und Susa können kaum drei Breitengrade vom Baher-el-Abiad östlich entfernt seyn. Auf dem Sobat, der von Osten kommt und in den Baher-el-Abiad geht, sollte es möglich seyn, ganz in die Nähe von Kaffa zu gelangen, ohne daß eine weite Landreise nöthig wäre. Ich zweifle nicht, daß alle diese Probleme durch die nächste Expedition gelöst werden, welche in die Gegenden des obern Laufes des Baher-el-Abiad vordringen, und jeden Nebenfluß, soweit er schiffbar ist, untersuchen wird, eine Unternehmung, zu deren Ausführung freilich mehrere Jahre erforderlich sind.

Doch ich gehe weiter in meiner Beschreibung der Südländer von Abessinien. Hat der Reisende den Godschob überschritten, so kommt er in 12 bis 15 Tagen durch das Gebiet der Mantscho und Dschimma Galla nach Enarea, das viel höher als Kaffa gelegen ist. Dilbo sprach von fünf hohen Bergen in Enarea, deren Namen sind: 1) Mendschillo (in der Mitte von Enarea), 2) Sasula, 3) Gabana, 4) Mutekossa, 5) Dschedschilla. Die Hauptstadt von Enarea ist Saka mit etwa 12,000 Einwohnern, wo der Suppera oder König gewöhnlich residirt, und wo die von Gondar kommenden Karawanen sich aufhalten für ihre Handelszwecke. Wichtige Städte und Dörfer sind nach Dilbo noch folgende: Sunto, Lako, Genna, Kossa, Geruke, Afate, Sabba, Sigaro. Der zu Dilbo's Zeit regierende König von Enarea hieß Abba Bogibo, dessen Vater Bofoboku, und dessen Großvater Katschani hieß.

Abba Bogibo ist ein tapferer Krieger und guter Fürst, der öffentlich Gericht hält in seiner Hauptstadt, und zu dem Jedermann leichten Zugang hat. Er sitzt bei solchen Gelegenheiten auf einem hölzernen Stuhl, über welchen eine Haut ausgebreitet wird. Die Leute entblößen ihren Oberleib nicht, fallen auch nicht vor ihm nieder auf die Erde, wie es bei den Abessiniern im Umgang mit ihren Königen und Großen Sitte ist, sondern küssen einfach seine Hand nach der Weise der Muhamedaner. Die Söhne des

Königs werden auch nicht gefangen gehalten, wie es früher in Abessinien der Fall war mit den königlichen Prinzen, welche in Damo, in Wechni, auf dem Berg Geschano, und in Schoa auf dem Hügel Dschanu eingesperrt wurden, damit sie keine Empörung wider den königlichen Vater anstiften könnten.

In Enarea wird gewöhnlich der Sohn der Hauptfrau König, welcher dann seine Brüder zu Statthaltern von Provinzen ernennt. Wenn der König eine seiner Töchter an einen Großen des Reichs verheirathet, so muß Jedermann nach seinem Vermögen Hochzeitsgeschenke bringen, z. B. Honig, Salzstücke, Pferde, Kühe, Kleider u. s. w. Der König stellt sich selbst an die Spitze seiner Truppen auf seinen Kriegszügen, die er jährlich unternimmt gegen die Galla von Guma, Nono, Limmu, im Nordosten von Enarea. Auch die Guderu-Stämme im Norden, sowie die Dschimma und Mantscho im Süden und die Schankala im Nordwesten werden bisweilen heimgesucht. Des Königs Einfluß erstreckt sich von Enarea bis zu den Mätscha- und Sodbo-Galla. Die Kriegszüge dauern aber höchstens 10 bis 15 Tage und werden ausgeführt von einzelnen Truppenabtheilungen, die in verschiedenen Richtungen operiren, und deren Bewegungen der König, der im Centrum agirt, an dem Rauch der angezündeten Dörfer erkennt. Kinder und Frauen werden nicht getödtet noch emasculirt, sondern nach Gondar oder Schoa als Sklaven verkauft, was aber nicht mehr geschehen darf, seitdem der Sklavenhandel vor einigen Jahren von Theodoros, dem neuen und energischen König von Abessinien, in seinem ganzen Reich verboten worden ist.

Der König von Enarea besitzt eine kleine Anzahl Luntengewehre, welche er von den Kaufleuten in Gondar und von Goschu, dem frühern Gouverneur von Godscham, erhalten hat. Abba Bogibo ist Muhamedaner, und schon sein Vater Bofu Boku hatte den Muhamedanismus angenommen von seinem Onkel Mutar und von den muhamedanischen Kaufleuten aus Gondar, welche mit ihren Handelszwecken immer auch religiöse verbinden und deßhalb muhamedanische Priester bei sich haben. Ein großer Theil der Heiden von Enarea hat die muhamedanische Religion angenommen.

Die Sprache von Enarea ist Galla, die aber von den Dialekten der übrigen Galla etwas abweicht.

Die Lebensmittel in Enarea sind sehr wohlfeil. Man bekommt 60—70 Pfund Kaffeebohnen für ein Salzstück, was nicht ganz acht Kreuzer ausmacht. Ebenso bekommt man für ein Salzstück drei große Krüge Honig und mehrere Säcke Weizen. Die Salzstücke sind rar in Enarea. Die Enareaner trinken Bier und Meth, wie die Einwohner von Abessinien. Der Kaffeebaum wächst wild in den Wäldern; er wird 12—14 Fuß hoch und sein Holz wird zur Feuerung in dem kalten Land gebraucht. In Enarea soll es noch mehr Kaffee geben als in Kaffa. Wie Schade, daß die Verbindung mit diesen Ländern so schwierig ist, aus denen ein so wichtiger Handelsartikel ausgeführt werden könnte! Wie wichtig, wenn der Godschob schiffbar wäre, oder wenn der Fluß Sobat bis zu diesen Kaffeeländern führen würde. Und wie viel wichtiger wäre dieß noch für die Verbreitung des Christenthums in Inner-Afrika! Die Kaufleute von Gondar bringen folgende Handelsgegenstände nach Enarea: Salzstücke, Glasperlen von verschiedenen Farben und Größen, farbigte Stoffe, besonders blauen Calico, Kupfer, Messer, Scheeren, Nadeln, Gewehre, Küchengeschirr, schwarzen Pfeffer u. s. w. In Enarea holen sie dagegen Kaffee, Zibeth, Sklaven, Felle von Löwen, Leoparden, und besonders vom schwarzen Leoparden (gessela), und gute Pferde.

Der Zibeth ist theuer, selbst in Enarea, da man ihn als eine gute Arznei gegen Kopfweh und andere Leiden betrachtet. Man erhält ihn von der Zibethkatze, welche so groß ist als ein junger Hund. Sie lebt in den Wäldern, wo man sie in Fallen fängt und in Käfigen aufbewahrt, vor denen man täglich ein Feuer anzündet, um die Katze in Schweiß zu bringen. Da sie am Hintern ein Säckchen oder eine Blase hat, in welcher sich die köstliche Materie ansammelt, so wird diese mit einem Löffel von Zeit zu Zeit abgeschöpft und in ein Horn gethan, welches mit seinem kostbaren Inhalt an die Handelsleute verkauft wird. Auch Myrrhen und Weihrauch soll es in Enarea geben.

Es wäre interessant, noch Einiges aus der Pflanzen- und

Thierwelt von Enarea zu erzählen, wenn ich nicht befürchten müßte, Unrichtiges mitzutheilen, da Dilbo aus Mangel an Bildung die Pflanzen und Thiere nicht gehörig bezeichnen konnte. Doch ich will handeln wie Herodot gethan hat, wenn er bei seinen Mittheilungen immer hinzuzufügen pflegte: „Ich berichte nur, was die Afrikaner mir gesagt haben.“

Es gibt, sagte Dilbo, folgende Bäume, welche eßbare Früchte tragen: der Badesa, Jebo, Nardesa, Huda, Arrandschama und Burureibaum. Die Früchte von einigen dieser Bäume sind sehr groß und haben eine rothe Farbe. Andere sind klein und schwärzen die Zunge, und sind süß. Die meisten von diesen Bäumen finden sich auch im Dokoland.

Unter den Thieren ist zu nennen das Worsamesa, was die Giraffe zu seyn scheint. Dieses Thier findet sich in großer Anzahl in der Wildniß Bakko, im Westen von Enarea, wo man ins Land der Schwarzen geht. Ueberhaupt ist diese Wildniß reich an Thieren, die von den Enarea-Jägern aufgesucht werden. Elephanten sind dort besonders zahlreich. Dort findet sich auch der weiße Elephant, dessen Haut einem aussätzigen Menschen gleicht. Dieser weiße Elephant darf aber nicht getödtet werden, da er als ein Abbar, d. h. als ein Beschützer der Menschen betrachtet und ihm religiöse Verehrung gezollt wird. Wer einen weißen Elephanten, der übrigens kleiner als der gewöhnliche ist, tödten würde, müßte seine That mit dem Leben büßen. So will es dieser heidnische Aberglaube. Bei dieser Gelegenheit möge bemerkt werden, daß weiße Elephanten auch im Innern, an der Küste von Lamu (3 Grad südlich vom Aequator), vorkommen sollen, wie Bana Cheri, mein Suahili-Karawanen-Führer, mich versicherte. Eben so soll es in Enarea weiße Büffel geben, die gleichfalls heilig und unantastbar sind. Ueberhaupt ist die weiße Farbe unverletzlich. Was für Thiere die Worsesa (in der Größe eines Kalbes, das Menschen angreift), das Awaldigesa (in der Größe eines Esels, mit schwarzer Farbe), das Amakeda (wie ein Löwe), das Borosa (das so groß ist wie ein Schaf, und so schnell wie eine Gazelle), das Jeijei (so groß wie ein Hund, von brauner Farbe, in Rudeln lebend), das Dschanno (ein

schwarzes Thier, das Baumfrüchte frißt und einen weithin hörbaren Wind ausläßt), das Boie (wie ein Ochse, und das den Kopf auf den Boden neigt, Gras frißt, Menschen und Thiere tödtet), sind, habe ich nicht recht herausfinden können.

Der Urvater von Enarea soll Limmu geheißen und in Höhlen gewohnt haben, wie der Urvater von Kaffa.

Südöstlich von Enarea liegt das ehemals aus 12 Provinzen bestehende mächtige Königreich Sendschero, das jetzt von Enarea abhängig seyn soll, indem Abba Bogibo im Verein mit Limmu und Dschimma Sendschero überfallen und es zinsbar gemacht haben sollen. - Ein Sklave aus Sendschero, den ich in Ankober kennen lernte, gab mir im Frühjahr 1840 folgende Nachrichten über dieses unbekannte Land. Die Hauptstadt von Sendschero heißt Anger, welche auf einem Berg liegt. Der König des Landes heißt Amo, der ein großer Freund der Soldaten, aber nicht der armen Leute ist. Die Thronfolge ist erblich und nicht, wie ein Guraguer mir erzählt hatte, von einem Geier oder einer Biene abhängig. Nach der Erzählung eines guraguischen Priesters nämlich soll es in Sendschero Sitte seyn, daß nach dem Tod des Königs die Großen des Reichs sich außerhalb der Stadt im freien Feld versammeln und warten, bis ein Geier oder ein Insekt sich auf einen der Anwesenden setzt. Derjenige, bei dem dieß der Fall ist, soll einstimmig zum König erwählt werden. Da diese afrikanischen Völker viel auf Vögel und Vogelgeschrei halten, so wäre eine solche Sitte immerhin im Bereich der Möglichkeit. Die Leute von Sendschero haben auf allen Seiten zu streiten, mit Wolamo, Enarea, Goma und mit den Galla. Der Fluß Kibbe soll auf seinem Lauf Sendschero berühren, und größer seyn als der Hawasch. Das Land ist reich und fruchtbar. Die Leute verschmähen das Fleisch der Ziegen und Hühner, welch letztere sie, wie die Galla und andere südafrikanische Völker, für Geier halten. Handelsleute von Gurague gehen nach Sendschero und erhalten während ihres Aufenthalts Dirgo, d. h. eine tägliche Ration von Speise und Trank von dem König, wie dies in Schoa Sitte ist. Die Einwohner sollen Christen gewesen, aber ins Heidenthum zurückgefallen seyn. Am Sonntag

wird nicht gearbeitet, die Beschneidung, auch die Feste von Kidana Meherat und Michael werden beobachtet, aber Fasttage haben sie keine. Bald nach der Geburt werden dem männlichen Kind die Zizzen ausgeschnitten, weil diese einem Manne nicht geziemen, sondern nur den Weibern. Auch das männliche Glied soll verstümmelt werden, ohne daß jedoch der Zeugungskraft geschadet würde. Der Sklave, der dieß berichtete, hatte allerdings keine Zizzen.

In Sendschero werden nur weibliche Sklaven verkauft, weil einmal eine Frau so grausam war, ihren Mann zu erschlagen, als der König des Landes dieß von ihr begehrte. Zuerst nämlich soll der König von dem Manne, der ein hochgestellter Beamter war, verlangt haben, seine Frau zu tödten und ihm von ihrem Fleisch zu bringen, das von den Wahrsagern dem kranken König als ein gutes Heilmittel angerathen worden war. Der Mann, den die Schönheit seiner Frau hinriß, weigerte sich, den königlichen Befehl zu vollziehen. Darum befahl der König der Frau, ihren Gatten zu erschlagen, was sie ohne Bedenken vollzog. Seit jener Zeit soll es Sitte geworden seyn, Weiber ins Ausland als Sklaven zu verkaufen. Männliche Sklaven sollen sich meistens erhenken, wenn sie über Sendschero hinausgebracht werden.

Die Leute von Sendschero haben auch die grausame Sitte, Menschen als Opfer der Gottheit darzubringen. Die Sklavenhändler werfen eine schöne Sklavin in den See Umo, so oft sie Sendschero mit ihrer Menschenwaare verlassen. Auch müssen viele Familien in Sendschero ihre erstgebornen Söhne als Opfer darbringen, weil die Wahrsager in alter Zeit, als Sommer und Winter in einem Durcheinander waren, und deßhalb die Früchte der Felder nicht reifen konnten, dieß gerathen hatten. Damals soll vor der Hauptstadt eine große Säule von Eisen gestanden haben, welche der König auf den Rath der Wahrsager abhauen ließ, worauf die Witterung wieder eine regelmäßige wurde. Damit aber der Durcheinander der Jahreszeiten nicht wiederkehre, sollen die Wahrsager den König aufgefordert haben, alle Jahre Menschenblut auf den Grund der Säule, sowie auch auf den königlichen Stuhl zu gießen. Seit der Zeit müssen gewisse Fami-

lien ihre erstgebornen Söhne ausliefern, die dann zu einer bestimmten Zeit geopfert werden. Wer den großen Aberglauben der Afrikaner kennt, besonders wie er sich in Zeiten der Noth offenbart, wer ferner die Schlauheit der einflußreichen Zauberer und Wahrsager bedenkt, die oft den unmenschlichsten Rath ertheilen, um ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, der wird sich über diese Erzählung nicht wundern, wenn er auch das Daseyn einer eisernen Säule bezweifeln mag, deren Grund noch jetzt vorhanden seyn soll. Ich selbst war einmal im Innern in Gefahr, geopfert zu werden, als es lange Zeit nicht regnete, und das Ausbleiben des Regens mir zugeschrieben wurde, als hätte ich den Regen verhindert. Ebenso schnell wurde ich aber auch wie vergöttert, als es einmal nach langer Dürre plötzlich regnete, und dieß meinem Fußtritt zugeschrieben wurde.

In Sendschero ist Salz die kleine Münze des Landes, welche überhaupt in allen Ländern südlich von Abessinien gangbar ist. Nur in Abessinien kennt man noch die Maria Theresia-Thaler, die aber ein bestimmtes Gepräge haben müssen, wenn sie angenommen werden sollen. Die sieben Punkte oben, der Stern in der Mitte, und das S. F. unten muß deutlich ausgedrückt seyn, wenn der Thaler als ein weiblicher und nicht als ein männlicher gelten soll, der einige Salzstücke weniger werth ist.

In Sendschero sollen gute Schmiede und andere Handwerksleute seyn. Wahrscheinlich hatten die Länder, die am Godschob liegen, früher eine höhere Kultur besessen, die sie von Arabien oder Indien durch die Wasserverbindung auf dem Fluß erhalten haben mögen. Die eiserne Säule und das Vorhandensein von Handwerksleuten möchten auf diese Vermuthung hinweisen. Auch die Medinat-el-Nahas, d. h. Kupferstadt (Stadt mit Mauern aus Kupfer), von der ich an der Suahili-Küste hörte, läßt auf eine höhere Kultur schließen, die in den Gegenden des Godschob in alter Zeit vorhanden gewesen seyn mag.

Die Galla-Nation.

Ich schließe meinen Bericht über die Südländer Abessiniens mit einer kurzen Mittheilung über die Galla-Nation, die ich vom

Anfang meines Aufenthalts in Schoa besonders ins Auge faßte, indem ich die Galla für die von Gott bestimmten Werkzeuge hielt, welche nach ihrer Bekehrung zum Christenthum in Afrika dieselbe Bedeutung und Bestimmung erhalten werden, welche Gott den Deutschen in Europa angewiesen hat.

Die Galla haben im Lauf der Zeit einen großen Theil des östlichen Afrika in Besitz genommen. In viele von einander unabhängigen Stämme (deren bis jetzt etwa 60 theils dem Namen nach, theils persönlich mir bekannt geworden sind) getheilt, wohnen sie vom 8ten Grad (viele Stämme, die zwischen abessinische Provinzen eingekeilt sind, wohnen noch viel nördlicher) nördlich bis zum 3ten Grad südlich vom Aequator, und mögen sich auf sechs bis acht Millionen Seelen belaufen, eine Bevölkerungsliste, wie sie nicht leicht eine andere afrikanische Nation aufweisen wird.

Als im 16ten Jahrhundert der grausame Muhamed Gragn, König der fanatischen muhamedanischen Adals in Abessinien einfiel, und dieses Land furchtbar verheerte und entvölkerte, nahmen die Galla, von Süden kommend, mit ihrer zahllosen Reiterei die schönsten Niederungen Abessiniens in Besitz, und wurden bis heute eine Geißel für Christen und Muhamedaner. Wahrscheinlich fand in jener Zeit eine uns unbekannt gebliebene große Völkerwanderung im Innern Afrikas statt, welche, wie ich an der Suahili-Küste beobachtet habe, die Binnenvölker nach der Küste trieb, und welche auch die Ursache war, daß die Galla nach Norden und Osten vorgeschoben wurden, um in der Absicht Gottes, der alle Völkerbewegungen zum Guten kehrt, als eine Vormauer gegen den Andrang der Muhamedaner von Arabien her, zu dienen, und zugleich auch die verderbte abessinische Christenheit, sowie die fanatischen Muhamedaner zu züchtigen. Hätte die Vorsehung Gottes nicht im 15ten Jahrhundert die Portugiesen von der See her an der Ostküste, und die Galla von der Landseite her im Innern auftreten lassen, so würden die damals noch erhitzten und bekehrungssüchtigen Muhamedaner wahrscheinlich das äquatorische Afrika von Ost nach West überschwemmt haben, wie sie einst von Afrika aus, über Spanien Europa zu überschwemmen trachteten, aber durch Karl Martell in Frankreich noch zu rechter Zeit gehemmt

wurden. Wir dürfen uns nicht wundern über diese Welterobe-rungs-Gelüste der Muhamedaner, wenn wir bedenken, daß dem Propheten von Mekka der Besitz der ganzen Welt, wie sie sagen, verheißen sei.

Der Name „Galla" heißt eigentlich in ihrer Sprache „Ingressi, Einwanderer." Sie selbst nennen sich „Orma oder Oroma," auf Deutsch „starke oder tapfere Männer," und ihre Sprache heißen sie „Afan Orma," Mund der Orma. Da die Galla keinen allgemeinen Namen zur Bezeichnung der Gesammtheit ihres Ländergebiets haben, so habe ich den Namen „Ormania" gebildet, womit die Galla-Nation und ihr Gebiet in abstracto bezeichnet werden soll.

Ueber den Ursprung der Galla, oder wie ich mich ausdrücke, der Ormanen (der Name Galla wird ihnen von den Abessiniern und Arabern gegeben) habe ich verschiedene Ansichten vernommen. Nach der Aussage des berühmten Orma-Häuptlings Tscharra, vom Stamme Mulofalada, im Süden von Schoa, den ich persönlich kennen lernte und unter dessen Stamm ich eine Missionsstation errichten wollte, soll Wolab der Stammvater der Galla, oder der Ilma Orma (d. h. der Kinder des oder der Orma) gewesen und von Bargamo, d. h. jenseits des Meeres oder großen Wassers gekommen seyn, ein Ausdruck, der entweder auf den großen Fluß Godschob, oder auf den Baher-el-Abiad, oder, was am wahrscheinlichsten ist, auf den großen afrikanischen Binnensee sich bezieht, von dem ich schon im Jahr 1844 bei meiner Ankunft in Mombas gehört habe, und von dem neuerlich meine Mitarbeiter Rebmann und Erhardt ausführlicher berichtet haben.

Wolab habe neun Söhne gezeugt, nämlich Arusi, Karaiu, Dschille, Gelan, Abedschu, Woberi, Metta, Gumbidschu und Bedschofugik. Von diesen neun Söhnen, deren Stammgebiet jetzt vom König von Schoa abhängig ist, sollen die zahlreichen Orma-Stämme entstanden seyn. Diese Galla-Sage ist offenbar ungenügend, weil sie nur diejenigen Stämme, die Tscharra kennt, und auf deren Boden er einheimisch ist, umfaßt, also blos lokaler Art ist.

Nach einer zweiten Ansicht, welche ein schoanischer Gelehrter

mir mittheilte, und welche ich später in einer amharisch geschriebenen Abhandlung, die mir ein Schoaner verschaffte, niedergelegt fand, soll eine Tochter des abessinischen Königs Sara-Jakob, der seine Residenz auf dem Berg Endoto am Hawaschfluß hatte, einen Sklaven geheirathet haben, der vom Süden gekommen war und der sieben Söhne mit der königlichen Prinzessin zeugte. Die Söhne wuchsen in der Sprache und in den Gewohnheiten ihres Vaters auf, und wie er, waren sie Hirten. Daneben wurden sie im Lauf der Zeit berüchtigte Räuber und Jäger, welche entlaufene Sklaven und anderes Gesindel um sich sammelten, mit dessen Hülfe sie zuletzt die südlichsten Provinzen Abessiniens angriffen und eroberten. Einen großen Sieg erlangte dieses Raubgesindel über die Abessinier nahe bei dem Flusse Gala in Gurague, wo, wie wir gesehen haben, noch jetzt viele Christen wohnen. Von diesem Sieg am Fluß Gala sollen diese Horden später Galla genannt worden seyn. Ich lasse diese abessinische Ansicht dahingestellt, und erwähne noch kurz die Ansicht der Muhamedaner, welche fabeln, daß ihr Prophet Muhamed einen Boten an den oben erwähnten Wolob gesandt habe, um ihn zur Annahme der muhamedanischen Religion zu bewegen. Der Bote kam aber zurück mit der Antwort „Gal" oder „Kal La," d. h. im Arabischen, er (Wolab) sagte: Nein, verweigerte also die Annahme der muhamedanischen Religion. Nach Anhörung dieser Botschaft rief Muhamed aus: „Weil denn diese Ungläubigen meine göttlichen Offenbarungen nicht aufgenommen haben, so soll man sie in Zukunft Galla nennen." Ebenso selbst gemacht ist übrigens auch die Ansicht der Jesuiten, die vor einigen Jahrhunderten in Abessinien waren, und die den Namen Galla von dem griechischen Wort gala (Milch) ableiten wollten, weil die Galla im Vergleich mit andern Afrikanern eine weißere Farbe haben.

Was nun aber auch der Ursprung der Galla seyn mag, so viel ist gewiß, daß sie bei ihrem Erscheinen in Abessinien ein sehr kriegerisches und wildes Volk waren, das unter Ein Haupt vereinigt, nicht nur Abessinien, sondern auch ganz Afrika hätte erobern können. Allein nachdem sie sich in den schönsten Provinzen Abessiniens festgesetzt hatten, fiengen sie an, einander selbst zu

bekämpfen. Dieß hemmte ihren Fortschritt und machte es den Abessiniern leicht, einen Stamm um den andern sich zu unterwerfen. Auch wurde es den Galla doch zu schwer, mit ihrer, obgleich zahlreichen Cavallerie, die hohen Berge Abessiniens zu erobern.

Die Galla haben im Allgemeinen ein männliches Aussehen. Sie sind groß und kräftig, haben aber wilde Gesichtszüge, welche durch das lange Haar, das in Zöpfen über die Schultern hängt, noch wilder und Furcht erregender gemacht werden. Ihren Körper und ihr langes Oberkleid (die römische Toga) beschmieren sie mit einer dicken Kruste von Butter, die einen unangenehmen Geruch der Galla verbreitet, den der Fremde schon von Ferne riecht. Die Frauen tragen einen kurzen Rock von Leder, den sie um die Lenden mit einem Gürtel befestigen. Am Saum des Rocks haben sie zur Zierde eine Menge Korallen hängen. Die Reichen haben noch ein großes Oberkleid über den Rock, das ihnen das Aussehen von europäischen Frauen gibt. Die Waffen der Galla sind Spieß, Schwert und Schild. Nur die muhamedanischen Galla haben Feuerwaffen kennen gelernt, da sie mit den christlichen Abessiniern viel Umgang haben. Die Galla sind alle zu Pferd, und selbst die Frauen galoppiren neben oder hinter ihren Männern her, weil es bei den Galla eine Schande ist, zu Fuß zu gehen. Doch muß bemerkt werden, daß die südlichen Galla unter dem Aequator keine Pferde haben, wie denn diese äquatorischen Galla überhaupt bedeutend hinter ihren nördlichen Brüdern zurückstehen in Folge des Klimas, des Bodens und der Nachbarschaft mit andern unkultivirten Völkern, während die nördlichen Galla von Abessinien her einige Bildung erhalten haben. Daher man in jenen südlichen Gegenden wohl auch die ächten und ursprünglichen Galla zu suchen und zu erkennen hat, wenigstens was ihre religiösen Begriffe betrifft, wie ich später erwähnen werde.

Die Galla-Pferde sind übrigens sehr klein, haben aber schöne Farben und sind sehr schnell. Hufeisen sind unbekannt. Die Galla, in der Nähe von Abessinien, treiben Ackerbau und Viehzucht, während ihre Brüder, die am Aequator wohnen, sich bloß mit Viehzucht beschäftigen und ein Nomadenleben führen. Da, wo die

Galla Ackerbau treiben, ist es Sitte, daß die Männer pflügen, säen und ernten, während die Frauen die Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe und Ziegen hüten und die häuslichen Geschäfte besorgen. Korn, Weizen, Gerste, Welschkorn u. s. w. wächst im Ueberfluß in den Galländern, so daß man für einen Conventionsthaler oft so viel Gerste oder Korn bekommen kann, daß ein Kameel die Last kaum zu tragen vermag. Das Klima der meisten Galla-länder ist ausnehmend schön und gesund. Die mittlere Temperatur ist 56 Grad Fahrenheit, die höchste 70° und die niederste 46°. Die Galla haben große und herrliche Ebenen im Besitz, welche fast das ganze Jahr hindurch grün sind, und ihren großen Viehheerden Nahrung gewähren. Das Land ist reich an Quellen und Bächen, welche durch die tropischen Regen, die drei Monate dauern, unterhalten werden. Außerdem gibt es noch eine kleine Regenzeit. Es gibt auch viele bewaldete Berge und Hügel im Gallaland, welche den Bewohnern in Kriegszeiten zu ihren Schlupfwinkeln dienen. Der hohe Wachholderbaum gehört zu den vorzüglichsten Hölzern, welche diese Wälder zieren. Welch ein herrliches Land würde Ormania seyn, wenn es unter dem Einfluß des Christenthums und christlicher Bildung stände! Wie Schade, daß nicht der Zug der europäischen Auswanderung auf jene Gegenden gerichtet ist. Doch auch diese Zeit wird noch kommen, wenn der Strom der europäischen Unternehmungen, der jetzt nach Amerika und Australien fließt, versiegen, und wenn einmal Abessinien eine kosmopolitische Stellung erlangen wird, zu der es durch seine geographische Lage berufen ist.

Im Allgemeinen sind die Galla von schwarzbrauner Farbe, durch welche, sowie durch ihre intellectuelle Fähigkeit und Gelehrigkeit sie sich so vortheilhaft vor allen andern Ostafrikanern auszeichnen, daß die Galla-Sklaven, besonders die Mädchen, von den Sklavenhändlern sehr gesucht sind und in Arabien zu 100 bis 150 Conventionsthalern verkauft werden.

Die Häuser oder Hütten der Galla sind rund und kegelförmig gebaut, mit Dächern von Gras bedeckt und meist mit einer kleinen Mauer von Stein eingeschlossen, um gegen schnelle Ueberfälle gesichert zu seyn. Die Dörfer oder Weiler sind mei-

stets im Wäldchen oder Wäldern angelegt, auf Anhöhen, oder an der Seite von Bergen und Flüssen.

Wie die meisten Barbaren, so sind auch die Galla große Redner, die Stunden lange Reden halten können mit einem Ausdruck und einem Geberdenspiel, das für einen Europäer sehr interessant ist. Die Gallasprache ist sehr wohlklingend und erinnert an die Italienische. Im Allgemeinen kann man fünf Hauptmundarten in Ormania unterscheiden, obwohl die Verschiedenheit nicht so groß ist, daß nicht der südlichste Galla seinen nördlichsten Bruder ziemlich leicht verstehen könnte. 1) Im Norden von Schoa herrscht der Dialekt der muhamedanischen Galla, d. h. der Wollo, der Raia und anderer Stämme. 2) Im Osten gegen das Somaliland und den indischen Ocean hin ist der Ittudialekt, der von den Ittu-, Arrussi-, Karaiu- und Alaba-Stämmen gesprochen wird. 3) Im Süden von Schoa ist der Hawasch-Galla-Dialekt, welcher von den Stämmen nördlich und südlich vom Hawaschfluß gesprochen wird. 4) Der Godschobdialekt, der von den Galla in Mätscha, Enarea, Kutscha und allen denjenigen Stämmen gesprochen wird, welche südlich und nördlich von jenem großen Fluß wohnen. Endlich 5) der äquatorische Galladialekt, den die Galla nördlich und südlich vom Aequator reden, und der am meisten von den andern abweicht. Es versteht sich von selbst, daß die Galla manche Wörter von den Nachbarvölkern aufgenommen haben, mit denen sie im Verkehr stehen, sowie dieß auch umgekehrt der Fall ist. Die Schoaner z. B. haben manche Gallawörter entlehnt und umgekehrt. In dem in der Nähe von Schoa gesprochenen Galladialekt habe ich einen Theil des Neuen Testaments übersetzt, auch eine Sammlung von etwa 2000 Wörtern der Hawasch- und Aequator-Galla in englischer Sprache herausgegeben. Herr Tutschek in München hat in dem Godschobdialekt eine vortreffliche Grammatik und ein Wörterbuch in englischer und deutscher Sprache ausgehen lassen. Ich war mehrmals im Gallaland, südlich von Schoa, und hatte einen Gallajüngling aus dem Stamm Gelan zum Diener und Begleiter; auch habe ich, wie wir später sehen werden, das Wollo-Galla-Land durchreist, und bei Lamu und Malindi die südlichsten Galla kennen gelernt.

Die Galla haben Priester, die Luba heißen, zum Unterschied von den Kalidscha, welche die Zauberer, Beschwörer und Aerzte der Galla sind. Wie bei andern Heiden, so ist auch bei den Galla in ihren Religionsübungen das Dasein eines Baumes von großer Wichtigkeit. Unter dem Schatten des Woda werden die Opfer und Gebete verrichtet, ja ihm selbst soll ein höherer Geist inne wohnen, weßhalb dieser Baum für heilig gehalten wird, und Niemand ohne Verlust des Lebens ihn umhauen oder beschädigen dürfte. Die größte Berühmtheit hat der Workabaum (ficus sycamorus), Woda Nabi am Fluß Hawasch, wo die Galla alle Jahre ein großes Opfer verrichten und zu dem höchsten Gott Waka beten, indem sie ihm Ochsen und Schafe opfern, reichlich Bier trinken und Tabak rauchen. In ihren Gebeten, die übrigens keine stehende Form haben, sagen sie: „O Wak, gib uns Kinder, Rauchtabak, Korn, Kühe, Ochsen und Schafe. Bewahre uns vor Krankheit, und hilf uns unsere Feinde, die Sidama (Christen) und die Islama (Muhamedaner) tödten, welche uns bekriegen. O Wak, nimm uns zu dir, führ uns in den Garten, führ uns nicht zu dem Setani und nicht ins Feuer!" Bei dieser Gelegenheit weissagen die Luba oder Priester aus den Eingeweiden der Ziegen, ob Sieg oder Niederlage die Galla im kommenden Jahr begleiten werde. Der Luba läßt die Haare herabflattern, hat eine Schelle in der Hand, und sein Angesicht mit einem kupfernen Stirnband umgeben, wenn er diese Schau, die an die alten Römer erinnert, vornimmt. Sind die Eingeweide sehr roth, so sollen die Galla von den Sidama besiegt werden.

Die Kalidscha treiben Geister und Teufel aus von den Kranken, da jede Krankheit einem bösen Geist zugeschrieben wird. Die Zahl der bösen Geister ist 88, welche von zwei Vorstehern, von denen Jeder 44 unter seinem Befehl hat, geleitet werden. Ein böser Geist heißt Sar bei den Galla. Der Kalidscha hängt sich getrocknete Eingeweide von Ziegen um den Hals, nimmt eine Schelle und Peitsche in die Hand, bringt der Schlange, die in den Häusern mit Milch gefüttert wird, ein Opfer dar, reibt dann den Kranken mit Schmalz ein, beräuchert ihn mit wohlriechenden Kräutern, schreit ihn mit einem entsetzlichen Geschrei an, gibt ihm

wohl mitunter ein paar tüchtige Peitschenhiebe, und sucht so den bösen Geist auszutreiben und den Kranken gesund zu machen.

Die Luba sowohl als die Kalidscha werden von den Galla, und selbst von den abessinischen Christen sehr gefürchtet, weil beide fest glauben, daß die Drohungen und Verheißungen derselben in Erfüllung gehen. Die Kalidscha werden oft sogar von Abessiniern berufen, um ihre Häuser von bösen Geistern oder von Krankheiten zu befreien, was diese Zauberer, wie die Abessinier glauben, durch gewisse Beschwörungsformeln und durch die Opferung von rothen Hühnern und rothen Ziegen auszurichten vermögen. Während die Beschwörung von Statten geht, raucht der Kranke Tabak, indem er volle Züge thut und Rauchwolken aus seinem Munde stößt, und dann wieder dazwischen hinein so schnell als möglich die Worte wiederholt: „Lamana saijasu gena" d. h. Bitte, ehe sie mich ergreifen.

Eben so oder noch mehr geachtet und gefürchtet sind die Wato, die höchste Art von Galla-Priestern und Zauberern, welche behaupten, die ächten Galla zu seyn, und sich deßhalb weder mit den Galla, noch mit andern Völkern verheirathen. Sie wohnen auf dem Berg Dalatscha am Hawaschfluß. Die Wato können sicher von einem Stamm zum andern gehen. Wo sie erscheinen, werden sie gut aufgenommen und mit Speise und Trank versehen. Sie leben von der Jagd und ziehen deshalb von einem Fluß und See zum andern, um Nilpferde zu tödten, von deren Fleisch sie hauptsächlich leben, welches die andern Völker kaum anrühren mögen.

Die Galla leben wie die Abessinier, von Fleisch und Brod, und trinken Bier und Meth, so viel sie wollen. Fische und Hühner genießen sie nicht, weil, wie sie sagen, die erstern zum Schlangen- und die letztern zum Geiergeschlecht gehören. Die Schlange wird, wie schon erwähnt, von den Galla heilig gehalten und ihr Milch vorgesetzt. Honig haben die Galla im Ueberfluß. Wenn die Bienen schwärmen, so erheben die Leute ein großes Geschrei, damit dieselben sich setzen. Auch ist der Bienenkorb innerlich mit Wohlgerüchen bestrichen, damit die Bienen gereizt werden, sich nicht davon zu entfernen.

Die Galla wollen von keinem christlichen Fürsten beherrscht seyn, weil sie glauben, sie müßten alsdann Christen werden und bald sterben. Erhalten sie einen christlichen Statthalter, so sagen sie: „Ha batu, ha batu," d. h. möge er sterben, möge er sterben! Den Galla ist besonders das abessinische Fasten verhaßt, sowie auch die Nöthigung, sich des Tabakrauchens und Kaffeetrinkens zu enthalten, den abessinischen Priestern Abgaben zu geben, Kirchen zu bauen, und sich taufen zu lassen, ferner eine blaue seidene Schnur (mateb), als Zeichen der Christlichkeit, um den Hals zu tragen. Um dieser Ursachen willen empören sich die Galla beständig gegen die christlichen Machthaber, welche das Christenthum mit Gewalt einzuführen suchen, weil sie dasselbe für das beste Mittel zur Befestigung ihrer politischen Gewalt halten, oder weil sie bei ihren Gewaltschritten aus Gehorsam gegen die Kirchenfürsten handeln, oder endlich, weil sie sich das besondere Wohlgefallen Gottes und einen Trost im Tod zu erwerben wähnen. Der König von Schoa hat z. B. den Galla in Schoa Meda nur sagen lassen: „Laßt euch taufen, bauet Kirchen, traget ein Mateb, gebt meinen Priestern Abgaben, wo nicht, so soll euch meine Strafe treffen." Die armen Galla gehorchten und sind jetzt Quasi-Christen.

Die Abessinier führen als Grund ihrer Machtbekehrungen auch das an, daß sie sagen, es seien da, wo die Galla jetzt wohnen, einst Christen gewesen; folglich sei es ja nur ein Verdienst, wenn man den frühern christlichen Boden dem Heidenvolk entreiße, und dieses für die Selassie (Dreieinigkeit), für die heilige Maria, den heiligen Michael und Georgis, kurz, für die Heiligen erobere. Oft nimmt ein vornehmer Galla auch freiwillig das Christenthum an. Bei der Taufe vertritt der König von Schoa die Pathenstelle und läßt ihm später seine Gunst und eine bedeutende Statthalterschaft zukommen. Wenn dann die Unterthanen die Vortheile der gechristlichten Galla über die Heiden erkennen, so kommen sie auch herbei, lassen sich taufen und bequemen sich im Allgemeinen zu den Forderungen der christlichen Priester. So haben z. B. Atto Maretsch und Abba Mualle, zwei große Gallahäuptlinge, die vorher in bitterer Feindschaft mit Schoa

lebten, sich taufen lassen und nachher großen Einfluß beim König und bei den Galla gewonnen.

Von einem ordentlichen Unterricht der Galla auf Seiten der christlichen Priester ist keine Rede. Höchstens lehren sie die Galla das Vaterunser, das nizenische Glaubensbekenntniß und einige Gebete an Gott, Christum, die heilige Maria, den heiligen Georg und Michael, und Tekla Haimanot, den Fatari oder Schöpfer der abessinischen Christenheit, wie sie ihn heißen, weil er die verfallene Kirchenordnung wieder herstellte.

Wenn die Galla einen Eid schwören, so machen sie eine Grube und sagen: „Schwören wir falsch, so möge man uns in diese Grube werfen!" Oder der Schwörende muß mit Zeddo-Blättern seinen Stall reinigen und sagen: „Wie ich diesen Unrath entferne, so möge Waka meinen Namen, mein Haus reinigen, d. h. vertilgen, wenn ich die Unwahrheit sage!" Oder muß der Schwörende Milch bringen und ein Feuer damit auslöschen, sagend: Waka solle ihn vertilgen, wie die Milch das Feuer vertilgt hat. Der kleine Stamm Abedscho (nicht zu verwechseln mit dem großen Stamm Abedschu) soll deßwegen zu Grunde gegangen seyn, weil dessen Stammvater falsch geschworen hatte. Einzelne Leute von diesem Stamm sollen im Stamm Gelan sich aufhalten und in großer Armuth leben. Deßwegen wollen die Galla in der Nähe von Gelan nicht schwören, weil sie, dieses Beispiel vor Augen habend, sich vor den Folgen des Eides fürchten.

Wenn eine Galla heirathet, so gibt ihr der Vater einiges Heirathsgut, das sie aber nicht zurücknehmen darf, wenn sie ihren Mann verläßt. Bei Heirathen wird hauptsächlich auf den Reichthum an Vieh und Pferden gesehen. Die Heirath wird vor dem Abatula, dem Kriegsobersten eines oder mehrerer Dörfer geschlossen. Der lebende Bruder muß, wie im alten Testament, die Wittwe seines verstorbenen Bruders heirathen. Wenn der Vater einer Familie stirbt, so schneiden sich die Kinder die Kopfhaare ab, rasiren sich und schlachten eine Kuh, welche sie mit den Verwandten verzehren, ehe der Todte begraben wird. Auf dem Grabe wird die Aloe gepflanzt. Wenn sie zu blühen beginnt, so

glauben die Galla, der Verstorbene gehe in den Garten zu Waka und erlange Glückseligkeit.

Tödtet ein Galla einen Mann seines Stammes, so muß der Mörder 100 Ochsen bezahlen; tödtet er aber eine Frau, so darf er nur 50 Ochsen als Strafe leiden. Ein Ochse kostet im Gallaland 1 — 2 Conventions-Thaler.

Was den Ort der Todten betrifft, so glauben die Galla, daß Christen, Muhamedaner und Ormanen an abgesonderte Oerter der Unterwelt kommen, wo jeden Belohnung des Waka oder Strafe des Feuers trifft. Den Waka halten sie für ein unsichtbares und schönes Wesen. Uebrigens ist es schwer, die ursprünglichen religiösen Begriffe der Galla heraus zu finden, da sie in der Nähe von Abessinien manche biblische Begriffe gehört haben, so daß der gründlich forschende Dr. Beke die Galla nur für sehr ausgeartete Christen halten will, was ich nicht zugeben kann. Die allerdings sehr ausgearteten abessinischen Christen haben doch Taufe und Abendmahl, Kirchen- und Gottesdienste, das Wort Gottes und viele auf das Wort Gottes sich stützende Ordnungen und Segnungen, was den Galla gänzlich fehlt. Dr. Beke gründet seine Behauptung auf die Nachricht, welche er von einem Guderu Galla erhalten hat, daß nämlich die Galla die abessinischen Namen von Heiligen kennen und diesen große Verehrung zollen, z. B. Maremma (Maria), Balawold (Jesus Christus), Sanbata (Sonntag), Kedami (Samstag), Maddin (Welterlöser), Abbogeramfas (Gebra Mansas Kedus), Selassie (die Dreieinigkeit), Girgis (St. Georg), Mikael (St. Michael), Gabriel, Teklamot (Tekla Haimanot), Dablos (Teufel), welcher Besessene beunruhigt, Sintan oder Setani (Satan), welcher Tod, Krankheit und Unglück bringt. Die Maria nennen sie Wakaiu, Mutter Gottes. Es ist wahr, die in der Nähe von Abessinien wohnenden Galla kennen diese Namen, wenigstens einige davon, aber daraus folgt noch lange nicht, daß wir die Galla für Christen halten dürfen, wenn auch in ihrer äußersten Entartung. Bei den südlichen oder äquatorischen Galla findet sich keine Spur von diesen Namen und Ideen. Man könnte also höchstens nur die Galla um Abessinien herum für ausgeartete Christen halten, nicht aber die Galla im Allgemeinen.

Man muß sich sehr hüten, von den in muhamedanischen Ländern sich befindenden Galla-Sklaven die eigentlichen und ächten religiösen Vorstellungen herausfinden zu wollen. Ihr Ideenkreis ist bereits so muhamedanisirt, daß, wenn man ihre Begriffe für ursprünglich ormanische halten wollte, man gewiß sehr irren würde. Und so ist es auch mit Galla, welche an den abessinisch-christlichen Ideenkreis gewöhnt worden sind. Den wahren ormanischen Glauben kann man nur da herausfinden, wo (wie im Innern der Aequatorgegenden) die heidnischen Galla blos mit Heiden, z. B. den Wanika, nicht aber mit Muhamedanern oder Christen Verkehr haben, und wo sie nie unterjocht worden sind. So viel ist gewiß, daß die Ormanen viel ausgedehntere und reinere religiöse Vorstellungen haben, als andere heidnische Völker von Ostafrika, und auch das ist gewiß, daß sie, wie jene, keine Götzenbilder haben. Idole sind in ganz Ostafrika unbekannt, was einerseits ein sehr altes Heidenthum voraussetzt, und anderseits auch zu erkennen gibt, daß es den Ostafrikanern mehr um zeitliche, als um geistige Bedürfnisse und Interessen zu thun ist. Sie sind so sehr in den Dienst des Bauches dahin gegeben, daß sie sich um Götter und ihre Verehrung nicht viel bekümmern. Uebrigens fehlt auch diesen Heidenvölkern die Furcht vor bösen Geistern nicht, welche sie zu der Idee der Versöhnungs-Bedürftigkeit und des Opferkultus geleitet hat. Ebenso ist es gewiß, daß diese Völker im Allgemeinen die Idee eines höchsten Wesens festhalten, das sie allgemein mit den Namen „Himmel" (Waka, Mulungu) bezeichnen, weil sie mit ihren Gedanken ohne höhere Offenbarung nicht über den Himmel, also nicht über die höchste und oberste Kreatur hinaus gehen und sich zum Begriff eines Einigen persönlichen und lebendigen Gottes erheben können. Sie nahmen zwar einen Anlauf, sich zu diesem Begriff zu erheben, aber blieben auf halbem Wege, das heißt bei dem Wolkenhimmel stehen, und konnten höchstens das Dasein eines höchsten Gottes ahnen. So gewiß ist es, daß der sich selbst überlassene Mensch ohne Offenbarung nie zur Erkenntniß des Einen wahren Gottes gelangen kann.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Galla der Schlange

eine hohe Verehrung zollen, da sie nach ihrer Vorstellung die Mutter des Menschengeschlechts seyn soll. Da nun die Schlangenverehrung im altäthiopischen Götzendienst ein hervorstehender Zug war, wie man daraus sieht, daß die Abessinier behaupten, vor ihrer Bekehrung eine große Schlange angebetet zu haben, so läßt sich vermuthen, daß die religiösen Vorstellungen der Ormanen mit denen der alten Aethiopen im Zusammenhang stehen, und also die Glaubenslehre der Galla einiges Licht auf die der alten Aethiopen werfen dürfte.

Unter dem Wak, als dem obersten Wesen, stehen zwei Untergottheiten, Oglie (eine männliche) und Atetie (eine weibliche Gottheit). Dem Oglie opfern sie Kühe und Schafe zwischen dem Monat Juni und Juli; der Atetie opfern sie im September. Sie ist die Göttin der Fruchtbarkeit, der sich besonders die Frauen anempfehlen. Bei diesen Festlichkeiten bitten sie um viele Nachkommen, um langes Leben, gute Ernte und Sieg über die Feinde, übrigens überlassen sie sich dabei ganz dem Sinnengenuß, der überhaupt vom heidnischen Götzendienst unzertrennlich ist. Durch die Idee dieser zwei Gottheiten soll wohl die zeugende und fruchtbringende Kraft der Natur ausgedrückt werden, wie bei den alten Egyptern, welche ähnliche Begriffe hatten. Beim Beginn der Regenzeit zeugt die Natur, und bringt Frucht am Schluß derselben. Ebenso weist die Schlangenverehrung auf die traurige Wahrheit hin, daß Satan, die alte Schlange, allerdings der Vater des von Gott abgefallenen Menschengeschlechts, der Vater der Sünde ist, dem der sich selbst überlassene Mensch mit Furcht dienen muß. Mit diesem Schlangendienst haben sich die unglücklichen Hamiten vorzugsweise zur Schlangenlinie bekannt und nicht zur Linie des Weibes-Saamens, der an der Hoffnung der Erlösung von Anfang an fest hielt, und der unter den Nachkommen Sems sich bis zur Ankunft des Welterlösers behauptete, wo er dann hauptsächlich unter den Japhetiten bis auf unsere Tage eine Stätte fand.

Es ist schon angedeutet worden, daß manche Galla-Stämme große Achtung haben vor dem Sonntag und Samstag, an welchen Tagen sie nicht auf dem Felde arbeiten. Den Sonntag heißen sie Sanbata gudda (großer Sabbath), im Gegensatz zu dem

Sanbata tenna (kleiner Sabbath). Von diesem Unterschied habe ich bei den äquatorischen Galla nichts wahrnehmen können; ich habe mir aber das Nichtvorhandensein dieser Vorstellung dadurch erklärt, daß die äquatorischen Galla meist Nomaden sind, denen es kein Bedürfniß ist, besondere Tage zur Ruhe auszusondern, weil sie alle Tage ruhen können, während sich die Sache bei den Ackerbautreibenden Stämmen anders gestaltet. Eine ähnliche Erscheinung bemerkt man bei den Wanika, den Masai und Wakuafi. Die Wanika ruhen von ihren Arbeiten alle vier Tage, während die nomadischen Masai und Wakuafi keinen Unterschied der Tage kennen, wohl einzig deßwegen, weil sie auf ihrem Standpunkt keinen besondern Ruhetag zu bedürfen glauben.

Die Wollo-Galla, welche aus sieben Stämmen bestehen und welche die Länder zwischen dem nördlichen und südlichen Abessinien (resp. Schoa) im Besitz haben, sind sehr fanatische Muhamedaner. Die muhamedanische Religion hat die an sich schon verderbte Galla-Natur noch mehr verdorben. An Treulosigkeit und Raubsucht kann nicht leicht ein Volk die Wollo übertreffen, so freundlich und höflich sie von außen erscheinen. Uebrigens tödten sie nicht wohl einen Fremden, wenn sie ihn auch berauben. Die heidnischen Galla dagegen ermorden Jeden, der nicht ein Mogasa, d. h. Günstling ihres Häuptlings oder ihres Heiu geworden ist. Der Heiu ist ein Häuptling, der alle sieben Jahre wechselt, indem an seiner Stelle ein anderer gewählt wird, von einem oder mehreren Gallastämmen. Der Heiu hat die Oberleitung im Krieg, und ist Friedensrichter zur Friedenszeit.

Bei den Wollo-Galla ist es Sitte, daß die Großen am Mittwoch und Freitag Morgens früh zusammen kommen, ihre Gebete hersagen, Kaffee und Tschat (eine Art Thee) genießen, und Tabak rauchen. Ihre Priester dürfen dabei nicht fehlen. Diese Handlung heißt Wodadscha, Vereinigung, Freundschaftserhaltung. Sie glauben, daß sie bei der Wodadscha göttliche Offenbarungen erhalten in Beziehung auf Kriegszüge und andere Angelegenheiten. Besonders bitten sie beim Wodadscha, daß ihnen Gott viele Kühe, Kleider u. s. w. und namentlich, daß er ihrem Häuptling Gold und Silber schenken und seine Macht und Herrschaft vergrößern

möge. Bei einer solchen Wodadscha erhielt ein Priester des Adara Bille, des Häuptlings von Laga Gora im Jahr 1842 angeblich eine Offenbarung, mich bei meiner Durchreise durch das Wolloland gänzlich auszuplündern, ein Plan, der, wie wir später sehen werden, wirklich ausgeführt wurde, und der mich beinahe das Leben kostete.

Die Wollo sollen von einem gewissen Araber Namens Dehelo zum Muhamedanismus bekehrt worden seyn. Seit der Zeit des mächtigen Guksa hatten die Wollo großen Einfluß auf die abessinischen Staatsangelegenheiten. Guksa war der Sohn des Häuptlings Merso und Vater des Ali Allula, welcher den Ras Ali zeugte. Ras Ali beherrschte lange Zeit das westliche Abessinien, und neigte sich oft zum Muhamedanismus, wurde aber 1853 von König Theodoros aus dem Feld geschlagen und mußte sich zu seinen muhamedanischen Verwandten flüchten, bei denen er sich gegenwärtig noch aufhalten und auf Gelegenheit warten soll, den Theodoros wieder zu verdrängen. Sollte ihm dieß gelingen, so dürften der abessinischen Christenheit große Gefahren drohen, indem die Muhamedaner, die wegen der Abschaffung des Sklavenhandels gegen Theodoros einen großen Haß hegen, an den Christen furchtbare Rache nehmen würden. Ueberhaupt hat der Muhamedanismus noch eine große Macht in Ostafrika, und es ist noch nicht entschieden, ob diese Macht in der nächsten Zukunft nicht noch stärker werden und die Heiden- und Christenwelt in große Kämpfe verwickelt wird.

Sechstes Kapitel.

Meine Beraubung und andere schwere Erlebnisse auf meiner Reise von Ankober nach Massowa (1842).

Unter abwechselnden Umständen und Erfahrungen hatte ich bis zum Jahr 1842 die Mission in Ankober fortgeführt. Ueber tausend Exemplare der heiligen Schrift hatte ich in Schoa, Efat und Gurague verbreitet. Viele Priester und Laien waren durch

Unterredungen und den Umgang mit mir zu einer bessern Erkenntniß des Heils gelangt und beklagten das Verderben ihrer Kirche. Viele waren aber auch meine entschiedenen Feinde geworden und hätten mich gerne aus dem Land gejagt, wenn Gott nicht das Herz des Königs Sahela Selassie zu mir geneigt und mich durch ihn beschützt hätte. Meine kleine Schule von 10 Knaben, die ich in meinem Hause nährte, kleidete, unterrichtete und erzog, hatte einen gedeihlichen Fortgang. Einige von den Knaben waren von der Wahrheit des Wortes Gottes so sehr überzeugt, daß sie sich nicht enthalten konnten, ihre Ueberzeugung gegen ihre Eltern, Lehrer und Landsleute offen, und vielleicht nur zu frei und ohne die gehörige Weisheit auszusprechen, ja sogar mit den Priestern zu disputiren, wenn diese ihnen die Irrthümer der abessinischen Kirche, z. B. in Betreff der Heiligen-Verehrung, des Fastens u. s. w. aufdringen wollten.

Aber nicht blos auf die christliche Bevölkerung von Schoa hatte ich meinen Blick und meine Thätigkeit gerichtet, sondern auch auf die heidnischen Galla und die verkommene Kirche in Gurague, deren Priester mich öfters in Ankober besucht hatten. Ich hatte bereits die Errichtung von drei Missionsstationen (im Stamme Muger, Mulofalada und Jerrer) unter den Galla, und Eine in Aimelele in Gurague beabsichtigt, und ich war auf dem Punkt, nach Jerrer und Aimelele abzureisen und das Werk zu beginnen, als die Nachricht von der Ankunft meiner neuen Mitarbeiter, der Missionarien Mühleisen und Müller in Tadschurra, mich in Ankober erreichte, und meine Schritte statt nach dem Innern, nach der Meeresküste hinlenkte. Ich erfuhr auch zu gleicher Zeit, daß meine Freunde von Seiten der Adals in Tadschurra große Schwierigkeiten in Absicht auf ihr Vordringen nach Schoa erfahren hätten, weßhalb ich mich veranlaßt sah, in eigener Person ungesäumt mich nach der Küste zu begeben und ihnen zur Durchreise durch das Adalland zu verhelfen. Ich hatte außerdem noch ein besonderes Privat-Interesse, das mich zu dieser Reise bestimmte. Ich wollte mich nämlich mit Fräulein Rosine Dietrich aus Basel verehelichen, welche, wie oben erwähnt, die Braut des 1837 in Marseille verstorbenen Missionars Kühnlein gewesen war. Ich hatte

freilich bei meiner Abreise von Europa nicht den geringsten Heirathsgedanken gehabt, aber die besondern Verhältnisse in Abessinien überzeugten mich, daß ein lediger Missionar in Abessinien nicht auf die Länge bestehen könne. Weil nun im Jahr 1841 ein neuer Erzbischof (Abuna) in Abessinien angekommen war, so lag mir viel daran, diesen Mann und seine Stellung zu den protestantischen Missionarien kennen zu lernen. Deßwegen wählte ich nicht den direkten Weg nach Tadschurra, sondern nach Massowa über Gondar, wobei ich zugleich die Absicht hatte, diesen neuen Weg kennen zu lernen, um später davon Gebrauch zu machen, im Fall die Straße durch das Adalland geschlossen werden sollte. Zudem wollte ich auf dem Weg nach Massowa die Gelegenheit benützen, den Stand der Dinge in Adoa zu erforschen, ob es nicht möglich wäre, die im Jahr 1838 abgebrochene Missionsstation daselbst wieder aufzunehmen. Ich glaubte mich mit Ruhe für einige Zeit von meinem Missions-Posten in Ankober entfernen zu können, da der am 16. November 1841 zwischen England und Schoa abgeschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag ausdrücklich festsetzte, „daß britische Unterthanen in ihren Geschäften im Lande und ihren Wanderungen durch das Land und darüber hinaus, weder gehindert noch belästigt werden sollten.“ Ich nahm also keinen Anstand zu glauben, daß mir zu jeder Zeit der Rückweg nach Schoa offen stünde, eine Ansicht, in der ich mich freilich, wie wir später sehen werden, sehr täuschte.

Nachdem ich mich am 10. März 1842 von meinen Hausgenossen unter Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes verabschiedet, und mit einer bedeutenden Anzahl äthiopischer und amharischer heiligen Schriften versehen hatte, reiste ich von Ankober nach Angolala, um noch einmal vom König und dem brittischen Gesandten Abschied zu nehmen. Der König war gerade im Begriff, einen Feldzug gegen die Galla von Jerrer zu eröffnen, welche sich gegen ihn empört und die Straße nach Gurague unsicher gemacht hatten. Wenige Wochen vorher, ehe noch die Nachricht von der Anwesenheit meiner Mitarbeiter in Tadschurra eingelaufen war, hatte ich im Sinne gehabt, meine längst beabsichtigte Reise nach Gurague auszuführen, und hatte bereits alle

Vorbereitungen zu dieser Reise, die mich so weit als möglich nach dem Süden von Gurague, wo möglich nach Kambat oder Sendschero bringen sollte, getroffen, als die unwillkommene Nachricht von dem Aufstand in Jerrer nach Ankober gelangte, wohin der König mir sagen ließ, daß er unter solchen Umständen die Reise nicht gestatte, da er für die Sicherheit des Reisenden nicht verantwortlich seyn könne. Am 11. März nahm der König herzlichen Abschied von mir, beschenkte mich mit einem schönen Maulthier und andere für die Reise nöthigen Gegenstände, und bedauerte es sehr, daß er nun in seinem Verhältniß zum britischen Gesandten keinen Berather mehr habe, der die Sitten Englands ebenso gut kenne als die Sitten und Verhältnisse von Schoa; der König wünschte zuletzt, ich möchte wenigstens noch so lange in seinem Land verweilen, bis die Gesandtschaft dasselbe verlassen haben würde. Aber dazu konnte ich mich nicht entschließen. Auch das Anerbieten einer Regierungsstelle, zu der das vom König mir kurz vorher verliehene Silberschwert (das mich in den Rang eines Gouverneurs setzte) den Weg gebahnt hatte, konnte mich von meinem gefaßten Entschluß nicht abwendig machen. Ich hielt es vielmehr für eine große Versuchung und wahre Untreue gegen meinen Missionsberuf, wenn ich mich in politische Beziehungen zum König einlassen würde.

Am 12. März reiste ich von Angolala ab und kam in nordöstlicher Richtung zuerst nach Debra Berhan, wo der König bisweilen einen Theil des Jahres zubringt, und dann nach Bollo Workie, wo alle Wochen ein großer Markt gehalten wird, auf den hauptsächlich die Galla ihre Gegenstände bringen, nämlich Pferde, Esel, Getreide u. s. w. Silbergeld ist aber auf diesem Markt wenig beliebt, da die Galla Tauschartikel oder Salzstücke, die statt des Geldes dienen, vorziehen. Man gibt auf diesem Markt 16 bis 18 Salzstücke für einen Thaler. Bollo Workie ist auch einer der Hauptweideplätze, auf denen der König seine zahlreichen Viehheerden hält. Seine Majestät hat in Schoa 20 bis 30 Weideplätze, wohin alles Vieh geschickt wird, das entweder als Steuer eingebracht, oder auf den Kriegszügen den Galla abgenommen wird. Nachdem ich Nachmittags mit meinen Leuten (ich hatte 10 bewaff-

nete Knechte, die theils zum Dienst, theils zum Schutz auf dem Weg dienten) das Flüßchen Gonagonit, das von dem Berg Wofwascha kommt, überschritten hatte, kam ich nach Tegulet Wat (Tegulet-Abgrund). So heißt eine Erdspalte, von der die Leute sagen, man könne in ihr den Ocean sehen. Die Spalte ist etwa 200 Schritt lang und drei Fuß breit, und ungeheuer tief. Die Abessinier halten diesen Ort für eine Wohnung böser Geister. Abends übernachteten wir in dem Dorfe Logeita, in der Nähe des berühmten Klosters St. Abbo, dessen Mönche einst viele Galla zum Christenthum bekehrt haben sollen. Der Distrikt Logeita wird durch künstliche Kanäle bewässert. Möchte das Kloster des heiligen Abbo auch ein Bewässerungs-Kanal seyn, durch welchen Wasser des Lebens aus dem Worte Gottes in die vertrockneten Herzen der Schoaner geführt würde! Ich unterließ es wenigstens nicht, mit den Priestern, die mich besuchten, über diesen Gegenstand zu reden, und äthiopische und amharische heilige Schriften unter sie zu vertheilen.

Am folgenden Tag setzten wir unsern Weg weiter fort und überschritten Vormittags den Fluß Gudo-Berat, der aus dem Gebirgszug entspringt, der sich von Südost nach Nordost durch ganz Schoa hinzieht, und der eine Felsenmauer gegen die Niederungen des Adallandes bildet. Der Gudo-Berat ergießt sich später in den Adabai, in welchen, wie die Schoaner sagen, 44 Bäche fließen. Die Zahl 44 spielt eine bedeutende Rolle in Abessinien. 44 Kirchen sollen in Gondar seyn. Auf dem Wege von Mossowa bis Schoa soll man 44 Flüsse überschreiten müssen. 44 Geister stehen, wie wir oben gesehen haben, unter dem Kommando eines bösen Geister-Häuptlings nach den Begriffen der Galla. Nachmittags den 13. März erreichte ich Salla-Dengai, die Haupt- und Residenzstadt der Senama-Work, der Mutter des Königs Sahela Selassie. Zuerst mußten wir uns am Fuße des Hügels, auf dem der Pallast, wenn man ihn so nennen will, steht, einer Untersuchung über den Zweck unserer Reise unterwerfen. Nach dem gut bestandenen Examen durften wir den Hügel hinan steigen, und die Thore der äußersten Mauer, welche den Pallast umschließt, öffneten sich vor uns, und ein rothes Fell wurde auf dem Boden

ausgebreitet, und ich höflich ersucht, auf demselben Platz zu nehmen. Ich sandte durch einen Boten der königlichen Frau meinen ehrfurchtsvollen Gruß mit den in Abessinien üblichen Worten: „endiet natschau, dahena alu, etschigun dehena alu," d. h. wie geht es Ihnen, sind Sie wohl, sind Sie sehr wohl u. s. w. Die Frau sandte sogleich ihren Gegengruß und ließ sagen, sie freue sich sehr, den Mann zu sehen, von dem sie schon seit einigen Jahren so viel gehört habe; da es aber für heute zu spät sei, so werde sie ihn morgen rufen lassen. Eine Wohnung wurde mir sodann angewiesen, ich zog es aber vor, mein Zelt aufzuschlagen, um ungestörter mit Besuchenden reden zu können. Zu meiner Bewirthung wurden von der hohen Frau alsbald zwei große Krüge Meth, zwei Krüge Bier, ein Schaf, Geflügel, Eier, Brod im Ueberfluß, ein Topf Honig und manche andere Dinge in solcher Menge gebracht, daß ich das Meiste wieder zurücksenden mußte, damit meine Leute im Vollgenuß der königlichen Gastfreundschaft keine Excesse begehen möchten. Auch die weiblichen und männlichen Dienstboten, welche die abessinische Gastfreundschaft den Fremden zur Verfügung stellt, wurden zurückgewiesen.

Am nächsten Morgen hatte ich die Ehre, der Königin Wittwe vorgestellt zu werden. Ich war ganz europäisch gekleidet, hatte aber das silberne Schwert um mich gegürtet, das Sahela Selassie mir gegeben hatte, um es bei wichtigen Anläßen zu tragen. Nachdem ich durch vier oder fünf Thüren geführt worden war, brachte mich der Dedschagafari (Thoreinführer) in ein hübsches Zimmerchen, wo die alte, ehrwürdige Dame auf einer abessinischen Bettstätte saß, die mit einem Teppich belegt war. Sie war von vielen Dienerinnen umgeben, während ihre männlichen Diener nebst einigen Priestern und Rathsleuten in einiger Entfernung vor ihr stunden. Alle waren gut gekleidet, und unterhielten sich vertraulich mit ihrer Gebieterin, als ich eintrat. Die Frau hatte ein großes, weißes, abessinisches Gewand um sich, das übrigens wenig durch besondere Auszeichnungen sich kenntlich machte. Wiewohl über 60 Jahre alt, hatte sie doch noch ein junges und lebhaftes Aussehen, und obwohl sie nach dem König die mächtigste Person im Reich ist, indem sie beinahe halb Schoa im Namen ihres Sohns mit ziem-

licher Unabhängigkeit beherrscht, verräth sie doch nicht die Steifheit und das zurückstoßende Wesen, das man bei andern abessinischen Frauen von viel niedrigerem Rang oft mit Betrübniß wahrnehmen muß. Sie scheint eine verständige, leicht zugängliche und doch zugleich energische Frau zu seyn, welche der Achtung und Zuneigung ihrer Unterthanen, sowie ihres königlichen Sohnes wohl werth ist.

Nachdem ich mich vor ihr verneigt und sie mit obigen Worten gegrüßt hatte, befahl ich meinem Diener, die mitgebrachten Geschenke der hohen Frau vorzulegen. Sie bestanden in einem bunten Shawl, einer feinen englischen Scheere, einem Spiegel, einem äthiopischen Neuen Testament und einer amharischen ganzen Bibel. Sie nahm die Geschenke freundlichst auf und wiederholte mehrmals die Worte: „Gott belohne Sie.“ Die Bücher freuten sie besonders. Dann fragte sie mich, warum ich Schoa verlasse? ob und wann ich wieder zurückkehren werde? und ob die Fremden (die brittische Gesandtschaft), die neulich ihrem Sohn so kostbare Geschenke gebracht hätten, meine Landsleute seien? und wie meine Volksgenossen dazu gekommen seien, so wunderbare Dinge zu erfinden und zu verfertigen? Ich bemerkte ihr, daß Gott in seinem Wort gesagt habe: Wer ihn ehre durch Gehorsam gegen seine Gebote, den wolle er wieder ehren und ihn segnen nicht nur mit geistlichen oder himmlischen Gaben, sondern auch mit Weisheit und Geschicklichkeit in zeitlichen Dingen. Die Bewohner von England und Deutschland und überhaupt von Europa seien früher so unwissend und roh gewesen wie die Galla, aber nachdem sie das Evangelium angenommen und nach dem Reiche Gottes zuerst getrachtet hätten, habe ihnen Gott auch im Irdischen viel Gutes geschenkt durch Wissenschaft und Künste, die staunenswerth seien. Wenn Sahela Selassie fortfahren werde, die erleuchteten Fürsten Europa's nachzuahmen und vor Allem sich angelegen seyn lasse, den sittlichen Zustand seiner Unterthanen zu verbessern, so würde Schoa auch so glücklich werden, die herrlichen Dinge nicht nur zu sehen, sondern auch selbst zu verfertigen, welche der brittische Gesandte gebracht habe. Als ich das Zimmer der ehrwürdigen Dame verließ, wünschte sie mir eine glückliche Reise und versprach, einen ihrer Diener mit mir zu senden, um mich bei

ausgebreitet, und ich höflich ersucht, auf demselben Platz zu nehmen. Ich sandte durch einen Boten der königlichen Frau meinen ehrfurchtsvollen Gruß mit den in Abessinien üblichen Worten: „endiet natschau, dahena alu, etschigun dehena alu," d. h. wie geht es Ihnen, sind Sie wohl, sind Sie sehr wohl u. s. w. Die Frau sandte sogleich ihren Gegengruß und ließ sagen, sie freue sich sehr, den Mann zu sehen, von dem sie schon seit einigen Jahren so viel gehört habe; da es aber für heute zu spät sei, so werde sie ihn morgen rufen lassen. Eine Wohnung wurde mir sodann angewiesen, ich zog es aber vor, mein Zelt aufzuschlagen, um ungestörter mit Besuchenden reden zu können. Zu meiner Bewirthung wurden von der hohen Frau alsbald zwei große Krüge Meth, zwei Krüge Bier, ein Schaf, Geflügel, Eier, Brod im Ueberfluß, ein Topf Honig und manche andere Dinge in solcher Menge gebracht, daß ich das Meiste wieder zurücksenden mußte, damit meine Leute im Vollgenuß der königlichen Gastfreundschaft keine Excesse begehen möchten. Auch die weiblichen und männlichen Dienstboten, welche die abessinische Gastfreundschaft den Fremden zur Verfügung stellt, wurden zurückgewiesen.

Am nächsten Morgen hatte ich die Ehre, der Königin Wittwe vorgestellt zu werden. Ich war ganz europäisch gekleidet, hatte aber das silberne Schwert um mich gegürtet, das Sahela Selassie mir gegeben hatte, um es bei wichtigen Anläßen zu tragen. Nachdem ich durch vier oder fünf Thüren geführt worden war, brachte mich der Dedschagafari (Thoreinführer) in ein hübsches Zimmerchen, wo die alte, ehrwürdige Dame auf einer abessinischen Bettstätte saß, die mit einem Teppich belegt war. Sie war von vielen Dienerinnen umgeben, während ihre männlichen Diener nebst einigen Priestern und Rathsleuten in einiger Entfernung vor ihr stunden. Alle waren gut gekleidet, und unterhielten sich vertraulich mit ihrer Gebieterin, als ich eintrat. Die Frau hatte ein großes, weißes, abessinisches Gewand um sich, das übrigens wenig durch besondere Auszeichnungen sich kenntlich machte. Wiewohl über 60 Jahre alt, hatte sie doch noch ein junges und lebhaftes Aussehen, und obwohl sie nach dem König die mächtigste Person im Reich ist, indem sie beinahe halb Schoa im Namen ihres Sohns mit ziem-

licher Unabhängigkeit beherrscht, verräth sie doch nicht die Steifheit und das zurückstoßende Wesen, das man bei andern abessinischen Frauen von viel niedrigerem Rang oft mit Betrübniß wahrnehmen muß. Sie scheint eine verständige, leicht zugängliche und doch zugleich energische Frau zu seyn, welche der Achtung und Zuneigung ihrer Unterthanen, sowie ihres königlichen Sohnes wohl werth ist.

Nachdem ich mich vor ihr verneigt und sie mit obigen Worten gegrüßt hatte, befahl ich meinem Diener, die mitgebrachten Geschenke der hohen Frau vorzulegen. Sie bestanden in einem bunten Shawl, einer feinen englischen Scheere, einem Spiegel, einem äthiopischen Neuen Testament und einer amharischen ganzen Bibel. Sie nahm die Geschenke freundlichst auf und wiederholte mehrmals die Worte: „Gott belohne Sie.“ Die Bücher freuten sie besonders. Dann fragte sie mich, warum ich Schoa verlasse? ob und wann ich wieder zurückkehren werde? und ob die Fremden (die britische Gesandtschaft), die neulich ihrem Sohn so kostbare Geschenke gebracht hätten, meine Landsleute seien? und wie meine Volksgenossen dazu gekommen seien, so wunderbare Dinge zu erfinden und zu verfertigen? Ich bemerkte ihr, daß Gott in seinem Wort gesagt habe: Wer ihn ehre durch Gehorsam gegen seine Gebote, den wolle er wieder ehren und ihn segnen nicht nur mit geistlichen oder himmlischen Gaben, sondern auch mit Weisheit und Geschicklichkeit in zeitlichen Dingen. Die Bewohner von England und Deutschland und überhaupt von Europa seien früher so unwissend und roh gewesen wie die Galla, aber nachdem sie das Evangelium angenommen und nach dem Reiche Gottes zuerst getrachtet hätten, habe ihnen Gott auch im Irdischen viel Gutes geschenkt durch Wissenschaft und Künste, die staunenswerth seien. Wenn Sahela-Selassie fortfahren werde, die erleuchteten Fürsten Europa's nachzuahmen und vor Allem sich angelegen seyn lasse, den sittlichen Zustand seiner Unterthanen zu verbessern, so würde Schoa auch so glücklich werden, die herrlichen Dinge nicht nur zu sehen, sondern auch selbst zu verfertigen, welche der britische Gesandte gebracht habe. Als ich das Zimmer der ehrwürdigen Dame verließ, wünschte sie mir eine glückliche Reise und versprach, einen ihrer Diener mit mir zu senden, um mich bei

dem Statthalter von Gesche an der nördlichen Grenze von Schoa einzuführen, und demselben meine Weiterbeförderung dringend anzubefehlen.

Ich hatte jetzt Ehre, Glück und Ueberfluß reichlich erfahren; aber ich sollte auch bald Schwierigkeiten, Entbehrungen und Gefahren ebenso reichlich zu erfahren Gelegenheit haben.

Das ganze Hofgebäude der Senama Work ist nach des Königs Vorbild eingerichtet, nur in kleinerem Maaßstab. Ihr Haus ist von mehreren Mauern umgeben, und der Weg dazu geht durch viele Thore. In der Mitte ist der Hofraum, der aber nicht so groß ist, als der in Ankober. Auf der Ostseite dieses Hofes ist eine erhöhte Stelle, wo die Dame Gericht hält, wie Sahela Selassie in Ankober. Ein anderer großer Raum dient als Speisesaal für ihre Statthalter und Soldaten. Der Unterschied zwischen ihr und dem König besteht in Folgendem. Jeder Unterthan der Senama Work kann sich um Entscheid an den König wenden, wenn er mit ihrem Urtheil nicht zufrieden ist. Sie ernennt ihre eigenen Statthalter, aber stets nur mit der Genehmigung des Königs. Sie zieht nicht in den Krieg, muß aber ihr Contingent schicken. Sie muß ihrem Sohn von Zeit zu Zeit ein Geschenk senden. Sie hat großen Einfluß bei ihm, so sehr, daß sie ihm schon manches Unternehmen auszureden verstanden hat. Auch hat sie schon manche mit dem König zerfallene Große wieder mit ihm versöhnt. Der König hat solche Achtung vor ihr, daß er bei ihr schwört und sich nach abessinischer Weise bis auf die Lenden entkleidet (gerade wie seine Unterthanen), wenn er vor ihr erscheint.

Am 14. März verließ ich Salla-Dengai, wo es ziemlich kalt war. Zuerst hatte ich den Fluß Mofer zu passiren, der sich mit dem Kaskasch-Fluß vereinigt und in den Dschumma geht. Der Mofer bildet die Grenze zwischen den Provinzen Tegulet und Mans. Nachdem seine steilen Ufer überschritten waren, ging es so steil Berg auf, daß das Gepäck den Thieren abgenommen und von Menschen hinaufgetragen werden mußte. Auf der Höhe hatte man die herrlichste Aussicht auf die durchreiste Gegend. Es war dort aber auch viel kälter, besonders da ein starker Ostwind blies. Die Richtung war Nord Nordwest. Mans ist die größte Provinz

in Schoa. Ihre Bewohner bestreben sich, ihre alte Unabhängigkeit auf jede Weise beizubehalten, erweisen jedoch der Königinwittwe große Achtung, und diese betrachtet dieses Land als ihr Erbreich. Die Mansianer bezahlen der Krone von Schoa nur einen sehr kleinen Tribut, welcher hauptsächlich in Sektat besteht, d. h. in schwarzem Tuch von Schafwolle, das der König für Zeltdecken und zur Vertheilung unter die Armen verwendet.

Die Mansianer haben den Ruf, tapfer, streitsüchtig, ungastlich, unwissend und trotzig zu seyn. Da keine starke Regentenhand sie im Zaum hält, so verursacht jede Kleinigkeit Hader unter ihnen, der meist mit Blutvergießen begleitet ist. Diese beständigen Zwistigkeiten sind Ursache, daß sie nicht in großen Dörfern beisammen wohnen, sondern nur in Weilern leben, die von mehreren Familien, welche gemeinsame Abstammung haben, bewohnt werden. Sie nehmen auch selten an den Feldzügen des Königs gegen die Galla Antheil, weil sie sagen: „Wir wollen nicht gegen äußere Feinde streiten, die uns kein Leid anthun, wir haben Streit genug unter uns selbst.“ Sie haben schon oft ihre Statthalter beschimpft, eingekerkert und ermordet. Wie ungastlich sie sind, habe ich zur Genüge selbst erfahren. Trotzdem, daß ich einen Mann vom König und der Königinwittwe bei mir hatte, wollte mir doch der geringste Dorfschulze weder eine Nachtherberge in seinem Hause geben, noch mich mit dem Nöthigsten versehen.

Der Boden in Mans ist meist schwarz und erzeugt Gerste, Weizen, Erbsen, Saubohnen u. s. w. Ein Schaf kostet zwei bis drei Salzstücke. Ueberhaupt ist fast Alles schwarz, was sie haben: ihr Boden, ihre Kleider, ihre Schafe, ihr Vieh, vor Allem aber ihr hartes und zänkisches Herz. Beim Ostwind ist es so kalt, daß man meint, gar nicht im Innern von Afrika zu seyn.

Nachmittags passirten wir die Flüsse Gurmengne und Sanafil asfach. Wir übernachteten in dem Weiler Wokan. Am folgenden Tag konnten wir der Kälte wegen erst um 7 Uhr Morgens aufbrechen. Wir passirten den Fluß Retmat, der etwa 12 Fuß breit ist und steile Ufer hat. Später überschritten wir die Flüsse Igam und Aftanat. Alle diese Flüsse gehen nach Westen in den

Zeit unten an der Festung warten, bis der Befehl des Statthalters eingeholt war. Die Wohnung des Statthalters steht auf einem Felsen, der mehrere hundert Fuß hoch senkrecht sich erhebt, und zu dessen Gipfel nur ein einziger Pfad führt, der schwer zu ersteigen ist. Auf dieser Höhe ist Wasser und ein bedeutendes Stück Ackerland, weßhalb keine abessinische Heeresmacht im Stande ist, diese Feste zu erobern, wenn sie nicht durch Verrath, namentlich durch Weiberlist, erlangt wird. Nur der dem König von Schoa ergebenste Mann wird zum Statthalter von Gesche ernannt, und alle seine Handlungen werden aufs Strengste überwacht, da der König gewisse Leute insgeheim bezahlt, welche ihm von allen Bewegungen des Statthalters immer Nachricht geben.

Ehe ich Schoa verließ, wollte ich einige Tage in Dair ausruhen und mich für die Reise durch das Wollo-Galla-Gebiet vorbereiten durch zweckmäßige Zusammenpackung meiner Effekten. Die Schaaren von Schoanern, welche mit mir nach Gondar reisen wollten, erhielten vom Gouverneur der Festung den Befehl, ohne mich abzureisen, da er auf Verlangen des Königs mich durch das Gebiet von Lagga Gora senden müßte, während die schoanischen Pilger durch das Gebiet des Wollohäuptlings Abie, der den Stamm Laggambo beherrscht, und mit dem der König von Schoa in Feindschaft war, ziehen sollten. Die Pilger legten ihre guten Kleider und ihre werthvollen Sachen in Dair nieder und hüllten sich in Lumpen und Schafsfelle ein, aus Furcht, von den Wollo beraubt zu werden! Jeder Pilger muß jedoch dem Abie ein Salzstück zahlen für die Durchreise durch sein Gebiet. Gerne hätte mich der König auf diesen nähern Weg nach Gondar befördert, aber er mußte fürchten, Abie werde mich plündern, vielleicht gar ermorden; deßwegen gab er dem Statthalter von Gesche den Befehl, mich durch einen Soldaten dem Adara Bille, dem Häuptling von Lagga Gora, zu empfehlen, mit dem der König in Freundschaft war, ohne zu ahnen, daß dieser Häuptling treulos an dem Schutzbefohlenen handeln würde.

Am 18. März verließ ich Dair mit eigenthümlichen Gefühlen, die sich eher erfahren als beschreiben lassen. Ich war mir der Schwierigkeiten und der Gefahren des Weges, den ich gehen wollte,

völlig bewußt, und hätte nicht die Betrachtung des 91. Psalms mich mächtig gestärkt, so hätte ich vielleicht auf den fernern Weg verzichtet und wäre nach Ankober zurückgekehrt. Nur das Wort Gottes verlieh mir Muth, nichts zu fürchten. Und diesen Muth gewährt es Jedem, der es in guten und bösen Tagen gebraucht, wie es gebraucht seyn will und soll. Der natürliche Muth eines Menschen ist aller Ehren werth, aber es gibt kritische Augenblicke im Leben eines afrikanischen Reisenden, wo er nicht ausreicht, wenn er nicht durch die Kraft und Verheißung Gottes erhöht wird.

Nachdem wir von der Höhe von Dair herabgestiegen waren, kamen wir an den Fluß Waiat, welcher Schoa vom Wollogebiet trennt. Wir folgten dessen Lauf in östlicher Richtung. Kaum hatten wir das andere Ufer erreicht, als die Wollo-Galla auf ihren Höhen ein Geschrei erhoben, wahrscheinlich weil sie glaubten, es komme ein feindlicher Haufen von Dair herüber, um den Mord von 15 Schoanern zu rächen, welche 14 Tage vorher von den Galla erschlagen worden waren. Ehe jedoch die Leute des Häuptlings Abie sich versammeln und die Höhen herabsteigen konnten, war ich mit meinen schoanischen Begleitern glücklich in dem Distrikt Mesaraser angekommen, der noch zu Schoa gehört, und der von einem schoanischen Gouverneur, der unter den Befehlen von Dair steht und im Dorfe Golta seinen Sitz hat, beherrscht wird.

Am 19. März schrieb ich meine letzten Briefe an den britischen Gesandten und den König von Schoa und schickte sie nach Ankober durch die Leute des Königs, die mich bis Golta begleitet hatten. Nach einem Marsch von einer halben Stunde kamen wir an die eigentliche Grenze zwischen Schoa und dem Wollogebiet. Die Grenze ist durch ein Gehege und einen Graben bezeichnet, welch letzterer die steile Straße gegen einen plötzlichen Ueberfall schützt. Nach Ueberschreitung des Grabens kam die kleine Karawane bald in das erste Dorf des Wollostammes Lagga Gora, wo der Gouverneur eine Erfrischung anbot, die aber abgelehnt wurde, weil wir eilen mußten, um noch vor Abend Gatira, die Residenz Adara Bille's oder Abba-Daget's, des

Häuptlings von Lagga Gora, zu erreichen. Den Namen Abba-Daget (Höhenvater) hat Adara Bille von seinem Lieblingspferd angenommen, das ihn siegreich über manche Höhe getragen hatte. Es ist in Abessinien, zumal unter den Galla Sitte, dem Häuptling den Namen seines Pferdes beizulegen. Von Golta an war der Weg ziemlich eben, wie denn überhaupt das Wollogebiet ziemlich eben und hoch liegt, aber auch weniger fruchtbar ist, als das Gebiet der Galla im Süden von Schoa. Uebrigens gibt es auch einzelne hohe Berge im Wollogebiet. Am höchsten ist der Sako, auf dem beständig Hagel, aber kein Schnee liegt. Man sieht ihn aus weiter Ferne. Der Korkora und der Joll sind auch hohe Berge, erreichen aber nicht die Höhe des Sako.

Wir erreichten noch an demselben Tage Gatira (Wachholderbaum), die Residenz des Adara Bille, die an einem Fluß gleichen Namens liegt, der später Schotalmat heißt und den Stamm Lagga Gora von dem Stamm Laggambo trennt. Adara Bille wurde sogleich von meiner Ankunft benachrichtigt; ich mußte aber lange auf die Antwort und den Gegengruß des Häuptlings warten. Endlich kam ein Soldat, der uns eine Wohnung anwies und Fleisch, Bier und Meth brachte. Abends spät wurde ich zu Adara Bille berufen, der sich mit mir in eine lange Unterredung einließ, in der er besonders fragte, wie viele Gewehre der König von Schoa von den Engländern erhalten habe u. s. w. Da mich die Herablassung und Freundlichkeit des Häuptlings freimüthig machte, so beantwortete ich furchtlos alle seine Fragen, die er endlich mit den Worten schloß: „Gehen Sie jetzt, Sie haben mich mit ihrer Unterhaltung ganz ergötzt.“ Adara Bille hatte keinen besondern Glanz in seiner Hofhaltung. Er hatte ein gewöhnliches baumwollenes Kleid an, tüchtig mit Butter eingerieben. Sein Zimmer war ziemlich klein. Um ihn her standen einige Soldaten, mit denen er ganz vertraulich plauderte.

Der Häuptling hat durch seine Tapferkeit im Krieg und Klugheit im Frieden sich das Zutrauen und die Freundschaft von drei Fürsten erworben. Der König von Schoa hat ihm in Gesche vier Dörfer gegeben, wovon er die jährlichen Einkünfte bezieht. Dieß that Sahela Selassie, um durch Adara Bille die

Straße zwischen Schoa und Gondar zu sichern. Ferner hat Berru Lubo, der Gallafürst vom Stamm Worrakallo, der im Osten von Lagga Gora wohnt, um Adara Bille's Freundschaft geworben, damit, daß er ihm seine Tochter Fatima zur Frau gab, nebst mehreren zum Baumwollenbau geeigneten Dörfern, da die Baumwolle in der kalten Gegend des Adara Bille nicht wächst. Die Absicht Berru Lubo's war, den Adara Bille von einem Bündniß mit dem König von Schoa und den westlichen Wollo-Stämmen gegen Worrakallo abzuhalten. Ebenso hat Imam Liban, der Häuptling von Worra Himano, dem Adara Bille einige Dörfer in seinem Gebiet gegeben zur Sicherung der Handelsstraße zwischen dem Norden und Süden Abessiniens.

Adara Bille benahm sich äußerst freundlich gegen mich; er war ganz zufrieden mit den Geschenken, die ich ihm gab, und versah mich mit einem Begleiter bis ins Gebiet von Worra Himano. Aber wie ganz anders handelte dieser Mann später, als ich zum zweiten Mal zu ihm zurückkehren mußte.

Am 20. März verließ ich Gatira und den freundlichen Adara Bille, um meine Reise nach Gondar fortzusetzen. In der Provinz Akala, die noch zu Adara Bille's Gebiet gehört, sah ich abermals das Lofissa-Schaf, das im Wolloland seine Heimath hat, und das die Leute sehr sorgfältig pflegen. Sie hüten sich jedoch, es allzu fett werden zu lassen, weil ihm sonst die bis auf den Boden reichenden Haare ausfallen. Im Hause gibt man ihm eine Bettstätte und wascht es alle Tage mit Wasser. Sein schwarzes Haar ist über einen Fuß lang.

Nachmittags machten wir Halt in dem Distrikt Negassi Datsch, wo uns Sidi Musie, der Statthalter Adara Bille's, nicht sehr freundlich aufnahm und behandelte. Er erregte meinen Verdacht, weil er immer wissen wollte, was in meinen Bücherkisten enthalten sei, die er sich mit Thalern angefüllt dachte. An vielen Orten Abessiniens glauben die Leute, die Kisten der Europäer seien voll Geld, weil die Abessinier Kisten in der That nur zur Aufbewahrung des Geldes gebrauchen. Da ich dem Statthalter und seinen rohen und bettelhaften Leuten nicht traute, so befahl ich meinen Knechten, die ganze Nacht Wache zu halten und Morgens

früh zum Aufbruch sich bereit zu machen. Als wir aufbrachen, umringten uns die Soldaten und baten mit Ungestüm um Geschenke, ich wies sie aber ab mit dem Bemerken, daß sie ja nichts für mich gethan hätten; sie fürchteten sich übrigens bald, als sie die Bajonette unserer Gewehre sahen, von denen die Wollo glaubten, daß sie, wie Pfeile, vergiftet seien.

Nachdem wir das Gebiet von Lagga Gora verlassen hatten, führte uns der Weg (Nordwestwest) in das Gebiet des Tscharsostammes, der von Sadetanka beherrscht wird, ein Häuptling, der sich durch die Plünderung der Handelskarawanen einen bösen Ruf erworben hat. Da sein Raubnest, Manta Wodel, nicht weit von der Straße liegt, so wollte ich diesen gefährlichen Ort umgehen, kam aber einem andern Räuber nahe. Der Führer, der uns nach Worra Himano bringen sollte, war nämlich des Wegs unkundig, und die Leute, welche wir unterwegs wegen der Straße befragten, wollten absichtlich uns keine rechte Auskunft geben.

Wir waren lange in eine tiefe Schlucht hinabgestiegen, als wir auf einmal einem Haufen von Soldaten des Statthalters Ensenne begegneten, die jedoch uns nicht anzugreifen wagten. Ich war in einer kritischen Lage. Auf beiden Seiten des Wegs waren steile Abhänge, und das Ablenken vom rechten Weg mußte den Verdacht der Flucht in den Soldaten erregen. Es war also am gerathensten, gerade vorwärts zu ziehen und einige Bajonette vor und hinter meiner Karawane hermarschiren zu lassen, während ich das Centrum anführte. Dem Hause des räuberischen Ensenne, der ein Genosse Sadetanka's ist, nahe gekommen, wollten einige von meinen Leuten bei dem Räuber einkehren, um ihm die Aufwartung zu machen; allein ich bestand darauf, so schnell als möglich an seiner Wohnung vorbei zu eilen. Aber kaum waren wir einige hundert Schritte von dem Haus entfernt, so sandte der Räuber seinen Sohn, um zu fragen, wer die Fremden seien. Ich ließ ihm jetzt durch den Knecht Abara Bille's sagen, daß ich noch vor Nacht in Worra Himano angelangen möchte und daher in großer Eile sei. Während auf die Antwort Ensennes gewartet wurde, richtete sein Sohn seine Blicke unaufhörlich auf die Bajonetgewehre und fragte wieder-

holt, wie viele Menschen mit einem derselben getödtet werden könnten. Nach einiger Zeit kam der Bote zurück mit der Nachricht, daß Ensenne geschworen habe, er würde die Reisenden geplündert haben, wenn nicht ein Knecht Adara Bille's bei ihnen gewesen wäre. Der Knecht hatte ihm gesagt, er solle nichts gegen uns vornehmen, denn wir hätten so viele gefährliche Waffen bei uns, daß wir ihn und seine Leute in einem Augenblick vernichten könnten. Wir eilten dann so sehr wir konnten, um aus diesem unheimlichen Lande hinauszukommen, und oftmals schauten wir hinter uns, ob nicht Ensenne's Soldaten uns nachjagen möchten. Abends passirten wir den Fluß Melka Dschillo, der vom Berge Sako kommt und Tscharso vom Stamm Worra Himano trennt. Wir waren jetzt auf freundlichem Gebiet. Indessen wurde es Nacht und ein starker Regen war im Anzug, und noch war kein Dorf zu sehen; dazu waren ich und meine Leute und Thiere sehr hungrig, da wir nicht Zeit gehabt hatten, unterwegs auszuruhen und Speise zu bereiten. Nachdem wir lange bergan marschirt hatten, gelangten wir endlich in das Dorf Tartar Amba, welches Imam Liban dem Adara Bille gegeben hatte zur Befestigung der Freundschaft, die zwischen beiden Herrschern waltete. Nach vielem Rufen öffnete ein Muhamedaner seine Thür und versah uns mit Wohnung, Brod und Bier. Ich legte mich zur Ruhe nieder mit demüthigem Dank gegen Gott, der mich und meine Leute am vergangenen Tag so sichtbar bewahrt hatte.

Am 22. März wurde die Reise in nördlicher und nordwestlicher Richtung fortgesetzt. Der Weg war ziemlich eben. Gegen Osten lagen zwei einzeln stehende steile Hügel, auf deren jedem ein großes Dorf stand, das in Kriegszeiten als Festung dient. Die Hügel heißen Ober- und Unter-Tschiffa. Nachmittags erreichten wir Tanta, die Residenz des Imam Liban, des Herrschers von Worra Himano. Graben und Mauern schützen diesen Ort, der ziemlich eben da liegt, gegen einen schnellen Ueberfall. Am Eingang mußte ich warten, bis der Imam Nachricht von meiner Ankunft erhalten hatte. Nach kurzer Zeit wurde ich ihm vorgestellt. Er (noch ein Knabe von etwa 15 Jahren) saß unter

seinen Vormündern und Günstlingen, eingehüllt in ein schönes, weisses, abessinisches Kleid. Ich hielt ihn zuerst nicht für den Fürsten, sondern wandte mich an seinen Wessir Jusuf, der mir aber bald bedeutete, daß er nicht der Fürst selbst sei. Der kleine Imam machte nach der Begrüßung mehrere Fragen über mein Land, meinen Reisezweck u. s. w. Sodann machten seine Vormünder so hastige Fragen über die Gebräuche und Künste der Franken, daß ich nicht Zeit hatte, sie gehörig zu beantworten. Die Leute waren wie geschwätzige Kinder. Nach einiger Zeit zeigte mir der Imam ein amharisches Buch, das einer seiner Soldaten im Krieg des Ras Ali mit Ubie in Begemeder geraubt hatte. Es waren die vier Evangelien, welche Missionar Isenberg in Adoa einem Soldaten gegeben hatte. Ich las das fünfte Kapitel Matthäi mit einigen Bemerkungen, welchen die Hofleute mit einer Aufmerksamkeit zuhorchten, die ich von diesen bigotten Muhamedanern nicht erwartet hätte.

Mit Bedauern hörte ich sogleich vom Imam, daß der Weg nach Gondar durch viele Räuberbanden, die am Fluß Tschetschcho herumstreichen und Reisende plündern, sehr unsicher gemacht sei, daß er (der Imam) aber seinem Statthalter in Daunt auftragen werde, mir über den Fluß ein sicheres Geleit zu geben. Da der Sohn dieses Statthalters gerade im Zimmer war, so befahl ihm der freundliche Imam, gleich morgen zu seinem Vater zu gehen und ihm diesen Befehl zu überbringen. Ich dankte verbindlichst für diese Güte und zog mich in mein Zelt zurück, das außerhalb der Stadt aufgeschlagen wurde. Sogleich sandte der Fürst Bier, Honigwasser und Brod in reichem Maaße. Bald nachher kam er selbst und setzte sich dem Zelt gegenüber. Er fragte, ob es wahr sei, daß der König der Franken dem König von Schoa Kanonen und Gewehre und andere werthvolle Geschenke gesandt habe. Ich erwiederte, es sei ganz richtig, daß die Königin von England 300 Gewehre, 100 Pistolen, zwei Kanonen und viele andere Dinge nach Schoa gesandt habe, um mit dem König Freundschaft zu machen. Sie bezahle zwar Niemand Tribut, aber sie wünsche mit den Fürsten Abessiniens auf freundschaftlichem Fuß zu stehen, deßwegen habe sie diese

Dinge als Zeichen ihres Wohlwollens und ihrer Freundschaft gesandt.

Nachher wünschte der Imam die militärischen Exercitien zu sehen, welche meine Knechte in Ankober von den englischen Kanonieren gelernt hatten. Die Leute schulterten ihre Gewehre, luden und feuerten sehr rasch und in der Ordnung, so daß der Fürst sich höchlich verwunderte, sein Gesicht mit seinem Kleid bedeckte und ausrief: Kein abessinisches Heer kann einigen hundert Soldaten der Franken widerstehen. Am 23. März nahm ich Abschied von dem freundlichen Imam, der mit einem gefärbten Taschentuch, einer Scheere, einem Rasiermesser und einem Schächtelchen Zündhölzer als Geschenk zufrieden war. Die Zündhölzchen freuten ihn besonders. Der Imam soll 1000 Luntenflinten besitzen. Auch soll er in kurzer Zeit ein bedeutendes Heer zusammenbringen können.

Da meine kleine Karawane nicht gleichen Schritt mit dem Sohn des Gouverneurs von Daunt halten konnte, so ging dieser voraus, um dem Vater die Nachricht so schnell als möglich zu bringen. Die Karawane mußte im Südwesten an der Festung Magdala vorüber, die auf einem hohen, fast viereckigten Hügel mit beinahe senkrechten Felsabhängen liegt. Oben ist eine Ebene mit Wasser und Pflanzland, wo der Imam eine Garnison hat, die seine Schätze verwahrt. Auf diese Feste zieht er sich in Kriegszeiten zurück. Sie hat nur Einen Zugang von Osten her und ist für eine abessinische Armee uneinnehmbar, wenn nicht Verrath oder Mangel an Nahrung ins Spiel kommt.

Abends erreichten wir den Fluß Baschilo, der in dem nordwestlichen Gebirge von Jedschu entspringt, die meisten kleineren Flüsse und Bäche der umliegenden Länder aufnimmt und sich zuletzt zwischen Godscham und Begemeder in den Abai (blaue Fluß) ergießt. Er ist ein sehr schöner Fluß, hat steile Ufer, ein tiefes Bett und macht unzählige Windungen. Da das nächste Dorf noch weit entfernt war, so übernachteten wir am Ufer dieses Flusses, hatten aber nichts zu essen.

Am 24. März brach meine Karawane in aller Frühe auf, und stieg vom Baschilo an mühsam einen Berg hinan durch eine

völlige Wildniß, die aber früher bewohnt gewesen war. Auf der Höhe des Berges liegt die große Ebene Dalanta, wo wir Vieh und Gras in Menge sahen. Von dieser Ebene führte der Weg in südwestlicher Richtung in eine niederere Region, in der die Stadt Daunt liegt, auf einem Hügel, der schon von Ferne gesehen werden konnte. Plötzlich erschallte von jener Seite her ein klägliches Geschrei, und Flüchtlinge brachten die Schreckenskunde, der Gouverneur von Daunt sei diesen Morgen getödtet und sein Sohn gefangen genommen worden von Berru Aligas, dem Statthalter von Wadela, welcher einen Einfall in das Gebiet des Imam Liban gemacht hatte. Die Flüchtlinge liefen in großer Eile fort, um ihre Habe auf der Ebene von Dalanta in Sicherheit zu bringen, ehe die Truppen des Feindes Dalanta verheeren würden. Ich ließ mich durch diese Kunde nicht einschüchtern, sondern setzte meinen Weg weiter fort. Allein kaum waren wir einige hundert Schritte weiter gereist, als eine hohe Frau, eine Verwandte des Imam Liban uns begegnete und die Nachricht bestätigte, und uns bat, sogleich mit ihr zum Imam zurückzukehren. Sie hatte nur Einen Diener bei sich, da sie ihre Leute und ihre ganze Habe hatte zurücklassen müssen. Bei Erwähnung ihrer Kinder vergoß sie einen Strom von Thränen. Während ich mit ihr redete, kamen noch andere Flüchtlinge, welche uns gleichfalls vor der Fortsetzung der Reise warnten. Unser Rückzug wurde sofort beschlossen, doch so, daß in einem Dorfe neben Dalanta Halt gemacht und die Nacht dort zugebracht werden sollte, damit man erfahren könnte, ob der Feind wirklich dieses Weges kommen würde. Auf der Ebene Dalanta war die ganze Bevölkerung in größter Bestürzung. Jedermann flüchtete seine Habe. Unser Gastwirth, den wir merkwürdiger Weise auf dem Wege von Tanta kennen gelernt hatten, und der uns Wohnung und Speise gab, bemühte sich eiligst, sein Vieh über den Baschilo zu schaffen. Auf meine Frage, ob denn die Leute sich nicht auch für ihren Herrn, den Imam Liban wehren würden, antwortete er: „der Stärkste soll unser Herr seyn; arme Leute suchen nur ihr Vieh, nicht ihren Herrn zu retten; er muß für sich selbst sorgen.“ In der Nacht untersuchte ich mein Gepäck, um dasjenige davon zurückzulassen, was

in der Eile nicht fortgeschafft werden konnte. Am folgenden Morgen kam die Nachricht, der Feind nähere sich Dalanta. Ich entschloß mich jetzt, einen Brief mit Geschenken an Berru Aligas zu senden und ihn um eine Schutzwache bis Begemeder zu bitten, allein da man indessen erfahren hatte, daß Berru Aligas noch nicht in eigener Person nach Daunt gekommen sei, sondern nur seine plündernde Vorhut, so konnte ich es nicht wagen, den Briefträger der größten Gefahr auszusetzen. Ich verließ nun meinen freundlichen Gastwirth mit der Bitte, eine Kiste amharischer Bücher zu behalten und Jedem ein Buch zu geben, der eines annehmen wolle. Meine kleine Karawane ging über den Baschilo zurück, und erstieg mit großer Anstrengung einen steilen Berg, wo beinahe ein Paar Lastpferde eingebüßt wurden. Zwei Pferde mußten schon im Herweg im Stich gelassen werden. Endlich erreichten wir das Dörflein Gembargie, wo wir weitere Nachrichten von Daunt abwarten wollten. Da wir aber in Gembargie keinen Mundvorrath bekommen konnten, so geriethen wir in große Verlegenheit. Ich hätte nun immer noch nach Gondar kommen können, aber nur durch das Gebiet des Wollo-Häuptlings Daud Berille, der mit Imam Liban in Feindschaft war und den Ruf eines Räubers hatte. Deßwegen wollte ich mich ohne Schutz und Empfehlung von einem andern Häuptling diesem Manne nicht anvertrauen. Der beste Plan war daher, zu Imam Liban zurückzukehren und ihn um Rath in dieser mißlichen Lage zu fragen.

Auf dem Rückweg von Gembargie hatte ich eine herrliche Aussicht auf den Lauf des Baschilo bis an den hohen Berg Samada, im Nordosten von Godscham. Auch Debra Tabor, die Hauptstadt des Ras Ali, wurde mir von Ferne gezeigt. Ich schlug mein Zelt in der Nähe von Magdala auf, während ein Bote nach Tanta ging, um den Imam um Rath zu fragen; allein der Bote kam unverrichteter Sache wieder zurück. Er konnte den Imam gar nicht sehen, da sein ganzer Hof in der größten Verwirrung war. Unter diesen Umständen schien es am rathsamsten, sogleich nach Schoa, wenigstens in das Gebiet des so freundlich gewesenen Adara Billes zurückzukehren, bis die Unruhen auf dem Weg sich gelegt haben würden. Allein der Mensch gedenkts und

Gott lenkte. Indessen versuchte ich noch einmal, den Imam zu sprechen. Dieser aber konnte mir keinen bessern Rath geben, als entweder nach Schoa zurückzukehren, oder mich auf die Feste Goaite zu begeben, welche der Wessir Jusuf vertheidigte. Ich konnte mich zu letzterem Plan nicht entschließen, und that wohl daran, denn die Festung wurde nachher von Berru Aligas und seinem Bruder Faris angegriffen und genommen. Auf dem Rückweg von Tartar Amba, wo ein Christ uns beherbergte (es hat manche zerstreute Christen in Worra Himano, das früher ganz christlich war), vermied ich es sorgfältig, dem Räuber Gesenno nahe zu kommen. Ich behielt meinen Weg durch den Stamm Worra Himano, der im Norden an Wadela und Jedschu, im Osten an Tehuladere, im Süden an Berru Lubos und Adara Bille's Gebiet, und im Westen an Begemder grenzt und überhaupt ein ausgedehntes Gebiet hat. An der südlichen Grenze dieses Stammes hatte ich eine herrliche Aussicht über fast alle Länder der Wollo-Galla. Gebirgszüge ziehen von Süden oder Südost nach Nord und Nordwest. Jeder Gebirgszug ist vom andern durch eine Ebene, einen Fluß, oder einen Strom geschieden, und von einem andern Wollostamm bewohnt, gerade wie es auch im Gallaland südlich von Schoa der Fall ist, wo Flüsse die Grenzen der Stämme bilden. Die Flüsse der östlichen Wollo gehen meist alle in den Baschilo.

Am 28. März erreichte ich Gatira wieder, wo Adara Bille sein Bedauern aussprach über die widrigen Begegnisse und bemerkte, ich solle Gott danken, daß ich ohne Plünderung oder Ermordung wieder zu meinem Freund in Gatira zurückgekehrt sei. So sprach der treulose Mann, der mit der Zunge Gutes verkündigte, während er doch im Herzen Böses im Sinne hatte. Aber er hatte ja eine Wollo-Natur, deren Grundzug Höflichkeit und Freundlichkeit ist, verbunden mit Verschmitztheit und verrätherischer Raubgier, gleich einer Hyäne, mit der sich die Wollo selbst vergleichen.

Als ich am 30. März von Gatira abreisen wollte, befahl mir Adara Bille zu bleiben, bis er vom Statthalter in Dair Erlaubniß habe, mich nach Schoa zurückzuschicken, denn der König

von Schoa habe ihm nun befohlen, mich nach Gondar, aber nicht wieder nach Schoa zurückzusenden. Wenn er ohne Wissen des Königs die Rückreise gestatten würde, so könnte der König hernach böse auf ihn werden. Alles Widerreden half nichts, ich mußte bleiben, wurde jedoch mit Speise und Trank reichlich versehen. Ich sandte einen Boten mit einem Brief nach Dair, aber weder Bote noch Brief kam dort an, wie ich später erfuhr. Der Bote wurde an der Grenze eingesperrt. Da ich vermuthete, es sei dem Adara Bille blos um weitere Geschenke zu thun, so gab ich ihm verschiedene Dinge, die aber natürlich den Mann nicht befriedigen konnten, der nach meiner ganzen Habe lüstern war.

Am 31. März wiederholte ich meine Bitte um Erlaubniß zur Abreise von Gatira; allein Adara Bille erwiederte: ich solle kein Wort mehr davon reden, bis zur Zurückkunft der Boten von Dair.

Am 1. April hatte der Häuptling einen Wodadscha, bei dem, wie ich später erfuhr, der Priester Tahir eine Offenbarung erhalten haben wollte, daß der Reisende viel Gold bei sich führe, das der Häuptling ihm abnehmen solle. Die Maulthiere und Pferde hatte Adara Bille bereits in seinen eigenen Stall bringen lassen. Auch ließ er mich immer heimlich bewachen. Wo ich hinging, folgte mir ein Soldat auf dem Fuße nach. Wenn ich etwas kaufen wollte, so sagte der Wächter: „Wozu solche Verschwendung?“ Ein Bettler verlangte einmal einen Thaler, und als ich ihm denselben verweigerte, antwortete er: „Sie wissen nicht, ob Sie glücklich wieder von hier fortkommen, oder als ein Bettler, wie ich.“ Alle diese Umstände erregten Verdacht in meinem Gemüth, und ich entschloß mich, bei Nacht zu entfliehen, theilte diesen Entschluß auch einigen meiner abessinischen Begleiter mit. Aber diese meinten, die Furcht sei grundlos, und ich würde mir nur einen schlechten Namen machen, wenn ich heimlich die Flucht ergriffe. Wie es sich nachher herausstellte, bekam Adara Bille durch einen meiner Diener einen Wink von allen diesen Befürchtungen und heimlichen Entschlüssen, deßhalb ließ es sich der heimtückische Häuptling angelegen seyn, noch größere Freundlichkeit zu heucheln, bis der Augenblick zur Ausführung seines ruchlosen Planes gekommen

war. Er ließ alle Stunden nach meinem Befinden fragen, ob ich kein Bedürfniß habe. Lebensmittel sandte der Häuptling im Ueberfluß.

Am 2. April brach endlich das Gewitter los, und die teuflische Heuchelei des Häuptlings wurde offenbar. Vormittags kamen die Boten von Dair zurück, aber ohne bestimmte Antwort hinsichtlich meiner Rückkehr nach Schoa. Am meisten erstaunte ich darüber, daß mein Knecht an der Grenze von Adamie Dima gefangen gehalten wurde, und daß einer der Geheimräthe des Adara Bille sagte: „Sie haben keinen Freund oder Verwandten hier, als Gott.“ Dieß erneuerte und verstärkte meinen Verdacht und trieb mich abermals zu dem Entschluß, bei Nacht zu entfliehen. Ich packte alle werthvollen Sachen, Geld, Kleider, Kompaß, Höhenmesser, wichtige Schriften u. s. w. zusammen, und gedachte um Mitternacht in aller Stille das Haus zu verlassen, so daß ich gegen Tagesanbruch die Grenze von Schoa hätte erreichen können. Den Tag über erforschte ich die Wege in der Umgegend von Gatira. Allein auch jetzt wieder brauchte Adara Bille seine vorige List, weil er wahrscheinlich von meinem treulosen Diener auf die beabsichtigte Flucht aufmerksam gemacht worden war. Adara Bille ließ mich rufen, und erklärte, der Statthalter von Dair habe nichts gegen meine Rückkehr nach Schoa, ich solle mich freuen, daß ich morgen gehen dürfe. Dieß sagte der Treulose mit einer Vertraulichkeit und Freude, welche mich in meinem Entschluß zur nächtlichen Flucht wieder wankend machte, wobei ich freilich auch das in Betracht zog, daß der Knecht jetzt krank war, der an der Grenze gefangen gewesen war. Aber man sollte eben einem Barbaren kein Wort mehr glauben, wenn er einen einmal hintergangen hat. Ja man sollte aus seinen Worten und seinem anscheinend freundlichen Betragen gerade auf das Gegentheil schließen, und nur nach eigener Ueberzeugung handeln, ohne sich durch sein Bezeugen irre führen zu lassen. In diesem Punkt werden alle Reisenden mit mir übereinstimmen. Kaum hatte ich die Wohnung des Häuptlings verlassen, so sandte der hinterlistige Mann einen frischen Vorrath von Lebensmitteln für meine Reise nach Schoa, um mich in meiner Meinung hinsichtlich der baldigen Abreise zu

bestärken. Da ich hoffte, am nächsten Tag abreisen zu können, so hatte ich heute frische Kleider angezogen. Auch ging ich Abends bald zu Bette, um in aller Frühe am nächsten Morgen abzureisen. Ich war bereits eingeschlafen, als ich von einem Knecht des Häuptlings plötzlich aufgeweckt wurde mit dem Befehl, sogleich zu Adara Bille zu kommen, der diesen Abend noch von mir Abschied nehmen wolle. Diese späte Einladung machte mich zwar stutzig, allein ich folgte ihr unverzüglich, in der Hoffnung, endlich einmal der Plage los zu werden. Zugleich wurden alle Knechte bis auf den Treulosen *), der das Gepäck hüten sollte, aufgefordert, zum Häuptling zu kommen. Da ich, es für unschicklich fand, bewaffnet vor dem Häuptling zu erscheinen, so überließ ich meine und meiner Diener Waffen dem treulosen Hüter, den ich damals noch für den treuesten hielt. Als Adara Bille mich in sein Zimmer eintreten sah, verbeugte er sich und sagte, es freue ihn sehr, daß ich der Einladung gefolgt sei. Er habe mich nur deßwegen so spät rufen lassen, weil er morgen wahrscheinlich viele Geschäfte haben werde und also nicht persönlich von seinem abreisenden Freund Abschied nehmen könne, und doch wünsche er, noch einmal durch eine Unterhaltung mit ihm ergötzt zu werden. Dann wollte Adara Bille meine Augengläser probiren, mit denen er aber nichts sehen konnte, da er ein gutes Gesicht hatte. Auch wollte der listige Mann wissen, was in meinen Stiefeln wäre, und bat mich, einen Stiefel auszuziehen, was ich that, um ihn nicht zu beleidigen durch Verweigerung. Das Gespräch wurde dann noch länger fortgeführt und Meth und Brod vorgesetzt. Endlich war ich der Sache müde, wollte aufstehen und gute Nacht sagen, allein Adara Bille erwiederte: „Gehen Sie noch nicht, mein Vater, ich habe mich noch nicht genugsam an Ihnen ergötzt, Sie haben auch noch nicht hinreichend gegessen und getrunken.“ Nach kurzer Zeit stand ich auf, entschlossen, nach Hause zu gehen. Jetzt erhob sich auch der Häuptling, ging in ein kleines Kabinet hinter seinem Bettgestell, auf welchem er saß, und in demselben Augenblick fielen die Soldaten über mich und meine Leute her. Ein Soldat packte

*) Dieser verrätherische Knecht, der mit dem britischen Gesandten nach Aden ging, wurde später wahnsinnig und wollte sich in Aden mit einem Rasiermesser den Hals abschneiden.

mich am Arm und sprach: „Sie sind gefangen, geben Sie Bürgschaft, daß Sie nicht entfliehen wollen.“ Anfangs glaubte ich, Adara Bille wolle nur einen Spaß machen, um meine Unerschrockenheit auf die Probe zu setzen; aber ich sah bald ein, daß es beim Wollo-Häuptling auf keinen Spaß abgesehen sei. Man brachte mich dann in ein kleines Zimmer, das neben der Wohnung des Häuptlings war. Meine Knechte wurden in eine abgesonderte, kleine Hütte eingesperrt, die ich einen Augenblick sehen durfte. In dem Gefängniß wurden mir nun alle Kleider und der Inhalt meiner Taschen abgefordert. Da ich zögerte, so erklärten die Wächter, sie hätten Befehl, mich sogleich umzubringen. Mein abessinischer Mantel wurde mir vom Leibe gerissen. Als ich mich auf Adara Bille's Gerechtigkeit und Freundschaft berief, wurde ich ausgelacht und mir nur zugerufen: „Her mit Ihren Schätzen! Der Tod für Verheimlichung des Geringsten Ihrer Habe!“ Die in einer Ecke des Zimmers Korn mahlenden Sklavinnen fingen an, jämmerlich zu schreien, da sie glaubten, man werde den fremden Mann umbringen. Als die Soldaten Stiefel, Hosen und Hemd ausziehen wollten, wußten sie nicht damit zurecht zu kommen, ohne dieselben zu zerschneiden, und gaben endlich nach, als ich mich auf die Kälte der Nacht und das Unschickliche der Sache berief. Indessen mußte ich mir eine genaue Untersuchung meiner Taschen gefallen lassen. Ein Thaler, mein Kofferschlüssel und ein Federmesser wurde gefunden und sogleich weggenommen. Auch ein englisches Testament nebst dem Notizenbuch wurde mir entrissen. Bald darauf wurde eine von meinen Kisten gebracht, die ich öffnen mußte, weil die Soldaten sie nicht öffnen konnten. Ich öffnete sie ruhig, zeigte den Inhalt und erhielt den Befehl, sie wieder zu schließen, sah aber weder sie, noch mein übriges Gepäck je wieder.

Da es sehr kalt war und das kleine Feuer im Zimmer wenig Wärme verbreitete, so wagte ich es, noch einmal um meinen abessinischen Mantel zu bitten. Ein Soldat überbrachte diese Bitte dem Häuptling, und dieser hatte noch so viel Mitleid, daß er den Mantel zurücksandte. Von den Mehl mahlenden Sklavinnen, die übrigens nicht mit mir sprechen durften, erfuhr ich wenigstens das,

daß weder ich noch meine Knechte ermordet werden würden. Müde und mit düsteren Gedanken erfüllt, legte ich mich auf den Boden, um zu schlafen; aber der Schlaf floh meine Augen bis nach Mitternacht. In und aus dem Innersten meiner Seele rief ich zu dem Hüter Israels, zu dem Gott der Hülfe, der die Noth und Leiden seiner Knechte kennt, und der bis jetzt mein Leben erhalten hatte. Nachdem die Soldaten das gestohlene Gepäck in Verwahrung gebracht hatten, kamen sie wieder ins Gefängniß zurück und legten sich zu beiden Seiten auf die Enden des Mantels, damit ich nicht entfliehen könne. Auch von außen wurde das Gefängniß mit Soldaten umstellt.

Am 3. April erwachte ich mit dem Gefühl eines Gefangenen, der aber doch durch die Barmherzigkeit Gottes wenigstens am Leben bewahrt geblieben war. Einer meiner Leute erhielt jetzt die Erlaubniß, um mich zu seyn und mir zu dienen. Durch diesen erfuhr ich, daß meine Knechte eine schlechte Nacht gehabt hätten, da man sie fast aller Kleider beraubt hatte. Adara Bille reiste Morgens ab, um den Statthalter in Dair, wie man sagte, zu besuchen. Es wurde mir gestattet, meine Knechte wieder zu sehen und von ihnen die Ereignisse der letzten Nacht zu hören. Als ich aus dem Gefängniß in meine frühere Wohnung zurückgebracht worden war, kamen viele Dorfbewohner, mich zu grüßen und mir ihre Theilnahme an meinem schweren Schicksal zu bezeugen. Auch die Soldaten, die in der Nacht so roh gewesen waren, äußerten sich mit Adara Bille's Betragen unzufrieden. Selbst Fatima, die Hauptfrau des Häuptlings, sandte zu mir, um mich zu trösten. Manche Leute brachten mir Speise, da meine Kost jetzt knapp zugemessen war. Alles nahm Antheil an meiner Lage, nur Adara Bille nicht, sammt den Priestern, welche den Häuptling zur Plünderung meiner Habe aufgefordert hatten, deren Inhalt sie mit ihm theilen durften. Abends kam Adara Bille wieder von Dair nach Hause. Ich mußte bei Nacht in mein Gefängniß zurück, meine Knechte aber durften, von vielen Soldaten bewacht, in meinem vorigen Hause bleiben.

Am 4. April bat ich, dem Adara Bille vorgestellt zu werden, um ihn um die Erlaubniß zur Abreise und um die Mittel

zu derselben zu ersuchen; allein der Räuber wollte sich nicht bewegen lassen, den Gefangenen zu sehen, noch wollte er ihm die Mittel zur Reise gewähren. Er ließ mir sagen, es habe nichts auf sich, wenn ich mein tägliches Brod erbetteln müsse. Doch schenkte er mir endlich drei Thaler und mein schlechtestes Maulthier, das ich aber unterwegs verkaufen mußte, um mir Speise und Nachtquartier zu verschaffen. Auch das beschriebene Papier (namentlich ein amharisches Wörterbuch und die täglichen Notizen, auch mein englisches Testament) wurde zurückgestellt, das unbeschriebene aber von dem Räuber behalten, der außerdem noch 140 Thaler, 5 Maulthiere, einige Pistolen, 10 Bajonettflinten, eine Kugelbüchse, meine Uhr, den Kompaß, das Perspektiv und manche andere werthvolle Dinge, die ich von dem britischen Gesandten erhalten habe, behielt.

Am 5. April Morgens wurde ich durch die Nachricht erschreckt, daß ich allein meines Weges ziehen dürfe, während meine Knechte zurückbehalten und als Sklaven verkauft werden sollten. Diese Nachricht brachte die Knechte fast zur Verzweiflung und mich zum Weinen. Indessen kam bald der Befehl, ich und meine Knechte sollten von sechs Soldaten des Häuptlings über die Grenze hinaus begleitet werden. Der Weg und die Richtung wurde nicht angegeben, und ich wollte durch Fragen den Häuptling nicht erzürnen. Stille und wehrlos folgten wir den Soldaten, welche mit Speeren, Schilden und Schwertern bewaffnet waren. Fast die ganze Bevölkerung von Gatira versammelte sich. Manche weinten, Andere wünschten eine glückliche Reise, Keiner lobte den Häuptling, und Viele erwarteten ein Strafgericht Gottes über das Land, das dem Fremden Unrecht gethan hatte. Mein treuloser Diener blieb zurück, um dem Häuptling den Gebrauch der geraubten Sachen zu zeigen. Auch einen andern Diener hatte Adara Bille verführen wollen, aber dieser erklärte, er wolle lieber sterben, als seinen Herrn verlassen.

Ich und meine Leute folgten nun den Soldaten so schnell, als es diese zuließen, denn ich wäre gerne aus Lagga Gora hinausgeflogen, weil ich fürchten mußte, der Räuber möchte mich noch einmal zurückrufen. Aus der Stellung der Sonne erkannte

ich (denn ich hatte keinen Kompaß mehr), daß der Weg nach Nordost gegen Tehuladere führte. Uebrigens war mir jetzt der Weg gleichgültig, da ich nichts mehr verlieren, und jedenfalls einen von Europäern unbetretenen Weg gehen konnte. Ich tröstete mich mit Abraham, dem Gott verheißen hatte, ihm den Weg zu zeigen, den er gehen sollte, und ihn auf diesem Weg zu bewahren.

Nachmittags wurden wir von dem Priester Tahir eingeholt, der die teuflische Offenbarung hinsichtlich der Plünderung ausgesprochen haben soll. Tahir grüßte mich lächelnd und ersuchte mich, in sein Dorf und Haus zu kommen, wo er mir zu essen geben wolle. Ich nahm das Anerbieten an, und in der That, der gottlose Priester benahm sich so freundlich, wie ich es nicht erwartet hatte. Er zündete ein Feuer an, da es kalt und regnerisch war, und brachte zu essen und zu trinken, was ich mir schmecken ließ.

Beim Abschied am 6. April dankte ich dem Priester für seine Gastfreundschaft und bemerkte dabei, daß ich eben jetzt nichts habe, womit ich ihn belohnen könne. Tahir antwortete: „Thut nichts, ich habe bereits meinen Antheil." Dabei lachte er und ging. Hier haben wir ein Beispiel von dem Charakter der Wollo-Galla: höfliche Arglist und Habsucht. Nachdem wir das Gebiet des Adara Bille verlassen hatten, kamen wir, von den sechs Soldaten begleitet und ängstlich bewacht, in das Gebiet von Berru Lubo, dessen Residenz in Ain Amba ist. Wir zogen durch das herrliche Thal von Totola, wo ein berühmter Markt gehalten wird, auf dem Kaufleute aus allen Theilen Abessiniens sich versammeln, um Pferde, Häute, Kleider, Tücher, Salzstücke, Getreide, Sklaven u. s. w. zu kaufen und zu verkaufen. Obwohl Berru Lubo sehr wenig Zoll von diesem Wochenmarkt erhebt, so soll er doch alle Wochen 6 bis 8000 Salzstücke einnehmen. 30 Salzstücke sind hier gleich einem Conventionsthaler. Das Thal Totola ist in der Mitte von dem Fluß Gerado durchschnitten, der in den Baschilo fließt. Zu beiden Seiten des Thales sind Hügelreihen, mit Wachholderbäumen bedeckt. Auf diesen Hügeln sieht man Reihen von Weilern und Dörfern. Man kann nicht leicht eine schönere Gegend in Abessinien sehen. Ich wollte mehrmals stille stehen, um diese Naturschönheiten zu betrachten, allein die Soldaten trie-

ben uns vorwärts mit den Worten: „Ihr seid unser Vieh, mit dem wir thun können, was wir wollen.“ Ehe wir um Mittag an den Fluß Berkona kamen, der nach Osten in den Hawasch fließt (somit hatte ich bei Totola die Wasserscheide passirt), trafen wir unter der Leitung Gottes mit einem von Totola kommenden Kaufmann zusammen, dem es auffiel, einen weißen Mann zu Fuß und ohne Gepäck reisen zu sehen. Ich erzählte ihm meine Erlebnisse bei Adara Bille, und bemerkte dann, daß ich vernommen habe, die Soldaten hätten Befehl, mich zu Ali Gongul, dem Statthalter von Amade, Häuptling des Wollo-Stammes Tehuladere, zu führen, dessen Gebiet diesseits des Berkona anfing. Es kam dem Kaufmann sonderbar vor, daß Adara Bille uns an den Statthalter und nicht an den Häuptling Amade adressiren wolle. Er gab uns daher den Rath, nicht mit den Soldaten zu Ali Gongul zu gehen, welcher kein Recht habe, ohne Wissen seines Herrn über Fremde zu verfügen. Wenn die Soldaten uns nicht zu Amade führen wollten, so sollen wir nur ein lautes Geschrei erheben, wo dann die Leute auf den Feldern uns zu Hülfe kommen und uns selbst zu ihrem Fürsten Amade führen würden, der in Mofa auf einem hohen Hügel wohne, von wo aus man den See Haik sehen könne. Wir folgten diesem vortrefflichen Rath. Als wir noch etwa eine halbe Stunde von Mofa entfernt waren, und am Wege einige Landleute auf dem Feld bemerkten, setzten wir uns nieder, und erklärten den Soldaten, daß wir zu Amade und nicht zu Ali Gongul geführt zu werden wünschten. Die Soldaten wurden wüthend und zückten ihre Schwerter, aber wir riefen die Bauern herbei und erzählten ihnen unsere Beraubungs-Geschichte bei Adara Bille. Die Soldaten wollten sich zwar ihre Leute nicht entreißen lassen, mußten sich aber endlich dazu verstehen, nachzugeben und mit den Bauern und den Reisenden nach Mofa zu Amade gehen. Dieser hörte unsere Erzählung an, wurde auf Adara Bille böse, daß er Soldaten durch sein Gebiet sende, und erklärte diesen, daß sie augenblicklich umkehren sollten, oder er würde sie ins Gefängniß werfen. Uns erlaubte Amade, zu gehen, wohin wir wollten. Somit waren wir wieder in Freiheit gesetzt. Ehe ich zu Amade kam, hatte ich heimlich einen Knecht nach dem

See Haik geschickt, um meinen Freund, den Alaka Debille, der mich in Ankober kennen gelernt und dem ich ein äthiopisches Neues Testament geschenkt hatte, von meinen Erlebnissen in Kenntniß zu setzen. Ich that dieß deßwegen, damit, im Fall mir etwas Uebles begegnen sollte, die Nachricht von meinen Schicksalen nach Schoa gebracht werden könnte. Von Mosa stiegen wir steil herab und kamen mit Einbruch der Nacht in ein christliches Dorf, wo ein christlicher Kaufmann aus Gondar uns freundlich aufnahm und beherbergte.

Am 7. April verließen wir das Christendorf am Fuß des Mosa und kamen durch ein herrliches, fruchtbares Thal (das reich an Bäumen, Gras und Bächen ist, und meist schwarze Erde hat), an die Ufer des Sees Haik, wo ich die Rückkehr des Alaka Debille erwarten mußte, der uns auf einem andern Weg entgegen gegangen war. Der Alaka, ohne dessen Erlaubniß ich die Insel auf dem See nicht besuchen konnte, kam endlich zurück, und freute sich, seinen alten Freund wieder zu sehen. Er schiffte mit mir auf einem dicken Schilffloß (denn Kähne kennt man hier nicht) nach der berühmten Insel Debra-Nagudguad (Donnerhügel) über. Der Floß war 12—15 Fuß lang und 3—4 Fuß breit. Der Schilf ist an beiden Enden und in der Mitte mit Stricken zusammengebunden. Zwei Ruderer setzten dieses sonderbare Fahrzeug, das etwa sechs Männer trägt, in Bewegung. Debille zeigte mir zuerst sein Haus und dann die St. Stephanuskirche, welche dem Abuna Stephanus, der einst der abessinischen Kirche vorstand, gewidmet ist. Die Kirche ist ziemlich groß und inwendig mit den Bildern vieler Heiligen und Engel, besonders des St. Georg, der Maria und des heil. Michael geschmückt. Auch das Grab des heil. Abuna Stephanus wurde mir gezeigt. Der Alaka gab die Einwohnerzahl der Insel zu 350 Seelen an. Sie besteht aus Mönchen, Priestern, Diakonen und Schülern. Abuna Jasus, der 400 Jahre nach der Bekehrung der Haikianer zum Christenthum nach der Insel kam, vertrieb alle bösen Geister, welche dann in den See Ardibbo flohen. Auch Tekla Haimanot kam dahin und that viele Wunder, wie die Abessinier sagen. Er wandelte auf dem Wasser, wie Christus. Da, wo er seine Schuhe stehen

ließ, wuchs ein Rosenstrauch. Der große Krug, in dem er sein Bier braute, wird noch gezeigt. Jedes Haus der Insel hat einen eingefriedigten Garten. Die Straßen des Dorfes sind sehr eng. Das Klima ist gemäßigt und angenehm. Hohe Berge erheben sich östlich und südlich vom See. Frauen dürfen die Insel nicht besuchen, sie müssen auf dem festen Land wohnen. Die Flöße fahren Samstag und Sonntag nicht nach der Insel, daher ich schon am 8. April dieselbe wieder verließ. Von Haik aus schrieb ich Briefe nach Schoa, welche ich durch drei Knechte absandte, die ich hier entließ. Der Abschied von diesen treuen Dienern war für mich sehr schmerzlich. Fünf von meinen Knechten wollten mich nach Massowa und Aden begleiten. Anderthalb Stunden vom See übernachtete ich in dem Dorfe Bora, wo ein Christ uns freundlich beherbergte. Von Bora aus sah man gegen Nordwesten den hohen Berg Sagarit, an dessen nördlichem Fuß der Fluß Baschilo entspringen soll.

Am 9. April verließen wir Bora und reisten durch ein schönes Thal, durch welches der Fluß Mille fließt. Später kamen wir in die Nähe des Berges Ambassel, der sehr hoch und steil ist, und der auf seiner Spitze Wasser und Ackerboden hat. Diese Felsenburg war früher das Staatsgefängniß der abessinischen Kaiser. Abends kamen wir in das Dorf Libso, wo wir unter heftigem Regen in das Haus eines Muhamedaners traten, der ein fürchterliches Aussehen hatte, der aber bald zutraulich wurde, als ihm die Geschichte der Plünderung bei Adara Bille von meinen Knechten erzählt wurde. Er hieß mich auf einer Haut Platz nehmen, und befahl seiner Frau, eine Pfeffersuppe, rohes Fleisch und Teffbrod zuzubereiten, was sich die hungrigen Reisenden schmecken ließen nach dem Grundsatz: Hunger ist der beste Koch. Nach dem Essen legten wir uns schlafen in einem Zimmer, wo Menschen, Pferde, Esel und Geflügel durcheinander lagen, und wo noch dazu der Regen hereinkam.

Am 10. April verließen wir das Gebiet Tehuladere und traten in das von Jedschu ein bei dem Fluß Ergebbo, an dessen Ufern wir den ersten Kaffeebaum sahen, der etwa 14 Fuß hoch war. Auf dem Wege nach dem Dorfe Mersa begegneten wir

vielen Leuten, die auf den Markt von Gubhara gingen. Auffallend war mir die Sitte der Jedschufrauen, welche mir entweder den Rücken kehrten, oder ihr Gesicht zur Erde senkten und stille standen, womit sie einen Segen zu erbitten suchten. Der Reisende sagt gewöhnlich die Worte: „Gott sei euch gnädig," oder: „Er segne und behüte euch." Ich bemerkte später dieselbe Sitte im Wagland, aber nur bei Männern. Um Mittag wurde der vom Regen angeschwollene Fluß Mersa mit Mühe überschritten. An seinen Ufern bemerkte ich viele Baumwollen- und Pfefferpflanzungen. Letztere sollen sehr einträglich seyn. Von Mersa an nimmt die christliche Bevölkerung immer mehr zu bis an den Fuß des Jedschu-Gebirges, wo die Muhamedaner aufhören. Ich hatte oft gehört, die Christen von Jedschu seien gutmüthige, einfache und gastfreie Leute. Dieses Zeugniß fand ich im Allgemeinen bestätigt. Die Jedschus scheinen viel von der Einfalt der alten abessinischen Sitten bewahrt zu haben. Da ihr Land sehr fruchtbar ist, so haben sie in ordentlichen Zeiten viel Wohlstand. In Mersa kehrten wir in dem Hause einer alten Frau ein, welche, wie wir bald fanden, eine Muhamedanerin war, die uns aber sogleich durch ihre Tochter Kaffee machen und einige Kuchen backen ließ, und bis dieß fertig war, einstweilen Saubohnen zum Essen darreichte. Während der Zubereitung kam eine Nachbarsfrau, die eine Christin war, und die sehr böse wurde, weil wir bei Muhamedanern eingekehrt hatten, da wir doch Christen seyn wollten. Es wurde ihr gesagt, daß wir nicht gewußt hätten, welcher Religion die Bewohner des Hauses zugethan wären. Die Frau lief davon und ließ sich nicht mehr sehen, ungeachtet sie einige Brode zu bringen versprochen hatte. Die muhamedanische Frau indessen ließ es nicht an einem guten Traktament fehlen, wurde aber auch darüber von einigen muhamedanischen Priestern angefochten, welche sie aufforderten, die Christen fortzuschicken. Sie gehorchte aber nicht, indem sie sagte: „Den Fremden muß man Gutes thun." Während wir im Hause waren, schickte eine Nachbarin zu ihr, und ließ sie um den Stab Mosis bitten, wie hier eine Art Akazienholz genannt wird, von dem sie glauben, daß es die Entbindung einer kreißenden Frau sehr erleichtere. Der Stab Mosis

soll von diesem Holz gewesen seyn, auch die Jungfrau Maria habe sich dessen bei der Geburt Christi bedient.

Am 11. April kamen wir in die Nähe von Woldaia, dem Wohnsitz des Statthalters von Jedschu. Da es regnete und Abend war, wollten wir in dem Dorfe Schelte übernachten, fanden aber lange keine Nachtherberge, noch Speise. Am 12ten kamen wir nach Woldaia, wo gerade Markttag war. Dieser große Ort hat einige tausend Einwohner. Salzstücke, Gerste, Tücher u. s. w. waren auf dem Markt zu sehen. Für einen Thaler konnte man 36 bis 40 Salzstücke erhalten.

Wegen der Unsicherheit des Weges hatte man uns gerathen, uns an eine Kaffila nach Lasta und Wag anzuschließen, und deßhalb den Negad Ras (obersten Kaufmann) in Woldaia um Rath zu fragen. Als wir aber an sein Haus kamen, wurden wir nicht eingelassen, und da wir uns nicht gleich entfernen wollten, so wurden die Hunde gegen uns gehetzt. Wir reisten daher ab ohne die Kaffila, aber auch ohne den Mundvorrath, den wir in Woldaia zu sammeln beabsichtigt hatten. Solche schmähliche Abfertigung thut einem hungrigen und armen Reisenden sehr weh. Von der Stadt Woldaia an, die in einer Ebene liegt, zogen wir in nordöstlicher Richtung, und hatten bald bedeutend abwärts zu steigen. Da wir keinen Führer hatten, so fragte ich nur nach Orten, die mir aus den Karten bekannt waren. Endlich kamen wir in das Dorf Guddo, wo wir mit vieler Mühe etwas Saubohnen erbetteln konnten, die uns eine Muhamedanerin in ihrem Hause zu sieden gestattete, welche uns auch ein Gefäß gab, um den vorgestern erhaltenen Kaffee zu sieden. Bei Christen durften wir keinen Kaffee machen, weil Kaffeetrinker für Muhamedaner gehalten, und die Gefäße, worin Kaffee gemacht wird, für unrein betrachtet werden. Als wir von Guddo aufgebrochen waren, machten wir unterwegs die Bekanntschaft eines Mannes aus dem Dorf Schal, der sich für uns sehr interessirte, sich aber später von uns trennte und zurückblieb. Als es Abend wurde und ein Regen im Anzug war, hielten wir es für nothwendig, in dem Dorf Schal zu übernachten und begaben uns daher in das nächste Haus, das wir trafen. Da aber nur die

Frau zu Hause war, wollte sie den Fremden ohne den Willen ihres Mannes keinen Eintritt gestatten. Der Mann kam, und wie erstaunten wir und freuten uns, in ihm die Person zu finden, die wir unterwegs kennen gelernt hatten. Allein der Mann schien wie umgewandelt. Er machte ein saures Gesicht, und fragte, wer uns denn gesagt habe, daß dieß sein Haus sei? Auch schalt er seine Frau, daß sie den Fremden erlaubt habe, in seinem Hofe zu verweilen; er habe keine Ochsen oder Schafe, um einen so vornehmen Herrn zu bewirthen, dieser solle in die nächste Kirche gehen, wo die Priester ihn beherbergen und speisen würden. Ich erklärte, daß ich nicht als ein großer Herr bewirthet zu werden verlange, da ich mit der Nachtherberge und ein wenig Speise zufrieden sei. Der sauersehende Mann wurde endlich leutselig und gewährte Aufenthalt und Essen für die Nacht in einem Stall, wo wir vom Ungeziefer sehr belästigt waren.

Am 13ten verließen wir Schal und hatten wieder bergan zu steigen durch eine Gegend, wo wir viele Bäche antrafen, deren frisches Wasser uns erquickte. Endlich kamen wir an eine Stelle, wo zwei Hauptstraßen sich scheiden. Die nordwestliche führt nach Lalibala und Gondar, die nordöstliche nach Sokota und Antalo. Ich in meinen Umständen wählte die letztere, um schneller nach Massowa zu kommen. Auf diesem Scheidepunkt wollten wir etwas ausruhen, als plötzlich einige Männer auf uns zukamen und uns laut anredeten, warum wir in Schal vier Sklaven veranlaßt hätten, ihrem Meister zu entlaufen? Diese Sklaven müßten bei den Reisenden seyn, und in jedem Fall müßten diese wissen, wo die Entlaufenen hingegangen seien. Es entspann sich ein langer Wortwechsel, bei dem ich vor Zeugen, die gerade auf dem Felde arbeiteten, zu beweisen suchte, daß ich nichts von den Sklaven wisse, — erstlich, weil ich in Schal weder Sklaven gesehen noch gesprochen habe, und zweitens, weil ich überhaupt mit der Sklaverei nichts zu thun habe, da Sklaven machen und halten eine Sünde wider Gott und Menschen sei. Der Streit endete mit der Erklärung der Richter, daß die Reisenden, falls sie nicht die Wahrheit geredet, in den Bann gesprochen seien, was wir mit „Amen" bekräftigten. Dieser verdrießliche Zwischenfall

verzögerte zwar die Weiterreise, hatte aber das Gute, daß wir nicht über das Dorf Saragadel hinaus und in die kalte und gefährliche Wildniß des Districts Angot hineinzogen, wo wir die Nacht auf dem Felde hätten zubringen müssen, da fünf bis sechs Stunden weit kein Dorf anzutreffen ist. In Saragadel hatten wir Mühe, eine Nachtherberge gegen die Kälte und den einfallenden Regen zu finden. Nach vielem vergeblichen Suchen bot endlich ein alter, kranker Mann seinen Kuhstall an, den wir dankbar annahmen. Der Alte ließ ein Feuer anzünden und bewirthete uns mit etwas Brod.

Am 14. April verließen wir das Jedschugebiet und zogen den Bergen von Lasta zu, durch eine völlige Wildniß. Kälte, Wassermangel und die Schwierigkeit, ohne Führer den rechten Weg zu finden, drückte uns vielfach. Auf der Höhe von Angot war kein einziger großer Baum, nichts als Gras. Diese Höhe muß 8 bis 10,000 Fuß über dem Meere liegen. Kein Dorf, kein Mensch, kein Thier außer Füchsen war zu sehen. Alles war öde. Endlich begegneten wir im Nebel einer kleinen Karawane von Kaufleuten, welche uns Hungrigen etwas Mehl gaben und den Weg zeigten, der uns Nachmittags in einen Weiler führte, wo wir aus dem geschenkten Mehl drei Brode machten, welche für sechs Personen ausreichen mußten. Abends übernachteten wir in dem Dorf Deldei, wo die Kaufleute von Sokota, Wofila und Woldaia sich sammeln, um in großen Gesellschaften zu reisen, aus Furcht vor Räubern.

Am 15. April brachen wir von Deldei auf und zogen in östlicher Richtung nach Wofila und dem See Aschange. Die Gegend, die wir durchreisten, war sehr fruchtbar, aber menschenleer; der Boden war mit Gras und Dornen überzogen und von Bächen und Bächlein durchschnitten, hüglig, aber nicht felsig. Im Nordnordwesten von Lasta sah man die hohen Gebirge von Semien. Das Hügelland von Lasta und Wag hatte das Aussehen eines wogenden Meeres, wo zwischen jeder Woge ein weiter Zwischenraum ist. Wir kamen heute nur durch ein paar Weiler, nämlich: Ahio, Tartara und Atemie Galla. Wären wir noch östlicher gereist, so mußten wir fürchten, den wilden Raia Galla

in die Hände zu fallen. Abends übernachteten wir in dem Dorf Enalka, wo ein Priester uns eine Nachtherberge bei dem Dorfschulzen verschaffte, der zum Dorf herauskam, sich ehrerbietigst vor mir verbeugte und sprach: „Würden Sie nicht besser thun, in mein Haus zu kommen und bei mir zu bleiben? Ich will Ihnen geben, was ich habe.“ Mit diesen Worten führte er uns in sein Haus, breitete ein Fell aus zum Sitzen und brachte Bier und Brod zum Abendessen. Der Grund dieser Höflichkeit gegen mich lag in der abergläubischen Meinung, der Reisende komme aus Jerusalem und werde seiner kranken Frau Amulette gegen Krankheit und böse Geister geben. Da ich mich gegen Aberglauben offen aussprach, so verminderte sich die Höflichkeit des Dorfschulzen sogleich.

Am 16. April verließ ich Enalka, begleitet von dem Priester, der uns rieth, nicht nach dem See Aschange, sondern nach Lat zu gehen, um sich dort über den besten Weg nach Antalo zu erkundigen. Im Dorfe Lat angekommen, wurden wir von einem Alaka angehalten, der mich in Ankober gesehen haben wollte, und der mir Brodkuchen und Saubohnen anbot. Als ich weiter gehen wollte, wurde ich von dem Richter des Orts eingeholt, der mich aufs Freundlichste bat, in seinem Hause zu übernachten, was ich mir gefallen ließ, aber leider! bald bemerken mußte, daß die Höflichkeit des Gastwirths nicht lauter war. Dieser verlangte einen Zauberzettel für seine Frau, die schon viele Jahre krank gewesen war und alle Zettel der Abessinier vergeblich versucht hatte, und nun meinte, der von Jerusalem gekommene Mann (die Abessinier glauben, alle weißen Leute kommen von Jerusalem, wo keine Krankheit, und Alles in Hülle, Fülle und Herrlichkeit sei) könne ihr auf magische Weise helfen. Als ich mich gegen diesen Aberglauben erklärte, war alle Höflichkeit und Gastfreundschaft dahin, der Hausherr ließ sich nicht wieder sehen, und man jagte uns als verkappte Muhamedaner aus dem Hause und ließ uns im Freien und in der Kälte schlafen, und gebot uns, vor Tagesanbruch abzureisen. Auch der Alaka erklärte, das sei nicht der weiße Mann, den er in Ankober gesehen habe, denn dieser würde amharische und äthiopische Bücher bei sich haben; es müsse

also ein Betrüger seyn, der unter seinem Namen reise. Von Lat an gab es wieder mehr Dörfer, weil die Verheerungen des Ras Ali sich nicht bis in diese Gegend erstreckt hatten.

Durch den schnellen Aufbruch in der Nacht des 17. April wurden wir verhindert, die Richtung des Weges zu erkennen. Wir irrten daher lange umher und giengen aufs Gerathewohl dem Dorf Bella Georgis zu, wo wir zu unserem Schrecken in einem Thal das Heer des Statthalters von Wofila erblickten, den wir noch in Selga am See Aschange vermuthet hatten, und dem wir auszuweichen beabsichtigten, als wir gestern unsere Richtung nicht nach dem See nahmen. Da es unmöglich war, dem Heere auszuweichen, so faßte ich den Entschluß, geradezu zu dem Statthalter zu gehen, ihn mit unsern Umständen bekannt zu machen, und ihn um Schutz und Lebensmittel zur Reise durch sein Land zu bitten. Als ich in die Nähe der Truppen kam, traf ich glücklicherweise einen Priester, der unter Androhung des Bannes die Soldaten abhielt, sein grünes Feld zu beschädigen. Der Priester ließ sich bewegen, uns zu dem Statthalter zu führen, welcher sogleich fragte, wo wir herkämen, was wir bei uns hätten und wo wir hin wollten. Als er von den durch Adara Bille geraubten Gegenständen hörte, sagten die Günstlinge, die um ihm standen: „Ach, das ist doch Schade, daß der Gypzi (Europäer) seine Sachen nicht zu uns gebracht hat.“ Als ich dem Statthalter mein englisches Testament zeigte, fragte dieser, ob es eben das enthalte, was in dem Neuen Testament seines Landes stehe? Ich bejahte diese Frage und übersetzte Joh. 1. ins Amharische, worauf der Statthalter ausrief: „Ich sehe! ich sehe! ich sehe! es ist ganz dasselbe.“ Er erlaubte uns nun, daß wir uns in der Nähe seines Zeltes bis zu unserer Abreise aufhalten durften. Einige Priester, die um ihn waren, machten Fragen an mich über religiöse Dinge, und viele Soldaten baten mich um einen Segen. Sie knieten nieder oder legten sich nieder auf die Erde, um den Segen zu empfangen, von dem sie eine große Wirkung erwarten, besonders wenn ihn ein Mann aus Jerusalem ausspricht. Manche erwarten davon Schutz gegen feindliche Kugeln, oder gegen Schulden und andere zeitliche Nach-

theile. Ich gab den Segen, aber immer so, daß der Empfangende die Nothwendigkeit der Bekehrung einsehen und nach dem Reiche Gottes trachten sollte. Ich wollte und konnte den Aberglauben nicht befördern, so sehr ich auch in meiner gegenwärtigen Lage hätte davon äußern Nutzen ziehen mögen.

Ein Soldat erzählte mir von der Plünderung eines Franzosen in Sokota, den die Leute ermorden wollten, der aber ihren Händen entgangen war. Da jener Franke entwichen sei, so hätte es, meinte er, nichts zu sagen, wenn ich an seiner Statt umgebracht würde. Diese rohe und leichtfertige Aeüßerung ließ mich wenig schlafen, zumal wenn ich mich an meine Erlebnisse bei Adara Bille erinnerte. Der Statthalter jedoch hatte keine bösen Absichten, sondern entließ uns am 18ten in Frieden und beschenkte uns um seiner Seele willen, wie er sagte, mit zwei Madega Gerste, als Mundvorrath auf unsern Weg. Abends übernachteten wir in dem Dorf Karange.

Am 19ten stiegen wir wieder bergan und zogen durch eine grasigte und dornigte Gegend, wo wir weder Dörfer noch Menschen sahen. Es hatte sehr viele Rebhühner in dieser Wildniß, in der man deutlich die hohen Gebirge von Semien sehen konnte. Auch das Wagland lag vor unsern Blicken da. In dem District Bora trafen wir mit einem kleinen Statthalter zusammen, der ganz das Aussehen eines Räubers hatte, und der es sehr bedauerte, daß Adara Bille mein Gepäck geplündert hatte, da er (der Statthalter) mir Alles abgekauft haben würde. Seine Leute glaubten, ich trage Gold bei mir, weil ich in einem so ärmlichen Aufzug erscheine; denn dies sei die Weise, in welcher Goldträger zu reisen pflegen. Es ist sonderbar, daß die Leute von Wag überall von Gold redeten, und meinten, in Schoa gebe es Gold genug. Der Statthalter meinte auch, ich könne nicht von Schoa kommen, weil ich nicht über Wag nach Schoa gereist sei, und er schien es ungerne zu hören, daß es einen andern Weg dahin durch das Adalland gebe. Um Mittag passirten wir den Fluß Schemschebo, der sehr fischreich ist und in den Takassie sich ergießt. Wir sahen gegen 30 nackte Männer, welche Fische mit den Händen fiengen. Der einfallende Regen nöthigte uns, im

Agaugebiet zu übernachten, obgleich wir uns vorgenommen hatten, im ersten Dorf der Provinz Enderta die Nacht zuzubringen. Nach Ueberschreitung des Schemschebo flüchteten wir uns in eine Felsenhöhle am Weg, um uns gegen den Regen zu schützen. Später kamen wir in ein Dorf, wo ein Statthalter mit seinen Truppen sich gelagert hatte. Ich hielt es fürs Beste, sogleich zu ihm zu gehen, und ihn um Schutz und Mundvorrath zu bitten. Da die Agau- oder Wagsprache von der Amharischen gänzlich abweicht, so mußte ich durch einen Dolmetscher mit ihm reden. Er war so freundlich, uns eine Nachtherberge und ein Abendessen anweisen zu lassen. Auch der Oberpriester des Dorfes verhielt sich freundlich gegen uns.

Am 20. passirten wir in der Frühe den schönen und wasserreichen Zanafluß, der das Wagland von Enderta und Tigre trennt. Die Einwohner haben jeden Fleck der Ufer des Flusses angebaut. Mit Schrecken vernahmen wir, daß Tigre in Verwirrung und Aufruhr sich befinde, und daß die wilden Raiagalla am Zanafluß gelagert seien, daher wir eilen sollten, nach Antalo zu gelangen, ehe die Straßen durch die kämpfenden Partheien gänzlich unsicher gemacht, und auch keine Lebensmittel mehr zu finden seien. Nachdem wir von dem nördlichen Ufer des Zana hoch aufgestiegen waren, kamen wir zu dem ersten Dorf von Enderta, das Bora heißt. Dort vernahmen wir, daß Guebra Medhen, der Anführer der Raiagalla, nach dem Dorf Schebrara gezogen sei. Da wir in Schebrara hörten, der Heerführer sei weiter östlich gezogen und könne heute nicht mehr erreicht werden, so blieben wir in dem Dorfe, wo uns zuerst Niemand aufnehmen und für die kalte Regennacht Obdach und Speise geben wollte, indem die Leute sagten, der Statthalter habe ihnen Alles genommen, und sie hätten nicht genug Vorrath für sich selbst. In Schebrara erfuhren wir, daß die Raiagalla einige von Antalo kommende Kaufleute ermordet hatten, deßhalb unterließen wir es, zu dem Statthalter, wie ich anfangs beabsichtigt hatte, zu ziehen. Aus Mangel an Kenntniß des Landes und eines erfahrenen Führers geriethen wir in eine völlige Wildniß, wo wir zwar zuerst mehrere zerstörte Dörfer antrafen, wo aber zuletzt jede

Fußspur aufhörte, und wo wir einander vor dem hohen Grase selber nicht mehr sehen konnten, und Dornen und Felsen uns den Weg versperrten. Es war eine schauerliche Wildniß, und unsere Lage sehr bedenklich, zumal da wir nicht wußten, ob wir nicht mit lauernden Raiagalla zusammentreffen würden. Auch war es sehr heiß, und die Anstrengung des Reisens erzeugte heftigen Schweiß, Durst und Müdigkeit; zu dem plagte uns die Besorgniß wegen der einbrechenden Nacht. Ich wurde zuletzt so erschöpft, daß ich mich auf das Gras hinstreckte. Da Alles still war und ich mein Ohr auf den Boden gerichtet hielt, hörte ich auf einmal das leise Rauschen eines nahen Wassers, zu dem ich mich durch hohes Gras und Dornen kriechend hindurch wand. Mit Entzücken fand ich ein kühles Bächlein, das uns müde Wanderer wunderbar erfrischte. Nach manchem Hin- und Herirren entdeckten wir endlich einen gebahnten Fußweg, der auf einen hohen Berg führte, wo, wie ich vermuthete, Antalo gesehen werden müßte. Unterwegs trafen wir mehrere Priester mit Soldaten, die zu dem Statthalter Guebra Medhen reisten, und die es bedauerten, daß ich nicht zu ihrem Fürsten gereist sei, der mir gewiß ein Maulthier und Speise auf den Weg gegeben haben würde. Zugleich versicherten sie uns, daß wir auf dem rechten Weg nach Antalo seien. Oben auf dem Berg angekommen, erblickten wir ein weites Thal mit vielen Dörfern. Das nächste Dorf hieß Mawoini, wo wir Halt machten und in der Kirche St. Michael eine Nachtherberge fanden, da die Dorfbewohner uns nicht aufnehmen wollten. Ein Mönch von Debra Tabor fühlte Mitleiden mit mir, rief mich in seine Hütte und gab mir von dem heiligen Brod der Priester, das kein Ungeweihter sehen oder kosten darf. Er steckte es mir heimlich in die Tasche, damit es meine Knechte nicht sehen möchten. Dieses Brod, das nur die Priester essen, wird in einem besondern, neben der Kirche stehenden Backhause von einem Diakon gebacken. Das Mehl zu dem Brod, das bei dem Abendmahl gebraucht wird, wird durch eine alte Frau gemahlen, die Akabit heißt. Ich zeigte es jedoch meinen hungrigen Knechten und ließ sie mit mir essen. Der Hunger hob sie bald über die Scrupel hinweg, die sie anfangs wegen dieser Sache

hatten. Das Geschrei der Priester, welche die ganze Nacht hindurch gesungen hatten, und noch mehr die Unzahl von Flöhen, welche für einen Reisenden, der in einer abessinischen Kirche schläft, eine große Plage sind, hatte mich wenig schlafen lassen, ich war daher froh, mit Tagesanbruch, am 22sten abreisen zu können. Auf dem Wege sahen wir viele Dörfer, welche Ubie zerstört hatte.

Von dem Fluß und Dorf Gumbalo an führte uns der Weg in eine ungeheure Ebene, an deren südwestlichem Ende, am Fuße eines Berges, wir die Stadt Antalo erblickten, welche wir um 4 Uhr Nachmittags erreichten. Da wir bei den Einwohnern keine Nachtherberge finden konnten, so giengen wir in die schöne St. Georgskirche, welche der berühmte Ras Wolda Selassie (der frühere Gouverneur von Tigre) erbaut hatte, dem bekanntlich der König Georg von England im Anfang dieses Jahrhunderts durch Herrn Salt reiche Geschenke sandte. Der Alaka der Kirche benahm sich aber sehr hochmüthig gegen uns arme Reisende und ließ uns nicht einmal im Detscha Salama, d. h. in dem Vorgebäude am Eingang der Kirche übernachten, verschaffte uns jedoch eine Wohnung, welche voll Weiber und Soldaten war, die bei meiner Erscheinung in ein Geschrei ausbrachen mit den Worten: „Woi gypzi! woi gypzi!" Indessen wurde ich von einem gutgesinnten Priester besucht, der Samuel Gobat, den jetzigen anglikanischen Bischof von Jerusalem, kannte und werthschätzte. Dieser Priester gab mir zwei Salzstücke, um Meth und Brod kaufen zu können. Die Stadt Antalo ist sehr ausgedehnt; die meisten Häuser sind aber in einem zerstörten Zustand, in Folge der vielen Kriege mit Ubie. Die Lage der Stadt ist wegen der schönen und großen Ebene sehr zweckmäßig gewählt.

Am 23. April brachen wir frühe auf nach Tschelikut, eine Stadt, die zwei Stunden von Antalo entfernt ist. Eine Truppe Soldaten begleitete uns eine Strecke weit. Diese zog zu ihrem Herrn Balgadaraia, der gegen Ubie, den Herrscher von Tigre, Krieg führte. Unterwegs sah ich eine große Heerde Affen von weißlicher Farbe. Ich verwunderte mich sehr über die schöne Ordnung, in der die Affen marschirten. Vor und hinter jeder Reihe sah man immer die größten ziehen. Sie machten von

Zeit zu Zeit Halt, gafften uns an und zogen dann in größter Ordnung auf einen höhern Hügel zurück. Gewiß, die Abessinier hätten längst militärische Ordnung von diesen Thieren lernen sollen. Von Tschelikut nahmen wir unsere Richtung nach Adigrat. Abends übernachteten wir in dem Dorf Arena Mariam, wo ein Mann, der bei unserer Ankunft gerade einem kranken Ochsen zur Ader ließ, uns einen elenden Stall zum Nachtquartier gab, für das Abendessen aber uns selbst sorgen ließ. Meine Diener bettelten etwas Mehl zusammen, das die Hausfrau zu backen versprach unter der Bedingung, daß ihr ein Theil des Mehls überlassen würde für ihre Mühe. Holz und Wasser mußten die Knechte herbeischaffen. Sie gab die zum Backen nöthigen Gefäße her, „um ihrer Seele willen," wie sie sich ausdrückte. Dieß ist eine Redensart, die man oft in Abessinien hören kann.

Am 24. April reiste ich schleunigst von Arena Mariam ab, betrübt über die unfreundliche Behandlung, wie denn überhaupt in Tigre unsere Noth von Tag zu Tag zunahm, und in uns die Sehnsucht rege machte, die Meeresküste möglichst schnell zu erreichen, damit die Leiden ein Ende hätten. Deßhalb bot ich alle Körperkraft auf und marschirte mit meinen Knechten zu Fuß von Morgens früh bis Abends spät. Wir zogen heute über eine wellenförmige Ebene, wo wir bald Wassermangel hatten, und Dörfer oder Weiler selten zu Gesicht bekamen. Der Boden war steinig und zum Ackerbau wenig geeignet. Als wir den Fluß Haikamesal passirten, der in den Takassie fließt, begegneten wir einem Mann, der, von unserer Speisenoth unterrichtet, uns etwas Basso gab. Dieß ist Mehl, aus gerösteter Gerste gemahlen, das mit Wasser gemischt nicht übel zu essen und auf der Reise leicht zu bereiten ist. Wir setzten uns an den Fluß, mischten das Mehl mit Wasser und verzehrten es ohne weiteres mit gutem Appetit. Wie einfach kann der Mensch leben in Umständen, wo er sich aller Bequemlichkeit entschlagen muß! Der Christ in der Armuth hat aber auch den Trost, daß Gott sein geringes Brod und Wasser segnet, und das Herz überdieß noch fröhlich und dankbar macht. Ich hatte oft in der größten Dürftigkeit die

seligsten Stunden, und ich durfte die Hülfe Gottes auch im Aeußern immer zur rechten Zeit erfahren. Deßhalb möchte ich Diejenigen, welche in der Heimath oder in fernen Ländern Noth und Armuth zu erdulden haben, dringend ermahnen, nicht zu verzagen, sondern nur Glauben an Gott zu haben, der die genaueste Aufsicht auf sie hat, und ihnen täglich bescheeren wird, was sie brauchen. Nur müssen sie sich zum Niedrigsten bequemen und über der Hoffnung des herrlichsten Ausgangs halten.

Unterwegs trafen wir einen andern Mann, der uns weinend erzählte, er sei durch Soldaten aller Lebensmittel, seines Schwerts und seiner Kleider beraubt worden. Dies war keine gute Nachricht für uns bedrängte Wanderer; wir kamen jedoch glücklich in dem Dorfe Maberka an, wo uns ein Flöhstall zur Wohnung angewiesen, ein saures Gesicht vorgehalten, aber doch auch etwas Bier und Mehl gereicht wurde, womit wir dankbar zufrieden waren, in Hoffnung der baldigen Erlösung in Massowa.

Am 25. April besuchten wir unterwegs das Dorf Atzbie, wo ein der heiligen Dreieinigkeit geweihtes Kloster ist, das ein Asylrecht hat zu Gunsten des Mörders, der von dem Bluträcher verfolgt wird. In der Nähe des Dorfes steht eine Art Obeliske, eine aufgerichtete Steinmasse von 15—18 Fuß Höhe. Sobald ein Mörder, der ins Kloster flüchten will, diesen Stein erreicht hat, so ist er sicher vor seinem Verfolger. Auf dem Weg von Atzbie wurde ich vom Fieber befallen, das ich mir in der letzten Nacht durch die Kälte und Nässe, der ich ausgesetzt war, um den Flöhen zu entgehen, zugezogen hatte. Zum Glück traf ich denselben Mann wieder, der uns gestern das Basso gegeben hatte. Dieser lief mir nach, lud mich in sein Haus ein, machte mir ein warmes Fußbad und gab mir etwas Kaffee. Ich gerieth in Schlaf und Schweiß und fühlte mich beim Erwachen so gestärkt, daß ich die Reise bis gegen Abend fortsetzen konnte. Weil uns in dem Dorf Masaot Niemand aufnehmen wollte, so begaben wir uns in die Kirche St. Michael, deren Priester sehr leichtsinnig und ausgelassen waren. Reisende gehen in Abessinien immer in den Vorhof der Kirchen, wenn sie Niemand aufnehmen will. Die Priester müssen für sie sorgen und ihnen wenigstens die

allernöthigste Nahrung geben. Nur darf der Reisende das Ungeziefer nicht scheuen, von dem diese Herbergen voll sind.

Am 26. April kamen wir Abends spät nach Maschageria Mariam, wo wir bei einem Priester übernachten wollten, der uns aber aus dem Hause jagte. Als ich es ihm zum Vorwurf machte, daß er sein Vieh mehr liebe als seine Nebenmenschen, er also kein rechter Priester, der das Wort Gottes kennt, seyn könne, so bot er endlich seinen Stall als Nachtquartier an, gab uns aber lange keinen Bissen Brod, und kaum einen Schluck Wasser für den großen Durst, der uns in der wasserarmen Gegend quälte.

Am 27sten erreichten wir die Stadt Adigrat, wo wir in die St. Tschirkoskirche giengen, welche der württembergische Zimmermann Aichinger auf Befehl und Kosten des Detschesmatsch Sabagadis erbaut hat, der als früherer Beherrscher von Tigre ein großer Freund der Europäer gewesen war. Die Form der Kirche im Innern ist wie die der andern Kirchen, nur regelmäßiger, und ist mit vielen Bildern von Löwen, Elephanten, Hyänen u. s. w. bemalt. Die Priester sprachen ehrenvoll von Aichinger und besonders von Samuel Gobat. Einer von den Priestern gab uns etwas Mehl, aus dem seine Frau Kuchen buck. Adigrat liegt in einer großen, von Bergen umgebenen Ebene. Die Stadt wurde fast ganz zerstört während der Kriege Ubie's mit Kassai, dem Sohne Sabagadis. Kassai hatte sich lange auf dem hohen und festen Berg von Haramat behauptet, bis Ubie durch List ihn gefangen nahm. Ubie schwur acht Mal vor 90 Priestern, daß er dem Kassai kein Leid zufügen werde, wenn er sich und die Festung übergebe. Kassai übergab sich, wurde aber sogleich in Ketten gelegt, und die Priester, welche den Ubie an an seinen feierlichen Eid erinnerten, wurden ebenfalls eingesperrt. Dieß ist nur ein Beispiel von Ubie's Wirthschaft in Abessinien.

Von Adigrat zogen wir weiter östlich und übernachteten im Dorf Mamberot, wo wir mit Mühe einen Stall zur Nachtherberge erhalten konnten. Für den Gürtel meines Oberknechts kaufte ich etwas Gerste und Saubohnen. Je tiefer wir in die Provinz Tigre hineinkamen, desto ungastfreundlicher wurden die Leute. Sie wollten Alles gut bezahlt haben, was sie von

den Kaufleuten, die von der Küste kommen, sich angewöhnt hatten.

Am 28sten führte uns der Weg durch eine felsige, wenig angebaute und wenig bevölkerte Gegend. Im Dorfe Degadi bekamen wir etwas Brod und Bier; in dem großen Dorfe Behat aber, wo wir Vorrath zur Reise durch das Schoholand sammeln wollten, wurden wir kalt abgewiesen. Ehe wir auf die Ebene von Behat kamen, hatten wir einen steilen Abhang hinabzusteigen, aber jenseits Behat wieder ebenso steil aufzusteigen, wo sich abermals eine weite, aber sehr angebaute und bevölkerte Ebene ausbreitete. Diese Ebene ist die östliche Grenze von Tigre; weiterhin gegen Osten wohnen keine Christen mehr. Da wir unterwegs von einem Kaufmann vernahmen, daß die Leute von Senafe schlimme Muhamedaner seien, und daß überhaupt an der Schohogrenze das Reisen unsicher und gefährlich sei, und daß es daher besser für uns wäre, uns an eine Karawane bis Halai oder Tekunda anzuschließen, so zogen wir nach dem Dorfe Tschemasana, wo der Alaka (Vorsteher) der St. Georgskirche, ein blinder, aber vernünftiger Mann, der den Unterschied zwischen Engländern und Franzosen wohl kannte, uns mit Speise und Trank versah, und uns dann in das Dorf Meschaich sandte, wo wir übernachteten und von wo wir mit den Marktleuten am folgenden Morgen nach Tekunda reisen sollten.

Es ein war Glück, daß wir am 29. April mit den Marktleuten reisen konnten, denn der Statthalter von Senafe, ein grimmig aussehender Schoho, stand wirklich am Wege und forderte mit Ungestüm einen Conventionsthaler von dem Gipzi (Europäer), der, wie er gehört habe, vorbeireise. Ich erklärte meine Zahlungsunfähigkeit in Folge der Plünderung bei Adara Bille; allein der grimmige Schoho wollte das nicht glauben, sondern behauptete, die Europäer hätten immer Geld bei sich. Der Streit wurde lebhaft, da die Marktleute sich meiner annahmen. Der Schoho hieß diese ihres Wegs gehen, da er die Sache mit dem Europäer allein ausmachen wolle. Allein die Leute wollten mich nicht verlassen, da sie wohl wußten, daß die Schohos mir entweder die Kleider nehmen oder mich ermorden würden. Nach langem Hin-

und Herreden und um die Marktleute nicht aufzuhalten, bot ich ein Stück Zeug an, das ich gegen die Sonnenstrahlen um den Kopf gewunden hatte, und das etwa fünf Salzstücke werth war. Der habsüchtige Schoho wollte es nicht annehmen, bis ein allgemeines Murren und Geschrei entstand, das die Marktleute wegen Verzögerung der Reise wider ihn erhoben. Endlich nahm er es an und ließ die ganze Gesellschaft ziehen. Der Weg führte uns durch eine steinigte und waldigte Wildniß, die für Räuberbanden wie gemacht ist. Nach einigen Stunden kamen wir zu einem Brunnen guten Wassers, wo man wartete, bis die ganze Reisegesellschaft beisammen war, dann zertheilte sie sich, und Jeder ging seinem Dorfe zu. Einige reisten nach Halai im Norden, während ich mit einer Schaar die Richtung nach Tekunda nahm, welches das letzte christliche Dorf von Tigre an der Schohogrenze ist, von wo man nach Massowa geht. Meine unansehnliche und bettelhafte Erscheinung machte Anfangs keinen großen Eindruck auf den Gouverneur von Tekunda. Doch, als dieser erfuhr, daß ich ein Engländer sei und den Samuel Gobat und Herrn Schimper (ein deutscher Botanist, der seit 1836 in Tigre war und noch ist) kenne, so wurde er etwas freundlicher, und brachte mir und meinen Leuten etwas Brod und Saubohnen. Der Gouverneur vernahm mit vieler Theilnahme unsere Beraubungsgeschichte bei Adara Bille. Als er sie angehört hatte, zeigte er mir einige muhamedanische Pilger, die von Mekka kamen und die Unterthanen von Adara Bille waren. Nimm diese, sagte er, räche dich an ihnen und beraube sie ihrer Kleider. Allein ich erklärte, ich könne und wolle als Christ und Bote des Evangeliums nicht Böses mit Bösem vergelten, zumal heute am Charfreitag, der den Christen daran erinnert, daß Christus, der Sohn Gottes, für die Ungerechten, für seine Feinde gestorben ist, um sie mit Gott zu versöhnen und ihnen den Geist der Liebe und des Friedens zu schenken. Der Statthalter gab mir dann eine geräumige Wohnung und Lebensmittel, so daß ich endlich nach langer Noth, Entbehrung und Anstrengung etwas ausruhen und diese heiligen Tage in der Stille feiern konnte.

Am 30. April bestellte Habta Michael, der Statthalter von

Tekunda, einen Schoho, der als Führer mich und meine abessinischen Knechte durch das Schoholand nach Massowa begleiten sollte, da die Schoho keinen Reisenden ohne einen Führer aus ihrer Mitte durch ihr Land ziehen lassen. Der Führer verlangte aber einen Thaler bis Dohono oder Harkiko. Ich erklärte, daß ich kein Geld habe, daß ich aber hoffe, in Massowa mir das Nöthige verschaffen zu können. Der Statthalter erwiederte: „Das thut nichts, der Schoho muß warten, und ich will auch warten, bis ich meine Belohnung erhalte.“ Es ist nämlich Sitte, daß der Schohoführer einen halben Thaler und der Statthalter der Tigre-Grenze den andern halben empfängt. Als nun am 1. Mai der Statthalter mit dem Schoho den Vertrag abschließen wollte, so erklärte dieser, daß er Tekunda nicht verlassen werde, ehe er bezahlt sei. Ich konnte das nicht eingehen. Nun verlangte der Schoho, ich solle schwören, daß ich ihn in Harkiko nicht hintergehen wolle. Ich erwiederte, ein Eid sei unnöthig, der Führer solle mir auf mein Wort glauben, ich würde ihm noch mehr geben, als ich schuldig sei, wenn er Vertrauen zu mir habe. Der Schoho willigte endlich ein, und so verließ ich Abessinien mit Gefühlen, die sich nicht leicht beschreiben lassen. Hatte ich doch Hoffnung auf baldige Erlösung von meinen Nöthen!

Tekunda ist ein kleines Dorf auf einer Anhöhe, mit einer romantischen Umgebung. Dieses Dorf ist wichtig wegen seines Verkehrs mit der Küste. Nach 20 Minuten kamen wir an die Quelle eines Flusses, wo die Bewohner von Tekunda ihr Wasser holen müssen. Wir hatten eine gute, ebene Straße durch eine waldige Wildniß. Der Schohoführer stand mehrmals stille und sagte einige unverständliche Gebete her, als er an Begräbnißplätzen vorüber kam, die an der Straße sich befanden. Nach etwa drei Stunden kamen wir an den Ort, wo der Weg von Tekunda mit dem von Halai zusammentrifft. Ich erinnerte mich sogleich der Stelle, wo ich vor vier Jahren (wie oben berichtet) wegen der Miethe von Ochsen drei Tage mit den gräulichen Schohos mich hatte herumzanken müssen. Ich bat den Führer, an der Stelle zu halten, um die vom Statthalter von Tekunda erhaltenen Saubohnen mit meinen Knechten verzehren zu können. Während die-

ses Mahl gehalten wurde, und während ich im Nachdenken über meine damalige und jetzige Lage begriffen war, kamen drei Schohos und forderten in ihrer gewöhnlichen, stürmischen Weise einen Thaler von mir, da sie große, einflußreiche Leute unter den Schohos seien. Nach langem Wortwechsel, bei dem ich meine Geschichte von Schoa an erzählte, standen sie von ihrer Forderung ab, wollten aber nun Kaffee haben, der ihnen ebenfalls versagt wurde. Endlich ließen sie uns wieder weiter ziehen. Wir marschirten nun ohne Unterbrechung bis es Abend wurde, wo wir unter einigen großen Bäumen an einem Wasser übernachteten, nicht weit von Hammhammo. Eine herrliche kühle Luft erfrischte uns in der Nacht, und Niemand belästigte uns im Geringsten. Ein großer Baumstamm wurde angezündet, welcher die ganze Nacht fortbrannte, wodurch die wilden Thiere, die in der Wildniß des Samhar zahlreich sind, weggescheucht wurden.

Am 2. Mai brachen wir vor der Morgendämmerung auf, und wanderten beinahe den ganzen Tag über das steinigte Bett eines Flusses. Wir achteten die große Hitze nicht, welche in der engen Thalschlucht den Wanderer belästigt. Nachmittags kamen wir an eine Stelle, wo wir nach der Anweisung unseres Führers Wasser mitnehmen mußten, weil in dieser Jahreszeit bis Harkiko keines mehr angetroffen wird. Wir füllten einen großen Wasserschlauch, den uns der Statthalter von Tekunda auf den Weg gegeben hatte, mit dem Auftrag an den Führer, ihn wieder zurückzubringen. Da ich ohne Unterbrechung bis in die tiefe Nacht hinein marschirt hatte, war ich so ermüdet und von Schlaf übernommen, daß ich öfters auf der Straße niederfiel. Hunger und Durst quälten mich, je mehr ich trank, je durstiger wurde ich, und die wenigen Saubohnen, die ich noch übrig hatte, sättigten mich nicht recht. Endlich bat ich den Führer, irgendwo in der Wildniß Halt zu machen, um ein wenig schlafen zu können; allein der Schoho behauptete, das dürfe nicht seyn wegen der herumstreichenden Schoho und der wilden Thiere, besonders der Löwen, die schon manchen Reisenden zerrissen hätten; ich müßte noch weiter ziehen, bis ein geeigneter Ort sich finden würde. Ich ging noch eine Weile, aber endlich, da der Schoho noch immer keinen Ort

bezeichnete, legte ich mich auf den Sandboden und sagte: „Nun thut, was ihr wollt, macht Halt oder gehet, ich weiche nicht von dieser Stelle, bis ich einige Stunden ausgeruht habe.“ Der Schoho gab nach und jetzt ruhte die kleine Karawane auf dem Sand, nur wenige Schritte vom Weg. Es war etwa 2 Uhr Morgens, als eine Schaar Schohos vorbei zog, aber bei ihrem geräuschvollen und geschwätzigen Wesen die schlafenden Wanderer glücklicher Weise nicht bemerkte. Ich und mein Führer erwachten zu gleicher Zeit von dem Lärm. Sobald die Schohos vorüber waren, erhoben wir uns mit dem eben aufgehenden Mond von unserer Lagerstätte. Aber die weite Ebene bis Harkiko wollte kein Ende nehmen und langweilte uns entsetzlich, denn nichts ist verdrießlicher, als wenn man so nahe am Ziel ist, und dieses doch immer noch nicht erreicht wird. Endlich, etwa um 9 Uhr Morgens, kamen wir an die Wasser-Brunnen von Harkiko, denen wir herzlich zusprachen. Von da eilte ich, obwohl halb lahm von der Anstrengung des Marsches, zu dem Hause des Naib, dem ich auf der Straße begegnete. Nachdem ich ihm meine Erlebnisse erzählt hatte, befahl er seinen Dienern, dem müden Reisenden ein Zimmer zu geben und ihm alles bequem zu machen. Mit Freuden- und Dankgefühlen gegen Gott für die vielfache und wunderbare Bewahrung, Errettung und Durchhilfe auf dieser beschwerlichen Reise, legte ich mich auf eine Bettstätte im Hause des Naib Hassan nieder. Nachdem ich einige Zeit ausgeruht hatte, fragte ich, ob nicht im Hafen von Massowa ein englisches Schiff, das nach Aden fahre, vor Anker liege? Es hieß, ein englischer Skuner, der Herrn Coffin von Aden gebracht hätte, habe vor drei Tagen den Hafen verlassen. Als ich den Namen Coffin hörte und vernahm, daß er in Harkiko sich aufhalte, begab ich mich sogleich zu ihm und erhielt von ihm allerlei wichtige Nachrichten aus Europa und Egypten. Besonders betrübte mich die Nachricht, daß meine Freunde, die von Tadschurra aus nach Ankober vordringen sollten, um die dortige Missionsstation zu verstärken, nach Egypten zurückgekehrt seien, weil sie die Unmöglichkeit einsahen, durch das Adalland zu reisen. Da ich ganz ohne Geld war, so gab ich dem Statthalter eine Andeutung, daß ich welches zu bor-

gen wünschte; allein er wollte die Andeutung nicht verstehen, jedenfalls nur unter Voraussetzung eines großen Zinses.

Am 4. Mai reiste ich nach Massowa ab, aber nicht zur See, wie es gewöhnlich bei Reisenden der Fall ist, sondern zu Land. Meine Füße waren so geschwollen und schlimm, daß ich es vorzog, barfuß zu gehen wie die Abessinier. In Massowa ging ich in das Haus des Agenten von Herrn Coffin, verließ aber dasselbe, als ich von dem französischen Consul De Goutin freundlich eingeladen wurde, im Consulat-Hause zu wohnen. Ohne mich je gesehen zu haben und ohne zu fragen, welcher Nation ich angehöre und ob er mir trauen könne, bot er mir so viel Geld an, als ich für meine Reise nach Aden bedurfte. Freilich hatte der Consul von einem Franzosen, der in Sokota geplündert und der nach seiner Plünderung nach Schoa gekommen war und dort von mir manche Wohlthat empfangen hatte, gehört, und wünschte daher durch freundliche Behandlung das seinem Landsmann erwiesene Gute zu erwiedern. Kaum hatte ich die Wohnung des freundlichen Consuls bezogen, so kam ein anderer, im westlichen Abessinien beraubter Reisender, der Engländer Herr Bell, in Massowa an, und logirte ebenfalls im französischen Consulat, weil damals noch kein englisches errichtet war. Mit diesem Reisenden, der jetzt Geheimerrath des neuen Königs Theodoros in Abessinien geworden ist, segelte ich nach Aden, nachdem ich vorher zwei Knechte in Massowa entlassen und mit Briefen nach Schoa zurückgeschickt hatte, die drei übrigen Knechte nahm ich mit mir nach Aden und Egypten, von wo aus ich sie später durch das Somali oder Adalland nach Schoa mitnehmen wollte. Die Seereise von Massowa nach Aden dauerte gegen 15 Tage. In Hodeida nahmen wir zwei Franzosen an Bord, die an der arabischen Küste Schiffbruch gelitten hatten, und so kamen auf einmal vier verunglückte Reisende in Aden an, wo meine Entbehrungen ein Ende hatten, da mir von meinen Freunden, namentlich von Kapitän Barker, der mit Harris in Schoa gewesen war, viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Von Aden begab ich mich nach Sues auf dem nächsten Dampfschiff, auf welchem ich eine freie Passage erhielt in Folge der dem Major Harris in Schoa erwiesenen Dienst-

leistungen. In Egypten verweilte ich bis zu meiner Verheirathung mit Fräulein Rosine Dietrich im Spätjahr 1842, wo ich mit meinen Collegen Isenberg und Mühleisen nach Aden zurückkehrte, um abermals durch die Adalwüste nach Schoa vorzudringen und von dort aus die Mission unter den Galla zu beginnen und die zerstreuten christlichen Ueberreste in Gurague, Kambat und Kaffa aufzusuchen und das Wort Gottes unter ihnen zu verbreiten, womit wir uns (wir hatten 30 Kisten mit Bibeln) in Kairo reichlich versehen hatten.

Siebentes Kapitel.

Fall der Mission in Schoa und Abessinien überhaupt.

Als ich mit meiner Frau und meinen Collegen am 20. Nov. 1842 in Tadschurra ankam und die Reise nach Schoa anzutreten verlangte, da erklärte der dortige Sultan, daß er vom König von Schoa den schriftlichen Befehl erhalten habe, keinem Europäer in Zukunft den Eingang ins Innere zu gestatten. Es war umsonst, daß ich und Isenberg auf unser früheres freundliches Verhältniß zu Sahela Selassie hinwiesen. Der Sultan bestand auf seiner Weigerung, und so mußte die ganze Reisegesellschaft Tadschurra verlassen und sich nach Seila begeben, um einen neuen Weg nach Schoa durch das Somali-Land zu versuchen. Allein hier waren wir vom Regen in die Traufe gekommen. Fürs erste verlangte der Gouverneur von Seila die enorme Summe von 2000 Thalern, ehe wir ins Innere reisen dürften. Sodann kamen die Häuptlinge der Somali-Stämme, die Führer und Kameelsbesitzer mit Forderungen, die sich auf Hunderte von Thalern beliefen. Die großen Summen, welche die englische Gesandtschaft in Tadschurra und anderwärts den Eingeborenen gegeben hatte, hatte das Geldfieber unter diesen Barbaren der Küste und im Innern erzeugt. Hatte doch der brittische Gesandte nur für die Ueberbringung eines Briefes nach Tadschurra 100 Thaler gegeben! Es war umsonst, daß die Missionäre erklärten, sie seien Privatperso-

nen und stehen nicht im Dienst des Serkals, d. h. der Regierung, welche wohl solche Summen bezahlen könne. Die Unterhandlungen wegen der Verringerung dieser hohen Forderungen zogen sich von Woche zu Woche in die Länge, bis zum März des Jahres 1843. Am Ende wollte wohl Emir Kaleb, der von dem Scherif von Mocha für 400 Thaler eingesetzte Statthalter von Seila, die Reisenden für die Summe von 318 Thalern ziehen lassen, aber sie sollten schriftlich erklären, daß der Emir nicht für die Unbilden verantwortlich seyn sollte, die ihnen unterwegs von den Somali und Danakil oder Adal zustoßen würden. Eine solche Erklärung konnten die Missionarien nicht geben, weil sie sich damit selbst das Messer an den Hals gesetzt hätten, indem die Eingeborenen sie auf dem Weg mißhandeln konnten, ohne daß der Gouverneur von Seila sich der Mißhandelten anzunehmen brauchte. Ja er konnte selbst diese Mißhandlung veranlassen und sich dann mit dem schriftlichen Ausweis vor den Folgen in Aden verwahren. Als die Unterhandlungen in ihr letztes Stadium eingetreten waren, kam ein Schreiben von Major Harris an mich, worin der Gesandte bemerkte, daß das ganze Gesandtschaftspersonal Schoa verlassen und den Rückzug nach Tadschurra angetreten habe, und daß der König uns die Rückkehr verweigere. Harris schob zwar die Schuld auf die fanatische abessinische Priesterschaft, aber diese trug nicht die Hauptschuld der Mißstimmung des Königs gegen uns, sondern der Franzose Rochet, der die Königin von Schoa gegen mich und die protestantischen Missionarien überhaupt einzunehmen wußte. Rochet steht seit 1854 (er starb als französischer Consul in Dschidda) vor dem ewigen und gerechten Richter, darum will ich mich eines Urtheils über diesen Mann enthalten, dem ich in Schoa viel Gutes erwiesen und viele Informationen gegeben habe, welche der Verstorbene seinem Buche einverleibte, aber so, daß er den Urheber ignorirte. In Bezug auf die von Rochet seinem Buch angehängte amharische Wörtersammlung ist es mir sogar lieb, daß der Franzose meinen Namen nicht erwähnte, weil ich mich über die Verstümmelung der amharischen Sprache nur schämen müßte. Die Königin von Schoa konnte natürlich kein besseres Werkzeug finden als die Priesterschaft, um die Insinuationen des

Herrn Rochet durchzuführen, dem es freilich bei seinem Königsgelüsten (je veux me faire le roi de l'abessinie) unbequem seyn mußte, einen Europäer im Lande zu wissen, der es verschmähte, Kultminister eines Rebellen zu werden. Rochet hatte nämlich mir einmal gesagt, er werde mich, wenn er König von Abessinien sei, zum Kultminister machen. Daß aber der König Sahela Selassie die Forderungen seiner Frau und der seiner Priester nicht entschieden zurückwies, das hatte seinen Grund theils in der Anhänglichkeit an seine geliebte Besabesch (so hieß die Königin) und an die abessinische Geistlichkeit und Kirche, theils und vorzüglich auch darin, daß der König jetzt alles, was er von Anfang an gewünscht, durch die englische Gesandtschaft erreicht hatte und er daher meiner nicht mehr bedurfte. Es konnte ihm auch keineswegs lieb seyn, einen Europäer im Lande zu haben, der möglicher Weise seine Uebertretungen des Vertrags mit England auswärts berichten konnte. Ueberhaupt hatte der König genug gesehen und erhalten von den weißen Leuten, und hatte es ja von vorn herein sich vorgenommen, fremde Einwirkung als eine Sache der Neugierde zu behandeln, nicht um in Wahrheit seinem Lande aufzuhelfen, dessen einziger Herr und Rathgeber nur Er allein seyn und bleiben wollte. Alles Fremde wollte er nur so lange und so weit zulassen, als es seiner Selbstsucht und seinem Ruhm bei der Nachwelt nützen konnte. Hat er doch alle die fremden Schätze im Walde von Mamrat verborgen, damit es einst heißen möge: „Solche schöne und herrliche Dinge sind zu Sahela Selassie's Zeit aus dem Land der Gypzy gesendet worden in Anerkennung der Macht und Weisheit des erhabenen Königs von Schoa, dessen Ruhm bis an der Welt Ende reicht.“

Nachdem so die schoanische Mission durch die Unbeständigkeit des Königs, durch die Intriguen der Königin und ihres Günstlings, des Herrn Rochet, sowie auch durch die Gegenwirkungen einiger widrig gesinnter und hochgestellter Priester (namentlich des Alaka von der Marienkirche in Ankober, der die Protestanten von Anfang nicht leiden konnte) aufgehoben war, und da die Missionarien weder nach Schoa noch nach Gurague oder zu den Galla im Süden von Schoa vordringen konnten, um unabhängig von

Schoa eine Mission zu gründen, so fragte es sich, was sie nun thun sollten? Isenberg und Mühleisen entschlossen sich, über Tigre nach Gondar zu gehen und zu sehen, ob nicht im Westen von Abessinien etwas für die Sache des Reiches Gottes gethan werden könne, nachdem im Osten und Süden der Versuch mißlungen war. Ich dagegen wollte mich, wie im Jahr 1838, wieder nach Süden wenden, weil ich gehört hatte, daß die Galla, deren Bekehrung mir von Anfang meines Aufenthalts in Schoa an am Herzen lag, sich bis zum Aequator hinab erstrecken. Ich hatte dieß erfahren aus den Berichten der Seereise des englischen Kapitäns Owen, der im Jahr 1824 die ostafrikanischen Gewässer auf Befehl der englischen Regierung untersucht und die Insel Mombas auf Verlangen der Insulaner in Besitz genommen hatte. Noch bestimmtere Nachrichten von dem Vorhandensein der Galla im Süden hatte ich von Lieutenant Christopher erhalten, der auf Befehl des Kommandanten von Aden die Somali-Küste von Barawa untersuchte und bis zu dem in der Nähe von Gurague entspringenden Wabe-Fluß, den Christopher dem Kommandanten zu Ehren den Haine's-Fluß nannte, vorgedrungen war. Auch hatte ich ja von dem Fluß Godschob und den christlichen Ueberresten im Süden Kunde erhalten, und konnte mir leicht vorstellen, daß vom Süden her ein Zugang zu den Galla und jenen christlichen Ländern möglich seyn müsse. Hatte ich doch öfters in Schoa schon den Plan gefaßt, über Gurague und Sendschero nach der Küste von Malinde vorzudringen und den Weg ausfindig zu machen, der den Jesuiten im 16ten Jahrhundert mißlungen war. Freilich lag dieß alles noch sehr dunkel vor meiner Seele, als ich am 18. März 1843 in Tadschurra von meinen Freunden Isenberg und Mühleisen Abschied nahm, welche nach Massowa segelten, um ihren Reiseplan zu verfolgen. Erst als ich mit meiner Gattin von Tadschurra nach Aden zurückkehrte, wurde mir die Sache etwas deutlicher. Doch, auch jetzt noch hatte ich manches Bedenken gegen mein Unternehmen im Süden, zumal da ich die Erlaubniß meiner Kommittee in London noch nicht darüber eingeholt hatte. Ich konnte es gar nicht übers Herz bringen, von Abessinien völlig Abschied zu nehmen, ehe der letzte Versuch auch im Westen dieses

Landes gemacht war. Ich beschloß daher in Aden, meinen beiden Freunden durch die Straße von Babelmandeb und der afrikanischen Küste entlang über Ait*) und Hamfila nach Massowa nachzureisen, wo ich am 14. Mai 1843 ankam und sogleich den Schmerz hatte, von den Hindernissen zu hören, welche sich meinen Freunden in Adoa entgegen stellten. Der alte Feind Kidana Mariam in Adoa lebte noch und suchte den Ubie, dessen Günstling er war, gegen die protestantischen Missionarien einzunehmen und es dahin zu bringen, daß diese nicht nur nicht nach Gondar zu dem Abuna reisen durften, sondern sogleich wieder Tigre verlassen und nach Massowa zurückkehren sollten. Ich ließ mich durch die üblen Nachrichten, die ich in Massowa erhalten hatte, nicht abschrecken, sondern zog mit meiner Gattin durch das Schoholand nach Kaich Kur, an die Grenze von Tigre, mit einem großen Transport von amharischen und äthiopischen heiligen Schriften. Unterwegs hatte ich aber eine schwere Leidensprobe zu bestehen, indem meine geliebte Gattin in der Schoho-Wildniß von einem Töchterchen, dem ich in der heiligen Taufe den Namen Eneba (Thräne) gab, zu früh entbunden wurde. Das liebe Kind, das nur ein paar Stunden lebte, mußte unter einem Baum am Wege begraben werden und die bedrängte Wöchnerin schon am dritten Tage weiter reisen, da die Schoho nicht länger warten wollten und kein Dorf in der Nähe war, wo sie hätte Ruhe genießen können. Wir kamen glücklich an der Grenze von Tigre an und ließen es uns angelegen seyn, unsere Bibeln, welche in den umliegenden Dörfern von Hamassien sehr gesucht waren, zu verbreiten, bis unser Freund Mühleisen und später auch Isenberg zu uns stieß, und wir gemeinschaftlich nach Massowa zurückkehrten. Der letzte Versuch, auf die abessinische Kirche einzuwirken, war somit auch gescheitert durch die Feindseligkeit der Priesterschaft von Adoa, hinter der freilich auch europäische Feinde standen, die wir oben schon bezeichnet haben. Der Abuna in Gondar hatte zwar

*) Der Küstenort Ait wurde unter Louis Philipp von den Franzosen gekauft für 1500 Thaler, aber es ist seither kein Gebrauch von der Besitzung gemacht worden. Auch Hamfila wollten die Franzosen kaufen, um mit Abessinien in Verbindung zu kommen, ohne über Massowa und durch das Schoholand gehen zu müssen.

dem Ubie geschrieben, die protestantischen Missionarien nicht zu belästigen, allein diese hatten bereits den Rückweg angetreten, als des Abuna's Schreiben ankam. Auch war das Einschreiten des Abuna gegen unsere Feinde so schwach, und seine Verwendung für uns überhaupt so zaghaft, daß wir mit Bestimmtheit nicht auf ihn rechnen konnten. Ubie wirkte so sehr im Interesse Roms, daß der Abuna es nicht einmal vermochte, den Fürsten zur Wahrung seiner eigenen, d. h. der abessinischen Kirche zu bestimmen. Es war somit klar, daß die protestantische Mission gänzlich von Habesch weichen und sich anderswo ihre Arbeitskreise suchen müsse. Dieß geschah. Isenberg und Mühleisen reisten nach Egypten und wurden später von dem Kommittee nach Ostindien versetzt, während ich mit meiner Gattin nach Aden zurückkehrte, und von dort aus mit Genehmigung meiner Vorgesetzten die Reise nach dem Südosten Afrika's unternahm. Die Missionarien hatten bei ihrem letzten Versuch in Habesch jedenfalls den Trost, gegen 2000, und seit ihrem ersten Aufenthalt in Abessinien im Ganzen gegen 8000 heilige Schriften verbreitet zu haben.

Nachdem ich mich mit meiner Gattin auf die lange Seereise mit Gebet und Gottes Wort vorbereitet und die rechte Zeit (die im November beginnt, wo die Boote von Arabien nach der Suahili-Küste mit dem Nordostwind abzureisen pflegen) abgewartet hatte, schiffte ich mich (am 11. November 1843) in Aden ein auf einem arabischen Schiff, dessen Eigenthümer (ein Araber von der Insel Sansibar) für die Fahrt nach Sansibar von uns die Summe von 100 Thalern verlangte. Die Seereise sollte zuerst der südarabischen Küste entlang bis zu der Stadt Sihut gehen, von wo aus die arabischen Seeleute nach der Insel Socotra und dem Kap Guardafui zuzusteuern pflegen, wo sie dann den Nordwind der ostafrikanischen Küste entlang bis zur Insel Madagaskar zu ihren Gunsten haben. Von Aden bis Sihut müssen sie kreuzen, da der Ostwind gegen sie ist. Dieser Theil der Reise war daher für uns langwierig und beschwerlich, und sogar, wie wir gleich hören werden, sehr gefährlich. Nachdem der Ostwind seit der Abreise von Aden zugenommen und wir bis zum 14. November kaum 15 Stunden von Aden uns entfernt hatten, entschloß sich

der Kapitän, durch die Widrigkeit des Windes genöthigt, in einen Hafen einzulaufen, konnte dieses Vorhaben aber nicht ausführen, theils weil der Hafen Muggadin noch zu ferne war, theils weil er es nicht wagen durfte, in den nahen Hafen von Schugra einzulaufen, dessen Häuptling Fatali, von den Engländern aus Aden vertrieben, in bitterer Feindschaft mit den Europäern stand und jeden ermordete, der in seine Hände fiel. Während der Kapitän mit seinen Matrosen über seine kritische Lage zu Rathe ging, schlug eine Welle an das Schiff, das, wie sich sogleich zeigte, einen Leck bekommen hatte. Jetzt wurde das Schiff gedreht und die Rückkehr nach Aden als der einzige Weg der Rettung erkannt. Das Wasser drang mit Macht herein, und wer nur arbeiten konnte, mußte herbei und mit Schöpfgefäßen, Pfannen und Küchengeschirr Hülfe leisten. Unsere Kisten wurden gleich auf das Verdeck gebracht, nur Eine Kiste, worin meine und meiner Gattin Uhren waren, nebst Papier und Büchern, konnte nicht in Sicherheit gebracht, sondern mußte im Schiffsraum, wo sie im Wasser herum schwamm, ihrem Schicksal überlassen werden. Das Wasser stieg immer höher und das Schiff wurde immer schwerer und ging langsamer. Die Arbeiter ermatteten und doch war Aden noch in weiter Ferne. Nachmittags sah man zwar einige Boote in der Nähe, man gab Nothsignale, aber diese wurden entweder absichtlich oder unabsichtlich nicht bemerkt. Endlich als das Schiff am Eingang des großen Hafens von Aden war, ließ der Wind nach; ja der Landwind drohte das mit Wasser gefüllte Schiff, das sich nicht mehr fortbewegen wollte, wieder in die offene See zu treiben; auch brach die Nacht herein. Ein kleines Boot war zwar vorhanden, aber wie hätte dieses 25 Menschen tragen können, ohne von den hochgehenden Wellen umgeworfen zu werden? Doch wo die Noth am größten, da ist nach dem Willen Gottes die Hülfe am nächsten. Ein Schiff, mit Proviant beladen, das dem Kadi von Aden gehörte, den ich kannte, kam gerade aus dem kleinen Hafen an dem bedrängten Schiff vorbei. Ich bat, und als Bitten und Versprechungen nichts helfen wollten, drohte dem Kapitän desselben, mich und meine Frau sammt Gepäck aufzunehmen. Er ließ sich endlich bewegen, die Schiffbrüchigen in sein Boot zu neh-

men. Nach einer halben Stunde schlug das beschädigte Schiff um, nur der Mastbaum konnte noch gesehen werden.

Am 15. November landeten wir wieder in Aden, wo uns unsere Bekannten sehr freundlich behandelten, besonders Kapitän Christopher, der uns in sein Haus aufnahm, bis wir ein anderes Schiff fanden, mit dem wir am 23. November abreisten. Merkwürdiger Weise war der Kapitän des zweiten Schiffes von der Insel Mombas gebürtig, wo er die Engländer schätzen gelernt hatte. Er wohnte seit seiner Vertreibung aus Mombas in Takaungu bei Malindi und kannte die Verhältnisse der Suahili-Küste sehr genau. Hätte ich die Reise mit dem Eigenthümer des ersten Schiffes gemacht, so würde ich keine Gelegenheit gehabt haben, die Küstenplätze von Mukdischa bis Sansibar persönlich zu sehen, da jener Araber von Arabien direkt nach Sansibar segeln wollte, ohne unterwegs in einen Hafen einzulaufen. So mußte auch dieser Schiffbruch gewiß unter Gottes Leitung zur Förderung meines Planes dienen.

Wir reisten also, wie bereits angedeutet, am 23. November wieder von Aden ab und hatten der arabischen Küste entlang bis zum 15. Dezember zu kreuzen, wo wir von Sihut nach der afrikanischen Küste hinüber zu segeln begannen. Die Fahrt an der arabischen Küste hin ging sehr langsam von Statten, theils weil der Wind von Osten kam und theils weil wir oft Tage lang Windstille hatten. Am 27. November sahen wir noch die Berge von Schugra, die mehrere tausend Fuß hoch sind. Hinter, oder nördlich von ihnen erheben sich noch viel höhere Berge von vielleicht 5000 Fuß Höhe über dem Meer. Ueberhaupt zieht sich von der Straße von Babelmandeb an eine Reihe von Hügeln und Bergen der arabischen Küste entlang, welche bestimmt sind, die Bollwerke gegen den Andrang des indischen Oceans zu seyn. Auf den hohen Bergen im Innern soll es sehr kühl seyn, Wasser genug geben und viele Gewächse zur Nahrung der Araber gepflanzt werden. Am 29. November passirte unser Schiff das Dorf Erga, von dem man einige steinerne Häuser und eine Moschee sehen konnte. Am 30. November erblickten wir im Innern Arabiens Berge mit Plateaus, während die früher gesehenen

Berge mehr die Form von Dachstühlen hatten. Merkwürdig war mir auch die Wahrnehmung so vieler Vorgebirge (Ras im Arabischen genannt) oder Vorsprünge des festen Landes, welche die südarabische Küste auszeichnen und den arabischen Schiffern, welche vom Kompaß und Seekarten wenig wissen, zum Zeichen dienen. Die Gegend der arabischen Küste zwischen Schugra und Makalla heißt Hadramaut, was im Arabischen heißt: „der Tod ist bereit, oder Bereitschaft des Todes," weil die Eingeborenen wegen einer Kleinigkeit einander ermorden, oder durch Meuchelmörder für ein Paar Thaler einander ermorden lassen, was einen ganz gesetzlosen Zustand voraussetzt. Dabei sind die Araber von Hadramaut sehr bigotte Muhamedaner, die jeden Christen, der in ihr Land käme, ohne Schonung umbringen würden. Ich hatte während meines Aufenthalts in Aden Gelegenheit, den Herrn Baron von Wrede kennen zu lernen, der von Makalla aus ins Innere von Hadramaut eindrang. Er war als Muhamedaner verkleidet, und konnte dem Tode nur durch eilige Flucht nach der Küste entgehen. Dieser Reisende erwähnte einer sonderbaren Erscheinung im Innern von Hadramaut, welche ich mir nicht recht erklären konnte. Er erzählte von einer großen Fläche, genannt Bacher-es-safi, welche sehr feinen Sand enthalte, in dem man versinke, wenn man dieser gefährlichen Stelle zu nahe komme, weßhalb die Karawanen in jener Gegend mit dem Kompaß reisen müssen. Wrede habe ein Senkblei hinein geworfen, und dieses habe in fünf Minuten die Tiefe von 60 Fuß erreicht. Nach den Erzählungen der Araber soll dieser Sandsee von einem König Safi seinen Namen haben, der hier mit seiner ganzen Armee und allen seinen Schätzen umgekommen sei *). Im Innern des östlichen Arabiens sollen auf den Gebirgen noch Heiden wohnen, welche sich nicht von den Muhamedanern bekehren ließen. Diese Nachricht dürfte wohl unrichtig seyn und sich damit erklären lassen, daß die Muhamedaner oft solche Stämme, zu denen sie in einem feindlichen Verhältniß stehen, Kofar nennen, was zwar „Ungläubige" heißt, ohne daß

*) Nach der Erzählung eines Arabers sollen die Leute, welche früher die Stelle des Bacher-es-safi bewohnten, ihren Nachbarn die Dattelbäume geraubt haben, worauf sie der Prophet Muhamed verflucht und ihre Gegend in einen Sandsee verwandelt habe.

sie aber gerade Nicht-Muhamedaner wären. Sie wollen damit nur recht gottlose Leute bezeichnen.

Am 1. Dezember passirte unser Schiff den Felsen Magda, der von der Küste durch das Meer getrennt isolirt dasteht und Guano (Vogeldünger) hat, womit die Araber ihre Dattelbäume bedüngen. Wir sahen eine Unzahl von Vögeln, welche auf diesem Felsen ausruhen. Der Guano soll dem Scheich der Umgegend jährlich gegen 600 Thaler eintragen.

Am 5. Dezember erreichte das Schiff Makalla, eine Seestadt, welche zu den bedeutendsten an der Südküste Arabiens gehört. Sie liegt am Fuß eines steilen Hügels, auf dem mehrere arabische Forts angelegt sind, welche die Stadt und den Seehafen beherrschen können. Der Hafen würde vortrefflich seyn, wenn er gegen die Südwest- und Nordost-Winde besser geschützt wäre, was der Fehler bei allen südarabischen Häfen ist, Aden ausgenommen. Uebrigens gibt es an der südlichen Küste nicht so viele Felsen und Sandbänke, wie im rothen Meer, an der Westküste von Arabien, welche für die Schifffahrt gefährlich ist. Die Stadt Makalla besteht aus zwei Theilen, der eine Theil enthält die Häuser der vornehmeren Klassen, welche meist steinerne Mauern haben, während der andere Theil der Stadt, welcher meist von Beduinen bewohnt ist, aus Hütten von Holz besteht. Gegen das Land hin ist die Stadt durch eine in schlechtem Zustand sich befindende Mauer getrennt, welche die Stadt gegen einen schnellen Ueberfall der Beduinen schützen soll. Makalla treibt einen bedeutenden Handel mit Dschidda, Mocha, Aden, Seila, Berbera, Sansibar, Maskat und Bombay. Der Gouverneur von Makalla ist unabhängig, erkennt aber nominell die Oberhoheit des Imam von Maskat an und führt dessen Flagge. Schöne Körbe und Matten werden in Makalla verfertigt. Eine Karawanenstraße führt von Makalla ins Innere von Arabien, sie soll aber sehr unsicher seyn in Folge des gesetzlosen Wesens der inner-arabischen Volksstämme. Die nächst liegenden Stämme heißen Hemum und Bachsan.

Am 8. Dezember erreichten wir die Stadt Schaher, welche größer ist als Makalla, aber einen schlechten Hafen hat, der den Schiffen nicht gestattet, in der Nähe des Ufers zu ankern. Auch

ist es schwer, in kleinen Booten zu landen, der heftigen Brandungen wegen. Am 9. Dezember ankerte unser Schiff vor dem Dorfe Hami (heiß, Hitze), wo heiße Schwefelquellen sich befinden, mit deren Wasser, das in Einen Kanal geleitet, eine Mühle treiben könnte, die Einwohner ihre schönen Gärten bewässern, deren Anblick den Reisenden auf einmal nach Europa versetzt. Die Leute pflanzen Zwiebel, Kürbisse, Bananen, Klee, Durra u. s. w. Die Bewohner von Hami scheinen noch keine europäische Frau gesehen zu haben, denn das ganze Dorf kam in Bewegung, als ich mit meiner Frau ans Land stieg und an ihrem Arm die Plantagen und Schwefelquellen besichtigte. Ein Theil der Leute, auf meine Frau hindeutend, rief aus: „Gott, was für ein Wesen ist das!“ Ein anderer Theil rief: „Satan, was ist das!“

Am 13. Dezember erreichten wir die Seestadt Sihut, wo mir der Kapitän nicht ans Land zu gehen gestattete, weil die Stadt in einem gesetzlosen Zustand sich befindet und in zwei Partheien, die einander hassen, gespalten ist. Vor einigen Jahren soll ein Matrose in Sihut getödtet worden seyn, weil ihm die Gegenparthei Schutz gewährt hatte. Die Sihuter leben hauptsächlich vom Handel mit getrockneten Fischen und Fischöl, das weithin versendet wird. Die Statthalter von Sihut beherrschen meistens auch zugleich die Insel Sokotra, die im Jahr 1509 von dem portugiesischen Admiral Albuquerque erobert worden war.

Am Nachmittag des 16. Dezember gab der Kapitän, der in Sihut Fischöl eingenommen hatte, Befehl nach der ostafrikanischen Küste, in der Richtung von Sokotra, hinüberzusteuern. Die Nacht war sehr stürmisch. Am 17ten sah man die Inseln Sokotra, Dersa und Ab-el-Kor. Die Nacht war abermals sehr stürmisch, das Schwanken des Schiffes sehr heftig, und man mußte fürchten, in der Finsterniß an Felsen zu gerathen, welche in der Nähe von Ab-el-Kor schon manchem Schiff den Untergang gebracht haben. Gott aber nach seiner Gnade wachte über uns und führte uns glücklich an den gefährlichen Stellen vorüber.

Am 18ten sahen wir Ras Gerdaf, wie das Kap Guardafui von den Arabern genannt wird. Ras Gerdaf bildet einen hohen und breiten Felsenhügel, der Afrika gegen den Andrang des

Meeres unablässig und mit Macht vertheidigt. Der Name Guardafui soll dem Kap von einem portugiesischen Schiffer gegeben worden seyn, der in Betracht der Gefahren, welche die Felsen bei Ab-el-Kor den Seefahrern bereiten, seinen Matrosen befohlen haben soll: „Guarda fui (bewacht das Feuer — wacht).“ Der Name ist aber wahrscheinlich richtiger als Verstümmelung des arabischen Namens „Gerdaf“ oder „Gerdafun“ zu betrachten. Die ganze Küste von Gerdaf an bis zum Aequator wird von den Arabern „bar adscham“ (nicht ajan, was auf unsern Karten falsch ist) genannt, weil dort nicht mehr arabisch gesprochen wird. Jede Küste, wo man nicht arabisch redet, heißt bei den Arabern bar adjam. So die abessinische und persische Küste. Das Wort Adscham oder Agam entspricht der griechischen Benennung „barbaros,“ womit Nichtgriechen bezeichnet wurden.

Die ganze Küste von Gerdaf an bis zum Aequator wird wird von Somali bewohnt, die sich zum Muhamedanismus bekennen und deren Land eigentlich südlich von der Bai von Tadschurra beginnt, welche die Somali von den Danakil oder Adal trennt. Zwischen Kap Gerdaf und der Seestadt Mukdischa sind die Somali sehr gefürchtet, weil sie die Matrosen der Schiffe, welche an jener Küste scheitern, berauben und sie als Sklaven ins Innere verkaufen, daher die Araber nicht gerne an jener Küste landen, zumal da sie keine Seehäfen und kein Wasser hat, ein paar Orte ausgenommen. Am 19. December passirten wir Ras Hafun, das einen weiten Vorsprung ins Meer bildet, einen guten Hafen und ein Dorf hat, das von Somali-Beduinen bewohnt ist. Die Franzosen unter Louis Philipp suchten Besitz von Hafun zu ergreifen, die Somalen aber wollten ihr Gebiet nicht abtreten noch auch verkaufen.

Am 20. December segelte das Schiff der Küste von Hafin und Ras-el-chel oder Ras-el-cher (Hunds-Kap oder glückliches Kap) entlang. Von Hafun bis Ras-el-chel wohnt der Somalistamm Mugerdin; zwischen Ras-el-chel und der Seestadt Mukdischa ist der Stamm Hawia. Zwischen Mukdischa und Barawa wohnt der Stamm Dikel, der in drei Unterabtheilungen zerfällt: 1) Tunne wohnt in der Seestadt Barawa und ihrer Umgebung;

2) Bimal besitzt die Seestadt Marka und ihr Gebiet; 3) Abigal lebt in Mukdischa. Barawa, Ben Ali, ein Schreich aus Arabien soll sich zuerst in Barawa niedergelassen und der Stadt den Namen gegeben haben. Westlich vom Stamm Mugerdin sind die Somalistämme: Darot, Gawindowe, Awadim, Ormallu und Ugadin.

Da die Küste von Ras-el-chel sehr niedrig ist und sich weit nach Süden erstreckt, so wird sie von den Arabern Sef Tauwil genannt, d. h. langes Schwert.

Am 22. December passirten wir Murot, wo die Küste sehr niedrig ist. Wir sahen das Somalidorf Worscheich, wo im Jahr 1832 zwei Engländer gefangen genommen und als Sklaven verkauft wurden. Am 23sten passirten wir die Städte Mukdischa (Magadoxa auf den Karten) und Marka, von denen jede vielleicht 5000 Einwohner hat, die hauptsächlich von Handel und Schifffahrt leben, und die auch Handelsreisen in die Gallaländer im Innern machen, von wo sie hauptsächlich Gummi, Elfenbein, Pferde, Sklaven und Häute bringen. Auch pflanzen sie viel Durra am Wabe- oder Hainesfluß, der acht Stunden von Mukdischa und zwei Stunden von Marka und Barawa entfernt ist und sich in dem See Balli nahe am Aequator verlieren soll, da die Küste zu hoch ist, als daß sie ihm einen Ausgang ins Meer gestattete*). Von Mukdischa an wird die Küste schöner. Man sieht hie und da Bäume und Gesträuche, was nördlich von Mukdischa nicht der Fall ist, wo lauter Sand, rothe Erde und Felsen sich dem Anblick darbieten. Freilich ist diese öde und heiße Küste auch viel gesunder als die Küste südlich vom Aequator, wo die Vegetation sehr reich, aber auch das Klima ungesund wird, besonders unmittelbar nach der Regenzeit. Der Sklavenhandel ist zwar seit 1847 nördlich von Barawa verboten, indem England mit dem Sultan Said-Said in Sansibar einen Vertrag schloß, kraft dessen keine Sklaven über den 10. Grad südlich und über den 2. Grad nördlich (innerhalb 12 Breitengraden an der Suahili-Küste sollte er erlaubt seyn) ausgeführt werden soll.

*) Nach einer andern Nachricht soll der Hainesfluß sich mit einem größern Zufluß, der Hiliwi heißt, vereinigen und in den Dschub gehen.

ten; aber troß dieses Verbots sah ich im Jahre 1853 bei meinem zweiten Besuch in Mukdischa 20 arabische Schiffe, welche Sklaven nach Arabien schmuggelten, wohin keine Sklaven mehr von der ganzen afrikanischen Küste (bis nach Massowa) ausgehen sollen, wenn die Verträge gehalten würden.

Am 24. December verweilte ich in Barawa, welches eine wichtige Stadt an der Somali-Küste ist und früher von den Portugiesen eine Zeit lang besetzt gewesen war. Der Seehafen ist für große Schiffe sehr schlecht; sie müssen sich ziemlich vom Ufer entfernt halten. Die Häuser sind meist von Stein; doch finden sich auch viele Hütten von Holz erbaut und mit Gras bedeckt. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 3000 Seelen, worunter viele Sklaven sind, die vom Innern und von der Suahili-Küste gebracht werden. Die Barawa-Leute gehen nach Norden bis nach Adari oder Harrar; auch machen sie Handelsreisen zu den Gallastämmen Wardai, Korei, Rendille, Boren und Liban*). Jenseits des Boren-Galla-Gebietes soll ein Land Namens Gonsi seyn, das von Amhara, d. h. von Christen bewohnt ist. Ob dieß Kambat oder Wolamo, oder ein anderes christliches Land ist, von dem ich in Schoa nichts hörte, ist ungewiß. Zehn Tagreisen nordwestlich von Barawa liegt die Stadt Bardera am Dschubfluß, von wo aus die Karawanen dem Fluß entlang nach der wichtigen Handelsstadt Ganana oder Ganale gehen. Bardera wurde erbaut von einem gewissen Scheich, der die strengen muhamedanischen Grundsätze der Wahabi festhielt und verbreitete. Die Stadt wurde von den Somali endlich gänzlich zerstört, weil die Fanatiker von Bardera Furcht und Schrecken bis an die Küste nach Barawa verbreiteten und die Somali zu ihrer Sekte mit Gewalt zwingen wollten. Die Umgegend von Barawa besteht aus rothem Sand und Thon, der zu Töpferarbeiten verwendet wird. Die Reisen von Barawa ins Innere werden auf Kameelen oder Eseln gemacht. Die Barawa-Leute

*) Die Handelsleute von Barawa wurden einmal im Innern von den Galla angegriffen und getödtet. Da die Galla das Eisen nicht von den eroberten Flinten losmachen konnten, so zündeten sie ein Feuer an, legten die Flinten darein, welche losgiengen und einige Galla tödteten.

pflanzen Baumwolle, Durra, Kürbisse u. s. w. Eine Kuh kostet in Barawa 3—5 Thaler, 20 Hühner kosten einen Thaler; für 20 rohe Häute werden 13 Thaler bezahlt.

Was den Dschubfluß betrifft, den die Galla Danisa, die Somali Gowin und die Suahili Wumbo, die Araber aber Dschub nennen, so vernahm ich von dem Barawahäuptling Dera, daß dieser Fluß der Zweig eines großen Binnenflusses sei, aus dem die Flüsse Osi und Pangani entspringen. Die Araber glauben, dieser große Binnenfluß sei ein Arm des Nil. Diese Nachricht hörte ich öfters an der Suahili-Küste.

Am 25. December segelten wir an der Mündung des Dschubflusses vorbei, welcher mit seinem röthlichen Wasser das Meer eine Stunde weit färbt. Der Fluß ist an seiner Mündung nur ein paar Fuß tief, und große Boote können blos zur Fluthzeit in den Fluß einlaufen, der weiter oben tiefer seyn soll. Vor der Menge der Bäume und des Gebüsches kann man die Breite der Mündung kaum sehen. Etwa eine halbe Stunde davon steht das Somalidorf Bender Osman, das oft von den Galla, die am südlichen Ufer des Flusses wohnen, gefährdet wird. Nachdem wir die Dschubmündung verlassen hatten, passirten wir bald das Inselchen Kismaiu, das unbewohnt ist, und Nachmittags den 25. December*) ankerten wir im Hafen der Insel Kiama, welche einige hundert Schritte vom festen Land entfernt ist, und etwa 30 Häuser hat, die von Suahilis bewohnt sind, welche mit den Galla in Handelsverbindungen stehen, besonders mit den Galla vom Dadostamm, welcher südlich vom Wardaistamm wohnt, der am Dschubfluß sein Gebiet hat. Jenseits dieser Stämme ist der Bonistamm. Die Galla bringen Rhinozeroshörner, Zähne von Elephanten und Nilpferde, Häute und Vieh, und holen in Kiama Kleider, Kupferdraht, Glasperlen u. s. w. Die Kiama-Leute müssen Holz und Wasser auf dem festen Lande holen, was sie nöthigt, gegen die Galla freundlich zu seyn. Ich sah und sprach

*) Der Gedanke, daß wir gerade an Weihnachten an der Galla-Küste ankamen, erhob und stärkte unsere Herzen, und wir flehten inbrünstig zu dem Herrn, daß Er uns eine Thüre zu diesen Heiden aufthun wolle, deren Bekehrung uns an diese ferne Küste gezogen hatte.

einige Galla vom Dabostamm, dessen Hauptort Wama heißen soll, wo der Häuptling wohnt, zwei Tagreisen im Innern der Küste. Kiama ist etwa acht Stunden vom Dschubfluß entfernt. Die Galla sollen auch die Inseln Thula', Kiunboni und Kieju besuchen, die ich aber dießmal nicht sah. Von Kiama bis zur Insel Patta zählen die Suahili-Schiffer 366 Inselchen, die auf den Karten mit dem Namen „Dädalus-Felsen" bezeichnet sind.

Am 27. December passirte unser Schiff die Inseln Patta und Lamu, welche zwei wichtige Punkte an der Suahili-Küste sind. Da gerade eine Kriegsflotte vor Patta lag, um den Ort Siwi, der sich dem Imam von Maskat nicht unterwerfen wollte, zu züchtigen, so wagte es unser Kapitän nicht, nahe an der Insel vorbeizufahren. Die Patschuni (Leute von Patta), sowie die Bewohner der Küste von Lamu gelten als die ursprünglichen und ächten Suahili, deren Dialekt auch von dem der übrigen Suahili abweicht. Sie haben etwas Barsches und Grobes in ihrem Benehmen und streben beständig nach Unabhängigkeit vom arabischen Joch. Der Imam hat schon viele Soldaten auf dieser Insel verloren, welche die Herrschaft ihrer eigenen Häuptlinge oder Scheichs nicht aufgeben will. Die Insel Lamu dagegen hat sich die arabische Herrschaft gefallen lassen und ist dem Imam stets treu geblieben. Man sieht die weißen Sandhügel von Lamu in weiter Ferne. Lamu war früher das Hauptquartier des portugiesischen, spanischen und französischen Sklavenhandels an der nördlichen Suahili-Küste. Südlich von Lamu ist die schöne Bai Formosa, die in Suahili Ungama heißt und die nach der fabelhaften Erzählung der Suahili früher Land gewesen seyn soll, dessen Bewohner Gott versenkte, weil sie sich in Milch gewaschen hatten und weil sie sodomitische Verbrechen begiengen. In diese Bai (die übrigens an manchen Stellen gefährliche Felsen hat, woran schon manches Schiff, besonders bei Nacht, gescheitert ist) ergießt sich der Fluß Osi, der weit aus dem Innern kommt und wahrscheinlich aus den Bergen nördlich von Ukambani entspringt, wenn er nicht ein Arm des Dana oder des Dschub ist.

Das südliche Ende der Formosa-Bai ist Ras Goman, von wo das Meer abermals einen Einschnitt macht, welcher den schö-

nen Hafen von Malindi bildet, in dessen Bai der Fluß Sabaki mündet, welcher aus dem Gallaland kommt und wahrscheinlich eine Fortsetzung des Adi ist, den ich in Ukambani passirt habe. Von der zerstörten Stadt Malindi, deren Trümmer ich im Jahre 1846 und 1847 gesehen habe, will ich jetzt nicht reden, da ich im Jahre 1843 nicht im Hafen von Malindi, sondern von Takaungu (am 28. December) landete. Das Meer macht in Takaungu einen Einschnitt ins Land, mehrere Stunden weit. Dieser Einschnitt ist aber kaum 150 Fuß breit, und gestattet den Booten nur zur Fluthzeit über die Brandungen am Eingang hinwegzusegeln. Das bedeutende Dorf Takaungu*), das von Muhamedanern (alle Suahili sind Muhamedaner) bewohnt ist, steht etwa eine Viertelstunde vom Meeresufer und ist durch einen Wald von Bäumen dem Anblick auf der See entzogen. Das Dorf wurde vor 20 Jahren erbaut, als die regierende Familie der Masrue von der Insel Mombas fliehen und der Uebermacht des Imam weichen mußte. Die Leute von Takaungu waren äußerst freundlich gegen mich und meine Gattin. Sie bedauerten sehr, daß die Engländer die Masrue in Mombas im Stich gelassen und nicht gegen den Imam beschützt hätten. Ich erklärte den Leuten, daß ich in keiner Verbindung mit der englischen Regierung stehe, und daß ich in politischen Dingen nichts für sie thun könne. Sie beklagten sich ferner sehr, daß der Imam ihre Großen hinterlistigerweise gefangen und nach Mascat geschickt habe, wo einer nach dem Andern in der Gefangenschaft gestorben sei. Der Imam sei süß in Worten, aber sein Herz sinne auf ganz andere Dinge. Er verspreche heute Etwas, das er morgen wieder breche, und die Engländer hätten ihm zu Lieb die Sache der Mombassianer aufgeopfert, die doch freiwillig sich denselben unterworfen hätten und drei Jahre von ihnen milde regiert worden seien. Mir war es gar nicht lieb, gleich bei dem Empfang solche politische Klagen hören zu müssen, auf die ich nichts erwiedern konnte, als daß man eben sich in die Schickung Gottes fügen und unter

*) Takaungu soll „Salzwasser" heißen, weil kein trinkbares Wasser an Ort und Stelle ist, sondern in einiger Entfernung geholt werden muß.

seine gewaltige Hand demüthigen müsse, da Feindschaft und Aufruhr die Lage nur verschlimmern würde.

In Takaungu sah ich einige Galla, welche behaupteten, ihr Stamm, der bei Malindi wohnt, sei von den Boren-Galla entsprossen. Die Leute von Takaungu stehen in Freundschaft mit den Galla, gehen aber nicht zu ihnen, sondern die Galla kommen zu gewissen Zeiten in die Nähe ihres Dorfes, um Vieh, Elfenbein u. s. w. zu verkaufen. Der Dolmetscher, der zwischen den Galla und Takaungu den Mittler macht, ist ein Galla, der sich zum Muhamedanismus bekehrt hat. Dieser ist es auch, der mich später nach der Stadt Malindi begleitete und mir die Ruinen derselben zeigte, und der mir überhaupt manche Nachrichten über die Galla im Süden vom Aequator gegeben hat. Die Gallastämme in der Nähe von Takaungu sind: Berraraka, Berrietuma, Karrar, Illani, Metole, Hatschetsch und Gulo. Diese sieben Stämme haben zwei Heiu oder Häuptlinge, welche nach sieben Jahren ihre Stelle verlassen, um Andern Platz zu machen. Einer von den zwei Heiu wohnt in Wojama, der andere in Tullu am Ozifluß. Einer von ihnen heißt der große Heiu, der andere ist der kleine Heiu. Den beiden Heiu sind zwei Männer untergeordnet, welche Mora heißen. Ein Mora führt die Befehle des großen Heiu aus, ein anderer Mora vollzieht, was der kleine Heiu befiehlt. Unter diesen vier Häuptlingen steht der Laskari, oder der öffentliche Sprecher in den Versammlungen; denn die Häuptlinge sprechen hier nicht, sondern haben Alles, was zu besprechen ist, dem Laskari schon eingegeben. Ein solches System habe ich unter den Galla im Norden nicht kennen gelernt. Das war mir neu. Auch scheinen diese südlichen Galla nichts von dem Schlangendienst, noch von der Verehrung der Atetie und des Oglie zu wissen. Von der Maremma (Maria) wissen sie gar nichts, ein Beweis, daß die nördlichen Galla vieles von den Abessiniern aufgenommen haben. Aber Kalidscha und Wato, Priester und Beschwörer, gibt es auch unter den südlichen Galla. Und was Grausamkeit und Menschenverachtung betrifft, so scheinen sie ihre nördlichen Brüder noch zu übertreffen. Das nomadische Leben, das sie führen, hilft ihnen dazu. Sie tödten jeden Frem-

den, den sie auf der Straße finden, daher die Suahili nicht gerne in die Nähe ihres Landes gehen. Nur zu gewissen Zeiten kommen sie zu den Wanika in Emberria und zu den Suahili in Takaungu, in Kau, Lamu, Thula und Kiama, des Handels wegen. In solchen Zeiten verhalten sie sich ruhig, doch muß man auch da gegen sie auf der Hut seyn, denn sie sind sehr hinterlistig, verrätherisch und blutdürstig. Kein Jüngling soll heirathen können, ehe er seiner Braut ein abgeschnittenes männliches Glied von einem erschlagenen Feind gezeigt hat. Diese Trophäe soll der Braut die Tapferkeit ihres Geliebten beweisen. Es geschieht nun häufig, daß ein Galla im Krieg nicht glücklich ist und keinen Feind entmannen kann; deßwegen kauft Mancher einen Sklaven und verstümmelt ihn, um der Braut gefallen zu können. Männliche Sklaven kaufen die Galla von den Suahilis und Wanika, da sie im Krieg nie Sklaven machen, sondern alle Männer tödten. Die Europäer werden von den Galla Donga, d. h. Kaufleute, genannt. Den Suahili geben sie den Namen Hamara, d. h. Kleiderbesitzer, die Kleider haben und zu verkaufen im Stande sind. Die Araber werden Muluscho (Soldaten) genannt, was wohl eine Verwechslung mit Beluschen oder Beludschis seyn soll, welche als Soldaten des Imam von Mascat an der ostafrikanischen Küste dienen*).

Da der Kapitän, der mich und meine Frau nach Takaungu gebracht hatte, in seiner Heimath mit dem größeren Schiff zurückbleiben und uns ein kleineres Schiff bis Sansibar zur Verfügung stellen wollte, so wurden wir bis zum 3. Januar 1844 in Takaungu hingehalten. Am 31. December und 1. Januar hatten die Muhamedaner große Festlichkeiten, bei denen sie tanzten, sangen und eine Art militärischer Spiele ausführten, welche mit Essen und Trinken endeten. Wir wurden reichlich mit Mangos, Orangen, Ananas, gekochtem Reis, Fleisch, Kokosnüssen und allerlei Confect regalirt. Ueberhaupt war die Gastfreundschaft der Takaungu-Leute sehr groß. Wir wohnten in einem steinernen

*) Ob diese südlichen Galla auch an 88 böse Geister glauben, wovon der Oberste, der Warrer heißt, 44 und der zweite Oberste, der Mama genannt wird, ebenfalls 44 böse Geister beherrscht, habe ich nicht erfahren können.

Hause, das einzige, das damals im Dorfe gefunden wurde. Die übrigen Häuser waren alle von Holz, die mit Grasdächern bedeckt werden. Da die Leute gegen einen Ueberfall des Imam von Mascat nie sicher sind, so wollen sie keine festen Häuser bauen. Sie haben deßhalb den dicken Wald, der das Dorf umgibt, nicht weggeräumt, da er ihnen als eine Festung gegen die Araber dient. Die Umgegend von Takaungu ist sehr schön und romantisch. Gegen Nordwesten ist ein hoher Hügel, Koromio genannt, wo entlaufene Sklaven ein Dorf gebaut haben, das aber von den Takaungu-Leuten wieder zerstört worden ist. Eine Stunde nördlich von Takaungu ist die schöne und große Bai von Kilesi, die sich mehrere Stunden ins Innere erstreckt. Ihre Ufer waren früher bewohnt, wurden aber verlassen aus Furcht vor den Galla. Ein kleiner Fluß, von Westen aus dem Gallaland kommend, ergießt sich in die Kilesi-Bai. Wie Schade ist es doch, daß diese schönen Gegenden, die des Anbaues fähig sind und Holz genug haben, so unbewohnt gelassen werden! Doch die Zeit wird und muß kommen, wo der Strom der europäischen Völkerwanderung auch nach Ostafrika sich wenden wird. Man wird dann die Galla schon zu zügeln wissen. Takaungu, die Kilesi-Bai, Malindi mit seinem wichtigen Seehafen, die Formosa-Bai mit den schönen und fruchtbaren Ufern der Flüsse Osi und Dana verleihen Anhalts- und Eingangspunkte zur Ansiedelung auf der Ostküste Afrikas. Es ist oben nicht bemerkt worden, daß südlich vom Osi noch ein anderer bedeutender Fluß, nämlich der Dana, den die Galla Maro und die heidnischen Pokomostämme, die an seinen Ufern wohnen, Pokomoni heißen, in die Formosa-Bai fließt. Seine Mündung ist nicht tief und kann nur während der Fluthzeit von großen Booten befahren werden, aber im Innern soll der Fluß 12 bis 20 Fuß Tiefe haben. An diesem Fluß wohnen Galla, Pokomo und andere Stämme, welche nicht so wild wie die Galla sind, und welche Ackerbau und Handel treiben. Der Dana kommt von dem Schneeberg Kegnia (oder Kenia) im Nordwesten von Ukambani, wo ich im Jahre 1851 von seinem Wasser getrunken habe, wie wir später hören werden. Auf den Karten heißt dieser Fluß Quilimansi, ein Name, der den Eingebornen

nur insofern bekannt ist, als er Bergwasser oder Wasserberg bezeichnet.

In Takaungu hörte ich das erste Mal von den heidnischen Wanika, von denen ich auch Einige (aus dem Stamme Kauma) in Takaungu sah. Ich vernahm mit großem Interesse, daß die Wanika den Fremden zugänglich sind, daß sie Ackerbau und Handel treiben, und daß man ohne besondere Gefahr unter ihnen reisen könne, wenn man nur von den Suahili an der Küste einen Führer und Begleiter habe. Auch hörte ich in Takaungu das erste Mal von dem Lande Dschagga im Innern, südwestlich von Mombas, so wie auch von dem Lande Usambara und den inner-afrikanischen Stämmen von Uniamesi, in deren Gebiet ein großer See sei. Kurz, ich erhielt während meines Aufenthalts in Takaungu einen kurzen Inbegriff der ost-afrikanischen Geographie und Ethnographie, von Takaungu an bis Mosambik und der Insel Madagaskar, welche die Leute Bukini nannten, und welche die Takaungu-Leute bei günstigem Winde in 12 bis 16 Tagen erreichen. Freilich waren diese geographischen Umrisse, die ich in Takaungu erhielt, noch sehr verwirrt, aber sie dienten mir doch bei meinen spätern Untersuchungen und Reisen als Anhaltspunkte oder Veranlassung zum Fragen und persönlicher Nachforschung. Und jetzt verstand ich erst, warum es unter Gottes Zulassung geschehen mußte, daß ich nicht gleich nach Sansibar, sondern mit dem zweiten Schiff nach Takaungu kommen sollte. In Sansibar würde ich nicht auf einmal so viel gelernt, gehört und gesehen haben.

Meine Bewegungen an der Küste würden sich ganz anders gestaltet haben, und die Missions-Niederlassung würde nicht von Mombas ausgegangen seyn.

Am 3. Januar 1844 verließ ich das gastfreundliche Dorf Takaungu auf einem kleinen Boot, das die Suahilis Dau heißen. Eine Dau ist das kleinste Boot das auf der See geht. Man ist darin nur einige Fuß über dem Wasser, hat aber den Vortheil, daß man damit über Felsen und Sandbänke, und immer in der Nähe der Küste segeln kann. Die Eingebornen haben für jede Art von Boot einen eigenen Namen. Zuerst kommt die Huri, welche aus einem Baumstamm gehauen ist; dann kommt die

Ketire oder Sambuk, welche größer als die Huri ist; dann kommt die Sema oder Maschia, dann die Dau, dann die Saia, auf diese die Kantscha, dann die Bedden, dann das Bagala und endlich das Merkeb oder das europäische Segelschiff. Ein Bagala kann 100 bis 200 Tonnen tragen. Die Schiffe der Araber und Suahili sind offen, haben keine Kajüten und meistens zwei Mastbäume, an denen die Segel so angebracht sind, daß ihre Drehung sehr unbequem ist, weßhalb bei starkem Wind oft Unglücksfälle vorkommen. Der Oberste der Matrosen heißt Nachuda zum Unterschied vom Nachuda-el-bacher, was den Kapitän bezeichnet; der Steuermann und Pilote heißt Ruban. Das Verhältniß der Matrosen zum Kapitän ist ein sehr freies, und mit der Ordnung und dem Gehorsam wird es auf arabischen Schiffen nicht genau genommen. Die Matrosen (wenn sie keine Sklaven sind) erhalten entweder einen Monatlohn, oder haben sie einen gewissen Antheil am Gewinn, den die Fahrt einbringt. Ihre Arbeit verrichten sie gewöhnlich singend und schreiend. Es herrscht oft ein entsetzlicher Durcheinander auf den arabischen Schiffen. Die Matrosen sind oft sehr leichtsinnig, aber nie gotteslästerlich, wie manche europäische Matrosen. Ein einziges Wort, z. B. Chof Allah (Furcht Gottes, fürchtet Gott) kann ihren Leichtsinn plötzlich vertreiben. Bei Unglücksfällen beruhigen sie sich schnell mit den Worten: Nasib, d. h. es ist Schicksal, Schickung Gottes; Allah akbar-allah kerim, Gott ist groß. Was mich betrifft, so bin ich oft gerne auf arabischen Schiffen gewesen trotz aller Unbequemlichkeit.

Von Takaungu an war die Küste wieder sehr niedrig, wie sie es überhaupt ist vom Dschub-Fluß an bis Mälindi, wo man einzelne Berge im Innern wahrnimmt, die sich an die Berge der Wanika anschließen. Das Küstenland ist überall sehr niedrig, nur 20 bis 30 Fuß über dem Meer, und dehnt sich einige Stunden vom Meer ins Innere aus, wo dann Bergreihen von 800 bis 1200 Fuß Höhe beginnen. Das Niederland ist meist in den Händen der muhamedanischen Suahili, die Reis, Welschkorn, Hirse, Kassada, rothen Pfeffer u. s. w. anpflanzen. Die höhern Gegenden sind von heidnischen Stämmen besetzt, die auch Ackerbau treiben, wie die Suahili. Von Takaungu an bis zu

den Inseln Wassin und Tanga erstrecken sich die Stämme der Wanika, die sich auf 50 bis 60,000 Seelen belaufen mögen und in 12 Stämme eingetheilt werden. Südlich von den Wanika sind die Wasegetschu, Waschinsi und Wasegua, und westlich von den Waschinsi wohnen die Wasamba oder Wasambara, welche vom König Kmeri (oder Kimeri) beherrscht werden.

Von Takaungu aus segelten wir hinter Felsenriffen bis zur Bai Mtuapa, die einige Stunden ins Innere hineinreicht, und erreichten dann einige Stunden nachher die von den Arabern genannte Insel Mombas, welche die Suahili Mwita heißen, was Kriegsvolk, kriegerisches Volk heißen soll, weil die Mombassianer lange Zeit gegen die Fürsten von Patta siegreiche Kriege geführt haben sollen. Der Hafen von Mombas hat zwar einen engen Eingang, kann aber ziemlich große Schiffe beherbergen. Die Insel hat einige Stunden im Umfang, ist aber nicht sehr angebaut, sondern der Ueberwucherung von Gebüsch und Wäldern überlassen. Mango- und Kokos-Nußbäume gibt es in Menge auf der Insel, auch Orangen- und Limonen-Bäume, sogar einige Zimmet-Bäume. In den undurchdringlichen Wäldern hausen wilde Schweine, die aus der Portugiesen Zeit herrühren mögen.

Wir wurden bei unserer Ankunft in Mombas von dem Festungs-Kommandanten Tangai, einem Beluschen, sehr freundlich empfangen und behandelt. Ali Ben-Nasser war abwesend auf einem Kriegszug gegen die Stadt Siwi auf der Insel Patta.

Ueberhaupt bemerkte ich bald, daß die Mombassianer mit den Europäern, besonders mit den Engländern bekannt waren. Auch nahm ich immer mehr wahr, daß die Gouverneure der Suahili-Küste von einem Herrscher abhangen, der den Europäern gewogen ist; wie denn Said-Said, der Sultan von Sansibar, oder der Imam von Maskat bis an das Ende seines Lebens sehr freundlich und dienstwillig gegen die Europäer geblieben ist, ein Betragen, das natürlich auch das Verhalten seiner Untergebenen gegen die Europäer freundlich gestalten mußte.

Die Hauptstadt der Insel Mombas hat ungefähr 8 bis 10,000 Einwohner, welche hauptsächlich Suahili sind. Es gibt auch viele Araber darin, und etwa 30 oder 40 Banianen, welche

den Haupthandel in Händen haben. Die Häuser sind von Stein, doch besteht die größere Zahl aus Hütten, von Holz erbaut. Eine ziemlich große Festung beherrscht den Hafen und die Stadt. Sie wird von 400 Beluschen vertheidigt, die im Sold des Sultans von Sansibar stehen. Die Festung hat eine portugiesische Inschrift von 1635 *). Damals war Mombas, sowie Malindi in den Händen der Portugiesen, welche später vom Scheich Sef-el-Imam in Maskat aus Mombas vertrieben wurden. Als Sef starb, nahmen die Vorfahren des Said-Said Maskat und die Insel Sansibar in Besitz, während die Familie Masrue, die, wie es scheint, aus Persien stammte, Mombas besetzte und bis 1823 behauptet hat, in welchem Jahr sie die Insel den Engländern übergab, aus Furcht, in die Hände des Imam von Maskat fallen zu müssen. Da aber der Imam die Insel als seinen Vorfahrern angehörig betrachtete und sie von den Engländern zurückverlangte,

*) Die Inschrift auf dem Thor der Festung in Mombas lautet also: „Im Jahre 1635 war Francisco Xeixas de Cabrera, Kapitän, Gouverneur dieses Forts, vier Jahre lang. Er baute diese Festung im 27sten Jahr seines Alters. Er unterwarf den Waffen Sr. glaubigen Majestät die Küste von Malindi, da er das Land in Verwirrung fand in Folge der Tyrannei des Königs. Er machte auch die Könige von Tondo, Mandra (Mandu), Laziwa (Osi) und Jaka (Tschaka) zinspflichtig. Er zog auch in Person nach Patte und Sevin (Sivi) und züchtigte sie in einer in Indien nie gesehenen Weise. Er zerstörte ihre Mauern und ergriff einige Eingeborne. Er bestrafte auch Pemba und seine rebellischen Unterthanen. Er tödtete auf seine eigene Verantwortung die rebellischen Häuptlinge und alle andere einflußreichen Personen, und machte, daß die Contributionen, welche verweigert wurden, seiner Majestät bezahlt wurden. Wegen aller dieser Dienstleistungen wurde er zu einem Herrn der Hofhaltung gemacht, und es wurde ihm auch der Orden Christi verliehen mit tausend Reas Pension. Er wurde auf sechs Jahre zum Gouverneur von Jafampatas und vier Jahre zum Gouverneur von Beligao gemacht, mit dem Privilegium, darüber zu verfügen bis an seinen Tod, als Pedro da Silva Vicekönig war, Anno Domini 1639." Der portugiesische Text dieser Inschrift lautet:

„Em 1635, o Capitao Mor Francisco de Xeixas de Cabreira o foi desta Fortaleza por 4 annos, sendo de idade de 27 annos, e redificou de novo, e fes este Corpo de Guarda, e reduzio a Sua Magestade a costa de Melinde, achando a alevantada pelo Rei Tirano, e fes lhe tributarios os Res de Tondo, Mandra, Luziwa e Jaca, e deu pessoalmente a Pate e Sio, hum castigo nao esperado na India, athe arazarlhe os muros; apenou os Muzungulos; castigou Pemba, e os Povos rebeldes, matanda a sua custa os regulos alevantados, e tedos os mais de fama, e fes pagar as pareas, to aviatas, negatas a sua Magestade - Por taes servicos o fes Fidalgo de sua Caza, tendo ja despachado por otros taes co Abito de Christo, co Milreis de tenca, e 6 annos de Governador de Jafampatas, e 4 de Beligas, co faculdade de poder nomear tudo a sua vida e morte; sendo Vice-rei, Pedro da Silvoa, A. D. 1639."

so zogen sich diese zurück und überließen sie ihrem Schicksal. Der Imam sandte dann eine Flotte und zwang die Insulaner zur Unterwerfung unter seine Herrschaft. Die Stadt und Festung wurde 50 Tage bombardirt, so daß viele Häuser und selbst die Festung beschädigt wurden. Die Masrue mußten sich flüchten. Es ist jedoch dem Imam nie gelungen, sich die Mombassianer gründlich zu unterwerfen. Nur durch Geschenke, welche er jährlich den Häuptern ertheilt, konnte er bis jetzt die Insel in seinem Interesse erhalten. Hätten die Engländer die Wichtigkeit dieser Insel erkannt, so würden sie sie nicht so leicht zurückgegeben haben. Allein die politischen Unterhändler waren Leute von geringer Erfahrung. Auch hatte damals der Handel an der Suahili-Küste noch nicht den Aufschwung erlangt, wie es später der Fall wurde. Sodann lag es in der Absicht der Engländer, dem Imam, der ihnen ergeben war, einen Gefallen zu erweisen und ihn als Herrscher der ganzen Küste von Mukdischa bis Mosambik zu erklären, um fremde Mächte zu verhindern, an der ostafrikanischen Küste Posto zu fassen. Auch mag das ungesunde Klima von Mombas und überhaupt der ganzen Küste die Engländer abgeschreckt haben, die Insel zu behaupten. Den Sklavenhandel verboten sie in Mombas, aber dieser lebte sogleich wieder auf, sobald sie abgezogen waren, und im Jahr 1847 haben sie sogar das Fortbestehen desselben dem Imam innerhalb 12 Breitengraden gestattet, nämlich 10 Grade südlich und zwei Grade nördlich vom Aequator. Nur sollen keine Sklaven über diese Grenze hinausgeführt werden. Die Mombassianer treiben Handel mit den Wanika und Wakamba der Umgegend und bisweilen gehen ihre Karawanen auch nach dem Gebirgsland Dschagga, wo sie hauptsächlich Elfenbein und Sklaven holen. Die Wanika-Stämme sind nominell von Mombas abhängig und werden von vier Suahili-Scheichs *) regiert, die in Mombas wohnen, aber das Verhältniß zwischen Mombas und diesen Stämmen ist äußerst locker und ungeordnet. Zur Lockerung dieses Verhältnisses haben die Mombassianer selbst beigetragen durch das rohe Benehmen, das sie

*) Mombas besteht aus 12 Geschlechtern oder Kabilen: Tschangamue, Tangana, Dschumfu, Kilindin, Mtuapa, Kilefi, Pasa, Batte, Batschun, Schagga, Mwita, Malindi.

gegen diese heidnischen Stämme, besonders in Zeiten der Hungersnoth, sich haben zu Schulden kommen lassen. In solchen Zeiten haben sie den Wanika ihre Kinder abgekauft oder geradezu weggenommen und sie für Nahrungsmittel, die sie den Eltern gaben, in Mombas als Sklaven behalten. Kurz, es sind sehr traurige Zustände an dieser Küste, die nicht anders werden, so lange die arabische Herrschaft ihr bisheriges System behaupten wird, das nicht nur keine Verbesserungen herbei führt, sondern sogar das Gute, das sich aus alter Zeit erhalten hat, noch zerstöre. Alles geht in Auflösung und Verwesung über, bis Europa auch hier, wie anderwärts, ein Neues schaffen wird; denn Japhet ist die Weltseele, der denkende und schaffende Verstand des in stumpfe Gleichgiltigkeit und Fleischlichkeit versunkenen Ham und Sem. Nur Schade, daß die selbstsüchtige, die wahren Interessen der Menschheit hemmende Politik Europa's die neue Schöpfung in Ostafrika so lange hinausgeschoben hat.

Wir verließen die Insel Mombas, die nur einige hundert Schritte vom festen Land entfernt ist, am 4. Januar, passirten die Inselchen Dschali und Funsi, die unbewohnt sind, und ankerten Abends mit unserem kleinen Boot in dem schönen Hafen der Insel Wasin, welche eine halbe Stunde von dem gebüschreichen und waldigen Festland entfernt liegt. Die Insulaner haben ihr Holz, Wasser und Proviant auf dem festen Land zu holen, weßhalb sie mit diesem auf gutem Fuß zu stehen sich bemühen müssen. Wasin heißt auch die Insel der Scheichs, weil sie als der Sitz der muhamedanischen Gelehrten angesehen wird, welche von da aus auf ihre Glaubensgenossen zu wirken suchen, hauptsächlich durch Verbreitung von Aberglauben mit Schreiben von Amuletten, durch Teufelsbeschwörungen und Krankenheilungen u. s. w.

Von Wasin aus sieht man die hohen Berge Jombo, Murima und Kilulu mehrere Tage im Innern.

Am 5. Januar erreichten wir das Inselchen Tanga, das einen guten Hafen hat für kleinere Schiffe. Am Ufer des festen Landes sind zwei große Dörfer, Kiumbageni und Mkakuani, welche ich besuchte. Die Umgebung gefiel mir sehr wohl wegen ihrer reizenden und fruchtbaren Gestalt. Ich sah einen Wald

von Kokosnußbäumen, Pflanzungen mit Reis, Bohnen, rothem Pfeffer, Hirse, Bananen, Orangen, Lemonen, Ananas, Feigen u. s. w. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Ort sich für eine anfangende Missionsstation eignen würde, von der aus ins Innere vorgeschritten werden könnte, aber die Ansicht, daß die Mission unter den Galla zuerst beginnen müsse, ließ diesen Gedanken nicht weiter in mir aufkommen. Auf der Fahrt von Wasin nach Tanga fiel mir die Zerrissenheit der Küste durch die Angriffe, die das Meer auf sie gemacht hat, sehr auf. Es ist merkwürdig, wie viele Einschnitte, Bais, Felsenriffe und Sandbänke diese niedrige Küste hat, der sich große Schiffe gar nicht nahen dürfen. Ganz anders ist es nördlich vom Aequator bis zum Ras Gerdaf, wo die größten Schiffe in der Nähe der Küste, ohne von Felsen gefährdet zu werden, segeln können. Nur muß man sich dort vor der starken Strömung hüten, weil man bei plötzlicher Windstille an die Küste getrieben werden kann.

Am 6. Januar (1844) passirte unser Schiff die Bai von Tangata, wo Vasko de Gama auf seiner Rückkehr von Kalikut sein Schiff Raphael aus Mangel an Mannschaft verbrannte. Abends gelangten wir zur Mündung des Pangani-Flusses, der seine Hauptquelle in dem Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga hat. Es befinden sich an der Mündung des Flusses auf beiden Seiten einige Dörfer, die ich besuchte. Bujuni und Mdschi Mpia liegen auf der Südseite, dagegen Pangani oder Fangani und Kumba auf der Nordseite des Flusses. Der Gouverneur des Imam nahm uns sehr freundlich auf und schenkte uns viel Proviant, und erlaubte mir, von einem Soldaten begleitet, dem südlichen Ufer des Flusses entlang bis zu dem nächsten Dorf der Wasegua zu gehen. Die Ufer des Flusses sind mit Bäumen, Gebüsch und Gras bedeckt. Südlich vom Pangani beginnt das Gebiet der heidnischen Wasegua-Stämme, welche bis in die neueste Zeit das Hauptquartier des Sklavenhandels gebildet haben. Die Araber auf der Insel Sansibar kommen herüber, versprechen den Wasegua-Häuptlingen eine Anzahl Flinten mit Pulver und Blei für eine bestimmte Anzahl von Sklaven. Wenn ein Häuptling den Vertrag eingegangen hat, so überfällt er plötzlich ein ihm

feindliches Dorf, verbrennt die Häuser und schleppt die Einwohner weg und erfüllt so die Bedingungen seines Vertrags mit den Arabern, welche sich aus diesem Raubsystem kein Gewissen machen, da ja die Wasegua Kofar, d. h. Unglaubige sind, denen die Moslems eigentlich den Kopf abschneiden sollten, und die es daher noch für eine Gnade achten müssen, wenn man ihnen das Leben schenkt und sie der Sklaverei werth achtet, in der sie Muhamedaner werden müssen.

Der Fluß Pangani ist an seiner Mündung etwa 150 Schritte breit, 12 bis 15 Fuß tief und ist schiffbar einige Tagreisen weit. Von seiner Mündung aus hat man eine gute Aussicht auf das Gebirgsland Usambara, das ich im Jahr 1848 und 1852 besucht habe, wie ich später erzählen werde.

Auch die Gegend um den Pangani-Fluß schien mir geeignet für eine beginnende Mission, namentlich im Blick auf das heidnische Usambara, von dessen König Kmeri und seiner freundlichen Gesinnung gegen die Fremden (d. h. die eingebornen Fremden, denn Europäer waren vor mir nicht zu ihm gekommen) ich bereits Vieles gehört hatte. Jetzt, da das tragische Ende der Mission in Mombas und in Rabbai Mpia im Wanikaland bekannt ist, bedauere ich es sehr, daß ich nicht am Pangani meine erste Station errichtet habe, weil die Verbindung mit der Insel Sansibar mir die ersten Anfänge erleichtert hätte. Allein theils das ungesunde Klima des Pangani, theils und hauptsächlich der Blick auf die Galla, für welche ich mich zunächst berufen glaubte, hielt mich von dieser Gegend zurück. Es ist eben sehr schwer, im Anfang, wo dem Missionar alle Verhältnisse noch neu und unbekannt sind, gleich das Rechte zu treffen. Auch mußte ich große Besorgnisse haben wegen des in dieser Gegend so stark herrschenden Sklavenwesens und wegen der politischen und religiösen Bestrebungen der Muhamedaner, welche von Sansibar ausgehen. Ich wünschte von der arabischen und europäischen Politik so fern als möglich zu bleiben. Hatte ich doch in Abessinien es hinreichend erfahren, wie gefährlich diese einem Missionar werden kann, auch wenn er sich noch so sehr vor ihr zu hüten bestrebt ist.

Am 7. Januar sollten wir endlich unsere lange und beschwer-

liche Seefahrt beschließen durch die Ankunft auf der Insel Sansibar, wo ich eine Zeit lang ausruhen und über meine weiteren Unternehmungen nachdenken und mich mit Freunden berathen wollte.

Nachdem wir am frühen Morgen des 7. Januar die Mündung des Pangani verlassen hatten, passirten wir bald die kleine Insel Messiwa, von der aus man die Insel Sansibar, besonders Ras Nungie, den nördlichsten Punkt, zu Gesicht bekommt. Die See ging ziemlich hoch, und nicht geringe Gefahr entstand für das kleine Boot. Wir hatten gehört, daß der unruhige, sechs Stunden breite Kanal, der zwischen der Insel und dem festen Land sich befindet, schon manches Boot mit Mann und Maus verschlungen hat. Als unser Schifflein in die Nähe der Küste von Sansibar zu den Inselchen Tombatu und Mannamanna kam, warf der Kapitän eine Kokosnuß, eine Ananas und etwas Mais in die See, als ein Dankopfer, das er abergläubischer Weise dem Scheich Mannamanna für die Erhaltung und Beschützung auf der langen Seereise darbringen wollte. Ich sprach mich tadelnd über diesen Götzendienst aus und bemerkte, daß ich dieß nicht von einem Muhamedaner erwartet hätte, der an den Einigen Gott zu glauben vorgebe, dem alle Ehre und Anbetung vom Menschen gebühre. Allein der Kapitän erwiederte, die muhamedanischen Seeleute hätten überall die Gewohnheit, einem alten Scheich ein Opfer zu bringen. In Mocha sei es der Scheich Schadeli und in Aden der Scheich Aidoros, den sie verehren. Aden sei vor Zeiten sieben Mal durch ein Erdbeben zerstört worden, bis der Scheich Aidoros von Hadramaut gekommen sei und die Stadt beschützt habe. Die Einwohner von Aden seien damals Juden gewesen, welche den Scheich nicht in ihre Stadt aufnehmen wollten, bis er ein großes Wunder verrichtet hätte. Aidoros habe nun zu Gott gebetet und einen Regen von Milch auf die Juden herabfallen lassen. Diese hätten dann den Scheich aufgenommen und sich zum Muhamedanismus bekehren lassen. Seit der Zeit lebe Aidoros verborgen in Aden und seine Nachkommen seien hochgeachtet. Als der englische Kapitän Haines im Jahr 1839 Aden in Besitz genommen hatte, habe er der Familie des

Aidoros eine jährliche Pension ausgesetzt, und als er auf dem Gebel-el-Hadid, dem höchsten Berg von Aden, habe ein Fort bauen wollen, so habe ihn Aidoros durch eine nächtliche Erscheinung davor gewarnt, worauf Haines den Plan aufgegeben und dafür die Moschee des Aidoros ausgebessert und den Truppen befohlen habe, dem Aidoros an seinem Jahrestag bei der Moschee öffentliche Ehre zu erweisen. Seitdem Haines dieß gethan habe, breche kein Feuer mehr in der Stadt aus, was vorher stets der Fall gewesen sei.

Ich habe nicht erfahren, ob Haines dieß wirklich gethan hat, aber die vielen Beispiele in Indien, wo die Engländer dem Aberglauben der Eingebornen aus Politik schmeichelten, möchten mich glauben lassen, daß Haines den listigen Muhamedanern nachgegeben habe, welche immer besondere Offenbarungen vorgeben, wenn sie ihre Absichten erreichen wollen. Hatte doch Scheich Ibrahim, der, wie wir oben sahen, die Stadt Bardera am Dschub-Fluß gründete und die Wahabi-Sekte dorthin verpflanzte, auch Jahre lang göttliche Erscheinungen und Offenbarungen vorgegeben, bis die leichtglaubige Menge ihm willenlos gehorchte und seine fanatischen Grundsätze annahm, wornach er das Tabakrauchen, den Handel mit Elfenbein, das Unverschleiertsein der Weiber, die Versäumniß des fünfmaligen täglichen Gebets u. s. w. aufs Strengste untersagte, und Jeden tödten ließ, der im Geringsten von seinen Satzungen abwich. Ich habe es selbst erfahren, wie verschlagene Muhamedaner durch Vorgeben von Engels-Erscheinungen und Träumen mich hintergehen und in politische Plane hineinziehen wollten. Hätten die Engländer jeden Betrüger dieser Art sogleich aufknüpfen lassen, so würden sie ihrer Nation manche unnütze Ausgabe und manchen Schimpf erspart haben.

Um 2 Uhr Nachmittags, den 7. Januar, ankerten wir in dem geräumigen und sicheren Hafen der Hauptstadt von der Insel Sansibar. Der englische Consul, Major Hamerton, der bereits von Aden aus über mein Kommen und meine Absichten an der ostafrikanischen Küste unterrichtet war, sandte uns sogleich ein Boot entgegen und ließ uns in das Consulathaus abholen, wo uns eine freundliche Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde,

bis wir eine eigene Wohnung einrichten konnten, im Hause des amerikanischen Consuls Mr. Waters, der ein entschiedener Freund der Mission war, und der sich sehr zu meinen Gunsten beim Imam von Maskat verwendete. Herr Waters meinte, ich sollte eine Mission in Sansibar beginnen, wo sich Arbeit genug finden würde, 1) damit, daß ich an Sonntagen den wenigen Europäern predigte; 2) daß ich unter den Banianen aus Indien wirken möchte, deren es gegen 700 in Sansibar gibt; 3) durch Errichtung von Schulen unter den eingebornen Suahilis und Arabern. Außerdem sollte ich Traktate vertheilen unter Eingeborenen und Europäern, welche Sansibar besuchen, und Bücher vorbereiten in den Sprachen des Festlandes für künftige Missionarien. Ich konnte nicht umhin, die Wichtigkeit dieses Rathes anzuerkennen, allein zu gleicher Zeit hielt ich es für meine Pflicht, dem Plan, der mich von Abessinien aus an diese Küste gebracht hatte, bis aufs Aeußerste treu zu bleiben, nämlich die Galla aufzusuchen und eine Mission unter diesem großen und weit verbreiteten Volk, dessen Sprache ich schon verstand, zu errichten.

Das Resultat, das sich mir während meiner Küstenfahrt in Folge meiner Untersuchungen ergeben hatte, war Folgendes: „Die Vorsehung Gottes scheint uns mehr als Eine Thüre zum Eingang ins Innere unter Heidenvölkern von verschiedenen Sprachen und Sitten aufzuthun. Die zeitlichen Bedürfnisse der Eingebornen, im Innern wie an der Küste, haben zu einem gegenseitigen Verkehr geführt, der auf verschiedenen Straßen sich bewegt, auf denen der Missionar mit der Friedensbotschaft vorrücken und die Segnungen des Christenthums und der Gesittung bringen kann. Es liegt ein so weites Land vor uns, daß ich kaum weiß, wo wir unsere Arbeiten zuerst anfangen sollen. Der Islam hat zwar an der Küste einigen Boden gewonnen, aber er reicht kaum einige Stunden weit ins Land hinein, und hat nicht den fanatischen Charakter, wie man ihn an anderen Theilen der Erde findet. Der beständige Verkehr mit Europäern, und der Einfluß, welchen die europäische Politik auf den Imam, der übrigens den Europäern sehr gewogen ist, ausübt, würde die verächtliche Behandlung der Christen nicht gestatten. Die religiösen Begriffe und

Sitten der Heiden an dieser Küste sind nicht von der grausamen kannibalischen Art, wie z. B. bei den Aschanti's in Westafrika.

Was das Gallaland insbesondere betrifft, so erstreckt sich dasselbe, so weit ich es jetzt kenne, vier Grade im Süden des Aequators. Unter diesen Barbaren eine Mission zu gründen, wird ohne Zweifel viel schwieriger seyn, als unter den Wanika, Wakamba und Wasegua. Aber der Vortheil einer solchen wäre, daß man es mit einer weit reichenden Nation zu thun hätte, durch die man am Ende zu den abgeschlossenen Christen von Kambat, Wolamo u. s. w. gelangte, von deren Ländern wir wenig mehr als die Namen wissen. Die Galla-Nation ist in zahlreiche Stammabtheilungen zerschnitten, aber die Einheit in Sprache, Religion, Sitten überwiegt doch. Ihre Bekehrung würde in Ostafrika einen unberechenbar großen Einfluß üben. Ich bin fest überzeugt, daß die göttliche Vorsehung diese Nation für einen wichtigen Zweck gerade hieher gestellt hat. Es ist das Deutschland für Afrika. Denkt man sich das alte Germanien, so trifft fast jeder Zug seiner Volkseigenthümlichkeit mit diesem afrikanischen Ormanien zusammen, wie ich das Galla-Volk mit seinem Gebiet nennen muß; denn Orma nennt sich das Volk selbst, nicht Galla. Wie die alten Germanen sind sie in Stämme getheilt, die oft unter sich in blutiger Fehde liegen, deren jeder aber hartnäckig seine Unabhängigkeit und Freiheit vertheidigt. Wie die alten Germanen sind sie stolz auf ihre Tapferkeit und staatliche Größe. Wie jene vernichten sie rücksichtslos die Stämme, die mit ihnen in Berührung kommen. Nur in der Religion stehen sie den alten Germanen nicht gleich; die Orma haben ein weit nicht so furchtbares Religionssystem, als die Germanen hatten. Werden die Galla nicht in die christliche Kirche hereingezogen, so fürchte ich, sie fallen noch einmal dem Islam in die Hände, denn der Islam hat rings um Abessinien her große Fortschritte unter ihnen gemacht, und das wäre dann ein festes Bollwerk gegen die Einführung des Christenthums und wahrer Gesittung in Afrika; denn die Galla halten den Islam sehr fest, wenn sie ihn einmal erfaßt haben, wie man an den Wollo-Galla in abschreckender Weise sehen kann."

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Sansibar wurde

ich vom englischen Consul Seiner Hoheit dem Sultan Said-Said, den die Europäer gewöhnlich nur den Imam von Maskat nennen, vorgestellt. Der Consul nahm mich von seinem Hause, das am Meer steht, in ein Boot und segelte mit mir eine halbe Stunde weit nördlich vom Consulathause zu der Stelle hin, wo Said-Said außerhalb der Stadt einen Pallast gebaut hat, dessen äußere Form den Beobachter an eine deutsche oder schweizerische Fabrik erinnert. Als der Consul mit mir am Eingang des Pallastes erschien, kam der Sultan, begleitet von einem seiner Söhne und mehreren Großen, heraus, die Besuchenden zu begrüßen mit einer Herablassung und Höflichkeit, welche ich noch an keinem orientalischen Herrscher beobachtet hatte. Er führte uns in das Audienzzimmer, das ziemlich groß und mit Marmorplatten belegt ist. Amerikanische Sessel stehen den Wänden entlang, und ein stattlicher Armleuchter hing in der Mitte des Zimmers. Der Sultan bat die Besuchenden, sich zu setzen, und ich erzählte ihm dann auf arabisch (der Muttersprache des Sultans) meine Haupterlebnisse in Abessinien, daß ich in jenem Lande Knaben unterrichtet, daß ich dort auch die Galla kennen gelernt, und nun den Wunsch habe, dieses Volk an dieser Küste aufzusuchen, mich unter ihnen niederzulassen und sie im Christenthum und anderen nützlichen Dingen zu unterrichten. Seine Hoheit hörte mit Aufmerksamkeit der Erzählung zu und versprach dann, mir alle Hülfe zu leisten zur Ausführung meiner Wünsche, machte mich jedoch auch auf die Gefahren aufmerksam, die mir von den Galla zustoßen könnten. Der Sultan, obgleich schon im Alter vorgerückt, hatte noch ein gutes Aussehen, und war äußerst freundlich und gesprächig. Einige Zeit nachher besuchte ich mit meiner Frau den Sultan in dem Pallast, den er in der Hauptstadt hat erbauen lassen. Wir wurden auf's Höflichste empfangen, und meine Frau wurde eingeladen, des Sultans Familie zu sehen. Er selbst begleitete sie (während ich im Audienzsaal warten mußte) in den oberen Stock in ein Zimmer, das mit europäischen Artikeln reichlich versehen war. Dort erwartete die Europäerin des Sultans Töchter, welche in arabischer Kleidung prangten. Sie waren sehr ehrerbietig gegen ihren Vater, indem sie sich nur dann setzten, wenn auch er

saß. Von der Stirne bis zum Mund herab waren sie verhüllt. Der Vater spielte zärtlich mit zwei kleinen Söhnen, die vertraulich mit ihm umgingen. Zuletzt wurden köstliche Gerichte, wie die besuchende Europäerin sie nicht erwartet hatte, aufgetragen. Das Zimmer hatte schöne und große Spiegel, Sophas und Sessel, und die Tische waren mit europäischen Luxusartikeln bedeckt, aber Alles lag in Unordnung durcheinander und war nicht gerade im reinlichsten Zustand erhalten. Zum Abschied gab der Sultan der besuchenden Frau einen schönen persischen Shawl, und sandte nachher noch viele Lebensmittel in ihr Logis.

Ich fand es nun für zweckmäßig, auf einige Zeit in Sansibar zu verweilen. Diese Zeit benutzte ich, an Sonntagen den Engländern und Amerikanern, die des Handels wegen sich in Sansibar aufhielten, zu predigen, Bekanntschaft mit den Arabern, Banianen und Suahili anzuknüpfen, um Nachrichten über die Küste und das Innere derselben zu erlangen; auch war ich bemüht, mir über die innern und äußern Verhältnisse der Insel Sansibar selbst möglichst umfassende Kenntniß zu verschaffen.

Ich will nur das Wesentlichste über die Insel Sansibar mittheilen, so weit es zu der zusammenhängenden Darstellung meiner afrikanischen Reisen gehört.

Die von den Arabern genannte Insel Sansibar heißt in der Sprache der Suahili „Ungudscha" *) (Brand, Hitze), ein Name, der an die Insel Manuthiae, die von den alten Geographen an diese Küste gesetzt wird, erinnern dürfte. Sie liegt unter dem 6ten Grad südlicher Breite, ist 6 bis 7 Stunden vom afrikanischen Continent entfernt, hat eine Länge von 20 Stunden von Nord nach Süd, und eine Breite von etwa 6 Stunden. An dem Gestade ist sie sehr niedrig, steigt aber zu 200 bis 300 Fuß hinan. Das Innere ist wellenförmig. Am Fuße kleiner Anhöhen gibt es oft Sümpfe, die in der Regenzeit viel Wasser nach dem Meere senden, und nach der Regenzeit der Gesundheit nachtheilig werden. Der Boden ist nahe am Meer sandig, wird

---

*) Die Suahili in ihrer spielenden Weise erklären Ungudscha „das Feuer verzehrt," d. h. wenn einer Geld hat, so verzehrt er es sogleich in Sansibar, weil man nichts ohne Geld erhält. Die Küstenbewohner sagen auch Rungusa für Ungudscha.

aber besser im Innern und fähig zur Kultur, die aber noch vielfach fehlt in Folge der Trägheit und Unwissenheit der Eingeborenen.

Wilde Thiere gibt es nicht. Das wilde Schwein soll von den Portugiesen herrühren, welche Sansibar eine Zeitlang besessen haben. Pferde und Esel zum Reiten in der Stadt und auf das Land werden von Arabien gebracht und sind ziemlich theuer. Die Kameele werden von der Somali-Küste eingeführt. Ochsen mit Höckern, tartarische Schafe, Ziegen gibt es in Menge und werden vom Festland gebracht.

Das Pflanzenreich liefert die Banane, Kassada (Manioc), Mango, Bohne, Orange, Limone, Feige, Ananas, das Zuckerrohr (woraus roher Zucker fabricirt wird), Mais, den rothen Pfeffer, guten Reis, Tabak, Jams, die süße Kartoffel, die Gewürznelke, die viel Gewinn bringt. Auch gibt es Weinreben, die Trauben werden aber nicht recht reif und süß, in Folge der zu schnellen Entwickelung.

Das Klima ist nicht so ungesünd wie das auf dem Festland, doch muß jeder neu Ankommende früher oder später die Fieberperiode durchmachen, und Manche müssen den Tribut mit ihrem Leben bezahlen. Die Hauptstadt, welche 6 Grad 10 Linien südlich vom Aequator am westlichen Gestade der Insel liegt, ist jedenfalls gesunder als das Innere der Insel. Der Thermometer steht gewöhnlich zwischen 80—88 Fahrenheit.

Die Bevölkerung von Sansibar beläuft sich auf etwa 100,000 Seelen, wovon der größte Theil in der Hauptstadt wohnt. Die Suahilis bilden die Mehrzahl; die Araber dagegen bilden die reichere und mächtigere Klasse. Europäer sind es etwa 20, meist Handelsleute, die sich in Sansibar etablirt haben. Die Araber müssen schon früh nach Sansibar und der Suahili-Küste gekommen seyn, denn die Portugiesen fanden sie bei ihrem ersten Auftreten in Ostafrika überall als ihre Hauptgegner, deren Macht sie brechen mußten, ehe sie sich festsetzen konnten. Diese Araber verbreiteten ihre Religion überall an dieser Küste. Sansibar ist ganz muhamedanisch, mit Ausnahme der Banianen, d. h. der indischen Kaufleute und der Europäer. Im Ganzen wird man

nicht irren, wenn man die muhamedanische Bevölkerung der Suahili-Küste mit Einschluß von Sansibar auf eine halbe Million Seelen anschlägt. Andere Religionen werden geduldet, da der Sultan Said-Said ein toleranter Fürst ist; und da der Umgang der Muhamedaner mit den Heiden, der irdische Wohlstand der Einzelnen und andere Gründe den arabischen Fanatismus nicht aufkommen ließen.

Das Innere der Insel Sansibar ist von den Machadem bewohnt, welche in einer Art von Sklavenverhältniß zu den Arabern stehen und 48 Dörfer bewohnen sollen.

Die Hauptstadt ist sehr unregelmäßig gebaut; sie hat enge und schmutzige Straßen, viele steinerne Häuser, mit Hütten der Suahili untermischt.

Ein altes, zerfallenes Kastell mit etwa 12 Kanonen beschützt die Stadt und den Hafen, in dem oft 200 bis 300 Schiffe der Eingebornen liegen.

Der Sultan hat eine Anzahl von europäischen Kriegsschiffen, die er aber zu Handelszwecken verwendet. Seine Schiffe gehen nach Indien, Arabien, Europa und Amerika mit Elfenbein, Gewürznelken, Rohzucker, Kopal u. s. w. Er ist der größte Kaufmann seines Volkes. Zum Betrieb seines Handels und für seine Hofhaltung hält er viele tausend Sklaven, die von der Küste und aus dem Innern gebracht werden. Sansibar ist das Hauptquartier des Sklavenhandels, wiewohl er jetzt etwas gemäßigter und verborgener getrieben wird als früher, wo 25,000 Sklaven jährlich durch Sansibar passirten. Die Zolleinnahmen auf der Insel und an der ganzen ihm unterworfenen Küste hat der Sultan an einen Banianen aus Bombay für 200,000 Conventionsthaler verpachtet. Außerdem gewinnt er noch einige hunderttausend Thaler von seinem ausgebreiteten Handel, so daß man seine jährlichen Gesammteinnahmen auf eine halbe Million Conventionsthaler anschlagen kann. Damit bestreitet er seine Land- und Seemacht. Die Gouverneure und Kapitäne erhalten eine geringe Besoldung, wissen sich aber schon zu entschädigen, und haben die Erlaubniß, für sich Handel zu treiben. Eine stehende Armee hat er nicht, die kleinen Garnisonen von arabischen und Beludschi-

Soldaten ausgenommen, die er in Lamu, Mombas, Sansibar (etwa 50) und Kiloa unterhält, und die sich im Ganzen auf etwa 1000 Mann belaufen, die aber nicht europäisch disciplinirt sind. In Kriegszeiten muß jeder aufgebotene Gouverneur sein eigenes Contingent stellen.

Der Sultan Said-Said bestieg 1807 den Thron und lebte in Mascat bis zum Jahr 1840, wo er seinen Sitz nach der Insel Sansibar verlegte, besonders des Handels wegen, und um den Betteleien und Belästigungen der arabischen Großen zu entgehen. Er wurde früh mit den Engländern bekannt, die ihm 1819 gegen die fanatischen Wahabi in Arabien und gegen die Seeräuber schützten, weßhalb seine Ergebenheit gegen England sehr groß ist. Im Jahr 1835 schloß die Regierung der nordamerikanischen Freistaaten eine Handelsverbindung mit ihm, und später folgte die englische Regierung diesem Beispiel. Kraft dieses Traktats haben Amerikaner und Engländer fünf Procent für Einfuhr zu zahlen. Die Ausfuhr ist frei von Abgaben. Im Jahr 1847 schloß auch Frankreich ein Handelsbündniß mit Said-Said, und stellte, wie die Amerikaner und Engländer, einen Consul in Sansibar auf.

Die Hauptausfuhr der Europäer aus Sansibar besteht in Elfenbein, Kopalgummi, Gewürznelken, Häuten, Kokosnüssen und Kokosöl, Semsem, Aloe u. s. w. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in einem weißen Stoff von Baumwolle, den die Eingebornen Amerikano nennen, in Glasperlen jeder Art, in Feuergewehren, Messing- und Kupferdraht, Glas- und Töpferwaaren, Messer, Schwerter, und überhaupt in Allem, was auf den Märkten ungebildeter Nationen Absatz findet. Die Münze besteht hauptsächlich in Maria-Theresia- und spanischen Thalern. Als kleinere Münze dient der spanische $^1/_4$ und $^1/_8$ Thaler und die Kupfermünze der Ostindischen Compagnie. Die Lebensmittel, z. B. Reis, Schmalz, Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner, Enten u. s. w. sind wohlfeil in Sansibar und an der Küste.

Der Sultan Said-Said beansprucht in Arabien die ganze Küste von Aden bis Mascat, und von Mascat bis an den persischen Meerbusen, sammt den Inseln darin. In Afrika bean-

spricht er die Küste von Kap Guardafui bis Kap Delgado in der Nähe der portugiesischen Besitzungen von Mosambik. Bis jetzt hat ihm keine auswärtige Macht diese ungeheuren Besitzungen streitig gemacht. Die Politik hat es erfordert, diese Ansprüche anzuerkennen, damit keine fremde Macht sich eindringen kann. Daher wird auch Said-Saïd von allen Seiten hoch geachtet und seine Freundschaft gesucht. Die Araber und Afrikaner lassen diese nominellen Ansprüche gelten, so lange ihren alten eigenen Einrichtungen nicht zu nahe getreten wird. Sie nehmen des Sultans Gouverneure auf, bezahlen auch die Hafenabgaben; im Uebrigen muß Said-Saïd auf strengen Gehorsam und Unterwerfung verzichten. Er fordert nicht viel, gewährt aber auch nicht viel. Denn obgleich er ein sehr freundlicher, herablassender Herr ist, so hat er doch von seiner arabischen Erziehung her sehr eingeschränkte Begriffe; er hat weder das Licht noch die Kraft und den Muth, gründliche Reformen vorzunehmen und durchzuführen, und überhaupt das zeitliche Wohl seines Volks zu befördern. Persönliche Bereicherung und Anerkennung seiner Familie ist Alles, was ihm anliegt. Wollte er auch einen neuen Zustand der Dinge herbeiführen, so hätte er die Leute nicht zur Ausführung. Seine arabischen Großen würden ihn sicherlich vernichten, es sei denn, daß er mit fester Hand, wie einst Muhamed Ali Pascha, ein eisernes Scepter führen könnte.

Achtes Kapitel.

Reise von Sansibar nach Mombas, Aufenthalt auf dieser Insel, und Ausflüge von da ins Wanikaland.

Nachdem ich nun vom 7. Januar bis Anfang März 1844 in Sansibar verweilt und manches gesehen, gehört und erlebt hatte, entschloß ich mich, meine theure Gattin in Sansibar zu lassen, und auf einem arabischen Schiff nach Lamu zu gehen, um von dort aus unter die Galla einzudringen und eine Missionsstation

zu gründen. Ich ließ mir zu diesem Zweck ein Empfehlungsschreiben an die Gouverneure der Küste vom Sultan Said-Said geben. Er gab mir einen Brief, worin es hieß: „Dies kommt von Said-Said Sultan; an alle unsere Unterthanen, Freunde und Statthalter unsern Gruß. Dieser Brief ist geschrieben für Dr. Krapf, den Deutschen, einen guten Mann, der die Welt zu Gott bekehren will. Benehmet euch gut gegen ihn und leistet ihm überall Dienste. Dieß ist geschrieben von Achmed, dem Sekretär und Diener, auf Befehl eures Herrn." Auch Major Hamerton, der englische Consul, sowie der amerikanische, Herr Waters, leisteten mir wichtige Dienste zur Ausführung meiner Reise, welche ich am 5. März antrat. Da der Kapitän des Schiffes, welches von der Insel Lamu war, Geschäfte auf der Insel Pemba abzumachen hatte, so benutzte ich die Gelegenheit, diese schöne Insel kennen zu lernen, welche die Suahili Pemba, die Araber aber Geßirat-el-Chotera (d. h. Insel der Gemüse oder Pflanzen) nennen. Sie liegt 5 Grade südlich vom Aequator, und wird von den Suahilis als die Kornkammer, oder richtiger Reis- und Schmalzkammer von Ostafrika betrachtet, weil dort viel und guter Reis gepflanzt und viel Schmalz verkauft wird.

Ich wurde von dem Gouverneur der Insel freundlich aufgenommen, und in dem vor 200 Jahren von den Portugiesen erbauten und die Bai beherrschenden Kastell beherbergt und bewirthet. Von dem Gouverneur hörte ich, daß die Insel 60 Dörfer habe mit etwa 10,000 Einwohnern, die meistens Sklaven sind. Said-Said, der Sultan von Sansibar, erhält jährlich 12,000 Thaler Einkünfte von der Insel, welche 20 bis 30 Fuß über das Meer sich erhebt. Sümpfe, Waldungen und Gebüsche sind zahlreich in Pemba, überhaupt ist der Pflanzenwuchs noch üppiger als in Sansibar, und dieß macht auch diese Insel ungesunder als Sansibar. Die Produkte sind dieselben wie in Sansibar.

Ich lernte den Gouverneur als einen verständigen und forschenden Mann kennen, der für Beweisgründe zugänglich war, und der nicht, wie die Muhamedaner zu thun pflegen, gleich mit Schimpfwörtern zufuhr. Er fragte mich über das Ziel und den Zweck meiner Reise, und ermahnte mich, nicht nach Lamu zu

gehen, da jetzt der Kus, d. h. der Südwind beginne, vor dessen Ende im November ich nicht mehr, oder nur mit großen Schwierigkeiten nach Sansibar zurückkehren könne. Ich hatte schon unterwegs von meinem Kapitän diese üble Nachricht gehört, und hatte mich entschlossen, meinen Reiseplan zu ändern, wenn die Aussage des Kapitäns wirklich wahr sei. Ich kannte nämlich damals die Zeit und Gewalt der Monsune- oder Passatwinde in diesen Gegenden noch nicht; es war mir unbekannt, daß, wie die Araber sich auszudrücken pflegen, die ostafrikanische See vom Mai bis September gänzlich geschlossen ist für die Boote der Eingeborenen, welche sich nicht in das weite Meer hinauswagen, noch einem starken Gegenwind widerstehen können. Ich hatte nämlich die Absicht gehabt, nach Lamu zu gehen, die nöthigen Vorbereitungen zu einer Missionsstation unter den Galla zu treffen, und dann sogleich zurückzukehren und meine Gattin von Sansibar abzuholen, ein Plan, von dessen Unausführbarkeit ich mich erst auf dem Weg überzeugte. Zwar gehen bisweilen Boote von Lamu bis Takaungu oder Mombas mit Depeschen nach Sansibar, aber sie brauchen mehrere Monate, bis sie in Sansibar ankommen, weil die Boote der Küste entlang und hinter den Felsenriffen gerudert werden müssen, was sehr kostspielig, langwierig und während der Regenzeit (April bis Juli) sehr beschwerlich ist. Ferner fragte der Gouverneur, wer mir die Mittel zum Reisen gebe, und ob ich im Dienst der englischen Regierung stehe; ferner, ob und wann der gegenwärtige Leib auferstehen werde; ob man Gott mit Augen sehen könne; ob die Europäer bei ihren Gebeten sich auch nach Mekka wenden; ob Muhamed kein göttlicher Gesandter gewesen sei; ob der Sohn der Maria der Sohn Gottes sei. Auch fragte er Manches über das Militär, über die Dampfschiffe und über das Verhältniß der Franzosen und Engländer u. s. w. Er wünschte auch eine arabische Bibel zu erhalten, welche ich ihm später sandte durch Herrn Waters, der der einzige Europäer ist, der heilige Schriften und Traktate den Eingeborenen schon vor meiner Ankunft gegeben hatte. Obgleich Kaufmann, hatte er sich doch nicht geschämt, mit Wort und Wandel seine christlichen Gesinnungen vor Eingeborenen und Europäern darzulegen, wenn

auch die letztern ihn oft verspotten mochten. Auch hielt er den Sonntag nach ächter Christenweise. Gewiß, Kaufleute, Consule, Reisende und andere Geschäftsleute würden unter Heiden und Muhamedanern großen Einfluß zu Gunsten der christlichen Religion ausüben, wenn ihnen diese Herzenssache wäre, wenn sie, wie Abraham, der Freund Gottes, den Namen Gottes anrufen und verehren würden, wohin sie gehen. Es würde dann auch mehr Segen ihren zeitlichen Beruf begleiten. Viele aber halten die Christianisirung der Eingeborenen für unmöglich, ja gar für unnütz und ihren Zwecken hinderlich, weil es ihnen selbst an innerem christlichen Gehalt fehlt, und weil das wahre Christenthum ihrer Zügellosigkeit und ihren Kniffen Einhalt thun würde.

Ich ermahnte den Gouverneur, die heiligen Schriften der Europäer fleißig zu lesen, denn erst durch das Lesen derselben würde es ihm klar werden, ob die Bibel der Christen oder der Koran die wahre göttliche Offenbarung enthalte. Die christlichen Gelehrten lesen den Koran, warum die muhamedanischen nicht auch das Buch der Christen lesen wollten?

Von dem freundlichen Gouverneur von Pemba, der mit Said-Said auf vertrautem Fuße steht, erfuhr ich auch die Zahl der Nachkommen des Letztern. Said-Said soll 13 Söhne und 23 Töchter, also 36 Kinder gezeugt haben mit ungefähr 70 Frauen, die er in seinem Harem unterhält, das er noch in seinem Alter alle Jahre durch schöne Mädchen aus den Galländern zu vermehren sucht. Weiber, Schiffe und Uhren sind nämlich die Lieblingsgegenstände des Sultans von Sansibar und Mascat. Auf meine Frage, warum denn Said-Said keine starke und disciplinirte Armee unterhalte, sagte der Gouverneur, das habe er gar nicht nöthig, so lange die Macht seiner Freunde, der Engländer, in Indien feststehe, habe er keinen Feind zu fürchten, und es sei daher überflüssig, sich große Ausgaben auf den Hals zu laden. Und in der That, man kann nicht wünschen, daß Said-Said eine starke Macht besitze, da sie nur zur Verbreitung des Muhamedanismus unter den heidnischen Nationen Afrikas dienen würde, wie dieß in Nord- und Westafrika durch die fanatischen Fellata geschehen ist.

Da ich vor meiner Rückkehr nach Sansibar wenigstens eine Strecke weit der Küste entlang reisen wollte, so bemühte sich der freundliche Gouverneur von Pemba, mir ein Boot auf Kosten der Regierung zu verschaffen. Allein kein Kapitän ließ sich zur Fahrt bewegen, entweder weil der Gouverneur zu wenig Fahrgeld anbot, oder weil die Leute glaubten, die Fahrt umsonst machen zu müssen. Der Gouverneur drohte, schimpfte, wurde zornig, aber Keiner ließ sich zur Fahrt bestimmen, ein Umstand, der mir einen tiefen Eindruck von der Schwäche und Armseligkeit der Said-Said'schen Regierung gab *). Ich entschloß mich daher, mir selbst zu helfen und mit einem Kapitän zu accordiren. Sogleich war einer bereit, für fünf Thaler mich nach der Insel Tanga zu bringen. Bei meinem Abschied von dem Gouverneur schenkte er mir noch einen Krug Schmalz, Hühner, Mangos u. s. w. Ich mußte dann in einem kleinen Boot beinahe eine Stunde lang gerudert werden, bis die Bai oder der Meereseinschnitt, welcher nach Tschakka, der Hauptstadt von Pemba, führt, mich in die offene See brachte, wo das größere Schiff ankerte, das mit Gepäck und Menschen so angefüllt war, daß ich Gefahr für das Fahrzeug fürchten mußte. Die arabische Langsamkeit hielt mich noch länger in der Nähe von Pemba zurück. Denn erst am 10. März ging die Abreise mit Sonnenaufgang vor sich. Das Schlafen in der freien Luft ohne allen Schutz vor dem starken Thau hätte mir beinahe eine Krankheit zugegogen. Auf dem Schiffe war eine Anzahl Araber, die bald allerlei Fragen an mich machten, z. B. ob es erlaubt sei, Schweinefleisch zu essen, eine Frage, die ich mit der Stelle Matth. 15, 17. 18. erledigte.

Merkwürdig war mir die Erzählung eines Arabers hinsichtlich der Insel Harmus im persischen Meerbusen. Es sollen sich

---

*) Diese Schwäche der Regierung zeigte sich recht auffallend in einem Gerichtsfall, den ich in Pemba beobachtete. Ein Baniane wurde von einem arabischen Soldaten geschlagen und kam weinend zu dem Gouverneur, um sich Recht zu verschaffen. Der Gouverneur untersuchte zuerst den Rücken des Banianen. Da er Spuren der Verwundung bemerkte, so schimpfte er zuerst auf den Soldaten, gab ihm einen Streich und entließ ihn. Der Soldat aber schlug den Banianen noch einmal, ohne auf den Gouverneur zu achten.

auf jener Insel Stellen von Sand befinden, wo die Menschen und Thiere, die darüber gehen, untersinken. Salzige Stoffe sollen unter dem Sand seyn, welche dieses Versinken verursachen. Da diese Insel dem Imam von Mascat gehört, so möchte es einem Reisenden nicht schwer werden, diese Stellen zu untersuchen und den wahren Bestand der Sache zu ermitteln. Vielleicht ließen sich dadurch die Erscheinungen des Baher-es-Safi, von dem oben die Rede war, näher erklären.

Die Fahrt nach Tanga ging sehr langsam von Statten in Folge der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit des Kapitäns und der Trägheit und Gleichgültigkeit der Matrosen, die Sklaven waren, und dem Kapitän nicht gehorchen wollten. Je mehr er auf sie losschimpfte, desto mehr lachten sie ihn aus. Es ist entsetzlich, wie hemmend das Sklavenwesen auf alle Verhältnisse dieser Eingeborenen einwirkt, und so lange das Monstrum der Sklaverei von diesen Ländern nicht entfernt wird, ist an keine Verbesserung der socialen Zustände zu denken. Die Sklaven müssen Alles thun in diesen Ländern. Sie müssen das Feld bauen, Handel treiben, Schiffe regieren, die Kinder des Hauses erziehen, während die freien Leute essen und trinken, faullenzen, oder in die Moschee laufen und beten, oder bei ihren vielen Weibern ihres Fleisches pflegen. Kein Wunder, wenn der Fluch auf Allem liegt, was sie anfangen oder betreiben. Die Sklaven thun Alles gezwungen, mit Widerwillen, Trägheit und in mechanischem Schlendrian. Ich mußte mich oft nur wundern, warum nicht mehr Unglück zu Wasser und zu Land entsteht, wenn ich das Treiben dieser Leute ansah.

Am 11. März kam ich in Tanga an. Ich präsentirte mein Empfehlungsschreiben dem Gouverneur Stamboli, der mich freundlich empfing, mir aber eine dunkle Hütte anwies, in der ich es nicht lange aushalten konnte. Hunderte von Menschen umgaben die Hütte, aber leider! konnte ich nicht mit ihnen reden, da ich die Suahilisprache damals noch nicht verstand. Um mich von diesen Unbequemlichkeiten zu befreien, machte mir Stamboli den Vorschlag, mich nach dem 400 Schritte vom festen Lande entfernten Inselchen Tanga (was man gewöhnlich Tanga nennt, ist

nur das ins Meer vorspringende Kap Tangaty zu begeben, wo ein kleines Fort ist, das die Bucht beherrscht. Allein ich zog es vor, die Reise nach Mombas fortzusetzen. Die Tanga-Leute treiben bedeutenden Handel mit Elfenbein und Kopal. Sie reisen nach Usambara und in die Wakuafi- und Masailänder.

Am 13. März erreichte ich Mombas, wo ich von dem Stadt-Gouverneur Ali Ben-Nasser freundlich aufgenommen wurde. Dieser Mann war zweimal in London gewesen, um bei der englischen Regierung im Namen des Sultans von Sansibar eine politische Mission auszuführen. Er wies mir sogleich das Haus an, das früher von dem englischen Residenten Herrn Emmerich bewohnt worden war, und bewirthete mich aufs Gastlichste nach europäischem Styl. In den Straßen von Mombas sah ich bald heidnische Wanika, die von den benachbarten Bergen gekommen waren. Auch die Leute von Mombas besuchten mich in großer Anzahl und waren sehr freundlich gegen mich. Da kam mir auf einmal der Gedanke, Mombas würde sich am besten für eine anfangende Mission an dieser Küste eignen, zumal da auch die Galla nur einige Tagreisen im Norden von Mombas zu treffen wären, wenn sie auf den Markt nach Emberria kommen, ein Dorf, das im Stamm der Wanika von Kiriama liegt. Auch lernte ich in Mombas bald einige Galla-Sklaven kennen, die von Dschondor (Gendschero) über Gurague nach Schoa, und von dort nach Tadschurra und Maskat verkauft worden waren, von wo sie nach Mombas kamen.

Je länger ich in Mombas verweilte, je klarer wurde mir, daß es vielleicht im Willen Gottes liege, die Galla durch die Wanika mit dem Evangelium bekannt zu machen, und daß daher die erste Missionsstation an dieser Küste unter den Wanika angelegt werden müsse, zu denen ich von Mombas aus leicht kommen könnte. Ich wurde in meiner Ansicht durch folgende Gründe bestimmt:

1) da die Leute und Beamten in Mombas die Europäer, die Engländer insbesondere, kennen und werthschätzen;
2) da sie täglich in Haufen mich besuchen;
3) da Mombas mit den heidnischen Nachbarstämmen in den

Nähe und Ferne in Verbindung steht und eine Karawanenstraße ins Innere führt;

4) da Mombas ziemlich gesund ist, und die nöthigen Bequemlichkeiten in Beziehung auf Wohnung und Lebensmittel darbietet;

5) da die Heidendörfer im Süden so nahe sind, daß der Missionar sie täglich besuchen und Abends zurückkehren kann;

6) da die Galla nur einige Tagreisen von Mombas entfernt sind;

7) da der Imam gegenwärtig mit Patta im Krieg begriffen ist, und folglich der Aufenthalt auf der Insel Lamu, von wo aus ich die Galla besuchen wollte, mit besondern Schwierigkeiten verbunden wäre;

so scheint es mir nach Erwägung aller dieser Gründe und Verhältnisse am zweckmäßigsten, in Mombas vor der Hand meinen Aufenthalt zu nehmen, um die Suahilisprache zu erlernen, Ausflüge zu den heidnischen Wanika zu machen, die Verhältnisse im Innern kennen zu lernen und das Evangelium daselbst zu verkündigen, sobald ich der Sprache Meister bin. Ich entschloß mich deßhalb, nach Sansibar zurückzukehren, um meine liebe Gattin von dort nach Mombas zu bringen.

Ich blieb jedoch in Mombas bis zum 18. März und hatte täglich Besuche von den Mombassianern, welche immer wieder die Frage machten: „In welcher Stellung man beten müsse?“ Ich erklärte ihnen wiederholt, daß Gott ein Geist sei und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden müsse; Gott sage selbst in seinem Wort: „Ich wohne im Heiligthum und in der Höhe, aber ich will auch wohnen in Denen, welche zerschlagenen Geistes sind und sich fürchten vor meinem Wort.“ Auf die äußere Stellung des Körpers komme es also nicht an.

Die Muhamedaner in Mombas haben nämlich einen Streit mit der Sekte des El-Baddei, zu welcher auch der Sultan Said-Said und seine arabischen Großen gehören. Sie glauben, daß Muhamed bei seinen Gebetsverrichtungen die Hände mit einem Tuch bedeckt habe, weßhalb Niemand die Stellung und Bewegung seiner Hände habe erkennen können, ob er sie kreuzweise über

die Brust gelegt, oder zu den Knieen habe hinabhängen lassen, ein ungewisser Umstand, der vier Abtheilungen unter den Erklärern des Korans hervorgerufen habe, indem jeder Erklärer sich die Gebetsstellung Muhameds verschieden gedacht habe. Die Schafniten, zu denen die meisten Mombassianer gehören, falten die Hände über die Brust, während die Anhänger des El-Baddei sie hinabhängen lassen. Im Ganzen gebe es nur vier Hauptsekten, und die fünfte, nämlich die des El-Baddei sei verwerflich, daher die Mombassianer den Sultan Said-Said und dessen Gouverneur Ali Ben-Nasser in Mombas sehr hassen. Auch über die Unrechtmäßigkeit, Menschen mit Gewalt zur Annahme einer Religion zu zwingen, hatte ich manche Unterredung mit den mich besuchenden Muhamedanern in Mombas. Der Kadi fragte, ob denn Gott einen Sohn habe, ob er in sechs Tagen die Welt geschaffen, ob die Christen die Auferstehung glauben, ob die Engländer Götzendiener seien, wie die Portugiesen, welche in Mosambik Stein und Holz anbeten, ob das Schweinefleisch-Essen erlaubt sei? Aus Veranlassung der Portugiesen in Mosambik erklärte ich dem Kadi den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, und wie die Trennung der Protestanten vom Pabst zu Rom vor 300 Jahren entstanden sei.

Nachdem ich noch einen Lehrer zur Erlernung der Suahili- und Kinikasprache engagirt hatte, reiste ich am 18. März von Mombas ab auf einem Schiff, das einem Eingeborenen von Sur im südlichen Arabien gehörte. Auf dem Schiffe waren Eingeborene aus Arabien und Indien, unter Andern auch ein Hindu von der Radschiput-Kaste, der in Bombay in eine Missionsschule gegangen war. Die Bekanntschaft mit diesem Manne überzeugte mich, daß der Schulbesuch der Heiden, wenn er auch nur kurze Zeit dauert, und sie gerade keine Christen werden, doch einen großen Einfluß auf ihr Gemüth ausübt. Als ich mit ihm über den indischen Götzendienst redete, sagte er: „Es gibt nur Einen Schöpfer Himmels und der Erden, der überall gegenwärtig ist, Alles sieht und hört, auch die Gedanken des menschlichen Herzens.“ Ein arabischer Scheich von Lamu, der mich in den Psalmen lesen sah, bat mich um dieses Buch, und da es ihm wohl

gestel, verlangte er die ganze Bibel. Arabische Traktate wären unter diesen Leuten willkommen gewesen, besonders solche, welche von der Geographie und Geschichte handeln. Wegen des eingetretenen Südwinds wurde die Reise sehr langwierig; lästig wurde sie wegen des Regens, der gewöhnlich um Mitternacht fiel, was mir um so unwillkommener war, da ich keine Kabine hatte, sondern auf dem offenen Verdeck mich aufhalten mußte.

Von einem Passagier aus Lamu erfuhr ich, daß der auf vielen Karten verzeichnete Name des Stammes Maracates unrichtig ist; der Stamm soll Maracatoa heißen, am Dschubfluß wohnen und ein Gallastamm seyn. Ferner muß der Name Magidas und nicht Machidas geschrieben werden. Dieß ist ein Gallastamm am obern Lauf des Ozifluſſes, dem die Wasania oder Dahalo unterworfen seyn sollen. Auch sollte man Malindi, nicht Melinde schreiben.

Ein Eingeborener aus Murbat Dafar erzählte, daß zwischen Gubat-el-Kammer und Mesile an der südarabischen Küste eine Sprache geredet werde, welche von der arabischen sehr abweiche. Er nannte sie die Maharisprache. Da mir an dieser Sache, von der ich noch nie etwas gehört hatte, gelegen war, so machte ich eine kleine Wörtersammlung, aus der hervorging, daß die Sprachen von Mahara und Murbat Dafar sowohl von dem Arabischen als von einander sehr abweichen. Ob in diesen Dialekten noch ein Ueberrest der alten Hamiaritensprache vorhanden ist, in der bekanntlich noch Inschriften im südlichen Arabien angetroffen werden, konnte ich nicht bestimmen, wohl aber vermuthen. Im Norden von Mahara und Murbat Dafar sollen muhamedanische Stämme seyn, die sehr kriegerisch sind und das Fleisch der Esel und Pferde essen. Ich machte später eine Seereise auf einem Schiffe, das einem Eingeborenen von Mahara gehörte. Die Matrosen redeten wirklich in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte. Bei dieser Gelegenheit fand ich die Aussage des Murbat-Dafar-Mannes völlig bestätigt *). Im Norden von Mahara soll der Stamm Gera seyn, dessen Sprache vom Mahari und Arabischen verschieden seyn soll.

*) Die Maharasprache soll auch auf der Insel Sokotra gesprochen werden.

Als ich einem muhamedanischen Scheich von [illegible] die runde Gestalt der Erde und ihre Bewegung um die Sonne zu beweisen suchte, wurde der Scheich sehr unwillig, und warnte die Passagiere vor solchen Lehren, welche dem Koran widersprechen. Der obige Hindu, der in Bombay etwas Geographie gelernt hatte, trat auf meine Seite und sagte zu dem Scheich: der Franke kann seine Sätze beweisen, aber ihr wißt nichts dagegen einzuwenden, als daß sie eben dem Koran widersprechen. Der Scheich setzte sich zu den Passagieren und unterhielt sie mit folgenden Fabeln:

1) Im Norden der Erde gebe es ein Baher-el-Tulemat, d. h. ein Meer der Finsterniß, weil am Ende der Erde beständige Finsterniß sei, und weder Sonne noch Mond dort gesehen werden, und die Sterne an einander schlagen. Es seien dort ungeheure Wallfische, welche die größten Schiffe umstürzen. Die Franken gehen dorthin, um Gold und Silber im Wasser zu suchen. Dorther komme das viele Geld der Europäer, welche Esel und Pferde vor die Wallfische werfen, damit sie ihre Schiffe nicht umstürzen.

2) Es gebe drei Wunder der Welt, welche von allen guten Muhamedanern geglaubt werden. Erstlich die Munara-el-Iskandaria, d. h. die Minarete von Alexandrien, welche sehr hoch seien und auf ihrer Spitze Kanonen haben, welche bei der Annäherung von Schiffen von selbst losgehen; zweitens die Mesgid-el-Banumaia (die Moschee von Banumaia, welche jetzt zerstört sei), welche 300 Thore gehabt habe, die sich alle selbst öffneten, nachdem ein Thor geöffnet war; drittens El-Schagir-el-Hindie (der indische Baum), welcher eine Frucht erzeugte, die Frauen hervorbrachte, welche riefen „Waki, Waki."

3) Jenseits China sei eine Insel, welche ihre Lage verändere nach der Beschaffenheit des Windes von Norden nach Süden, Osten und Westen. Dort sei der Baum Ekfir, welcher keinen Schatten gebe, aber eine Arznei enthalte gegen alle möglichen Krankheiten und bösen Geister.

Mit solchen Mährchen unterhalten sich die Araber auf den Schiffen, besonders Nachts beim Mondschein, wenn sie lange nicht einschlafen.

wie die Eingebornen mit den Verbesserungen und Einrichtungen, welche die Europäer zurücklassen, umzugehen pflegen.

Auch der Kommandant des Kastells in Mombas hatte den Befehl vom Sultan und vom englischen Consul, mich freundlich zu behandeln; allein dieser Mann, ein alter Beludschi aus Multan in Afghanistan, verlangte immer vorher ein Geschenk, wenn er etwas für mich thun sollte. Einer der Kadis, der Baumeister von Mombas ist, wollte bei meinem Bau so viel als möglich profitiren, und brachte daher seine Arbeit nur langsam zu Stande. Die Maurer und Zimmerleute, die ich ohne des Gouverneurs Erlaubniß nicht erhalten konnte, wollten zu der gesetzten Stunde in die Moschee laufen und beten und verbrachten so den Tag mit Faullenzen unter dem Schein der Religion, und begehrten dabei 1/4 Thaler Lohn. Die Maurer des Kadi waren meist seine Sklaven, die ohnehin nichts thun, wenn sie nicht beaufsichtigt und angetrieben werden. Daneben wurde ich von Bettlern und vielen Leuten heimgesucht, die Arznei haben wollten gegen Geschwüre, Pocken und rheumatische Schmerzen. Leute, die mich besuchen wollten, um mit mir über religiöse und andere Dinge zu reden, wurden von Ali Ben-Nasser zurückgehalten, aus Furcht, der Europäer möchte den traurigen Zustand des Landes kennen lernen und nach Europa berichten, oder auch aus Furcht, die Eingebornen möchten Mombas in die Hände der Engländer zu spielen trachten, weil die Sage ging, die Engländer werden wieder nach Mombas kommen und dann die ganze Küste in Besitz nehmen. So hatte ich im Anfang mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch die größte Schwierigkeit bestand darin, daß ich die Suahili-Sprache noch nicht verstand, und keine Hilfsmittel hatte, sie zu erlernen, da noch kein Europäer eine Sprachlehre oder Wörterbuch verfaßt hatte. Mit Hülfe des Arabischen überwand ich nach und nach dieses Hinderniß. Ich fand aber in dieser Sprache Eigenthümlichkeiten, die mir Anfangs viel Kopfzerbrechen kosteten, die mir aber auch Freude machten, als ich „heureka, heureka," ich habe es gefunden, gefunden, ausrufen konnte.

Am meisten fürchtete Ali Ben-Nasser, ich möchte die Missethaten erfahren, die er im Jahr 1836 bei einer großen Hungers-

noch gegen die heidnischen Wanika begangen hatte, deren Kinder er für Getreide gekauft und sie dann bei Hunderten als Sklaven nach Arabien verkauft hatte, und doch hatte ihn der Sultan nach England gesandt, um wegen der Abschaffung des Sklavenhandels mit England zu unterhandeln. In England hatte er sich als einen Abolitionisten ausgegeben, in Afrika aber sich als das gerade Gegentheil erwiesen. Es konnte ihm natürlich nicht angenehm seyn, wenn man in England von seinen Unthaten Kunde erhalten würde.

Unter der Regierung der Masrue war es Sitte gewesen, den Wanika-Häuptlingen jährlich 150 Kleider zu verabreichen, um sie in einem freundlichen Verhältniß gegen Mombas zu erhalten; allein Ali Ben-Nasser hob diese Sitte auf, und brachte dadurch eine gereizte Stimmung gegen Mombas hervor, die durch den Verkauf der Kinder noch vermehrt wurde. Die Masrue hatten den Wanika in Zeiten der Theurung Getreide umsonst, oder gegen Rückerstattung desselben in wohlfeiler Zeit, gegeben, und so dieselben gegen Mombas geneigt gemacht und den Handel und Wandel zwischen Stadt und Land befördert. Die Wanika hatten die Sitte, den Masrue jährlich zwei Farasala Elfenbein (72 Pfund) und 20 säugende Kühe zu schenken. Diese Geschenke brachten sie besonders gerne, wenn es in einem Jahr reichlich geregnet hatte, weil die Leute im Innern glauben, der Regen komme von den Suahilis, weil sie am Meer wohnen und das Buch Gottes, den Koran haben. So eingewurzelt ist dieser Glaube, daß die Wanika schon öfter zu dem Gouverneur von Mombas gekommen sind und Regen von ihm verlangt haben. Ich habe es im Innern (in Ukambani) selbst beobachtet, daß die Leute (z. B. die Wakamba) glauben, der Regen komme von den Suahili und man dürfe diese nicht beleidigen, weil sie sonst den Regen zurückhalten könnten. Die Suahili machen sich auch diesen Aberglauben zu Nutz und drohen den unwissenden Leuten mit Entziehung des Regens, wenn sie ihnen nicht zu Willen sind. Ueberhaupt suchen die Suahili den Aberglauben der Heiden, in dem sie selbst sehr gefangen sind, für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten. Liederliche Menschen, die sich ihrer Schulden halben an der Küste nicht

mehr sehen lassen dürfen, gehen zu den Wanika, treiben dort Zauberei und Exorcismus und sammeln sich in kurzer Zeit wieder einiges Vermögen.

Nachdem ich nun in Mombas gehörig eingerichtet war, legte ich mich mit Eifer auf das Studium der Suahili- und Kinika-Sprache und suchte Bekanntschaft mit den Häuptlingen der Wanika zu machen, die nach Mombas kamen. Am 8. Juni 1844 begann ich die Uebersetzung des ersten Buchs Mosis mit Hülfe des Scheich Ali Ben-Mueddin von Barawa, der Kadi (Richter) von Mombas war. Diesen Tag betrachtete ich später immer als einen der wichtigsten meines Lebens. Aber kaum hatte ich dieses wichtige Werk begonnen, und mich über den Fortschritt meiner Missions-Arbeit gefreut, so kam eine ernste Prüfung über mich und meine Familie, wie es auf dem Missionsgebiet und im Leben des einzelnen Christen zu gehen pflegt, wo Freude mit Leid meistens wechselt, damit der Mensch in der Demuth bleibe. Die Regenzeit des Jahres 1844 war in Mombas ungewöhnlich stark gewesen, die Eingebornen wurden von allerlei Krankheiten, besonders von Fieber und Kopfweh befallen, und der Aberglaube fand reiche Veranlassung zu Zaubereien und gaukelhaften Versuchen. Aus Blättern wurden Arzneien bereitet und während des Zeitraums von sieben Tagen unter der Prozession der Leute auf die Straßen gestreut, um die bösen Geister, wie die Leute sagten, aus der Luft zu vertreiben. Wenn nämlich die Geister die Düfte der Blumen und Kräuter riechen, so fliehen sie davon und die gesunde Zeit kehrt wieder. Dieser Aberglaube grassirt in Mombas, Patta, Lamu, Sansibar und überhaupt unter den Suahili, die ihn von den Heiden entlehnt haben. Da ich nun seit dem 1. Juli auch vom Fieber ergriffen worden war, so wollte Ali Ben-Nasser den Exorcismus auch in der Nähe meines Hauses vornehmen lassen, wogegen ich mit aller Macht protestirte.

Am 4. Juli wurde ich wieder etwas besser, aber meine Gattin bekam am 5ten einen bedeutenden Fieber-Anfall, der um so bedenklicher war, als sie jeden Tag ihrer Entbindung entgegen sah, die auch wirklich am 6. Juli erfolgte, wo die Selige von einer gesunden Tochter entbunden wurde. Am 9. Juli aber ver-

fiel sie nach Mitternacht in ein Delirium, aus dem sie zwar wieder erwachte, aber mit der vollen Ueberzeugung, daß sie bald von meiner Seite werde genommen werden. So stark war diese Ueberzeugung, daß sie in rührenden Worten von mir und von den Dienstboten Abschied nahm, indem sie besonders die letztern (welche Muhamedaner waren) ermahnte, auf Christum, nicht auf Muhamed ihr Vertrauen zu setzen, da Muhamed weder im Leben, noch in der Stunde des Todes helfen könne, während Christus, der Sohn Gottes, ihr jetzt unbeschreiblichen Frieden gebe. Sie erkenne und fühle sich zwar als eine große Sünderin, aber Jesus, das Lamm Gottes, das der ganzen Welt Sünde trug, habe ihr alle Sünden vergeben. Gerne würde sie noch länger auf Erden verweilt haben, um an ihrem eigenen Heil und dem Wohl Afrika's zu arbeiten, aber sie ergebe sich ganz in den Willen Gottes. Insbesondere bat sie mich, sie in meinem Bericht nicht zu loben, sondern nur ihren Freunden in der Heimat zu sagen, daß der Heiland ihr als einer armen Sünderin gnädig gewesen sei. Nach mehrmaligem Erbrechen und langen heftigen Schmerzen hauchte sie am 13ten ihren Geist in die bessere Welt hinüber. Ich lag in diesen ernsten Augenblicken auf meinem Bette neben ihrem Sterbelager, vom Fieber so niedergehalten, daß ich nur mit größter Mühe mich erheben und nach ihr sehen konnte, um mich zu überzeugen, daß sie wirklich gestorben sei. Selbst in Schmerzen liegend, konnte ich im Augenblick diesen großen Verlust nicht ermessen. Der Gouverneur wurde ersucht, einen Sarg aus dicken Schiffsbrettern anfertigen zu lassen, in den sie am 14. Juli eingesenkt wurde, da der Verwesungsgeruch, der in jenen Ländern schnell eintritt, ihre Beerdigung zu beschleunigen gebot. Der Sarg wurde auf einem Boot über die Meerenge von Mombas gebracht und auf dem festen Land, im Beisein des Gouverneurs, des Kadi und einiger Suahili beerdigt, am Weg, der in das Wanikaland führt. Später wurde der Verstorbenen von dem amerikanischen Consul, Herrn Waters und seinen Freunden in Bombay, für 64 Rupien ein steinernes Denkmal gesetzt, das die wandernden Suahili und Wanika stets daran erinnern sollte, daß hier eine Christin ruht, welche Vater, Mutter und Heimat verlassen hatte, um am Heile

Afrika's zu arbeiten. Nur mit Mühe konnte ich dem Leichenbegängniß beiwohnen, und kaum war ich nach Hause gekommen, als auch bei dem geliebten Kind sich Krankheits-Symptome äußerten, welche am 15ten tödtlich wurden, und mich nöthigten, auch diese Todesbeute dem Grabeshügel meiner geliebten Rosine so schnell als möglich zuzuführen.

Am 17. Juli erhielt ich viele Briefe aus Europa, worin unter Anderem der Tod meines geliebten Lehrers und Freundes, des Herrn Oberhelfers Sarway in Tübingen, und der Tod der geliebten Mutter meiner seligen Rosine gemeldet wurde. Wie merkwürdig, daß der Letzteren der herbe Schmerz über das Hinscheiden der theuren Mutter, deren Namen sie noch in den letzten Stunden auf den Lippen hatte, erspart wurde. An Körper und Geist durch die Leidenstage abgemattet, fand ich für nothwendig, eine Luftveränderung zu versuchen. Zu dem Ende miethete ich ein Boot und segelte westlich von Mombas der Bai entlang, welche an den Fuß des Berges führt, auf dem das Dorf Alt Rabbai in einem Walde erbaut ist. Die Bai schlängelt sich bald rechts, bald links, hat an den Ufern hohes Gebüsch und Bäume, die von den Mombassianern zu Brennholz verwendet werden. Etwa zwei Stunden von Mombas ist das Dorf Dschumfu, das von muhamedanischen Suahilis bewohnt ist. Dieses Dorf besuchte ich auf dieser Fahrt, welche mir sehr wohl that, wie denn überhaupt Jedem, der das Landesfieber bekommt, zu rathen ist, so bald als möglich auf die See zu gehen, oder sonst eine Luftveränderung vorzunehmen, ehe sich das Uebel festsetzt. Gestärkt legte ich mich am Abend des 27sten auf mein Lager nieder, das nicht mehr, wie in der vorigen Nacht, von den großen Ameisen belästigt wurde, bei deren Verscheuchung von meinem Bette ich einen großen Hundertfüßler (Scolopunder) zu meinen Füßen entdeckte, der mir hätte sehr gefährlich werden können. Ueberhaupt habe ich öfters merkwürdige Bewahrungen vor Schlangen, Scorpionen und Scolopundern, sowie vor andern wilden Thieren erfahren. Als ich einmal in einer Kammer in meinem Haus in Mombas etwas holen wollte (es war Nacht), fiel mir plötzlich ein, nicht ohne Licht in die Kammer zu gehen. Nachdem ich ein Licht geholt

hatte, bemerkte ich zu meinem Schrecken zwei große Scorpionen auf der Thürschnalle, die ich gerade in die Hand nehmen wollte. Ein andermal saß ich an meinem Schreibtisch und schrieb gerade einen Brief an Herrn Inspektor Hoffmann in Basel, als ich am linken Schenkel unter den Beinkleidern ein unangenehmes Jucken spürte. Sogleich lief der Gedanke durch meine Seele, „es ist ein Scorpion.“ Ich fühlte nach mit der Hand und bemerkte etwas, das sich bewegte. Ich faßte das Ding sammt dem Hemd und den Beinkleidern, zog diese sogleich aus, und fand einen großen Scorpion hervorkommen, den ich mit meinem Stiefel sogleich todt schlug, da ich nichts anders gerade bei der Hand hatte. Wie es mir mit Schlangen erging, wird später erzählt werden. Ebenso mit Löwen. Möchte ich nur nie vergessen, wie oft der Herr auch mein irdisches Leben vor Gefahr und vom Tode errettet hat! Meine Gesundheit verbesserte sich allmählig, so daß ich das Studium des Suahili (der Küstensprache) mit neuem Eifer betreiben, auch an öftere Excursionen nach dem Wanikaland denken konnte. Mein Gemüth war damals oft so von dem Gedanken an die Bekehrung Afrika's hingenommen, daß ich berechnete, wie viele Missionarien und Ausgaben erforderlich seyn könnten, um Afrika von Ost nach West mit Missionsstationen zu besetzen. Ich nahm an, daß es etwa 900 Stunden von Mombas bis zum Gabun-Fluß in West-Afrika sei, wo die Amerikaner vor der Besitznahme der Franzosen eine Mission gegründet und im Segen gearbeitet hatten. Wenn nun alle 100 Stunden eine Station mit vier Missionarien aufgestellt würde, so würde man neun Missionsstationen und 36 Missionarien brauchen, die ungefähr 40 bis 50,000 Gulden jährlich kosten würden. Würde man alle Jahr von Ost und West zugleich vorrücken, so müßte meiner Ansicht nach, die Missionskette in vier bis fünf Jahren fertig seyn. Ich dachte mir damals Dafeta (bei Dschagga) als das Land, wo die erste östliche Station im Innern errichtet werden sollte. Diesen Gedanken, den ich am 16. August 1844 in mein Tagbuch niederschrieb, vergaß ich später wieder gänzlich, bis ich mich im Jahre 1849 wieder daran erinnerte, und bei meinem ersten Besuch in Europa 1850 klar und bestimmt darauf hinwies, ein Gedanke,

den mein Comittee in England ernstlich erfaßte und durch Verstärkung der ostafrikanischen Mission zu bethätigen suchte. Auch hatte ich schon im Anfange meines Aufenthalts in Mombas den Gedanken, England möchte eine Kolonie für befreite Sklaven an der Ostküste haben (wie Sierra Leone im Westen), welche zur Bekehrung der inner-afrikanischen Stämme als Gehülfen gebraucht werden können. Eine solche Kolonie, dachte ich, könnte am besten in Malindi oder Mombas und seiner Umgebung angelegt werden. Wenn das Geld, das auf Schiffe zur Unterdrückung des Sklavenhandels verwendet wird, auf die Missionskette durch Afrika und auf Missionsstationen der Ost- und Westküste entlang, verwendet würde, so würde der Fall der Sklaverei und der Sklaven-Ausfuhr nach Amerika und Arabien viel schneller und gründlicher bewirkt werden, und es wäre nicht mehr zu befürchten, daß England und Amerika wegen der Durchsuchung der Sklavenschiffe in Streit gerathen würden. Aber die Gott entfremdete Politik unserer Zeit will eben ein für allemal sich dem Evangelium nicht unterwerfen, bis es zu spät werden wird.

Am 19. August machte ich einen Ausflug nach dem Dorfe Rabbai ku (Rabbai wa kale), Groß-Rabbai oder Alt-Rabbai, theils um die Häuptlinge und Leute kennen zu lernen, theils um zu sehen, ob sich dieser Ort für eine Missionsstation eignen würde.

Um Mittag erreichten wir das von mir schon einmal besuchte Dorf Dschumfu. Da unser Boot westlich von Dschumfu wegen des seichten Wassers auf die Fluth warten mußte, so kehrte ich am südlichen Ufer der Bucht im Hause eines Pflanzers ein und ließ mir ein Mittagsmahl bereiten, das aus gebratenen Kassada-Wurzeln (mahogo) bestand, die von mir und meinen hungrigen Bootsleuten mit Appetit verzehrt wurden. Das Land umher gleicht einer Wildniß mit hohem Gras, mittleren Bäumen, mancherlei Buschwerk; gegen Süden und Südwesten und Norden steigt es langsam auf und bildet einen Gürtel von Hügeln von 800 bis 1200 Fuß Höhe. Gegen 3 Uhr konnten wir weiter fahren. Die Bucht wurde immer schmäler, zuletzt nur 30 Fuß breit und war vielfach geschlängelt; die Ufer waren mit Bäumen und Buschwerk oft so dicht bewachsen, daß die Wanika uns mit ihren vergifteten

Pfeilen hätten leicht niederschießen können, wenn sie gegen uns feindlich gewesen wären. Niemand hätte den gefährlichen Feind in seiner Burg von Dickicht ausgefunden. Bei hoher Fluth wird das Ufer an vielen Stellen unter Wasser gesetzt. Die zerstreuten Pflanzer von Mombas kultiviren in der Nähe der Bucht viel Reis, Mais, Kassada, rothen Pfeffer u. s. w.

Um 4 Uhr landeten wir am Fuß des Berges oder vielmehr Hügels, auf dem Alt-Rabbai (oder Groß-Rabbai) liegt. Am Landungsplatz wurde ich von einem Haufen heidnischer Wanika empfangen. Ich hatte kaum Zeit, meine Sachen zusammenzupacken, als sie schon am Boot waren, mich heraushoben und auf den Schultern ans Land trugen, sangen, tanzten, ihre Pfeile schwangen und ihrem Jubel auf jegliche Weise Luft machten. Ihre Freude war freilich nicht ganz uneigennützig, wie ich bald sehen sollte. Sie wurden von Abdalla-Ben-Pisila (ein zum Muhamedanismus übergetretener Hindu) geführt, der ein Haus und eine Plantage in der Nähe des Landungsplatzes hat. Dieser Mann hatte mich schon mehrere Mal in Mombas besucht, um Freundschaft mit mir zu machen. Er war um Mittag vorausgegangen, um die Wanika zu versammeln, aber nur diejenigen, welche in seiner Nähe wohnten, denen er ein Geschenk von meiner Seite zuwenden wollte. Da sie mich Anfangs nicht in das Dorf Rabbai hinauf gehen lassen wollten, ehe ich ihnen ein Geschenk für diesen Zweck gegeben hätte, so erklärte ich, daß ich sie in Mombas verklagen müßte, wenn sie mich verhinderten, zu gehen, wohin ich wollte. Jetzt gaben sie nach und ließen mich ziehen. Es ging über grasigen Boden aufwärts, bis wir an einen Wald von hohen Bäumen kamen. Der enge Fußpfad im Wald führte endlich an drei Thore und an eine dreifache Pallisade, womit das Dorf, das mit seinen armseligen, kugelförmigen Hütten ganz im Wald liegt, umgeben war. Wir sahen nur zwei Männer, die dem Besuch zu Ehren große Trommeln schlugen. Kokospalmen stehen in dem Dorfe umher zerstreut. Alles sah sehr trübselig aus. Die Luft war feucht, da die Sonnenstrahlen wegen des Waldes nicht auf die einsame Stelle fallen können, was mich an

das einsame Waldkloster Mantek *) bei Ankober in Schoa erinnerte. Ich bedauerte, den Häuptling und die Dorfleute nicht zu sehen. Sie hielten sich auf ihren Pflanzungen an der West- und Nordseite des Dorfes auf. Ueberhaupt kommen sie fast nie in ihre Waldhäuser, außer in Kriegszeiten, wo sie sich in diese Waldfestung zurückziehen. Abends kehrte ich zum Hause des Abdalla-Ben-Pisila zurück, der mir für die kalte Nacht eine Herberge anbot. Der Häuptling von Rabbai ließ mir sagen, daß er mich Morgen früh besuchen wolle; allein ich sandte ihm zur Antwort, daß ich in aller Frühe um der Fluth willen abfahren müsse. Die Wanika-Knaben hatten einen guten Eindruck auf mich gemacht. Sie waren sehr lebhaft, benahmen sich artig, trugen aber wenig Kleidung. Die Weiber kleiden sich leider auch nicht gehörig, denn bis an die Hüften waren sie völlig blos. Als ich abfahren wollte, kam ein Muhamedaner aus Mombas und wollte eine ältliche Galla-Sklavin, die er um sieben Thaler oder 14 Stücke

*) Das Kloster Mantek, das ich im Jahr 1840 besuchte, ist etwa zwei Stunden nordöstlich von Ankober, der Hauptstadt von Schoa. Es ist von den sogenannten Tabiban (weise, geschickte Leute, Mechaniker) bewohnt, welche von den Schoanern für verkappte Juden gehalten und gefürchtet werden, obgleich diese Leute sich taufen und beschneiden lassen (wie die christlichen Abessinier) und in die Kirche gehen, oder die Kirchenmauern küssen, was man in Abessinien „zur Kirche gehen" heißt. Die Tabiban in Mantek haben eine große Versammlungshalle, wo sie auch des Nachts in aufrechter Stellung sitzend schlafen. Damit sie nicht auf ihren Sitzen (von Erde gemacht) im Schlafe umfallen, befestigen sie sich mit Riemen an die Wand. Sie rühmen sich ihrer großen ascetischen Strenge, in der sie selbst von den abessinischen Mönchen nicht übertroffen werden. Sie fasten täglich, außer am Samstag und Sonntag, und behaupten, keine Gemeinschaft mit Frauen zu haben. Am Samstag empfangen sie Niemand in ihrem Hause, zünden an diesem Tage auch kein Feuer an. Die Abessinier essen und trinken nicht mit ihnen, weil sie sie für keine ächten Christen und für Zauberer halten, obgleich sie ein Mateb, d. h. eine blaue seidene Schnur um den Hals tragen, zum Zeichen, daß sie Christen seyn wollen, denn in Abessinien fragt man nicht, bist du ein Christ, sondern nur, trägst du ein Mateb? Der Vorsteher des Klosters in Mantek hatte ein Eisen um seine Lenden und zeigte überhaupt Spuren großer Selbstpeinigung, wodurch er, wie er sagte, Gerechtigkeit vor Gott erlangen wollte. Ich erkundigte mich angelegentlich, ob die Tabiban keine hebräischen Bücher hätten, allein ich konnte nichts entdecken, als einige Theile der äthiopischen Bibel und einige abessinische Legendenbücher. Die Tabiban behaupten, sie seien keine Juden, obwohl es mir wahrscheinlich ist, daß sie die äußerste Entartung des Judenthums darstellen. Ihre Voreltern sollen vom Nordwesten Schoas gekommen seyn. Ohne Zweifel hangen sie mit den Falaschas im nordwestlichen Abessinien zusammen. In Schoa haben sie vier Niederlassungen, wo sie, besonders die Frauen, gutes irdenes Geschirr verfertigen. Der König von Schoa respektirt sie und hat ihnen einen Vorsteher gegeben, der für die Sekte verantwortlich ist. Verwandt mit den Tabiban sind die Abelam, welche in Schoa Hirten sind und sich nicht mit den Abessiniern vermischen.

Tuch in Emberria von den Galla gekauft hatte, auf mein Boot bringen, was ich nicht zugab, da in ein Schiff, das einem Engländer gehört, kein Sklave aufgenommen werden könne. Ich erbot mich jedoch, sein Elfenbein und seine Ziegen mitzunehmen. Wenn ich nun nach diesem Besuch in Rabbai den Maaßstab anlege, nach dem eine erste Missionsstation an dieser Küste gegründet werden sollte, so mußte ich sagen, daß meine Untersuchungen mich nicht ganz befriedigten. Ich betrachtete nämlich folgende Punkte als Bedingungen einer ostafrikanischen Missionsstation:

1) daß der Ort nahe an der Küste sei und zu Wasser erreicht werden könne, weil man dadurch der Plakereien und Unkosten des Landtransports überhoben ist;
2) daß der Ort hoch liege und so gesund als möglich sei;
3) daß er gutes Wasser habe, und die nöthigsten Lebensbedürfnisse selbst erzeuge und befriedige, und also von andern Orten so viel als möglich unabhängig sei, daß er Holz habe, aber nicht zu waldig sei;
4) daß er eine bedeutende Bevölkerung habe, um die Möglichkeit zu ausgebreiteter Wirksamkeit darzubieten;
5) daß bedeutende Dörfer in der Nähe liegen, und daß ein friedlicher Verkehr zwischen ihnen und Mombas oder der Suahili-Küste stattfinde;
6) daß keine, oder nur geringe muhamedanische Bevölkerung an dem Ort sei, weil diese jeder christlichen Mission sich entgegensetzt und die Heiden aufstachelt gegen die Missionarien;
7) daß der Ort einen guten und leichten Weg zu den Galla darbiete, die an dieser Küste nie aus dem Auge gelassen werden müssen.

Zu diesen Grundsätzen, die sich auf die Wahl einer Missionsstation beziehen, möge noch hinzugesetzt werden, wie ich über das Verhältniß eines Missionars zu den Eingebornen dachte.

1) Man muß auch dem geringsten Häuptling oder Scheich, der Gewalt hat, und wenn sie nur nominell wäre, mit aller Achtung begegnen, denn er hat die Ordnung Gottes

aufrecht zu erhalten, von der auch die Heiden noch etwas übrig haben.

2) Man muß ihn daher weder durch Wort noch durch That verkleinern, sondern vielmehr seine Gebrechen tragen mit Liebe und Geduld.

3) Da die Eingebornen sehr arglistig sind, so muß man seine Worte wohl abwägen, daß sie nichts verdrehen und den Missionar nicht verdächtigen und ihn keiner politischen Umtriebe beschuldigen können.

4) Dabei soll er aber nie die Wahrheit des Evangeliums verschweigen, sondern Alles nach dem Wort Gottes beurtheilen, und immer sagen, das sagt das Wort Gottes in meinem Buch.

Nachdem am 27. August das Kibunsi oder Ende des alten Jahrs der Muhamedaner vorüber war und am 28sten ein neues Jahr, und am 29sten Demani begonnen hatte, nachdem somit der Ramadan, oder die muhamedanische Fastenzeit (während welcher sie nicht gerne reisen, weil sie den ganzen Tag von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends nicht essen dürfen) vorüber war, so konnte ich meine Ausflüge in das Wanika-Land wieder fortsetzen. Sobald der Neumond sichtbar ist, so hat das Fasten der Muhamedaner ein Ende, auf der Festung in Mombas werden Kanonen abgefeuert, und wer eine Flinte hat, nimmt Theil an dem Gewehrfeuer. Dann beginnen sie in Saus und Braus zu leben und mit Essen und Trinken hereinzuholen, was sie innerhalb 30 Tagen versäumt haben, wiewohl sie auch während der Fastenzeit bei Nacht ersetzen, was sie bei Tag entbehren müssen. Eine bequeme Religion, bei der man das Fleisch mästen darf, während man es scheinbar zügeln will, und bei der man dann die täuschende Hoffnung hat, einst ins Paradies versetzt zu werden, weil man den äußeren Satzungen des Korans nachgekommen ist! Fürwahr es gibt auf der ganzen Welt keinen systematischeren Irrthum und Lüge, als den Islam, der ein Meisterstück der Hölle und der gerade Gegensatz des Evangeliums ist. Er läßt dem Menschen einige Wahrheit, vermischt diese aber mit überwältigendem Irrthum. Aber trifft nicht dieser Vorwurf ebenso jede abgefallene

Kirche der Christenheit? Was und wer Wahrheit mit Lüge vermischt, bildet einen Höllenriegel im Einzelnen und Ganzen.

Nachdem ich von Ali Ben-Nasser, dem Gouverneur von Mombas, einen Führer von der Familie des Scheichs Bana Hamade, der über die Wanika von Ribe, Kambe, Dschibana und Dschogni gebietet, erhalten hatte, verließ ich abermals Mombas am 3. September auf einem kleinen Boot, das zuerst der Rabbai-Bucht entlang segelte, dann aber in eine andere, nordöstliche Bucht einlief, deren Ufer sehr waldig sind. Nach einer Seereise von 2 oder $2^1/_2$ Stunden ankerten die Bootsleute bei dem Weiler Makarunge, wo ich von dem muhamedanischen Scheich Ibrahim sehr freundlich aufgenommen wurde, der dem Sultan Said-Said sehr ergeben ist und von ihm eine jährliche Pension erhält, weil er zu denjenigen Mombassianern gehört, welche nach der Abreise der Engländer von Mombas nach Maskat gingen und den Imam baten, Besitz von der Insel Mombas zu nehmen, mit deren Häuptling (Raschid Ben-Salem) die unzufriedene Parthei zerfallen war. Sie versprachen, die Wanika in das Interesse des Imam zu ziehen, was sie auch bewerkstelligten, als der Imam mit einer Flotte vor Mombas erschien. Für diese Dienste erhielten die Verräther später jährliche Belohnungen.

Scheich Ibrahim bot mir ein Nachtlager und eine Ziege an, die ich aber zurückgab, weil ich das in Abessinien mir verhaßt gewordene Geschenkewesen vermeiden wollte, wobei der Europäer immer zwei bis dreimal mehr zurückbezahlen muß, als er empfangen hat. Der alte Scheich war etwas betroffen, ließ sich aber meine Handlungsweise gefallen und war mit einem Thaler für das Nachtquartier zufrieden. Er sandte sogleich einen Boten an die benachbarten Wanika, ihnen die Ankunft eines Msungu (Europäer) zu melden, und ihnen zu bedeuten, sie sollten den Fremden, der vom Imam empfohlen sei, mit einer Heschima (Ehrenbezeugung und Geschenk) ehren. Ich durchlebte eine unruhige Nacht in dem engen und heißen Zimmer der Hütte des Scheichs, und wurde sehr von den schwarzen Ameisen belästigt, welche nur durch heiße Asche oder Rauch vertrieben werden konnten. Mit Sonnen-Aufgang verließ ich Makarunge, begleitet von dem Scheich. Da

die Leute weder Pferde noch Esel haben, mußte ich zu Fuß gehen über ebenen, mit hohem Gras und Gebüsch bewachsenen Boden, der noch vom Regen, der in der Nacht fiel, durchnäßt war. Um Makarunge herum sah ich viele Felder, welche mit Reis, Kassada, Mais, Tabak, Semsem (eine Oelpflanze), rothem Pfeffer und andern Nahrungspflanzen angebaut waren. Wir begegneten mehreren Personen, welche Lasten auf dem Rücken trugen. Dieß beruhigte mich wegen der Sicherheit des Landes, indem Straßenräuber sich ganz leicht im Gras und Buschwerk verbergen könnten. Ich wußte nämlich damals noch nicht, daß es im Wanikaland gar keine Räuber gibt, einmal weil die Wanika sehr schüchtern sind, und dann hauptsächlich, weil sie wenig Bedürfnisse haben, und alles selbst anpflanzen, was sie brauchen.

Um 9 Uhr Vormittags kamen wir (d. h. ich mit ein paar Knechten und dem Führer) in einen dichten Wald von hohen Stämmen. Es ging über einen Bach, der zur Regenzeit zum Strom anschwillt und nach dem Meer geht, dann einen Berg hinan, der ein Glied in der Bergkette bildet, welche den Nordwesten vom Mombas umzieht. Auf einem engen, holperigen Fußpfad ging es dann aufwärts durch einen undurchdringlichen Urwald, der den darin liegenden Dörfern gegen einen schnellen Ueberfall des Feindes zum Schutz dient. Endlich kam man zu dem äußersten Thor des Dorfes Ribe, wo wir die Häuptlinge und ihre Schaar erwarten mußten. Sie kamen, grüßten und führten mich durch drei Pallisadenthore ins Dorf unter Jubelgeschrei, Tanzen, Schwingen der Schwerter und Bogen, kurz unter großem, wild durcheinander rauschendem Lärm, der nicht das Jauchzen Zions, sondern der heidnischen Welt war, was mich nur betrüben konnte. Im Dorf wurde der Lärm noch größer, da Junge und Alte, Männer und Weiber herbeiströmten, um dem Europäer die Ehre zu erweisen, die einem Großen von Mombas erwiesen wird, wenn er zu den Wanika kommt. Wer nur so da stand und zusah, den trieben die Häuptlinge in den Haufen, um mitzutanzen und zu schreien. Als ich ins Haus des ersten Häuptlings eintrat, reinigten die Leute, besonders die jungen, den Weg. Die Häuser der Wanika gleichen den Heuhaufen in Europa.

Man steckt Stangen in den Boden und bedeckt Alles, von der Spitze bis zum Boden, mit Gras, daß Wind und Licht gar nicht hinein dringen können. In der Mitte ist eine dicke Stange, welche das Ganze trägt und befestigt. Durch die niedere Thüre kann man nur sehr gebückt gehen. Will man etwas sehen, so muß man ein Feuer anzünden. Bei Nacht liegen die Einwohner der Hütte auf Kühhäuten um das Feuer herum. Der Rauch, die Hitze und das Ungeziefer von Flöhen, Läusen und Wanzen kümmert sie nicht. Nur vor Schlangen fürchten sie sich. Diese Hütten stehen so nahe beisammen, daß wenn Eine in Brand geräth, das ganze Dorf abbrennen muß. Hohe Kokospalmen umgeben die Hütten und dienen, wenn man so sagen will, als Wein- und Apfelkeller, wo die Wanika ihr Lieblingsgetränk, den Udschi (in Suahili Tembo) und die Kokosnüsse nur holen dürfen. Sie haben an den Bäumen eine Art Staffeln eingehauen, damit sie schnell hinaufsteigen können.

Während ich in der Hütte des Häuptlings war, zerstreute sich der Volkshaufe, nur die Aeltesten und die jungen Leute blieben, welche sich anständig und achtungsvoll benahmen. Einzelne sahen sehr verständig aus, hatten eine helle Gesichtsfarbe und waren nicht so schwarz und häßlich wie die Wanika, die ich in Takaungu gesehen hatte. Als ich den Häuptlingen erklärte, ich sei kein Soldat, kein Kaufmann, der zum Handel hieher komme, sondern ein christlicher Lehrer, der die Wanika und die Galla in der wahren Erkenntniß Gottes unterrichten wolle, so sahen sie mich etwas verblüfft an, konnten mich nicht recht begreifen, versicherten mich aber ihrer freundlichen Gesinnungen. Sie gaben mir einige Kokosnüsse, worauf ich im Dorfe herumging, es anzusehen. Es mag 600 — 700 Seelen haben. Muhamedaner gibt es in Ribe und überhaupt in den auf den Bergen gelegenen Dörfern nicht, außer solche, welche des Handels wegen dahin kommen. Am Ende des Dorfes war ein einzeln stehendes Haus, das Rath- und Trinkhaus, Moroni genannt. Es war gerade eine Hochzeit, bei welcher Jedermann, der Sitte gemäß, dem Brautpaar eine Portion Tembo (Kokoswein) brachte. In einem benachbarten Hause hing ein großes Stück Fleisch von einem wilden Schwein,

das ein Greuel in den Augen meiner Muhamedaner war. Die Bigotterie, Schurkerei und der verachtende Hochmuth der Muhamedaner gegen die Wanika hat diese gegen alle Religion verschlossen gemacht. Aber wenn die Wanika einmal bei näherem Umgang mit Christen die Religion der Letztern kennen gelernt haben, so sehen sie bald den großen Unterschied, der die Christen von den Muhamedanern trennt.

Nachdem ich mich von den Aeltesten des Dorfes, Ribe und von Scheich Ibrahim, der nach Hause zurückkehrte, verabschiedet hatte, reiste ich östlich auf der Bergkette weiter fort. Auf dem Weg sah ich schöne Felder mit Reis und Mais angepflanzt. Auch kam ich durch einen Wald, in dem die Leute den Bäumen die Rinde abgeschält hatten, damit sie verdorren sollten, und der Boden zur Anlegung von Plantagen urbar gemacht werden könnte. Als ich eine Strecke weit gegangen war, begegnete mir der Häuptling von Kambe mit seinen Leuten, um mich in sein Dorf zu geleiten. Er trug seine Festkleider und hatte Straußenfedern im Haar. Beim Händedruck ergriff er zuerst meine Hand und drückte seinen Daumen gegen den Meinigen, wie die Wanika beim Handgeben zu thun pflegen. Der stattliche Häuptling, der mich sehr ehrenvoll empfing und behandelte, sprach etwas Galla. Der Lärm des Jubelempfangs war in dem Dorf Kambe noch lauter als in Ribe. Ich bekam bald den Eindruck, daß dieses große Dorf für eine Missionsstation sehr geeignet wäre. Ich hielt mich jedoch nur kurze Zeit darin auf, da ich noch vor Einbruch der Nacht in dem Dorfe Magombani, das am Fuß des Berges Dschibana liegt und von Muhamedanern bewohnt ist, übernachten wollte in dem Hause meines Führers, der dort eine Plantage hatte. Das Dorf Magombani ist von den Muhamedanern in Mombas an einer geeigneten Stelle gewählt worden, da es nur eine Stunde von der Bucht von Mtuapa entfernt ist. Hier haben die Muhamedaner das Monopol des Kopalgummi-Handels in dem Dschibana-Walde, bauen auch Reis und Mais, und machen Schiffsbretter aus den herrlichen Waldbäumen, die sie an arabische Schiffsbauer verkaufen. Mit schlauer Berechnung nehmen diese Muhamedaner allmählig das Niederland der Wanika in Besitz. Sie

bauen ein kleines Dörfchen da und dort an der Bergkette, bevölkern es mit ihren Sklaven, gewinnen die Wanika durch kleine Geschenke und kaufen ihnen ihre Produkte um einen geringen Preis ab. Im Lauf der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheich mit, der sich der religiösen Bedürfnisse der Heiden annimmt und zufrieden ist, wenn sie einstweilen nur die Hauptsache des Muhamedanismus mitmachen. So treiben sie die Mission mit der Handelsspeculation. Wo gute Worte nicht fruchten, da wenden sie auch gelegentlich Gewalt an, oder suchen einen Stamm gegen den andern aufzuhetzen, damit man sie als Mittelspersonen brauchen müsse. In der Hungersnoth, die zuweilen eintritt, sind manche Wanika froh, Muhamedaner zu werden, um ihr Leben zu retten, werfen diese Religion aber auch wieder ab, sobald sie genug zu essen haben. Man sieht hieraus, wie Handel, Religion und Politik bei den Muhamedanern vereinigt ist. Auch die Sklaverei dient zur Ausbreitung dieser falschen Religion. Je mehr die Muhamedaner Pflanzungen anlegen, desto mehr Sklaven müssen sie haben, und desto mehr können sie ihren Glauben verbreiten. Es wäre daher ein Fluch für die ostafrikanische Menschheit, wenn ein muhamedanischer Herrscher europäische Civilisation einführen würde, ohne den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen. Der Bedarf von Sklaven würde sich ins Unendliche steigern, und ihr Loos würde ein noch traurigeres werden, als es jetzt ist, weil civilisirte Völker mehr Bedürfnisse haben und rücksichtsloser mit den Menschen umgehen, als uncivilisirte Nationen, wie man in Amerika sehen kann.

Von Magombani aus hatte ich $1\frac{1}{2}$ Stunde aufzusteigen, bis ich das Dorf Dschibana erreichte. Der Weg war sehr steil und rauh, und führte durch herrliche Wälder, die reich an Kopal-Bäumen sind, welche eine Höhe von 60—70 Fuß erreichen, dünne und kleine Blätter und weiße Rinde haben. Ich sah viele Bäume mit Einschnitten, welche die Eingeborenen in die Rinde gemacht haben, damit der Saft auf den Boden laufe und sich durch Vermischung mit Erde krystallisire. Die Muhamedaner gewinnen jährlich viel Geld mit diesem werthvollen Firniß, der nach Indien und Europa gebracht wird. Wilde Thiere gibt es

das ein Greuel in den Augen meiner Muhamedaner war. Die Bigotterie, Schurkerei und der verachtende Hochmuth der Muhamedaner gegen die Wanika hat diese gegen alle Religion verschlossen gemacht. Aber wenn die Wanika einmal bei näherem Umgang mit Christen die Religion der Letztern kennen gelernt haben, so sehen sie bald den großen Unterschied, der die Christen von den Muhamedanern trennt.

Nachdem ich mich von den Aeltesten des Dorfes, Ribe und von Scheich Ibrahim, der nach Hause zurückkehrte, verabschiedet hatte, reiste ich östlich auf der Bergkette weiter fort. Auf dem Weg sah ich schöne Felder mit Reis und Mais angepflanzt. Auch kam ich durch einen Wald, in dem die Leute den Bäumen die Rinde abgeschält hatten, damit sie verdorren sollten, und der Boden zur Anlegung von Plantagen urbar gemacht werden könnte. Als ich eine Strecke weit gegangen war, begegnete mir der Häuptling von Kambe mit seinen Leuten, um mich in sein Dorf zu geleiten. Er trug seine Festkleider und hatte Straußenfedern im Haar. Beim Händedruck ergriff er zuerst meine Hand und drückte seinen Daumen gegen den Meinigen, wie die Wanika beim Handgeben zu thun pflegen. Der stattliche Häuptling, der mich sehr ehrenvoll empfing und behandelte, sprach etwas Galla. Der Lärm des Jubelempfangs war in dem Dorf Kambe noch lauter als in Ribe. Ich bekam bald den Eindruck, daß dieses große Dorf für eine Missionsstation sehr geeignet wäre. Ich hielt mich jedoch nur kurze Zeit darin auf, da ich noch vor Einbruch der Nacht in dem Dorfe Magombani, das am Fuß des Berges Dschibana liegt und von Muhamedanern bewohnt ist, übernachten wollte in dem Hause meines Führers, der dort eine Plantage hatte. Das Dorf Magombani ist von den Muhamedanern in Mombas an einer geeigneten Stelle gewählt worden, da es nur eine Stunde von der Bucht von Mtuapa entfernt ist. Hier haben die Muhamedaner das Monopol des Kopalgummi-Handels in dem Dschibana-Walde, bauen auch Reis und Mais, und machen Schiffsbretter aus den herrlichen Waldbäumen, die sie an arabische Schiffsbauer verkaufen. Mit schlauer Berechnung nehmen diese Muhamedaner allmählig das Niederland der Wanika in Besitz. Sie

bauen ein kleines Dörfchen da und dort an der Bergkette, bevölkern es mit ihren Sklaven, gewinnen die Wanika durch kleine Geschenke und kaufen ihnen ihre Produkte um einen geringen Preis ab. Im Lauf der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheich mit, der sich der religiösen Bedürfnisse der Heiden annimmt und zufrieden ist, wenn sie einstweilen nur die Hauptsache des Muhamedanismus mitmachen. So treiben sie die Mission mit der Handelsspeculation. Wo gute Worte nicht fruchten, da wenden sie auch gelegentlich Gewalt an, oder suchen einen Stamm gegen den andern aufzuhetzen, damit man sie als Mittelspersonen brauchen müsse. In der Hungersnoth, die zuweilen eintritt, sind manche Wanika froh, Muhamedaner zu werden, um ihr Leben zu retten, werfen diese Religion aber auch wieder ab, sobald sie genug zu essen haben. Man sieht hieraus, wie Handel, Religion und Politik bei den Muhamedanern vereinigt ist. Auch die Sklaverei dient zur Ausbreitung dieser falschen Religion. Je mehr die Muhamedaner Pflanzungen anlegen, desto mehr Sklaven müssen sie haben, und desto mehr können sie ihren Glauben verbreiten. Es wäre daher ein Fluch für die ostafrikanische Menschheit, wenn ein muhamedanischer Herrscher europäische Civilisation einführen würde, ohne den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen. Der Bedarf von Sklaven würde sich ins Unendliche steigern, und ihr Loos würde ein noch traurigeres werden, als es jetzt ist, weil civilisirte Völker mehr Bedürfnisse haben und rücksichtsloser mit den Menschen umgehen, als uncivilisirte Nationen, wie man in Amerika sehen kann.

Von Magombani aus hatte ich $1\frac{1}{2}$ Stunde aufzusteigen, bis ich das Dorf Dschibana erreichte. Der Weg war sehr steil und rauh, und führte durch herrliche Wälder, die reich an Kopal-Bäumen sind, welche eine Höhe von 60—70 Fuß erreichen, dünne und kleine Blätter und weiße Rinde haben. Ich sah viele Bäume mit Einschnitten, welche die Eingeborenen in die Rinde gemacht haben, damit der Saft auf den Boden laufe und sich durch Vermischung mit Erde krystallisire. Die Muhamedaner gewinnen jährlich viel Geld mit diesem werthvollen Firniß, der nach Indien und Europa gebracht wird. Wilde Thiere gibt es

in diesen Wälder nicht, wohl aber schöne Vögel. Elephanten soll es geben im Gallaland in der Nähe von Emberria, im Wanikaland findet man keine mehr. Diese Thiere ziehen sich mehr in die großen Wälder und an die Flüsse im Innern zurück, weil sie beständig verfolgt werden, seitdem der europäische Handel in Sansibar große Nachfrage nach Elfenbein erzeugt hat. Wenn es wahr ist, daß jährlich gegen 6000 Elephantenzähne an die Suahili-Küste gebracht werden, so wird man begreifen, wie schnell diese Thier-Gattung abnehmen muß, und warum sie sich immer tiefer ins Innere von Afrika hineinzieht.

Das Dorf Dschibana ist nicht so groß als Kambe, liegt aber auf dem höchsten Punkt dieser Bergreihe und mag 1200 Fuß über dem Meere seyn, daher es auch ziemlich kühl dort ist. Die vielen Bäume hindern übrigens die schöne Aussicht aufs Meer und in das Niederland. Die Leute von Dschibana machten nicht den großen Jubellärm wie in Ribe und Kambe, was mir lieber war. Als ich den Häuptlingen der Sitte gemäß $1^1/_2$ Thaler gab, so behielt der schlaue muhamedanische Führer den Thaler für sich und gab nur einen halben Thaler dem Aeltesten, wodurch er sich aber nachher große Unannehmlichkeiten bereitete, als die Häuptlinge den Betrug entdeckten. Von Dschibana kehrte ich nach Magombani zurück, wo ich mit Betrübniß die Selbstsucht und Tyrannei wahrnehmen mußte, mit der mein muhamedanischer Führer die Sklaven seines Hauses behandelte.

Am 6. September reiste ich nordöstlich nach dem großen Dorfe Dschogni, das niedriger liegt als Dschibana. Unterwegs kam ich durch einen Weiler, wo ich meine Kleider trocknete, welche von dem hohen nassen Gras durchnäßt worden waren. Der Häuptling des Dorfes Dschogni (das, wie die meisten Wanika-Dörfer, auch in einem Wald liegt) war anfangs kalt und argwöhnisch, wurde aber nach und nach freundlicher, und bat mich, einige Tage zu bleiben, damit man mir Heschima erweisen könne. Als ich dessenungeachtet gehen wollte, fand ich das Thor verschlossen und mußte zum Häuptling zurückkehren, der mir eine Ziege schenkte. Die meisten Afrikaner, welche einen Europäer zum erstenmal sehen, sind etwas schüchtern, weil sie glauben, der

Fremde könnte sie bezaubern; deßwegen wollen sie ihn einige Zeit bei sich haben, um sich zu überzeugen, daß er ihnen nichts Böses zufügt. Wenn ein Fremder ihren Ort schnell wieder verlassen will, so glauben sie, er sei nur gekommen, um ein Uganga oder Uzai (Zaubermittel) in ihr Gebiet zu bringen und ihnen zu schaden. Reisende müssen deßwegen auf diese abergläubischen Begriffe der Eingeborenen Rücksicht nehmen und sie nicht ärgern durch zu schnelle Abreise, welche den Fremden in Verdacht bringt. Würden die Eingebornen freilich den Werth der Zeit kennen, so würden sie den Reisenden nicht unnützerweise von Tag zu Tag hinhalten.

Von Dschogni zog ich nach der Bai Mtuapa, wohin ich ein Boot von Mombas bestellt hatte. Unterwegs überschritt ich den Fluß Mdschamere, welcher tiefe und enge Ufer hat und in die Bai Mtuapa fällt. Da, wo er sich in die Bai ergießt, haben die Muhamedaner und Wanika ein Dörfchen errichtet, das für den Handel wichtig werden kann. Diese Wanika wohnten früher in Dschibana, wanderten aber von dort aus, als ihnen plötzlich viele Kühe krepirten. Die Wanika ändern gerne ihre Wohnsitze, wenn ihnen irgendwo ein Unfall zugestoßen ist. Wenn Jemand stirbt, so wird die Hütte gewöhnlich verlassen oder zerstört und anderswo aufgebaut, weil sie glauben, am Unglücksort sei kein guter Koma (Geist oder Schatten eines Verstorbenen).

Abends 10 Uhr erreichte ich das Dörfchen Schimolateo, wo ich übernachtete, und am 7. September erreichte ich nach vierstündiger Seefahrt meine Wohnung in Mombas, wo mir der Gouverneur die freundliche Nachricht gab, daß die Häuptlinge vom Stamme Duruma mich haben besuchen und in ihre Heimath begleiten wollen.

Im Ganzen wurde ich durch meine Reise nach Makarunge, Ribe u. s. w. befriedigt, nur mußte ich bedauern, daß die Wanikadörfer alle zu weit von der Bai entfernt waren, wodurch für den Transport der Effekten auf die Missionsstation manche Schwierigkeit entstehen müßte. Am meisten aber betrübte mich die Trunksucht, die Sinnlichkeit, die Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, welche ich bei den Wanika wahrgenommen hatte. Der Häuptling von Kambe sagte offen, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht

sehen könne, sie (die Wanika) bekümmerten sich um nichts, als um Tembo (Kokoswein), Kühe, Reis, Welschkorn (Mahindi) und Kleider, das sei ihr Himmel. Die Wazumba (Muhamedaner) seien Thoren, daß sie so viel beten und fasten.

Am 9. Oktober 1844 besuchte ich die Dörfer Miklalani und Bumbu, im Süden von Mombas. Ich mußte die Bai passiren, welche nach Duruma führt. Diese Bai übertrifft an Ausdehnung und Wassertiefe alle Buchten, welche ich in der Nähe von Mombas gesehen hatte. Nur bei Makupa ist die Tiefe während der Ebbezeit gering; daher ich begreifen konnte, warum die Portugiesen gerade dort ein Fort auf der Insel Mombas errichtet hatten, weil sie dort den schwächsten Theil der Insel gegen das feste Land vertheidigen mußten. Ihre Plantagen scheinen sie auch im Süden von Mombas neben der großen Bucht gehabt zu haben, welche ihnen die Einschiffung der Handelsartikel sehr erleichterte, da dort große Schiffe ankern können. Den Besuch der Wanika-Stämme Schimba, Mtawi und Duruma verschob ich auf eine spätere Zeit. Diese Wanika wohnen auf den Bergen südlich von Mombas.

Im Spätjahr 1844 erfuhr ich manche Schwierigkeiten von Seiten des Gouverneurs in Mombas. Der Sultan Said-Said in Sansibar bekam durch einen daselbst wohnenden Europäer Nachricht von meiner Lage, und verlangte durch den englischen Consul von mir ein Attestat über das Betragen des Gouverneurs. Ich schrieb am 31. Oktober 1844 an den Consul Folgendes:

„Es ist mein Grundsatz, Jeden, der obrigkeitliche Gewalt hat, zu respektiren, er mag ein schwarzer oder weißer Mann seyn. Ich achte Seine Hoheit, den Sultan Said-Said, der seines Gleichen nicht hat weder in Arabien noch Abessinien. Er hat mich auf's Freundlichste behandelt, und ich möchte kein einziges übles Wort gegen seine Person erheben. Aber ein Fürst wird durch seine Beamten repräsentirt. Wenn nun diese Unrecht handeln, so kann ein Fremder keinen günstigen Schluß auf den Fürsten selbst ziehen. Ich weiß, daß das Betragen des Gouverneurs im Widerspruch steht mit den Wünschen und Befehlen seines Herrn in Sansibar. Sollte ich aufgefordert werden, ein Zeugniß

über Ali Ben-Nasser abzugeben, so würde ich sagen, er ist so freundlich als möglich mit Worten, aber so ganz das Gegentheil mit seinen Thaten. Zwar besucht er mich oft in meinem Hause, erkundigt sich nach meinem Befinden, sendet mir hie und da ein Stück Fleisch, oder einige Ananas und sonstige Nahrungsmittel, aber eigentliche Hülfe leistet er mir keine. Als ich in der Regenzeit in Mombas ankam, sorgte er nicht für die Unterbringung meines Gepäcks, gab mir weder ein Boot noch Träger, welche die Effekten ins Haus schafften. Während der Reparatur meines Hauses gab er mir kein anderes zum einstweiligen Aufenthalt. Und doch war meine liebe Gattin damals in ihren Umständen.

Bei der Reparation verschaffte er mir keine Maurer und Zimmerleute, sondern ließ mich die Sache selbst ausfechten mit Leuten, die mich überforderten. Als ich auf einem Boot auf die See gehen wollte, sagte er, er könne kein Boot für mich finden, da doch viele Boote vorhanden waren. Als ich einen Esel verlangte zu meiner Reise nach Ribe, hieß es, es sei keiner in Mombas, und doch hatte er selbst welche in seinem Hofe. Den Leuten in der Stadt verbot er, mich zu besuchen, und doch hatte er von seinem Herrn selbst gehört, daß ich keine politischen Absichten habe, sondern um des Wortes Gottes Willen hieher gekommen sei. Er vermied es geflissentlich, mir Grund zur Klage zu geben, und doch suchte er nach ächt arabischer Weise mich zu beschränken und in meinem Werke zu hemmen, wo er konnte. Auch habe ich mich nie über ihn beim Sultan beklagt, und werde das nie thun, damit nicht Said-Said den Eindruck bekomme, als sei ich ein streitsüchtiger Mensch, wie so viele andere Europäer in Sansibar es gewesen sind. Sollte einmal ein ernster Grund zur Klage vorhanden seyn, so werde ich die Sache an Sie, den Repräsentanten der englischen Regierung, gelangen lassen und Sie bitten, ihr Schutzrecht für mich in Anspruch zu nehmen. Ich werde mich übrigens bald von Mombas entfernen und unter den Wanika meinen Aufenthalt nehmen, obwohl ich voraus sehe, daß Ali Ben-Nasser Schwierigkeiten erheben und sagen wird, die Wanika seien gefährliche Leute, unter denen ich nicht leben könne, und daß ich daher lieber in Mombas bleiben solle. Aber ich ver-

sichere Sie, die Wanika thun mir nichts zu Leide, wenn sie nicht von den Mombassianern gegen mich aufgehetzt werden. Ich wünsche auf gutem Fuß mit dem Sultan und seinen Beamten zu bleiben, aber auf der andern Seite darf ich auch des Zwecks nicht vergessen, wegen dessen ich hieher gekommen bin, nämlich zunächst die Heiden, und nicht die Muhamedaner im Worte Gottes zu unterrichten. Darum kann ich mich nicht bestimmen lassen, für immer in Mombas zu wohnen, es sei denn, daß ich Aussicht habe, unter den Muhamedanern mehr wirken zu können als unter den Heiden, wozu bis jetzt keine Aussicht ist."

Ich setzte es später, wie wir sehen werden, doch durch, mich unter den Wanika niederzulassen, wie sehr auch die Mombassianer, besonders die Beamten, dagegen waren, die es von Anfang nicht gerne sahen, daß der Msungu (Europäer) sich mit den Kofar (Ungläubigen) einlasse. Einzelne ließen es wohl geschehen, denn sie sagten, ein Kafir passe für und gehöre zu dem Andern, denn ich sei ein Kafir wie die Wanika.

Einstweilen blieb ich noch in Mombas und setzte mit Eifer mein Studium der Suahili-Sprache fort, in der ich nach und nach das ganze Neue Testament übersetzte, eine kurze Grammatik und ein Wörterbuch verfaßte. Auch meine geographischen und ethnographischen Studien setzte ich fort in der gewissen Ueberzeugung, daß die Zeit kommen werde, wo auch Ostafrika in die europäische Weltbewegung hineingezogen werden wird und wo man diese literarischen Vorarbeiten brauchen kann, auch wenn für jetzt kein nachhaltiger Missionszweck erreicht werden sollte.

Der Gouverneur Ali Ben-Nasser verlor sein Leben am 20. Januar 1845 in der unglücklichen Schlacht, in welcher der Sultan Said-Said von den Einwohnern von Siwi auf der Insel Patta total geschlagen wurde. Die Nachricht von Ali Ben-Nassers Tod veranlaßte große Trauer bei seinen Angehörigen in Mombas. Seine Feinde dagegen jubelten, da sie nun einen Gouverneur nach ihrem Sinn zu erhalten hofften. Doch sie irrten sich, denn Said-Said ernannte später Muhamed Ben-Sef, den Neffen Ali Ben-Nassers zum Gouverneur von Mombas.

Ich benützte das Interim der Regierung in Mombas zu

meinen Ausflügen in das Land der Wanika. Ich verlangte jetzt von der Regierung weder einen Führer noch einen Soldaten als Begleiter, und merkwürdiger Weise gieng Alles besser als ich vermuthet hatte. Es wurde mir klar, daß Ali Ben-Nasser mich in meinen Unternehmungen mehr gehindert als gefördert hatte, indem er mir überall Spione nachgesandt und meine Schritte und Reden hatte beobachten lassen. Niemand verwehrte mir weiter den Umgang mit den Wanika.

Abdalla Ben-Pisila, der mich zuerst nach Rabbai gebracht hatte, wurde noch dienstwilliger und anhänglicher an mich, seitdem ich ihn aus dem Gefängniß in Mombas befreit hatte durch das Anlehen von 10 Thalern, die Abdalla seinem Schuldherrn nicht bezahlen konnte. Abdalla bot sich selbst an, mich zu den Wanika und Wakamba zu begleiten, und mir sein Haus in der Nähe von Groß-Rabbai zu überlassen, bis ich nach Mombas zurückkehren würde. So war alles eingeleitet und ich fühlte mich ermuthigt, ungesäumt ans Werk zu gehen. Abdalla war bei den Wakamba und Wanika sehr beliebt. Er hatte früher 5 Jahre unter ihnen gelebt und die Häuptlinge von Alt-Rabbai hatten ihm an der Bucht ein Stück Land gegeben, auf dem er sich niedergelassen hatte, und von wo aus er seinen Handel mit den Wanika und Rabbai betrieb. Die Freundschaft eines solchen Mannes war für die ersten Missionsanfänge von großer Wichtigkeit. Auch konnte ich Abdalla's Leute als Gepäck- und Proviant-Träger gebrauchen, nachdem ich meine Effekten von Mombas aus auf einem Boot bis in die Nähe der Plantage Abdalla's gebracht hatte. Die ersten Anfänge einer Mission sind oft sehr schwierig, besonders wenn die Eingebornen schüchtern oder argwöhnisch gegen den Missionar sind, und wenn gar noch die Behörden im Geheimen gegen ihn agiren. Die Nachfolger des ersten Missionars wissen oft gar nicht, wie viel sie ihm zu verdanken haben, und wie mühsam und langsam der erste Anfang sich durch die schwierigen Verhältnisse hat hindurch ringen müssen. Ein großer Vortheil für mich war auch das, daß die Wanika von Rabbai damals keinen Scheich in Mombas hatten, den ich hätte vorher um Erlaubniß bitten müssen. In Kambe, Ribe und Dschogni wäre das ganz anders

gewesen, weil dort der Scheich Bana Hamade*) sich zwischen mich und die Wanika gelegt hätte.

Am 30. Januar 1845 begab ich mich in Begleitung Abdalla's von dessen Plantage nach Alt-Rabbai. Da ich aber wenige Leute dort antraf, so verließ ich das Dorf sogleich wieder und reis'te mit Abdalla nach dem Dorf Endila, um die Wakamba kennen zu lernen, von denen ich schon Manches in Mombas gehört hatte. Der Weg führte von Alt-Rabbai zuerst durch einen schönen Wald zu einem tiefen, steilen, mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Absturz eines Waldstromes, der in der Regenzeit eine große Wassermasse in die Bucht von Rabbai führt. Da, wo wir hinübergingen, fanden wir zwischen den Felsen viel stehendes Wasser und links einen Wasserfall. Als ich meinen Durst an dem Wasser löschen wollte, rief man mir zu, mich vor den Flußpferden zu hüten, die darin verborgen liegen. Ich sah aber keins.

Jenseits der Schlucht ging es etwa 300 Fuß hoch sehr steil aufwärts, und dann nach Süd-Süd-Westen, wo jetzt ein weit ausgedehntes Flachland sich aufthat, und mir einen schönen Blick in das Gebiet der Wanika und Wakamba gewährte. Wälder gibt es hier nicht, wie am Abhang der Hochebene gegen die See. Die Luft war herrlich und weniger feucht, als in der Nähe der Waldungen, sowie sie die Wakamba mit ihren großen Ziegen-, Schaf- und Kühheerden brauchen. Der herrliche Weidegrund macht das Vieh schön; doch gibt keine Kuh die Quantität Milch, die in Europa gewonnen wird. Das Vieh, die Milch und die Butter wird von den Wakamba an die Muhamedaner in Mombas verkauft, oder vielmehr vertauscht gegen Eisen, Kupfer, Schmucksachen, Kleider, Glasperlen, Salz u. s. w. Ueberhaupt kaufen die Mombassianer gerne die Produkte der Wakamba und Wanika, nämlich: Reis, Mais, Vieh, Butter, Kopal, Elfenbein, Rhinozeros- und Büffelhörner, Straußenfedern, auch Sklaven, wenn sie zum Verkauf anbieten.

---

*) Die vier wichtigsten Scheichs in Mombas, die über die Wanika zu gebieten haben, sind: Bana Hamade, Scheich Schiras, Scheich Gabiri und Muigni Mku. Die Würde ist erblich. Der Nachfolger muß aber immer 600 Thaler zahlen, theils an die Wanika, theils an die Regierung in Mombas. Dafür hat er aber das Recht, in alle wichtigen Angelegenheiten der Wanika sich zu mischen und unter ihnen seine Handelszwecke zu verfolgen.

Nach etwa dreistündigem Gehen erreichten wir das Weiler Endila, das nur aus 8—10 Hütten besteht. Die Aeltesten saßen unter einem Baume. Ich war etwas befremdet, als ich diese nackten Wilden sah, die fast gar nichts über mein Erscheinen sagten, auch nicht aufstanden, sondern traurig und finster auf den Boden blickten. Oft sahen sie mich an, als wäre ich ein höheres Wesen. Der Aelteste ging endlich in seine Hütte und holte eine Schale Milch. Ich wußte damals noch nicht, daß die Wakamba ihre Milch mit Blut mischen, indem sie dem Vieh am Hals zur Ader lassen. Die Wakamba glauben nämlich, daß sie durch den Genuß von Blut ihre natürliche Stärke erhöhen können. Sie sind, wie die meisten Wilden, große Freunde von Schmucksachen, besonders von Glasperlen und Kupferdraht. Ihre Beine, Arme, ihr Hals und Haar sind mit weißen und blauen Glasperlen bedeckt, was ihnen bei ihrer Nacktheit ein seltsames Aussehen gibt. Ich sah einige starke Männer völlig nackt; die andern hatten einen Lappen Tuch um die Genitalien gebunden. Die Frauen hatten nur das Nothwendigste bedeckt, waren aber sonst von Kopf bis zu den Füßen total entblößt. Hinten hatten sie eine Art Schwanz aus Leder, der um die Lenden mit einem Riemen befestigt war. Kein Wunder, daß die Sage geht, es gebe geschwänzte Leute im Innern von Afrika. Im Allgemeinen scheinen die Wakamba schönere und kräftigere Leute zu seyn, als die Wanika. Ihre Hütten sind jedoch noch erbärmlicher als die der Wanika. Die Wakamba in der Nähe der Küste sind Einwanderer, die seit der großen Hungersnoth im Jahr 1836 auf dem Gebiet der Wanika sich niedergelassen haben. Sie wurden durch den Hunger aus dem Innern vertrieben und erhielten von den Wanika die Erlaubniß, mit ihrem Vieh die Grasebenen abzuweiden. Nach und nach kamen sie zu Reichthum durch ihre Viehzucht und den Elfenbeinhandel im Innern, und fingen auch bald an, das Land zu bauen. Die Wanika hatten sie gerne, weil sie von den Wakamba manche Vortheile haben; doch drohten sie nach und nach den Wanika überlegen zu werden, und öfters kam es zu Reibungen und gegenseitigen Befehdungen, die aber immer wieder ausgeglichen wurden, indem die Wakamba, die einmal an

den Kokoswein und andere Bequemlichkeiten der Küste gewöhnt waren, nicht mehr gern in ihr Stammland im Innern zurückkehren, und auch die Wanika der Kühe, Schafe und anderer Vortheile wegen sie nicht ziehen lassen wollten. Auch die Muhamedaner waren froh, daß die Wakamba nicht abzogen, und machten daher gerne die Schiedsrichter zwischen den beiden Stämmen. Es ist merkwürdig, wie die Selbstsucht die Völker zusammenhält, und wie die Vorsehung Gottes das Selbstinteresse dieser Völker zu benutzen weiß, ja wie sie es so geordnet hat, daß jedes Volk das andere braucht, damit sie alle in der Ordnung erhalten werden, bis einmal das Evangelium sie als Brüder in der Liebe, ohne Selbstsucht, zusammenhalten wird.

Uebrigens vermischen sich im Allgemeinen die Wakamba und Wanika nicht unter einander, sondern bleiben bei ihren hergebrachten Sitten. Die Wanika heirathen die Wakamba nicht; doch hat der Umgang der letztern mit der Küste manches bei ihnen geändert. Während die Wakamba im Innern z. B. die Todten nicht begraben, sondern sie aufs Feld oder in den Wald werfen und mit Steinen und Gras zudecken, sind sie an der Küste doch dahin gebracht worden, daß sie ihre Todten begraben lassen durch die Wanika, welche das Grab machen, dafür aber eine Kuh fordern. Auch bedecken sich die Wakamba ein wenig, wenn sie nach Mombas oder in ein Wanika-Dorf kommen. Leider haben sie aber auch von den Wanika viel Böses angenommen. Den Tembo (Kokoswein) lieben sie leidenschaftlich, und da sie die Mittel haben, so treiben sie es noch ärger als die Wanika. Auch legen sie sich mehr Frauen als die Wanika bei. Mit ihren Saufgelagen verbinden sie das Tanzen, das sie von den Wanika gelernt haben. Auch das Uganga- und Utawi- (Beschwörungs- und Zauberei-) Wesen haben sie vielfach von den Wanika und Wazumba (Suahili) gelernt. Ebenso haben die Wanika und Suahili viel Böses von den Wakamba angenommen, namentlich die schändliche Sitte, nackt zu gehen, wenigstens wenn sie von ihren Landsleuten nicht beobachtet werden, z. B. auf den Reisen.

Im Ganzen wird man sagen können, daß der Reichthum, den die Wakamba unter die Wanika und Suahili gebracht haben,

alle diese Stämme bedeutend verdorben und moralisch heruntergebracht hat. Daher es den genauen Beobachter dieser Völker nicht wundern darf, wenn der Gott der Gerechtigkeit endlich ein ernstes Gericht über diese fleischlichen Völker an der Küste hereinbrechen ließ durch die wilden Masai, welche nach den neuesten Berichten die Wanika und Wakamba schrecklich heimgesucht und vernichtet haben. Keine heidnische Nation kann den Wohlstand auf längere Zeit ertragen; daher von Zeit zu Zeit eine tüchtige Aderlässe erfolgen muß, um den ganz Fleisch gewordenen Menschen wieder etwas nüchtern zu machen. Die Werkzeuge, welche die Aderlässe vornehmen müssen, sind stets bei der Hand. In Ostafrika sind es die grausamen Masai, Wakuafi und Galla, die, wenn sie die schwächeren Stämme gerichtet haben, sich dann selbst wieder unter einander aufreiben, wodurch die schwächeren Völker wieder Zeit gewinnen, sich zu erholen. So richtet und waltet Gott unter den Heiden, und wer aus persönlicher Anschauung diese Völker kennen lernt, muß sagen: „Herr, deine Gerichte sind gerecht und wahrhaftig." Wo es keine Unmenschen gibt, wie die Masai und Wakuafi, die Alles niedermachen, was ihnen in die Hände fällt, da werden die Völker durch das Sklavenwesen gerichtet, indem sie in beständiger Angst seyn müssen, überfallen und als Sklaven weggeführt zu werden. Ein genauer Beobachter kann wahrnehmen, daß die göttliche Vorsehung durch alles dieses die Völker sehnsüchtig nach dem Heil in Christo machen will, und daß sie nur so weit und so viel von ihnen am Leben erhält, daß das Geschlecht nicht aufhören darf, bis das Evangelium zu ihnen kommt. Die Völkerbrut, wenn man so sagen darf, muß fortbestehen, bis eine neue Zeit durch das Evangelium zu ihnen kommen wird. Ich habe oft die ungeheuren Wildnisse, die ohne Einwohner und ohne Anbau seit Jahrhunderten ihren Sabbath feiern, mit großer Betrübniß betrachtet; aber ich mußte meinem Schmerz wehren durch den Gedanken, daß es besser ist, Wildnisse zu sehen, als die Greuel der Heiden, die den Erdboden verunreinigen und die reichen Gaben Gottes so empörend verderben. Da kann nichts helfen als das Evangelium, das die Wildniß in einen Garten Gottes verwandeln will. Selbst der europäische Handel und die

vom Christenthum abgewendete Civilisation wird und kann keine besseren Zustände herbeiführen, ja sie wird diese Zustände nur verschlimmern und schneller zur Reife bringen, indem sie den Heidenvölkern die Mittel verleiht zu tieferer Versinkung in die Sinnlichkeit. In Europa will man das freilich nicht glauben, aber die Geschichte wird die Europäer schon noch davon überzeugen. Sie ist überhaupt die beste Apologie für das Christenthum und gegen das Heidenthum, in welcher Form dieses sich auch kund geben möge.

Die Wakamba gehen in Karawanen von 200—300 Mann nach dem Innern, um Elfenbein zu holen. Sie sind überhaupt die Mittelspersonen zwischen dem Innern und der Küste, von der sie 200—250 Stunden weit das Innere bereisen. Daher ich auch dieses Volk für ein wichtiges ansah in Beziehung auf künftige Missionszwecke im Inner-Afrika. Auf ihren Reisen werden die Wakamba oft angegriffen von den Stämmen im Innern, namentlich von den Galla, die ihnen auf dem Wege auflauern, oft aber auch tüchtig geschlagen werden. So hatten sich z. B. die Wakamba einmal an einer Stelle gelagert, und sich vor Tagesanbruch, wo die Galla ihre Angriffe zu machen pflegen, mit Häuten bedeckt. Die Galla kamen leise herbei, um mit ihren Speeren die Wakamba niederzustoßen, allein diese brachen unter ihrer Decke hervor und schossen ihre vergifteten Pfeile auf die Feinde ab, die nicht mehr entrinnen konnten. Ich habe, wie wir später sehen werden, die Beherztheit der Wakamba selber erfahren und mit angesehen. Die Wakamba sind, wie die meisten ostafrikanischen Völker, beschnitten. Ihre Sprache gehört zu dem großen südafrikanischen Sprachstamm, welchen ich den orphnohamitischen*) genannt habe, und welcher sich vom Aequator bis zu den Kaffern in Südafrika hinab erstreckt. Die Wakamba leben hauptsächlich von Milch und Fleisch, doch pflanzen sie auch Mais an der Küste und im Innern. Sie sind keine Nomaden, sondern haben feste Wohnsitze. Wir werden später noch mehr von ihnen hören, wenn ich meine Reisen nach Ukambani erzählen werde.

*) Schwarzbraun-hamitisch zum Unterschied von dem Nigro-hamitischen (schwarz-hamitischen oder Neger-Hamiten.)

Beiläufig will ich bemerken, daß die Vorsilbe „wa" die Mehrzahl eines Volksstammes, im konkreten Sinn genommen, anzeigt, während die Silbe „m" oder „mu" die Einzahl andeutet, und die Silbe „U" den Volksstamm im abstracten Sinn bezeichnet. Also „Wakamba" heißt „die Wakamba," „Mkamba" ein Mkamba, „Ukamba oder Ukambani" das Land der Wakamba; „Wanika" die Wanika, „Mnika" ein einzelner von diesem Volk, „Unika" das Gebiet der Wanika. Es wäre vielleicht am richtigsten, wenn man im Deutschen sagen würde: die Kamba, ein Kamba, das Kambaland, statt „die Wakamba," „ein Mkamba," „das Ukambani." Auf diese Weise könnte wohl am besten orthographische Verwirrung verhütet werden, welche in die Geographie dieser Länder kommen möchte.

Von dem Wakamba-Weiler Endila kehrte ich auf einem andern Weg zurück, um den Häuptling Emboga von Alt-Rabbai auf seiner Plantage zu besuchen, den ich früher in Mombas kennen gelernt hatte. Emboga, der ein verständiger Mann ist, aber gerne bettelt, nahm mich sehr freundlich auf und bewirthete mich in landesüblicher Weise mit Kokosnüssen, welche mein Knecht von den Bäumen holen mußte. Es ist Sitte, daß, wenn ein Besuch von Bedeutung in einem Hause eintritt, sogleich ein Sklave oder Bewohner des Hauses auf einen Kokosbaum steigt, um Nüsse zu holen, deren Wasser oder Milch, wie man es auch nennt, im frischen Zustand sehr angenehm ist für den durch Reisen erhitzten Gast. Der Boden der Pflanzung sah weithin wie ein schwarzes Gartenland aus, in welchem, wie ich vermuthete, viele Tropenpflanzen gezogen werden könnten, wenn es den Wanika um die Eröffnung neuer Erwerbsquellen zu thun wäre. Allein die Wanika sind zufrieden, wenn sie nur Udschi (Kokoswein) und Mahindi (Welschkorn), oder auch Mtelle (Reis) haben. Beim Abschied schenkte mir Emboga eine Ziege, welche ich ungerne annahm, weil dieses Geschenk dem Geber ein Recht gab, nachher allerlei zu betteln. Von Emboga's Plantage zog ich nach Alt-Rabbai auf einem bisher mir unbekannten Wege. Als ich zum ersten Thor herein war, sah ich ein paar Hütten von 3—4 Fuß Höhe. Auf die Frage, was diese Hütten zu bedeuten

hätten, wurde mir gesagt, dieß sei das dschumba dscha Mulungu (oder niumba ja Mulungu), d. h. das Haus oder Häuschen Gottes, das vor jedem Dorfe stehe, und wo die Wanika ihre gottesdienstlichen Gebräuche verrichten, wo sie opfern, die bösen Geister beschwören, wo sie auch Sachen niederlegen, die sie gerade nicht in das Dorf bringen wollen, weil dieselben bei diesem Heiligthum sicher sind und nicht geraubt werden. Auch befinden sich die Gräber der Wanika gewöhnlich in der Nähe des niumba ja Mulungu. Dort wird auch gefressen, gesoffen und getanzt bei den Leichenbegängnissen und andern Gelegenheiten.

Ueber dem letzten Thor zum Dorf sah ich eine Kokosnuß hängen. Dieß war Uganga (Zauber), den man auf Anregung der Waganga (Beschwörer) aufgehängt hatte, damit Niemand die Kokosnüsse stehle, so lange die Leute auf ihren Plantagen sind. Dieser Zauber reicht hin, Diebe und Räuber von den Bäumen und dem Dorf fern zu halten. Manche Wanika hängen einen ähnlichen Uganga vor den Thüren ihrer Hütten auf, und Niemand wagt es, hineinzutreten, bis der Eigenthümer den Zauber weggeräumt hat.

An einer andern Stelle unter den Thoren von Alt-Rabbai hing die Form von männlichen Genitallen, welche die Trophäe eines erschlagenen Feindes vorstellen sollten. Diese Figur soll vor Ausbruch eines Krieges in Procession herumgetragen werden, um die Krieger zum Kampf zu ermuntern!

Als ich auf dem Rückwege wieder bei Abdalla angekommen war, besuchten mich die Aeltesten von Rabbai, denen ich auseinandersetzte, daß ich weder ein Soldat, noch ein Kaufmann, weder ein Beamter der englischen und arabischen Regierung, noch ein Reisender, noch ein Mganga oder Mtawi (Arzt, Beschwörer und Zauberer) sei, sondern daß ich ein Lehrer, ein Buchmann sei, der den Wanika, den Wakamba, den Galla, ja auch den Wazumba (Muhamedaner) den rechten Weg zur Seligkeit zeigen wolle. Sie antworteten: „Unser Land, unser Vieh, unsere Bäume, Häuser, unsere Söhne und Töchter sind alle dein." Wiefern sie Wort hielten, werden wir später hören. Ich schwankte jetzt nur noch zwischen Rabbai und Kambe in Beziehung auf die Missions-

stellen. Kambe war zwar bevölkerter, aber nicht so nahe am Meer gelegen als Rabbai. Auch war ich in Kambe mehr abhängig von Scheich Bana Hamade in Mombas, während ich in Rabbai keinen muhamedanischen Scheich von Mombas zu fürchten oder zu fragen hatte. Nachdem ich in Abdalla's Hütte eine unruhige Nacht zugebracht hatte wegen der vielen Ameisen, die auf mein Lager und in mein Bette krochen, segelte ich mit Tagesanbruch nach Mombas zurück, das die Suahili Mwita, die Wanika Kisuani, die Wakamba Kidiamoni, die Araber aber Mombas oder Mombasa heißen.

Vom 17. bis 20. Februar 1845 unternahm ich einen Ausflug nach dem Dorfe Mikomani, dem Hauptort der Wanika vom Stamm Kiriama, der nördlich von Rabbai wohnt, und der nächst dem Stamm Duruma im Süden von Rabbai zu den wohlhabendsten Wanika-Stämmen gehört. Die Wanika von Kiriama treiben Handel mit den Galla, mit den Stämmen Ndara, Bura und den Wakamba im Innern, sowie mit den Suahili an der Küste. Sie haben auch viel Vieh, gutes Land zum Anbau und finden viel Kopal in ihren Wäldern, daher ihr Wohlstand. Da sie wenig Kokosbäume haben und einige Stunden von der Gegend, wo es viel Tembo gibt, entfernt sind, so können sie sich nicht so leicht berauschen wie die Wanika von Rabbai, wiewohl sie oft einen weiten Weg machen, um den Himmel der Wanika, d. h. den Kokoswein aufzusuchen, zu kaufen und in großen Kalabaschen heimzutragen. Viele Mombassianer, die den Tembo für haram, d. h. nach dem Koran für unerlaubt halten, weil er ein sehr berauschendes Getränk ist, nehmen keinen Anstand, ihn nach Kiriama zu verkaufen, wo er theuer ist. Sie gehen dabei von der Ansicht aus, daß dieß für sie keine Sünde sei, weil das Getränk ja an Kofar (Ungläubige) verkauft werde.

Abdalla war abermals mein Begleiter. In Mombas hatte Niemand etwas gegen meine Reise, ein abermaliger Beweis, daß die früheren Schwierigkeiten gegen meine Bewegungen von dem Gouverneur Ali Ben-Nasser ausgegangen wären. Von Mombas segelte ich zu Abdalla's Plantagen in einem Boot, das aus einem ungeheuren Baumstamm gehauen war, 25 Fuß Länge und 2 Fuß

Breite hatte und 10 Centner Last tragen konnte. Ein solches Boot wird in Mombas für 12—15 Thaler gekauft. Von Abdalla's Hütte an stieg ich in nördlicher Richtung etwa 400 Fuß auf, wo ich auf einer Ebene ankam, von wo aus man eine schöne Aussicht nach Osten auf die Bucht, auf Mombas und das Meer, und gegen Westen auf das weite Flachland hat. Unterwegs sah ich eine Menge zerstreuter Hütten, welche dem Rabbai-Stamm gehörten, dessen Grenze gegen Kiriama hin einen Hain von Kokosbäumen bildet. Auch sah ich viele Weiler, die von Wakamba bewohnt sind, welche ebenes und gebüschloses Land lieben, ihrer Viehheerden wegen. Nachdem ich die Grenze zwischen Rabbai und Kiriama passirt hatte, führte mich Abdalla in ein Weiler, wo er einen Freund Namens Babai Korura hatte, bei dem wir einkehrten. Sogleich sammelte sich eine Anzahl Leute, denen ich das Wort Gottes zu verkündigen suchte. Es war mir bei diesem Ausflug nicht sowohl um die Erforschung eines Landes behufs einer Missionsniederlassung zu thun, sondern mehr und hauptsächlich um das Evangelium zu verkündigen. Nachmittags kamen wir in Mikomani an, wo wir bei Babai Toia uns einlogirten, der einer von den Aeltesten im Dorfe Mikomani ist, das etwa 20 Häuser hat. Bald nach unserer Ankunft kam die Nachricht, daß zwei Leute in einem benachbarten Dorfe erschlagen worden seien bei einem Saufgelage, wo sie in Streit gerathen waren. Babai Toia behandelte mich freundlich und machte mir ein Schaf zum Geschenk, das aber abgelehnt wurde. Am andern Tag wollte ich nach einer an die Wanika gehaltenen Anrede nach Emberria reisen, um mit den Galla, die dort auf den Markt gekommen waren, bekannt zu werden. Da ich aber sehr an den Augen litt, so hielt ich es für besser, für jetzt auf jene Reise zu verzichten und sie später auszuführen. Als vor der Abreise die Aeltesten von Mikomani mich um ein Geschenk baten, erwiederte ich, daß sie mir noch keinen Dienst erwiesen hätten, der sie berechtigte, ein Geschenk zu verlangen. Dem Babai Toia gab ich jedoch etwas für seine Gastfreundschaft. Ob er das Erhaltene mit den Andern getheilt habe, konnte ich nicht erfahren. Sonst ist es Sitte, daß die Aeltesten unter einander theilen, was sie von Fremden erhalten.

Jeder, der seine Gabe zurückbehalten würde, würde schwer gestraft werden. Gewöhnlich kaufen sie Kokoswein für die Gabe und verschlucken ihn gemeinschaftlich.

Auf dem Rückweg besuchte ich mehrere Weiler der Wakamba, wo ich das Eigenthümliche bemerkte, daß jede Hütte von der des Nachbars durch ein Gehege abgesondert war, wahrscheinlich, um nicht mit dem Nachbar in Streit zu gerathen, und um sich besser gegen Ueberfälle vertheidigen zu können. Die Alten erschienen in schamloser Nacktheit, die nicht beschrieben werden kann. Eine Frau war so erschrocken über meine sonderbare Erscheinung, daß sie grunzte wie ein Schwein und Zauberformeln hersagte. Andere, namentlich Kinder, rannen davon beim Anblick meiner Person, die ihnen wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Meine Augengläser erschreckten sie besonders. Die Wakamba, welche stehen blieben, bezeugten die größte Ehrfurcht vor dem sonderbaren Mann, dessen Hut, Schuhe und Kleidung ihnen viel zu reden und zu lachen gaben. Nach und nach wurden die Wakamba jedoch zutraulich und betrugen sich wie Kinder. Geschenke wurden nirgends unter den Wakamba verlangt.

Von den Wakamba ging ich in das Wanika-Dorf Pemboni, wo die Aeltesten bei einem Saufgelage versammelt waren, weßwegen ich weiter zog, ohne mich aufzuhalten. Allein bald kamen einige Aelteste auf den Weg, um mich zurückzuholen und mir Heschima zu erweisen. Ich ließ mich aber nicht zur Rückkehr bewegen. Dieß brachte sie auf gegen Abdalla, der in große Angst gerieth wegen der Folgen dieser Sache. Es ist nämlich Sitte, daß Niemand einen Fremden ins Dorf bringen soll, ohne ihn den Aeltesten vorzustellen, die ihn über den Zweck seines Besuches befragen, ihm ein Heschima (Ehrenbezeugung und Geschenk) machen und dafür ein Gegengeschenk von ihm erwarten. Abdalla fürchtete die Rache der Aeltesten in Pemboni, als hätte er einen weißen Zauberer ins Dorf gebracht, der einen Zauber dort niedergelegt habe und dann plötzlich davon gegangen sei. So erschrocken und niedergeschlagen war der arme Abdalla, daß er ängstlich den Flug der Vögel beobachtete, um daraus abzunehmen, ob die Sache gut oder übel ablaufen werde. Die Ein-

geborenen nehmen sogleich zur Vogelschau ihre Zuflucht, wenn sie in Noth und Verwirrung sind.

Als ich in Abdalla's Hütte angekommen war, hielt ich es, um meinen und Abdalla's Charakter nicht blos zu stellen, fürs beste, einige Aelteste von Pemboni kommen zu lassen und mich mit ihnen zu verständigen. Dieß geschah. Ein kleines Geschenk wurde ihnen mit nach Hause gegeben, und so schieden sie versöhnt mit mir und Abdalla. Ein Missionar muß sich angelegentlich bestreben, mit allen Menschen Frieden zu haben, so viel an ihm ist. Er muß eher zu freigebig als zu karg unter den Eingeborenen auftreten, und er muß die Sitten und Gebräuche, sowie das Ansehen der Aeltesten respektiren, so weit es Gewissens halber möglich ist. Zugleich muß er aber auch Freimüthigkeit haben, Sitten, welche mit Aberglauben verbunden sind, nach dem Worte Gottes mit Sanftmuth zu rügen. Insbesondere muß er sich hüten vor Ungeduld, und gerade diese Untugend ist es, welche bei Europäern in ihrem Umgang mit unkultivirten Völkern am meisten hervortritt, weil diese Leute überall nichts als Dornen und Stacheln in Wort und That blicken lassen. Kein Wunder, daß die Eingeborenen da, wo sie mit Europäern, die nicht von christlichen Grundsätzen geleitet werden, zusammenkommen und leben, mit ihnen bald in Streit gerathen und ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Beiden entbrennt. Die Habsucht, Bettelei, Treulosigkeit, der Aberglaube und andere Untugenden der Eingeborenen reizen den Zorn der Europäer, daß sie Böses mit Bösem zu vergelten suchen, statt, wie das Evangelium lehrt, das Böse mit Gutem zu überwinden. Es bleibt daher den Eingeborenen nichts anderes übrig, als sich der europäischen Kultur zu fügen, oder als Nation unterzugehen, wie man in Amerika bei den Indianern am deutlichsten sehen kann. Die Kinder Japhets sind einmal die Weltseele; es muß daher bei den Hamiten und Semiten entweder gehen oder brechen. Am besten wäre es freilich, wenn die nichtchristlichen Völker unter eine Art von Vormundschaft der christlichen Nationen gestellt würden. Aber dann müßten die Vormünder selbst erst wahre Christen seyn. Die Russen dürften dann wohl den ganzen Norden von Asien haben,

die Deutschen Klein- oder Vorder-Asien, die Franzosen Nord- und Mittel-Afrika, die Engländer Süd-Afrika und Ost-Indien sammt China, und die Amerikaner die Inseln des stillen Weltmeeres, Japan u. s. w. besitzen. Diese Vormundschaft dürfte aber nicht länger währen, als bis diese Nationen durch das Christenthum und die christliche Kultur mündig geworden wären. Dann sollten sie als Glieder der christlichen Menschenfamilie ihrer eigenen Entwickelung überlassen werden. Diese Gedanken werden freilich fromme Wünsche bleiben, so lange die Welt-Mächte von der Selbstsucht regiert werden; aber wenn das Friedensreich oder die fünfte Monarchie einmal kommen wird, welche Christokratie seyn wird, alsdann werden diese Ideen zur Wahrheit werden; denn alsdann wird Handel, Politik und Religion nur die Eine Absicht und Aufgabe haben, die ganze Welt durch die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi zu beglücken. Die gegenwärtigen Missionsbestrebungen sollen dieses Friedensreich, diese Christokratie vorbereiten; sie haben in dieser Beziehung die Bedeutung und Bestimmung des Täufers Johannes, der den Weg bereiten sollte.

Am Abend vor meiner Abreise hatte ich Gelegenheit, das kluge und ruhige Benehmen Abdalla's in seinem Umgang mit den Wanika zu beobachten und für mich nützliche Lehren daraus zu ziehen. Eine Frau brachte ihm einen Korb voll süßer Kartoffeln (Wiasi) zum Geschenk. Er dankte freundlich und gab ihr etwas Salz in Erwiederung der Gabe. Er ging dann auf ihre häuslichen Verhältnisse ein und gab ihr allerlei nützliche Rathschläge. Auch bei andern Gelegenheiten beobachtete ich seine Ruhe und Umsicht, wodurch die Wanika Zutrauen zu ihm gewinnen. Wird er dann einmal aufgebracht, so erkennen die Wanika, daß ein trifftiger Grund vorhanden seyn müsse, und daß sie ihn beleidigt haben. Bei diesem Betragen steht freilich die Selbstsucht im Hintergrund, aber dessenungeachtet ist sein Betragen sehr lehrreich in Beziehung auf die Behandlungsweise der Wanika.

Als nach Mitternacht der Mond aufgegangen war, segelte ich die Bucht hinab nach Mombas. Die Luft war kühl und Alles war still um mich her, und mein Gemüth wurde zu hohen und seligen Betrachtungen gestimmt. Ich freute mich meines Be-

rufes, und daß mir in diesen Tagen verliehen worden war, den Namen Christi an Orten zu verkündigen, wo er noch nie genannt worden ist. Die unzähligen Stämme Afrikas lagen mir auf dem Herzen, und ich flehte zu Gott um ihre baldige Erlösung aus den Banden der Finsterniß und des Todes. Mein Nachdenken wurde durch nichts unterbrochen als durch die leuchtenden Insekten, die zu Tausenden wie kleine Flämmlein von einem Ufer zum andern, von einem Baum zum andern schwärmten, mir auch ins Gesicht flogen; die Suahili heißen sie „Kimetemete," d. h. Leuchtendes, Glänzendes, Glanz. Vor Tagesanbruch landete ich in Dschumfu, um einen Mann Namens Schepoe mit nach Mombas zu nehmen, von dem ich gehört hatte, daß er tief im Innern Afrikas gewesen sei und viele Sprachen verstehe. Er war aber nicht zu Hause. Unterwegs wurde eine Kokosnuß geöffnet, mit deren Wasser ich meinen Durst stillen wollte. Merkwürdigerweise fand sich kein Wasser darin. Die Matrosen sagten mir, der Mond habe dadurch, daß er vertikal auf die Nuß geschienen habe, ihr Wasser aufgezehrt. Dieß hielt ich für eine abergläubische Ansicht, ich überzeugte mich aber doch später, daß die Wirkung des Mondes in diesen Breitengraden eine intensive ist, wenigstens in Beziehung auf die Menschen. Daher auch die Eingeborenen stets ihr Haupt bedecken, wenn sie außer ihren Hütten schlafen. Es ist möglich, daß der Mond die Kokosnuß in ihrer zarten Periode spaltet und daß das Wasser sodann ausläuft. Doch ließe sich die Sache auch noch anders erklären.

Als das Boot in die Nähe von Mombas kam, warf ein Matrose bei einem Felsen eine Limone ins Meer. Auf meine Frage, was dies bedeute, sagte er, er habe dem Felsen geopfert, der ein Fischer gewesen sei Namens Makame. Dieser sei einmal gegen Gottes Befehl und Willen an einem Feste fischen gegangen und zur Strafe für sein Verbrechen von Gott in einen Felsen verwandelt worden, den man daher Makame iwe (Makame-Stein) nenne. Dergleichen Aberglauben findet sich in Menge bei den schlauen Muhamedanern.

Ich hatte unter Anderem mich auf dieser Reise auch davon überzeugt, daß meine Uebersetzungen in die Wanika-Sprache unter

den nördlichen Wanika nicht viel taugen, da ihr Dialekt von dem der südlichen Wanika, welche Wadigo genannt werden, abweicht. Der Suahili, der mir anfangs beim Uebersetzen behülflich war, kannte nur den Dialekt der Wadigo, für welche ich vor der Hand keine Missions-Station beabsichtigte. Nach meiner Rückkehr nach Mombas bekam ich für einige Tage das sogenannte Konguru, d. h. ein leichtes Fieber, das die Eingebornen meistens bekommen, wenn sie die höhern Regionen besuchen. Die Suahili gehen daher auch nicht gern zu den Wanika, weil sie das Konguru fürchten. Aber auch die Hochländer gehen nicht gern ins Niederland, weil sie ebenfalls das Konguru fürchten. Das Beste ist, sich gleich nach der Rückkehr nach Hause zu laxiren und etwas Chinin zu nehmen.

Nach der Wiedergenesung vom Konguru setzte ich meine sprachlichen Studien und mein Uebersetzungswerk in Mombas fort und machte gewöhnlich Nachmittags Besuche auf der Insel, wo ich meistens eine Anzahl Wanika auf den Plantagen antraf. Sie kommen nämlich nach Mombas, hauptsächlich um Tembo zu laufen. Ich hatte gegen ein Geschenk mit einem muhamedanischen Plantagenbesitzer die Uebereinkunft getroffen, mich in meinen Unterredungen mit den Wanika nicht zu stören. Nach und nach faßten diese Muth, mich auch in meinem Hause zu besuchen, wiewohl sie meist schüchtern waren in die Stadt zu kommen, da die Muhamedaner oft einen Mnika auf dem Weg ergreifen, binden und ins Gefängniß stecken, weil sie eine Schuld an seinen Stammgenossen zu fordern haben. Der Unschuldige muß dann im Gefängniß harren, bis seine Verwandten ihn losmachen durch Bezahlung der Schuld, worauf dann der Erlöste erst die Sache abmachen muß mit dem eigentlichen Schuldner in seiner Heimath. Es ist unglaublich, wie sehr diese Unordnung des Rechtsganges diese Völker verwirrt hat und immer mehr verwirrt, und wie sehr das gute Verhältniß zwischen Stadt und Land durch dieses willkürliche Verfahren gestört wird. Sobald nämlich die Wanika hören, daß ihr Landsmann in Mombas gebunden ist, so binden sie den nächsten Suahili, der in ihre Hände fällt. Der Grund von dieser Unordnung liegt darin, daß weder die Suahili noch

die Wanika eine feste Regierung haben, welche Recht und Gerechtigkeit übt und die Gesetze mit starker Hand durchführt; daher thun die Leute, wie sie wollen. Da ihnen keine Regierung hilft, so suchen sie sich selbst zu helfen dadurch, daß sie den Wanika bei ihrem Besuch in Mombas auflauern und sie gefangen nehmen. Die Wanika thun dann dasselbe den Suahili, wenn diese des Handels wegen ins Wanika- und Wakambaland kommen. Dieser gesetzlose Zustand ist erst eingetreten, seitdem Said-Said Mombas in seine Hände bekommen hat. Die Gouverneure des Said-Said sehen nur auf ihre eigene Bereicherung und behalten die 600 Thaler, welche Said-Said zur Pacificirung des Wanikalandes jährlich ausgesetzt hat, für sich selbst, während die frühere Regierung der Masrue es in ihrem Interesse fand, ein gutes Verhältniß zwischen Stadt und Land herzustellen, und daher den Wanika von Zeit zu Zeit Geschenke gab, und wenn diese nicht fruchteten, sie mit Heeresmacht überzog, aber auch ihren gerechten Forderungen Gehör schenkte.

Während ich meine täglichen Ausflüge auf die Insel machte, begegnete ich öfters auf einer Plantage einer Schaar von 10—12 Knaben, welche kürzlich (in ihrem 14ten Jahr) beschnitten worden waren. Sie waren von verschiedenen Stämmen und meist Sklavenknaben. Einige waren Wakuafi, andere Wasegedschu, noch andere waren Galla, Wakamba und Wanika. Die Knaben saßen halb nackt auf dem heißen Sand, in welchen sie das beschnittene Glied steckten, weil der heiße Sand den Heilungsprozeß beschleunigen soll. Ich fühlte großes Mitleiden mit den armen Wesen, welche an Leib und Seele vernachläßigt waren. Wie gerne hätte ich sie unterrichtet, wenn es ihre Meister gestattet hätten. Doch erzählte ich ihnen die Hauptpunkte der evangelischen Geschichte und wie Christus, der Sohn Gottes, die Menschen so lieb habe, und ermahnte sie, zu Ihm zu beten.

Der Akt der Beschneidung verursacht den armen Kindern große Schmerzen, die sie aber nicht durch Schreien ausdrücken dürfen, wenn sie nicht von den Umstehenden, die sie festhalten, geschlagen werden wollen. Bei der Beschneidung erhalten die Kinder einen neuen Namen. Der Name, den sie bei der Geburt

empfangen, wird gewöhnlich von den Tagen oder Monaten hergenommen, an denen sie geboren werden. Ein Kind, das z. B. im Ramadan (Fastenmonat) geboren wird, heißt Ramadani. Wird es am Freitag geboren, so heißt es Guma, am Donnerstag Chamis, am christlichen Sonntag Ali u. s. w.

Da die Regenzeit im Jahr 1845 schon im März im Anzug war, so wollte ich die trockenen Tage noch benützen, um meine Ausflüge aufs feste Land so weit als möglich auszudehnen und das Wort Gottes in den Dörfern und Weilern zu verkündigen, die ich bisher noch nicht besucht hatte. Am 13. März besuchte ich das Dorf Dschembo, das im Süden von Mombas an der großen Bucht auf einem kleinen Hügel liegt, und halb von Muhamedanern, halb von Wanika bewohnt wird. Es waren aber nur wenige Leute im Dorf. Die Meisten waren auf ihren Plantagen, um den Boden umzubrechen und den Samen von Reis und Welschkorn u. s. w. zu säen, in Erwartung der nahen Regenzeit. Doch konnte ich eine kleine Anzahl Heiden mit ihrem kranken Häuptling, der auf einer Kuhhaut auf dem Boden lag, anreden. Nach der Anrede wollte ich nach dem Dorfe Dschogni (zu unterscheiden vom Dorf Dschogei im Norden von Mombas) gehen, vernahm aber, daß dieses Dorf von Einwohnern verlassen sei und nur dann bewohnt werde, wenn die Wakamba-Karawanen Elfenbein aus dem Innern bringen, wo die Wanika die Reisenden mit Wohnung und Proviant versorgen und ihnen in ihrem Handel mit den Suahili behülflich sind, dafür aber auch eine gute Belohnung von 10—15 Thalern während 2—3 Monaten in Anspruch nehmen.

Von Dschembo segelte ich auf das westliche Ufer der Bucht hinüber, da ich vom Vorhandenseyn einiger Wanika-Weiler daselbst gehört hatte. Weil ich auf der englischen Karte von Mombas einen Fluß Namens Tuaca, der in die Bucht fließen soll, verzeichnet fand, so erkundigte ich mich angelegentlich nach diesem Fluß, vernahm aber, daß weder ein Fluß, noch ein Name dieser Art überhaupt in dieser Gegend existire. Allerdings fließt während der Regenzeit ein Waldstrom in die Bucht in der Nähe des Dorfes Mtzokara, aber dieser heißt nicht Tuaka. Ueberhaupt ver-

breiten die vorhandenen Karten irrige Vorstellungen über die Küste von Ostafrika, dadurch daß sie den Leser glauben machen, es gebe sehr viele Ströme, welche weit aus dem Innern kommen und ins Meer fließen. Allein die Wahrheit ist, daß die meisten als Flüsse bezeichneten Namen nur Meeresarme sind, die 2—3 Stunden weit sich ins Land hinein erstrecken, die bald wieder vertrocknen, und die in der Regenzeit Waldströme in sich aufnehmen.

Auf meinem Heimweg bemerkte ich in den Straßen von Mombas, daß die Ueberreste einer alten portugiesischen Kirche schnell verschwinden, indem Said-Said dem Kadi von Mombas gestattet haben soll, das Gebäude niederzureißen und die Steine zur Erbauung seines (des Kadi) Harems zu benützen. Im Vorhof der Kirche liegen mehrere englische Offiziere begraben, die in Mombas starben. Diese Herren sollen die Kirche zu einem Stall für ihre Pferde und Kühe gemacht haben, daher das Gebäude den Namen Kenisa ja gnombe, d. h. Kirche der Kühe erhielt.

Eine solche Entweihung hätten die Engländer nicht gestatten sollen, wenn die Kirche schon einer Abtheilung von Christen angehörte, deren Grundsätze sie nicht theilten.

Am 17. März, als der Kus oder Südwind zum erstenmal wehte, und somit ein neuer Monsun begann, wo die Schiffe von Süden nach Norden gehen, machte ich einen Ausflug nach Likoni und einigen Dörfern südlich von dem Likoni Weiler, von wo die Wanika nach der Insel Mombas auf Booten übersetzen. Es war gerade ein Markt in dem Ort, und die Wanika-Frauen kauften Fleisch von einem Muhamedaner, der eine Kuh geschlachtet hatte. Die Leute hatten keine große Aufmerksamkeit auf das, was ich ihnen von ewigen Gütern anbieten wollte. Ich ging daher in ein anderes Weiler weiter südlich, wo die ganze Bevölkerung um einen Muhamedaner herumtanzte, der eine Trommel schlug und Uganga (Zauber) machen wollte. Als sie mich sahen, schwiegen sie plötzlich, und Jung und Alt hörte der Rede zu. Nach einiger Zeit aber schlich Einer nach dem Andern fort, und nur ein paar Männer und Weiber blieben. Vielleicht verstanden sie mich in der Suahili-Sprache nicht recht, oder drückte ich mich nicht in

wohlgewählten Bildern und in konkreter Rede aus. Abstrakte Begriffe werden von den Wilden nicht verstanden. Es muß alles bildlich und aus dem täglichen Leben verständlich ausgedrückt werden. Die Wanika und manche ostafrikanische Stämme haben die Gewohnheit, die letzten Worte des Redners nachzusprechen, oder wenigstens einen zustimmenden Ton von sich zu geben. Es ist eine Art wilder Liturgie, die zwar für einen Europäer störend ist, aber doch den Vortheil hat, daß sie ihm zeigt, ob er verstanden werde. Nachdem ich in meiner Ansprache den Leuten die große Liebe Gottes zu den Menschen in der Sendung seines Sohnes auf Erden dargelegt hatte, bat ich den Häuptling des Orts, mir den Weg in die zerstreuten Dörfer zu zeigen. Er war ganz bereit dazu, warnte mich aber, nicht nach dem Dorf Jumbo zu gehen, weil die Wanika dort ihr Wagnaro feiern. Dieß ist ein grausames Spiel, das die jungen Leute, wenn sie eine gewisse Altersstufe erreicht haben, von Zeit zu Zeit feiern. Sie bestreichen sich den Leib, vorzüglich das Gesicht mit weißer und grauer Erde, so daß sie ganz unkenntlich sind, und verweilen in fast völlig nacktem Zustand in den Wäldern eine geraume Zeit, bis sie einen Menschen getödtet haben, worauf sie sich waschen und nach Hause kehren, wo sie dann fressen und saufen nach Herzenslust. Gewöhnlich lauern sie auf einsame Reisende, namentlich auf Sklaven. Es ist daher nicht rathsam, in solchen Zeiten an solchen Orten zu reisen, und ein Reisender muß sich immer vorher erkundigen. Wenn sie keinen Reisenden tödten können, so kaufen sie einen Sklaven für diesen Zweck; doch soll es nicht bei allen Wanika, namentlich nicht bei den nördlichen der Fall seyn, daß sie einen Menschen erschlagen. Die Wadigo, welche überhaupt mehr Aberglauben und böse Sitten haben, sollen sich besonders dieses Greuels schuldig machen, den eine weise Regierung in Mombas längst verboten haben sollte.

Der Grund, warum die Leute so wenig auf meine Ansprache merkten, lag auch darin, daß sie mich zuerst für einen Muhamedaner hielten; denn außer der muhamedanischen haben sie noch keine andere Religion kennen gelernt. Dem Muhamedanismus sind sie aber sehr abgeneigt, und überhaupt gegen alles Re-

ligiöse abgestumpft in Folge ihrer Trunksucht und ihres Materialismus. Wie tief innerlich und bezeichnend hat unser Heiland das Wesen des Heidenthums in den Worten geschildert: „Was sollen wir essen und trinken? womit sollen wir uns kleiden? Nach diesem allem trachten die Heiden.“ Treffender könnte das Wesen der Wanika nicht gezeichnet werden.

Auf dem Heimweg sah ich mehrere tiefe ausgemauerte Brunnen, welche die Portugiesen gegraben haben sollen. Auch einige steinerne Ruinen sollen in dem Dickicht eines Haines sich befinden. Ich wollte sie sehen; aber keiner meiner Begleiter wollte sich dem Ort nahen aus abergläubischer Furcht vor bösen Geistern, die dort seyn sollen. Doch sah ich die etwa 50 Fuß hohe steinerne Säule am südlichen Ufer der Insel Mombas. Sie steht in einem Dickicht von Gebüsch und Bäumen. Auch gibt es manche ausgemauerte tiefe Brunnen auf der Insel, die von den Portugiesen herrühren. Auch im Norden von Mombas sind noch Spuren von der Portugiesen-Herrschaft an dieser Küste.

Am 23. März machte ich abermals einen Ausflug nach Rabbai. Auf der Plantage meines Freundes Abdalla versammelte sich eine Anzahl Wanika, mit denen ich über die Bestimmung des Menschen in dieser und der zukünftigen Welt redete, daß nämlich der Mensch nicht bestimmt sei, nur zu essen und zu trinken, und seinem Fleisch Vergnügen zu verschaffen, sondern daß es seine Aufgabe sei, Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde kennen zu lernen, ihn zu lieben und seine Gebote zu halten, was ihnen deutlich gemacht wurde unter dem Bilde eines Vaters oder eines Herrn, dessen Kinder oder Knechte seinen Willen thun müssen, wenn sie glücklich werden wollen. Die Lehre von der Auferstehung, welche die Wanika am meisten bestreiten, wurde erläutert durch das Bild vom Samen, der in der Erde verwest, aber einen neuen Leib anzieht und zur neuen Frucht heranreift. Wird das Saatkorn verderbt, oder wird es in der Entwicklung gehindert, so kann auch keine neue herrliche Frucht entstehen. So ist es mit dem neuen Leib und der Seele, wenn sie durch die Sünde befleckt und verderbt werden. Sie müssen dann dem höllischen

Feuer übergeben werden wie das dürre Holz, das kein Leben und keine Kraft mehr hat und dem Feuer anheimfällt.

Am 24sten ging ich mit Abdalla, um den alten Häuptling Emboga zu besuchen. Ich drückte den Wunsch gegen ihn aus, daß ich ein paar Knaben während der Regenzeit in Mombas unterrichten möchte. Emboga erwiederte, die Wanika lieben ihre Kinder zu sehr, als daß sie sie so weit fortlassen wollen, auch brauchen sie dieselben zum Haus- und Feldgeschäft. Wenn ich bei ihnen wohnen würde, so würden sich schon einige willig finden, zu lernen, aber nach Mombas würden sie nicht gehen, schon darum nicht, weil sie fürchten würden, als Sklaven verkauft zu werden. Wirklich glaubten auch die Wanika an manchen Orten, ich komme zu ihnen aus keinem andern Grund, als um ihre Kinder zu kaufen, und manche Mütter flüchteten ihre Kinder in ihre Hütten, als sie den fremden Mann zu Gesicht bekamen. Sie hatten die Portugiesen aus Mosambik, und die Franzosen aus Bourbon noch in der Erinnerung, welche früher in der großen südlichen Bucht von Mombas mit ihren Schiffen ankerten und Sklaven, besonders Kinder kauften. Die europäischen Musikanten begaben sich in die Dörfer, und bald versammelte sich eine Menge Leute, die durch Geschenke gereizt wurden, auf das Schiff zu kommen, wo sie festgenommen und als Sklaven betrachtet wurden. Andere wurden von den Suahili oder habsüchtigen Wanika gestohlen und an die Europäer verkauft.

Im Allgemeinen haben die Wanika selbst keine Sklaven, indem sie mit eigener Hand ihre Arbeiten verrichten, und nicht wie die Muhamedaner vom Schweiß der Sklaven leben. Doch haben die Wohlhabenderen in neuester Zeit auch angefangen, sich am Sklavenwesen zu betheiligen. Besonders suchen sie junge Mädchen zu kaufen, um sie später als ihre Frauen zu gebrauchen, da sie gefunden haben, daß diese treuer und williger sind, als die gebornen Wanika-Frauen. Am meisten haben die Wakamba ihren Reichthum dazu angewendet, Sklaven zu kaufen und ihre Feldgeschäfte durch sie verrichten zu lassen, während sie selbst sich dem Trunk ergeben. Und da durch das Verbot, Sklaven nach Arabien zu führen, diese viel wohlfeiler geworden sind, so haben

die ostafrikanischen Stämme der Versuchung nicht widerstehen können, immer mehr Sklaven sich zu verschaffen. Die Suahili bringen sie von der Küste südlich von Sansibar nach Mombas und verkaufen sie dann an die Wanika, Wakamba und Galla für Elfenbein, Kühe, Ziegen und Getreide, 6—8 Thaler das Subjekt. Auf diese Weise wurde der Sklavenhandel zwar auf die Ostküste beschränkt, aber im Grunde nur noch mehr ausgedehnt, und der Sklaven-Schmuggel nach Arabien geht im Stillen auch noch fort. So wissen die schlauen Araber die europäische Diplomatie zu umgehen und zu hintergehen.

Die Nacht auf den 24sten war für mich wieder eine sehr unruhige in Folge der kleinen rothen Ameisen, welche immer eine große Qual in diesen Ländern sind im Anfang der Regenzeit, wo sie sich hauptsächlich zeigen. Sie heißen Tungu im Suahili, sind übrigens dem Gepäck nicht so gefährlich wie die Mitoa (Thermiten). Als ich von Embogas Plantage und dem Besuch einiger benachbarter Wanika-Weiler zu Abdalla's Hütte zurückgekehrt war, erhielt ich einen Besuch von einem jungen Mnika, der auf den Händen und halb lahmen Füßen auf dem Boden kriechend von seiner benachbarten Hütte gekommen war. Die Hoden waren ihm bis zur Größe einer 60pfündigen Kanonenkugel angeschwollen, ein Leiden, das er schon seit 10 Jahren zu haben behauptete. Ein elenderes Wesen hatte ich in Afrika bis jetzt nicht gesehen. Im Uebrigen zeigte er viel Verstand und Heiterkeit. Er hatte weder Vater noch Mutter, noch Freunde, verdiente sich aber sein Brod durch den Verkauf von Matten, die er sehr niedlich zu machen verstand. Den Erlös verwendete er auf den Ankauf von Kokos-Wein, dem er leidenschaftlich ergeben war. Da ich glaubte, ein solcher bemitleidenswerther Mann werde sein Elend schmerzhaft fühlen und für das Evangelium besonders empfänglich seyn, so ließ ich mich in eine Unterredung ein, und las und erklärte ihm zuerst das 9te Kapitel im Evangelium Johannis, und suchte ihm die Liebe des Heilands zu den Elenden und Verlassenen recht eindringlich zu machen. Der Krüppel gestand, daß es ihn oft sehr betrübe, daß er nicht gehen könne, wenn er andere Leute arbeiten, jagen, essen und trinken und gutes Muthes

sehe. Als ich ihm sagte, daß Gott ihm Leiden auferlegt habe, um ihm das sinnliche Vergnügen dieser Welt zu entleiden und vor den unseligen Folgen desselben in der andern Welt zu bewahren, daß also Gott ihn viel mehr lieb habe als die andern, so sagte er: Wenn Gott mich lieb hätte, so würde er mich gesund machen, daß ich auch vergnügt leben könnte, wie die Andern. Am Ende fragte er, ob ich ihm nicht aus seinem Buch sagen könnte, daß er noch 100 Jahre leben werde, denn das wünschte er, um noch so lange Kokos-Wein trinken zu können. Ich machte ihm zuletzt den Vorschlag, ihn nach Mombas zu nehmen, um ihn zu unterrichten und zu versorgen; allein er wollte nichts davon hören, weil er fürchtete, er müsse ein Muhamedaner werden und das Tembo-Trinken aufgeben.

Am 25. März machte ich von Abdalla's Plantage aus einen Ausflug nach Rabbai Mpia (Neu-Rabba, oder Klein-Rabbai), ein Dorf von 20—25 Hütten, das vor etwa 30 Jahren gegründet worden war in Folge eines Streites, der unter den Wanika von Alt-Rabbai entstanden war, von wo ein Theil auswanderte, und auf einem gegen Süden gelegenen hohen Hügel eine neue Muzi (muzi muvia) d. h. Stadt, Dorf, anlegte. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die Rabbai-Leute behaupten, ihre Voraltern seien vor 100 Jahren von dem bergigten Binnenland Dschagga, wo der Schneeberg Kilimandscharo sich befindet, an die Küste ausgewandert in Folge einer Streitigkeit, die sich wegen einer Kuhheerde ereignet hatte. Die Ausgewanderten hatten sich zuerst auf dem Berg Reali, dem höchsten Punkt des Rabbai-Gebietes, niedergelassen, von wo sie nach Alt-Rabbai wanderten und dort die Stadt Bokera gebaut hätten.

Die Sonne schien sehr heiß, als ich mit Abdalla von der Plantage aufbrach. Der Himmel wurde aber bald umwölkt, und ein heftiges Donnerwetter war im Anzug. Zuerst gings an Alt-Rabbai vorbei in südlicher Richtung durch einen herrlichen Wald, der zu Alt-Rabbai gehört. Allmählig stiegen wir in das Bett eines Waldbaches hinab, den ich früher auf meinem Weg nach Endila mehr östlich passirt hatte. Vom Waldstrom und der Schlucht aus, durch die er lauft, mußten wir wieder aufwärts

steigen auf einem betretenen Fußpfad, der rechts und links mit Dorngebüschen und hohem Gras bewachsen war. Nachdem wir 500—600 Schritte aufgestiegen waren, kamen wir an den eigentlichen Hügel, auf dem das Dorf Neu-Rabbai angelegt ist, und wo das steile Aufsteigen erst recht begann. Das Dorf mit dem Kokos-Wald, in dem es steht, schien gerade über unserm Haupt zu liegen, so steil ging es eine Bergwand hinauf. Wir konnten nur polepole (langsam) und mit Anstrengung unserer Kräfte den steilen Pfad mitten durch einen Wald ersteigen. Oben angekommen befanden wir uns in einem Kokos-Wald, in dem Rabbai Mpia liegt. Wir kamen noch vor dem Regen unter Dach. Es war ein günstiger Umstand, daß es gerade regnete, als der Msungu (Europäer) das erste Mal diese Stätte betrat. Die Wanika meinten, der Fuß des Europäers bringe Regen, und Abdalla bestärkte gegen meinen Willen (ich wollte nie vom Aberglauben Nutzen ziehen), die Wanika in ihrer Meinung. Man hatte nach Osten eine herrliche Aussicht auf das Meer, auf Mombas und das Niederland, und gegen Norden und Westen sah man weithin das Flachland der Wanika und Wakamba; gegen Süden war Wald, der diesen halbinselartigen Hügel mit dem flachen Land verbindet, und rechts und links von einer tiefen Schlucht umgeben ist. In der That eine herrliche Naturfestung, welche die Kunst noch bedeutend erhöhen könnte.

Ich schätzte die Höhe von Rabbai Mpia von 800 bis 1000, und den Reali-Berg auf 1200 Fuß.

Ich hatte gleich den Eindruck, daß dieß der Ort für eine Missionsstation wäre.

Während des Regens wurden die Aeltesten zusammengerufen in dem Hause Dschindoa's, der als Scheha (Scheich) von Rabbai Mpia betrachtet wird und der gerade etwas unwohl war. Die Aeltesten waren sehr freundlich und, was ich sehr hoch anschlug, sie bettelten nicht. Ich erklärte ihnen den Zweck meines Kommens, daß ich weder Kaufmann, noch Soldat, noch Beamter, noch Regenmacher und Arzt sei, sondern daß ich gekommen sei, sie die Worte des Buches (der Bibel) zu lehren, das ich mit der Hand emporhob.

Einer von den Aeltesten fragte mich, ob ich ein Zauberer sei, der ihm aus dem Buch sagen könne, wie lange er leben werde, oder ob ich den kranken Häuptling durch ein Gebet aus dem Buch heilen könne. Ich antwortete: dieses Buch könne machen, daß sie ewig in Freude leben, wenn sie das Gelesene annehmen und glauben würden; sie würden dann von der schlimmsten Krankheit, der Sünde, geheilt werden, wenn sie an den Sohn Gottes glauben würden; worauf ich die Hauptthatsachen aus dem Leben Jesu erzählte und schließlich bemerkte, wie Gott die Welt so geliebt, daß er seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit sie nicht verloren gehe. Einer der Aeltesten sagte, es sei wirklich wahr, daß Gott die Menschen liebe, denn er gebe ja den Wanika Regen, Tembo und Kleider. Ich antwortete, das seien allerdings große Beweise göttlicher Liebe, doch seien es nur irdische Gaben; aber auch Ströme von Milch und Tembo würden sie nichts nützen, wenn Gott nicht für ihre Seelen gesorgt, wenn Gott nicht seinen Sohn gesandt und sie von der Sünde und dem Satan befreit hätte. Ein anderer Aeltester, der mich besser zu verstehen schien, wiederholte meine ganze Rede und zwar ziemlich richtig. Nachdem der Regen aufgehört hatte, zerstreuten sich Alle schnell, um jetzt Reis zu säen, gaben mir aber herzlich die Hand und boten mir eine Ziege zum Geschenk an, die ich aber ablehnte, um das Geschenkewesen ferne zu halten. Im Uebrigen war nicht zu verkennen, daß die Leute etwas schüchtern waren, weil sie meinten, ich wollte sie zum Muhamedanismus bekehren; denn sie konnten noch keinen Unterschied zwischen der christlichen und muhamedanischen Religion machen. Die Mütter entfernten sogleich ihre Kinder, als ich durch die Straßen des Dorfes ging.

Von Rabbai Mpia ging ich südwestlich nach dem Wakamba-Land. Ich kam vor den Thoren von Muzi muvia (Neu-Rabbai) an einigen Gräbern vorüber und sah eine leere Kokosnußschale auf einem Grabe liegen. Auf mein Befragen nach der Bedeutung derselben, sagte man mir, sie werden von Zeit zu Zeit mit Tembo gefüllt, weil die Wanika glauben, die Koma können auch nach dem Tode ohne Tembo es nicht aushalten. Koma heißt der Geist, oder vielmehr der Schatten eines Verstorbenen. Auch

Reis und Mais legt man aus gleichem Grund auf die Gräber hin, was wenigstens einen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode beweist.

In einem Wakamba-Dorfe rannten wieder Weiber und Kinder davon, als sie mich sahen, und auch die Männer schienen sich zu fürchten. Besonders waren meine Schuhe (die sie für Eisen hielten), meine Haare (die ihnen wie Affenhaare vorkamen) und meine Brille Gegenstand ihres Staunens und Gelächters. Ich las etwas aus meiner Uebersetzung des Evangeliums Johannes in der Wakamba-Sprache vor, aber sie konnten die Sache nicht verstehen, und ich konnte mich auch noch nicht gehörig in ihrer Sprache ausdrücken, und Suahili verstanden sie nicht. Die Frauen waren halb nackt, aber mit Glasperlen und Kupferdraht bedeckt.

Auf dem Rückweg hatte ich das Vergnügen, das erste Mal den Berg Kadiaro zu sehen, der gegen 36 Stunden von Rabbai entfernt und etwa 4000 Fuß über dem Meer erhaben ist. Der Anblick dieses Berges machte mir große Freude, und ich sah schon im Geiste eine Missionsstation in jenem kühlen Klima errichtet zur geistigen Eroberung der Binnenländer. Ueberhaupt wurde mein Missionsgefühl bei meinen ersten Besuchen im Wanikaland immer sehr angeregt und belebt. Die Nähe der Wakamba, das ebene Land, wo zerstreute Weiler sich befinden, die hohe und gesunde Lage von Rabbai Mpia, die freundliche Gesinnung der Einwohner, die Nähe des Meeresarmes und der Plantage Abdalla's, die Nähe vom Kadiaro, alles dieß und manches Andere bewog mich, Rabbai Mpia als Missionsposten ins Auge zu fassen. Dieß war der erste Punkt, der sich mir auf dieser Reise zur Betrachtung darbot. Der zweite bestand darin, daß ich eine andere Anschauung von dem Geschenkewesen erhielt. Wenn nämlich die Häuptlinge ein Geschenk von einem Reisenden erhalten haben, so sind sie verpflichtet, denselben zu beschützen. Würde er z. B. unterwegs beleidigt, so braucht er nur ein Geschrei zu erheben und die Leute werden ihm zu Hülfe kommen. Abdalla hatte dieß selbst vor einiger Zeit erfahren. Er wurde in einem Wakamba-Dorf geschlagen und gebunden. Die Wanika

kamen ihm sogleich zu Hülfe und befreiten ihn. Aus diesem Grunde müssen auch die Handelsleute von Mombas den Wanika Geschenke geben, damit sie auf dem Wege Schutz erhalten. Dieß ist ein deutlicher Beweis, daß sich die Wanika für unabhängig vom Sultan Said-Said halten, sonst würden sie es nicht wagen, eine Art Tribut von den Suahili zu fordern. Selbst der Gouverneur von Mombas ist nicht ausgenommen. Wenn seine Leute unter den Wanika für seine Rechnung Handel treiben, so müssen sie diesen Geschenke geben im Werth von 3—4 Thalern.

Ehe ich von Abdalla's Plantage nach Mombas zurückkehrte, hatte ich noch den Schmerz, Augenzeuge von dem großen Aberglauben und dem tiefen Verfall der Wanika und Suahili seyn zu müssen. Nach Sonnenaufgang sah ich eine Schaar Wanika über eine Anhöhe bei Abdalla's Haus herkommen; sie tanzten, schrieen, trommelten und gingen nach der Meeresbucht, die nach Mombas führt. Man sagte mir, das Weib, das vor der lärmenden Menge mit einem weißen Huhn in den Händen herging, sei von einem bösen Geiste besessen, den sie ins Meer werfen wolle. Das Huhn wurde am Ufer getödtet, das Weib nahm ein Seebad, während ihre Begleiter inzwischen den schauerlichsten Lärm erhoben, um den Teufel auszutreiben. Dann gingen sie wieder heim; das Weib ging, nur von einer Freundin begleitet, auf einem andern Wege zurück. Alle waren auf dem Heimweg ganz still, damit der Teufel, der nach ihrer Ansicht in dem Wasser zurückblieb, sie nicht hören und verfolgen möchte. Meine Knechte riefen der Frau, mit der ich über ihren Aberglauben reden wollte; aber sie blieb nicht stehen und gab keine Antwort. Sie war 5—6 Stunden weit hergekommen. Uebrigens sind die Muhamedaner von Mombas ebenso abergläubisch als die Wanika. Sie thun das Huhn in eine Schachtel mit Zucker, Reis, Bananen u. s. w. und werfen diese ins Meer. Wer die schwimmende Henne ißt, wird, wie sie glauben, von dem ausgetriebenen Teufel besessen.

Nachdem ich wieder nach Mombas zurückgekehrt war, setzte ich meine Unterredungen mit den Eingeborenen der Insel, die mich täglich besuchten, oder die ich auf den Plantagen traf, weiter

fort; auch wurden meine Uebersetzungsarbeiten während der Regenzeit weiter fortgeführt.

Gegen das Ende der Regenzeit von 1845 beschloß ich eine Reise nach dem Nordosten von Mombas zu machen. Zuerst wollte ich zur See bis zu dem Suahili-Dorf Kuruitu gehen, von dort zu Land nach Takaungu, von dort zu den Galla, von diesen nach Malindi und zum Fluß Sabaki, von dort zurück über Takaungu nach dem Wanika-Dorf Kauma, das an der Galla-Grenze liegt, das nördlichste Dorf der Wanika ist und auf der Bergreihe, die eine Fortsetzung von Dschibana und Dschogni bildet, erbaut ist. Von Kauma wollte ich über Mtu panga nach Mombas zurückkehren. Die folgende Erzählung wird zeigen, wie weit ich diesen Plan ausführen konnte.

Ich verließ Mombas am 23. Juni (1845) auf einem Boot, das mich bis Kuruitu bringen sollte. Nach Takaungu hätte das Boot wohl gehen können, aber dann wäre ihm die Rückkehr abgeschnitten gewesen, während von Kuruitu aus Boote zu allen Zeiten hinter den Felsenriffen nach Mombas gehen können. Des Regens wegen mußte das Boot bei dem Dorf Kidschipoa halten. Ehe es die Küste von Kuruitu erreichte, hätte es beinahe umgeschlagen. Die Brandungen waren sehr stark, und eine weiße Welle schlug über das Boot her, erschreckte den Esel, den ich dießmal bei mir hatte, so sehr, daß er ins Boot niederfiel und durch sein Zappeln das Boot auf die Seite drückte. In demselben Augenblick kam wieder eine Welle, die aber zum Glück über das Boot hinging. Hätte sie ihren Inhalt ins Boot ausgegossen, so hätte es augenblicklich sinken müssen. Nachdem diese Gefahr vorüber war und wir mit Mühe gelandet hatten, mußten wir durch ein dickes Gebüsch gehen, bis wir das Dorf Kuruitu erreichten, das von lauter Suahili, also von Muhamedanern bewohnt ist, welche in der Nähe des Meeres einen des Anbaues sehr fähigen Boden haben. Als ich im Dorf ankam, wollte mich Niemand beherbergen, da der Scheich abwesend war. Endlich bot ein Mann seine Wohnung an und machte ein Feuer, aber für das Abendessen ließ er uns durchnäßte und müde Reisende selbst sorgen. Ich legte mich ganz fiebrisch auf mein Lager nieder und

besorgte üble Folgen für den nächsten Morgen; allein ich erwachte am 24sten wieder gesund und konnte die Reise nach Takaungu fortsetzen, wo wir nach drei Stunden ankamen. Der Weg war anfangs gut und eben, führte aber zuletzt in ein Dickicht, aus dem nicht leicht zu entkommen war. Gäbe es hier Räuber, so hätten sie uns berauben und tödten können, ohne daß man je wieder eine Spur von uns gesehen hätte. Doch gab es andere Räuber in Menge, nämlich Dorngebüsche, welche meine Kleider so unbarmherzig zerrissen, daß ich nur mit halben Beinkleidern und halbem Rock davon kommen konnte. Nachdem wir das Dickicht verlassen hatten, zeigten sich die schönen Pflanzungen von Takaungu, welche viele tausend Sklaven beschäftigen. Die tiefern und sumpfigen Gegenden werden zu Reispflanzungen benutzt, während auf dem ebenen Sandboden Mais und Kassada angebaut wird. Uebrigens wird die Kassadawurzel von Takaungu nicht sehr geliebt. Sie ist zu wässerig und unschmackhaft. Als die beste gilt die Kassada von Tschangamoe und Engarre im Süden von Mombas. Diese enthält mehr Mehlstoff. Bei meiner Ankunft in Takaungu begab ich mich zuerst zu dem Gouverneur Raschid, den ich auf einem offenen Platz antraf, wo er Matten verfertigte. Nach der Begrüßung erwähnte ich sogleich den Zweck meines Kommens, nämlich daß ich wünschte, die Galla in Ganda und am Fluß Sabaki kennen zu lernen. Der Gouverneur antwortete alsbald: „Dahin gibt es keinen Weg." Ich erwiederte, wenn es keinen Weg nach Ganda gibt, wie sind denn deine Söhne und deine Leute dorthin gekommen, die doch gegenwärtig dort nach Kopal graben in den Wäldern der Wasanie oder der Dahalo, der Sklaven der Galla? Zudem berief ich mich auf das Schreiben des Sultans von Sansibar, der mich dem Gouverneur Raschid sehr empfohlen hatte. Endlich sagte dieser, er werde über die Sache nachdenken.

Die Dahalo-Leute wohnen von der Bai Kilesi an bis nach Pamamba und dem Pokomonifluß der Küste entlang. Sie stehen zu den freien Galla im Innern in einem Abhängigkeitsverhältniß. Sie heißen auch Wasanie, was wohl eine Verstümmelung des Kinika-Worts „Asunie," d. h. der Sklaven ist. Sie sollen unter

sich eine eigene Sprache reden, aber mit Andern reden sie immer in Galla. Wahrscheinlich sind sie Ueberreste von älteren Stämmen, welche von den Galla vernichtet wurden. Diejenigen, welche übrig blieben, mußten sich zu einem Sklavenstand bequemen. In einem ähnlichem Verhältniß zu den Galla soll sich der Stamm Bonei am Ostfluß befinden. Die Dahalo müssen jährlich dem Galla-Fürsten am Sabakifluß 100 Kleider, 50 Straußenfedern, eine Anzahl Elephantenzähne und Honig geben, und sonst Alles leisten, was die Galla fordern mögen. Wenn die Galla mit ihren Heerden bei Malindi weiden, so werden die Dahalo sehr in Anspruch genommen, da sie fürchten müssen, von den Galla getödtet zu werden, wenn sie etwas verweigern. Der Hauptort der Dahalo ist Ganda, zwischen Kilesi und Malindi, an der Bucht Wumbu. Dorthin begeben sich die Takaungu-Leute des Handels wegen. Dort graben sie auch nach Kopal. Die Dahalo bauen kein Land, sondern leben von ihren Heerden und von der Jagd. In ihren ungeheuren Wäldern gibt es viel zu jagen. Die Frauen verstehen das Jagen so gut wie die Männer. Ihre Wege bezeichnen sie durch Baumzweige, die sie als Zeichen auf den Boden legen, weil sie keine Fußpfade haben. Früher waren die Dahalo und Galla große Feinde der Suahili in Takaungu, und die Galla tödteten sogar die Pflanzer in Kuruitu; aber der gegenwärtige Gouverneur Raschid machte Freundschaft mit ihnen durch die Uebergabe von jährlichen Geschenken. Er hatte dabei noch den besondern Zweck, sich einen Zufluchtsort in den Wäldern der Dahalo zu sichern, im Fall Takaungu von Said-Said angegriffen würde, was dieser oft beabsichtigt hat, da sich die Nachkommen und Anhänger der Masrue noch nie recht unter sein Joch gebeugt haben. Besonders aber ist es dem Gouverneur bei dieser Freundschaft mit den Galla darum zu thun, sich das Monopol des Handels und des Grabens nach Kopal in ihren Wäldern zu sichern. Am Ende der fünf Stunden langen Bucht Wumbu oder Uumbu haben die Takaungu-Leute ein kleines Dorf gebaut, wo sie zwei bis drei Monate verweilen, wenn sie Kopal suchen. Das Dorf ist mit 200 bis 300 Mann bewacht, um dasselbe gegen die Galla zu schützen.

Takaungu soll vor 100 Jahren eine große Stadt gewesen seyn, die von den Galla zerstört wurde. Die Einwohner, die nicht getödtet wurden, flohen nach Sansibar und Kiloa. Am Ufer der Kilesi-Bai waren auch mehrere Städte, von denen noch Spuren vorhanden sind in dem Dickicht des Gebüsches und der Bäume.

So oft ich den Gouverneur besuchte, fand ich ihn mit Mattenverfertigen eifrig beschäftigt, eine Arbeit, die ich bei keinem Suahili-Häuptling wahrgenommen hatte. Sie sind meistens Müßiggänger, die viel plaudern, intriguiren und mit ihren Weibern spielen. Raschid war wohl bekannt mit den Geschichten Abrahams, Jacobs und Josephs im Alten Testament. Er hatte sie nicht aus dem Koran, sondern aus einem arabischen Buche kennen gelernt, das er, wie er sagte, unter seines Vaters Büchern gefunden habe. Er war kein bigotter Muhamedaner, wie überhaupt die Takaungu-Leute nicht fanatisch sind, und man sieht wohl, daß sie mit Europäern, nämlich mit den Engländern, die früher in Mombas waren, Umgang gehabt haben. Sie haben auch noch die stille Hoffnung, die Engländer werden wieder kommen und die ganze Suahili-Küste in Besitz nehmen, und ihnen Mombas zurückgeben, das ihnen Said-Said entrissen hat. In Takaungu sind vielleicht kaum 60 freie Hausväter mit 3000 bis 4000 Sklaven, die sie von Kiloa und Sansibar gekauft haben und durch die sie ihre großen Plantagen besorgen lassen.

Nach der Erzählung der Takaungu-Leute beherrschte vor etwa 150 Jahren der Sultan Jarubi die Provinz Oman im südlichen Arabien. Er besaß auch einen Theil der Suahili-Küste in Afrika. Bei seinem Tode theilten seine Generale sein Reich. Der Eine nahm Arabien, der Andere, Namens Masrue, setzte sich in Besitz von Mombas, Pemba, Sansibar und Kiloa. Der Großvater von Said-Said jedoch eroberte Sansibar und Kiloa, und Said-Said nahm Pemba weg, konnte aber Mombas nicht gewinnen, obgleich er diese Insel als ihm gehörig ansprach. Wäre er — so urtheilen die Takaungu-Leute — der gesetzliche Nachfolger des Jarubi gewesen, so hätte er etwaigen Grund zu seinem Anspruch gehabt. Da sein Stammvater aber, wie Masrue, ein Eindring-

ling war, so gebühre ihm kein Recht auf Mombas, und deßwegen wollten die Mombassianer den Said-Said nicht anerkennen. Als dieser aber endlich doch Mombas eroberte, so flohen die Häupter der Nachkommen des Masrue theils nördlich nach Takaungu, theils südlich nach Gassi, und beide Theile blieben in einem freundschaftlichen Verhältniß mit den Wanika, mit deren Hülfe sie wohl den Said-Said vertreiben könnten, es aber vorziehen, sich ruhig zu verhalten in ihren waldigten Zufluchtsstätten. Ob sie aber dieses ruhige Verhalten unter den Nachfolgern des Said-Said beobachten werden, wird die Zeit lehren, und wird von dem weisen und kräftigen Auftreten des Nachfolgers selbst abhängen. Wird er die Weisheit und Mäßigung Said-Saids haben, so möchte Alles ruhig bleiben.

Während meines Aufenthalts in Takaungu ließ ich es mir angelegen seyn, das Evangelium zu verkündigen, was ich auch ungehindert thun durfte. Auch wurde ich öfters von vornehmen Frauen eingeladen, besonders denjenigen, welche meine selige Gattin gekannt hatten. Sie baten mich gewöhnlich, ihnen etwas aus meinem Buche, d. h. aus der Bibel zu erzählen. Ich that es, indem ich meinen Stoff immer zuerst aus dem Alten Testament wählte und dann die Anwendung aus dem Neuen Testament mit Beziehung auf das Heil in Christo beibrachte, — ein Verfahren, das ein Missionar unter den Muhamedanern immer beobachten muß. Die verständige Frau des frühern Statthalters von Mombas hatte alle ihre Kinder und Sklavinnen um sich versammelt, und Alle hörten mir aufmerksam zu. Die alte Frau unterbrach mich bisweilen mit sehr verständigen Fragen, und bat mich beim Weggehen immer, sie doch täglich zu besuchen, so lange ich in Takaungu bleibe. Bei diesen Besuchen konnte ich mich recht von der traurigen Lage überzeugen, in welcher sich das weibliche Geschlecht der Muhamedaner in geistiger und leiblicher Beziehung befindet. Da liegen sie auf ihren Bettstätten ausgestreckt in einer dunkeln und feuchten Hütte, und führen ein Leben des Müßiggangs, indem sie ihre Zeit sozusagen todtschlagen entweder mit eitlem Geschwätz im Umgang mit ihren vielen Sklavinnen, welche die Damen eifrig bewachen müssen, oder damit, daß sie sich

schmücken und parfümiren zum Empfang ihrer Herren, das heißt, ihrer Männer, deren unreine Lüste sie jederzeit unbedingt befriedigen müssen. Entsprechen sie deren Wünschen nicht, so werden sie verachtet, mißhandelt, oder wird ihnen Kost und Kleidung entzogen, oder werden sie der Willkür der Sklavinnen Preis gegeben. Die Meisten siechen und kränkeln dahin, bis sie der frühe Tod hinwegrafft. Oft wurde ich um ärztliche Hülfe angesprochen; aber was konnte ich rathen, als daß sie eben ihr Gefängniß verlassen und sich körperlich und geistig beschäftigen sollten, wenn sie wahrhaft genesen wollten. Aber wenn ich diesen Rath ertheilte, so erwiederten sie mir gewöhnlich mit einem tiefen Seufzer: „Wir sind nur Mücken! Wir sind die unglücklichsten Geschöpfe! Wir sind übler daran als unsere Sklavinnen, die doch an das Tageslicht gehen und frei umherlaufen dürfen! Die Welt ist uns ein Jammerthal, aber was können wir machen, unsere Männer sind eben unsere Gebieter, die uns unterdrücken!"

Außer dem Kochen beschäftigen sich jedoch Manche mit dem Verfertigen von Matten, die sie recht niedlich zu machen verstehen. Vom Nähen und Sticken ist aber keine Rede, und vom Lesen und Schreiben noch weniger. Ich suchte bei jeder Gelegenheit ihnen die Stellung der christlichen Frauen zu beschreiben und dabei zu bemerken, daß nur das Christenthum das rechte Verhältniß zwischen Mann und Frau kenne und lehre, und daß sie daher vor Allem trachten sollten, das Evangelium kennen zu lernen. Dabei konnte ich nicht umhin zu wünschen, daß die christlichen Frauen Europas sich ihrer armen, entwürdigten Schwestern in muhamedanischen Ländern mehr annehmen sollten; sie würden gewiß an manchen Orten in Ostafrika willkommen geheißen werden.

In Takaungu machte ich die Bekanntschaft mit einem Somali aus der oben erwähnten zerstörten Stadt Bardera (am Dschubfluß), welcher die Zerstörung durch Scheich Jusuf bestätigte und erzählte, daß die Entflohenen weiter nördlich bei Ganana eine Niederlassung gegründet haben. Sein Vater habe 20 Tagreisen von Bardera aus nach dem Innern gemacht und ein Volk Namens Ufole getroffen, das eine weiße Gesichtsfarbe habe. Es bewohne eine Insel auf einem großen See, in welchen

sieben Flüsse gehen, deren Namen sind: Raffle, Sagille, Sanana, Ruusle, Kaffle, Tschalle und Ogle. Er erzählte auch, in Mukdischa sei ein Buch, in welchem geschrieben stehe, daß die Galla, Somali und Europäer von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen. Da Mukdischa als der Sitz der Gelehrsamkeit an der ostafrikanischen Küste allgemein betrachtet wird, so mag allerdings ein Buch vorhanden seyn, in dem solche Fabeln vorkommen. In einem ihrer Bücher soll auch geschrieben stehen, daß alle Flüsse, welche an der Küste ins Meer fließen, aus einer gemeinschaftlichen Quelle im Innern entspringen. Man kann wohl zugeben, daß die alten arabischen Schriftsteller mehr über die inner-ostafrikanische Geographie wußten, als die jetzigen oder als die Europäer, und es wäre wohl möglich, daß die Nachrichten der alten arabischen Reisenden in den Büchern enthalten wären, die in Mukdischa vorhanden seyn sollen. Ich habe oft nach diesen Büchern gefragt, aber keines bekommen können. Man müßte wohl in Mukdischa selbst Nachfrage halten.

Am 27. Juni erhielt ich endlich die Erlaubniß, ins Dahaloland zu gehen; allein da ich kein Boot hatte und über die Bucht von Takaungu nicht hinüberschwimmen konnte, so mußte ich unverrichteter Sache zurückkehren. Ein Boot fand sich zwar am 28sten, allein dieses konnte nicht abfahren wegen des heftigen Windes und Regens. Kurz zuvor war ein Boot, das von Sosobrani kam, von den Wellen umgeworfen worden und mit Verlust der Ladung an einem Felsen zerschellt. Deßwegen wollte der Gouverneur meine Fahrt nicht zugeben, weil die Seereise gefährlich sei, so lange der Südwind wehe. Allein ich hielt dieß nur für eine Ausrede, durch welche der Gouverneur mich von der Bekanntschaft mit den Dahalo und ihrem Lande abhalten wollte; ich bestand daher auf meinem Unternehmen. Der Regen verhinderte jedoch abermals die Ausführung zur See, und zuletzt kamen die Takaungu-Leute selbst von Ganda zurück, und jetzt war es zu spät für mich, da ich allein mich unter die Galla und Dahalo nicht wagen durfte.

Ich suchte während meines Aufenthalts in Takaungu so viel als möglich Erkundigungen über die Galla einzuziehen, und den

wenigen Galla und Dahalo, die ich dort sah, die Erkenntniß des Evangeliums nahe zu bringen.

Die Galla zwischen Takaungu und dem Dschubfluß werden in zwei Häuser oder Abtheilungen getheilt, nämlich in das Worra Wama (Haus Wama) und Worra Berrarata (Haus Berrarata). Das Haus Wama, d. h. die Stämme, welche zu Wama gehören, wohnen nördlich vom Osifluß und erstrecken sich bis zum Dschub. Das Haus Berrarata wohnt vom Pokomonistrom bis in die Nähe von Takaungu. Zu Berrarata gehören die Stämme Tschaffa, Makosire und Ramle, welche südlich an die Wanika von Emberria, Kiriama und Kauma grenzen. Der große Häuptling oder König des Hauses Berrarata soll Malaumaro heißen und der Sohn des oben erwähnten Abba Kidole seyn. Dieser Fürst lebt während der Regenzeit in der Stadt Wojama, und nach dem Regen in Tullu am Sabakifluß *), wo er an die Küste kommt und seine Heerden bei den Dahalo weidet. Der Berrarata-Stamm ist berühmt durch seinen Reichthum an Vieh, während Wama sich durch die Schönheit der Sprache auszeichnen soll. Malaumaro kommt alle zwei oder drei Jahre nach Takaungu, um seinen Freundschaftstribut in Empfang zu nehmen. Wenn er mit einigen Hundert seiner Leute erscheint, so muß er von dem Gouverneur in Takaungu feierlich empfangen werden; die Flintenmänner des Orts müssen einen Salut feiern, und den Fürsten auf einem Stuhl durch die Straßen von Takaungu tragen, worauf ihm die Geschenke überreicht werden, nämlich 100 Kleider, ein Sklave, eine Quantität Tabak, der Stuhl und manche andere Dinge. Der Fürst gibt dann dem Gouverneur, der neben ihm sitzt, eine Anzahl Kühe und Elephantenzähne; sodann wird von den Takaunguanern eine Kuh geschlachtet, und von den Muhamedanern und den Galla einige Theile des Herzens gegessen und so von beiden Partheien die alte Freundschaft erneuert und beschworen. Hierauf werden die Galla-Soldaten mit Tabak, Reis u. s. w. beschenkt. Der Fürst bleibt noch einige Wochen in der Nähe von Takaungu, während welcher Zeit die Suahilis mit den Galla und diese mit jenen Handel treiben und im Frieden verkehren.

*) Sabaki soll „Wald“ heißen, weil er durch eine waldigte Gegend fließe.

Im Norden vom Sabakifluß, welcher bei Ras Gomán in die Bucht von Malindi geht, ist an der Küste eine Stelle, welche Pamamba heißt, wo sich das Riff Kiumansi befindet, woraus wahrscheinlich der Name Quilimancy auf den Karten entstanden ist, von dem die Eingeborenen nichts wissen, als daß dieses Wort eben Bergwasser oder Wasserberg heißt, wie oben erwähnt wurde. Pamamba ist ganz nahe an dem großen Fluß Pokomoni, welcher bei Mtodana in die Formosa-Bai fließt. Sein Eingang ist sandig und seicht. Der Sand verändert seine Lage zur Regenzeit. Große Schiffe können seine Mündung nicht passiren. Der Fluß soll aber oberhalb der Sandbänke sehr tief und breit seyn und seine Quelle 60 Tage weit im Innern in einem See haben. Wie dieß zu verstehen ist, werden wir später hören, wenn ich meine Reise nach Ukambani erzählen werde. Mein Suahili-Berichterstatter, der in Indien gewesen ist, verglich die Mündung des Pokomoni (den die Galla Maro heißen) mit der des Flusses bei Surate, wo der Sand den Schiffen dieselben Schwierigkeiten entgegenstelle, welche die Mündung des Pokomoni darbietet. Die Strömung des Flusses ist schnell, daher auch die Boote, die den Fluß hinauf wollen, dem Ufer entlang gezogen werden müssen, da die Stangen, mit welchen man die Boote vorwärts bewegen will, den Boden nicht erreichen, der Tiefe wegen. Der Fluß überschwemmt während der Regenzeit seine Ufer, nachdem die Pokomo-Stämme, welche an seinen Ufern wohnen und welche mit den Wanika in Sprache und Sitten verwandt sind, ihren Reis eingesäet haben. Die Galla leben in einiger Entfernung vom Fluß, sind aber gegen die Pokomo friedlich gesinnt und tauschen ihr Elfenbein und Vieh gegen das Getreide der Pokomo aus. Die friedlichen Pokomo treiben Handel mit den Suahili, und sind große Trinker, wie die Wanika. Sie bereiten ein Getränke aus Honig, der sich in Fülle bei ihnen finden soll. Die Gegend des Pokomoflusses, der von den Wanika und Suahili Dana genannt wird, scheint die eigentliche Heimath der Suahili zu seyn. Zwar sind die Suahili von einer schwärzeren Farbe als die Pokomo und Wanika, aber dieß erklärt sich wohl daraus, daß die Suahili in den Niederungen wohnen und

daß sie durch ihr Sklavenwesen mehr mit schwarzen Geschlechtern sich vermischen, während die Pokomo nur Frauen ihres Stammes heirathen.

Als die Galla die Gegenden des Pokomoflusses eroberten, soll nach der Tradition ein großer Theil der Pokomo südwärts nach dem Wanikaland gezogen seyn (die Wasegetschu werden besonders als Nachkommen der Pokomo betrachtet), während ein anderer Theil der zurückgebliebenen Pokomo sich in der Nähe des Flusses in Gruben verschanzte. Als nun die Galla kamen und am Ufer ihr Vieh weideten, wurden sie von den Giftpfeilen der Pokomo niedergeschossen, ohne daß sie die Stellung des Feindes ausfindig machen konnten. Die Galla zogen sich jetzt auf die andere Seite des Flusses zurück, aber die Pokomo folgten ihnen auf ihren kleinen Booten bei Nacht, tödteten sie und kehrten wieder vor Tagesanbruch in ihre Schlupfwinkel zurück, indem sie ihre Boote im Sand verbargen. Die Galla wurden endlich der Sache müde und suchten Freundschaft mit den Pokomo zu machen, welche das eidliche Versprechen gaben, die Galla nicht mehr anzugreifen, im Fall diese sich ruhig verhalten würden. Seit der Zeit blieben die Pokomo am nördlichen Ufer des Flusses im ruhigen Besitz ihres Landes, hüteten sich aber wohl, die Galla zu beleidigen, welche endlich auch ihren Vortheil erkannten, da sie bei den Pokomo zu allen Zeiten Getreide finden können.

Die Hauptorte der Pokomo sind: Kalindi, Miratini, Tzunsa, Dschagana, Buu, Engatana, Miatai, Muina, Endera, Guana, Ninakomba, Endurani, Gubaki, Malalullu, Malagerimba, Dangoia, Gulubabbo, Adirbu, Abbajajaa, Mogana, Kilangoni. Der letztere ist der nordwestlichste Ort, den der Berichterstatter, der selbst ein Pokomo war, mir angegeben hat. Kilangoni liegt 10 Tagreisen von der Mündung des Flusses, und hat einen mächtigen Häuptling, der Arbisso heißt, und der oft mit den Boranna-Galla, sowie mit den Wakuafi im Streit ist. Es sollen nämlich auch Wakuafi am Pokomofluß wohnen. Diese Barbaren sind überhaupt weit umher in Ostafrika zerstreut, wie wir später hören werden. Jetzt erst konnte ich begreifen, wie die Barawa-Leute, die nach Liwen gehen, mit den Wakuafi zusammentreffen können

nach dem Bericht, den ich in Barawa von dem Scheich Dera vernommen hatte. So konnte ich nach und nach die verschiedenen geographischen Berichte vereinigen und verstehen. Ich wußte, daß es Wakuafi in der Nähe von Teita und Ukambani gebe, wußte aber früher noch nicht, daß auch eine Abtheilung derselben am Pokomo wohne. Am obern Lauf des Pokomo wohnt ein Stamm Namens Koffiro, dessen Gesichtsfarbe sehr hell seyn soll, und dessen Glieder Handelsartikel aus Arabien den Fluß herabbringen. Woher bekommen sie diese Artikel? Offenbar entweder über Harrar, oder über Schoa und Kaffa. Nach dem Bericht der Pokomo-Leute soll nur ein Theil des Flusses nach Osten ins Meer fließen, während ein anderer Theil nach Nordwesten geht. Wie ist dieß zu verstehen? Offenbar so, daß im Innern eine Wasserscheide ist, welche einen Theil ihrer Wasser nach Osten und einen andern Theil nach Nordwesten sendet. Dieß weist offenbar auf den Schneeberg Kegnia hin, dessen östliche Wasser den Dana oder Pokomo bilden, während die nordöstlichen Wasser in den Baher-el-Abiad fließen. Woher der Ostfluß komme, konnte ich nicht mit Bestimmtheit erfahren. Nach Einigen soll er ein Arm des Pokomo seyn, nach Andern aber anderswo entspringen. Der Hauptort am Ostfluß an der Küste ist die Stadt Kau, die von Suahilis bewohnt wird, die mit dem Sultan von Sansibar immer in Streit sind, daher es schwer ist, vom Ost aus ins Innere einzudringen. Von Kau ist es nur eine halbe Tagreise nach dem Ort Tscharra, dessen Häuptling die Bewilligung zur Fahrt auf dem Pokomonifluß verleihen muß. Das Pokomoland soll sehr eben seyn, wie Hadschi Abdalla, ein Pokomo, der in Takaungu Muhamedaner wurde und den Takaungu-Leuten als Dollmetscher und Vermittler bei den Galla diente, mir berichtet hat. Fieber sollen an den Ufern des Flusses nur im Juni und Juli grassiren, wenn die kalten Winde vom Meer her über die vom Regen überschwemmten Gegenden wehen.

Die große Ausdehnung des Flusses, der weit ins Innere hinein schiffbar ist, die friedliche Disposition der Pokomo, das Nichtvorhandensein der Sklaverei im Innern, die Fruchtbarkeit des Bodens und andere Umstände werden dieser Gegend und

diesem Fluß noch eine große Bedeutung in der Zukunft geben, besonders auch in Beziehung auf Missionsniederlassungen. Gott hat diesem Strome seinen Lauf angewiesen; er kennt auch dessen Bestimmung für die Zwecke seines Reiches.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß die Galla im Süden in Sitte und Sprache von den nördlichen Galla um Abessinien herum abweichen. Todte werden z. B. in sitzender Stellung begraben, weil diese Galla glauben, der Mensch sterbe nicht, sondern er träume nur. Rohes Fleisch essen sie nicht, wie ihre Brüder und die Abessinier im Norden. Sie graben ein Loch in den Boden, in das sie viel Holz stecken, auf welches das geschlachtete Thier gelegt wird. Oben auf dem Thier wird die Haut mit Sand bedeckt und abermals mit Holz umgeben, so daß das Fleisch zwischen zwei Feuern von unten und oben gebraten wird. Die Pokomo werden von den Galla „Munio" und die Suahili „Hamara" genannt. Die Hamara oder Suahili zerfallen nach der Vorstellung der Galla in vier Häuser oder Stämme: 1) Worra Mombasa, Haus Mombas; 2) Worra Wördisa, das Haus oder der Stamm Osi, denn dieser Fluß heißt Wordisa in der Galla-Sprache; 3) Worra Lanne, Haus von Lamu; 4) Worra Hawinna, Haus von Patta. Von der übrigen südlichen Küste der Suahili scheinen die Galla wenig zu wissen. Als Gott (Waka) nach der Ansicht der Galla die Menschen schuf, rief er aus: eh abba Lonni, d. h. Heh! kommt heraus ihr Besitzer der Kühe; so entstanden die Galla. Dann rief er abermals aus: eh abba Schuffa, d. h. kommt hervor ihr Besitzer der Kleider; so entstanden die Suahili. Endlich rief er zum dritten Mal aus: eh abba Jema, d. h. kommt heraus ihr Besitzer der Werkzeuge zum Feldbau, ihr Feldbauer; das waren die Pokomo.

Die Galla lieben, wie überhaupt alle Ostafrikaner, den Schnupftabak leidenschaftlich. Es kann dies nicht blos eine Sitte seyn, sondern es muß eine physische Ursache zu Grunde liegen. Die Galla sollen den Elephanten durch Baumstämme tödten, welche sie, mit eisernen Nägeln versehen, über den Weg legen. Fällt der verwundete Elephant im Land der Dahalo, so müssen diese die Zähne ausliefern, bei hoher Strafe im Fall der Unter-

lassung. Die Dahalo haben solche Furcht vor den Galla, daß sie nicht aus demselben Wassergefäß mit ihnen trinken, um ihre Abhängigkeit von ihren Galla-Herren auszudrücken. In den Gallawäldern soll es sehr viele Elephanten, Büffel, Rhinozerosse, Giraffen, Zebras, viele Arten von Antilopen, Schweine und Affen geben.

Die Pokomo kleiden sich wie die Wanika und schmücken sich wie die Galla, nämlich mit elfenbeinernen und kupfernen Ringen um die Arme. Kleider, Kupfer- und Messingdraht, Tabak, Glasperlen, Hau-Werkzeuge, Röthel u. s. w. sind die Haupt-Artikel, welche die Pokomo von den Suahili beziehen. Mit dem Röthel färben sie ihren Leib, wie die Wakamba und andere Völker thun.

Da die Kopalgräber, welche zwei Monate in Sosobrani und Ganda im Dahaloland waren, am 2. Juli nach Takaungu zurückkehrten, und da die Regenzeit immer noch nicht ganz vorüber war, so entschloß ich mich, über Koromio und Kauma nach Mombas zurückzukehren, konnte aber diesen Plan nicht ausführen, indem der Fluß Senawe, der von Kambe kommt und in die Bucht von Takaungu fällt, so angeschwollen war, daß man ihn ohne Gefahr nicht passiren konnte. Ich mußte daher für jetzt auf Kauma verzichten und meinen Weg nach Kuruitu nehmen. Beiläufig möge bemerkt werden, daß das Wort Kauma eigentlich die Kalumbawurzel bedeutet, welche gegen Fieberkrankheit gebraucht wird. Da es nun in der Gegend vom Dorf Kauma sehr viel Kalumba gibt, so scheint der Name daher genommen zu seyn. In Takaungu bekommt man ein Farasala (35 Pfund) für 1/4 oder 1/2 Thaler. Ein englischer Kapitän soll vor einigen Jahren 3 Thaler für ein Farasala bezahlt haben.

Ich verließ Kuruitu am 4. Juli, ging aber dießmal nicht zur See nach Mombas, sondern dem Ufer der Küste entlang, theils zu Fuß, theils zu Esel. Ich mußte aber an manchen Orten eilen, um der Fluth zu entgehen, welche den Weg oft 10 bis 12 Fuß hoch überschwemmt. Man muß daher hier sehr vorsichtig seyn und die Zeit der Ebbe und Fluth wohl kennen, damit man nicht von dem Wasser überrascht wird, zumal da die Ufer oft so steil sind und Felsenwände von 12 bis 20 Fuß hoch darbieten,

die man ohne Leiter nicht ersteigen und also dem zurückkehrenden Wasser nicht schnell ausweichen könnte. Hier und da trifft man hervorragende Felsen, unter welchen man sich wie in einer Höhle vor dem Regen und der Sonnenhitze schützen kann. Ein solche Felsenhöhle am Ufer heißt in Suahili Goma. An manchen Stellen des Ufers fließt das Wasser gar nicht ab, auch nicht während der Ebbe; daher man oft tief im Wasser waten muß. Um 10 Uhr Vormittags kam ein starker Regen und ich flüchtete mich in ein Goma, mußte es aber bald verlassen, weil die Fluth immer näher kam, und der Weg nach dem Dorfe Kidschipoa noch weit war. Von Kidschipoa kam ich nach dem Suahili-Dorfe Muando wa Pania, und von dort zog ich nach dem Weiler Gandini und dem Dorfe Schimolatewa (Grube oder Tiefe des Wallfisches). Der Weg führte öfters durch dicke Dschungel, wo die Dornen meine Kleider übel zurichteten, so daß ich wünschte, Lederhosen angezogen zu haben. Mitten im Dickicht sah ich Mangobäume, was darauf hindeutet, daß diese Wildniß früher bewohnt war. Auch die ausgemauerten Brunnen in Mado deuteten darauf hin. Der Mkomabaum mit seinen Gabelästen ist hier sehr zahlreich. Nach vier Stunden erreichte ich Schimolatewa, wo ich auf einem Boot über die Bai von Mtuapa setzte. Nach einem zweistündigen Marsch durch eine Wildniß voll Gras und Gebüsch erreichte ich Mtopango, ein kleines Dorf, das von Wanika bewohnt ist, die aus dem Wadigoland ausgewandert sind. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir die äußersten Plantagen, welche die Mombasianer auf dem nördlichen Festland angelegt haben. Um 6 Uhr stieg ich bei Kisauni in ein Boot, das mich glücklich nach Mombas brachte, wo ich in meinem Hause Alles in erwünschtem Wohlsein antraf, und wo ich nun von meinen Strapazen, von Kälte, Wind und Regen eine erquickende Ruhe fand, und über die gemachten Erfahrungen und Erlebnisse der letzten Reise ruhig nachdenken, und meine weitern Schritte dem Gott aller Macht und Gnade anempfehlen konnte. Ich fühlte in jener Zeit, wie überhaupt in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Mombas und Rabbai ein mächtiges Treiben zur Evangelisirung der ostafrikanischen Menschheit. Es war mir, als wäre Tag und Nacht keine

Zeit zu verlieren, den Heiden die Gnade Gottes in Christo Jesu zu ihrer Rettung zu verkündigen, ehe die Stürme der letzten antichristlichen Zeit die ganze Welt erreichen und namentlich ehe Rom und seine Einflüsse nach Ostafrika gelangen würden. Die Liebe Jesu zu den armen Heiden durchglühte mich so mächtig, daß mir kein Gang und keine Lage zu schwer wurde, wenn nur der Name Jesu bekannt gemacht werden konnte. Wie kommt es doch, daß ich jetzt das Gegentheil von jener seligen Periode erfahren muß? Warum jetzt so wenig Gebetstrieb, so wenig Liebe, so wenig Geist und Kraft, dagegen so viel Ermattung und Gleichgültigkeit? Fürwahr, ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß jetzt die Stunde der Mitternacht eingetreten ist, wo ein Geist der Betäubung auch die klugen Jungfrauen schläfrig macht. Wir leben ohne Zweifel gegenwärtig in einer Zeit, wie die Jünger Jesu vor seinen letzten Leiden. Sie verstanden sein Leiden nicht, und sie machten sich eigene Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft, und versäumten es, zu wachen und zu beten und sich mit dem ganzen Zusammenhang des Wortes Gottes zu beschäftigen, wornach Christus erst leiden und dann zu seiner Herrlichkeit eingehen sollte. Wie ist es doch möglich, daß man noch in gegenwärtiger Zeit schlafen kann, wo es doch heißt: Siehe, der mich verräth, ist nahe, er ist da. Die ganze Zeitrichtung ist ein Verrath an der Wahrheit in Christo Jesu, und sie wird nicht ruhen, bis sie ihn in seinen Gliedern mit Stangen und mit Schwertern gefangen und getödtet hat. Die Charwoche der Gemeine Jesu ist nicht ferne. Wie aber vor der Schläfrigkeit zu warnen ist, so müssen wir uns auch vor dem eigenen Willen und Treiben sehr in Acht nehmen, als ob wir das Reich Gottes machen und dem Herrn gegen seine Feinde helfen und einem Malchus das Ohr abhauen müßten. Dieser Uebermuth wird zum Unmuth und zur Verzagtheit führen, welche den Herrn in der Stunde der Versuchung verleugnet. Demuth allein bekommt Gnade und diese siegt.

Am 25. Juli 1845 kam Hadschi Omar, ein geborner, aber in Takaungu zum Muhamedanismus übergetretener Pokomo zu mir nach Mombas, um mich, der Verabredung gemäß, die Sprache

der Pokomo und der südlichen Galla zu lehren. Ich hatte ihm monatlich 5 Thaler versprochen. Ich wollte mir nach und nach von allen ostafrikanischen Sprachen und Dialekten Sprachproben sammeln, um ein vergleichendes Wörterbuch anfertigen zu können, und um zu sehen, wie weit meine Ansicht von der großen südafrikanischen Sprachfamilie gegründet sei. Nach der Aussage des Hadschi Omar kann man von der Killesi-Bai zu Land in einem halben Tag an den Pokomo-Fluß gelangen und so die Gegend am Eingang desselben, d. h. Mtodana vermeiden, weil dort die Leute von Kau zu beiden Seiten des Flusses Plantagen haben, wo sie den Eingang des Flusses von der See aus eifersüchtig bewachen. Bald nach meiner Rückkehr von Takaungu kamen 5 Dahalo von Malindi nach Mombas, um bei dem neuen Gouverneur eine Handels-Verbindung zwischen den Galla und den Mombassianern einzuleiten; sie kam aber nicht zu Stande, da die Takaungu-Leute den Plan hintertrieben, aus Furcht, ihr Monopol bei den Galla zu verlieren.

Während ich mit dem Studium der Pokomo- und Galla-Sprache in Mombas beschäftigt war, hörte ich von der Ankunft einer großen Wakamba- und Galla-Karawane auf dem Markte von Emberria, welches Dorf der Hauptort einer Unterabtheilung von Wanika ist, die zum Stamme Kiriama gehört. Ich hielt es für zweckmäßig, die Fremden, welche aus dem Innern angekommen waren, zu sehen. Ich begab mich deßhalb am 19. August (1845) zuerst zu Abdalla's Plantage an dem westlichen Ende der Bucht von Rabbai, von wo ich in Begleitung Abdalla's nach Mikomani reiste, um die Erlaubniß der Kiriama-Häuptlinge zu meinem Gang nach Emberria zu erhalten. Die Suahili, die in Mikomani waren, suchten zwar die Aeltesten gegen mich einzunehmen und meine Reise zu verhindern (wie sie denn überall die Europäer vom Besuch der inner-afrikanischen Länder ihres Monopols wegen auszuschließen suchen); allein die Aeltesten, denen ein Geschenk wohlgethan hatte, ließen sich nicht irre machen, und erlaubten die Reise. Der fallende Regen verzögerte zwar dieselbe, aber auch diese Verzögerung fiel eher zu meinen Gunsten aus, da die Wanika glaubten, mein Fuß bringe Regen. In Mikomani sah

ich eine Menge Wakamba, welche Elfenbein aus dem Innern gebracht hatten. Sie waren Anfangs sehr scheu gegen mich, wurden aber nach und nach zutraulicher, und erzählten mir, daß die Stämme westlich und nördlich von Ukambani Kikuju, Mberre, Uoti und Udaka heißen, und daß der Dana-Fluß Ukambani gegen Norden begrenze. Unter den Kiriama-Leuten war besonders ein kranker Mann sehr zutraulich gegen mich. Er hörte sehr aufmerksam auf meine Rede, als ich vom Fall des Menschen und der Erlösung in Christo sprach. Ich überzeugte mich bei dieser Gelegenheit abermals, daß die Afrikaner die erhabenen Lehren des Evangeliums wohl verstehen können, wenn sie ihnen unter passenden Bildern und Gleichnissen nahe gebracht werden, und wenn die Leute auch nur einigermaßen eine Begierde nach der Wahrheit haben.

Am 21sten brach ich von Mikomani auf. Unterwegs zogen wir durch mehrere Weiler von Kiriama. Auch begegneten wir vielen Wakamba, welche ihr Elfenbein verkauft hatten, und nun an einem bestimmten Ort auf ihre Landsleute warteten, um in großer Anzahl die Heimreise anzutreten, die oft sehr gefährlich ist, indem die Galla ihnen unterwegs auflauern, und zwar sind es dieselben Galla, welche auf den Markt nach Emberria kommen. Von dort aus benachrichtigen sie in Eile ihre Landsleute im Galla-Land, daß die Wakamba heimreisen, und unterwegs überfallen werden können, was im Wanika-Land den Galla nicht gestattet wird. Nachdem ich bei dem Dörflein Manda die Grenze zwischen Kiriama und Emberria passirt hatte, trat ich in eine waldigte Wildniß hinein, worin gegen 4 Stunden weit keine menschlichen Bewohner angetroffen werden. Diese Wildniß wurde vor einigen Jahren gefährdet durch die Wakuafi. Seit jener Zeit haben sich die Leute von Emberria in schwer zu durchdringende Wälder zurückgezogen. Ich begab mich zuerst in das Weiler des Häuptlings Iha, der mit einigen andern Aeltesten über Emberria zu gebieten hat. Der Häuptling war anfangs etwas betroffen und scheu gegen mich. Als er aber hörte, daß ich in Suahili und Galla sprach, und daß ich schon an vielen Orten des Wanika-Landes gewesen sei, so wurde er zugänglicher. Er versammelte

die Aeltesten, welche (nach erhaltenem Geschenk) die Reise nach dem Dorfe Emberria nicht verweigerten. Ich befand mich in einem endlosen Wald, der nur da etwas gelichtet war, wo die Leute ihre Anpflanzungen hatten. Vor Einbruch der Nacht wurde Emberria erreicht. Ich erhielt sogleich eine Hütte zum Uebernachten, da die Wanika während der Marktzeit ihre Hütten gerne an die Suahili vermiethen, und sich dafür aber auch gut bezahlen lassen. Sie versehen sie mit Holz, Wasser und Speise. Man kann nicht läugnen, daß der Handel auch die wildesten Völker, wenigstens eine Zeit lang, etwas civilisirt, nur kann man nicht mit Kapitän Cogan in Sansibar, sagen, daß der Handel der einzige Civilisirer der Menschheit sei. Allerdings leben in Emberria die Galla für einige Wochen friedlich mit den Wanika, Wakamba und Suahili zusammen; aber kaum sind sie wieder auseinander, so beginnt die alte Feindschaft von Neuem, und wehe dem Suahili oder Mkamba, der auf dem Galla-Gebiet getroffen würde. Indessen ist immerhin dieses Minimum von Civilisation von Wichtigkeit für den Missionar, da es ihm Anknüpfungspunkte mit Nationen bietet, die er sonst nie erreichen könnte. So oft ich daher von einem Markte hörte, wo verschiedene Nationen zusammenkommen, so freute ich mich auf meine Weise und für meine Zwecke, wie sich der Kaufmann freut, wenn er Gelegenheit hat, seine Waaren abzusetzen. Wo es eine Karawanenstraße und einen Markt im Innern gibt, da darf der Missionar nicht fehlen, da ist ein Weg, auf dem das Reich Gottes in Knechtsgestalt einziehen soll. Gott legt das Höchste und Theuerste ins Aeußerlichste, und bietet seine Heilsschätze gerne da an, wo sie der Sinnenmensch am wenigsten suchen würde.

Am 22sten besuchte ich das Lager (Likoni) der Galla, das außerhalb des Dorfes Emberria aufgeschlagen ist, wo sie kleine Hütten von Baumzweigen errichten und mit Gras bedecken. Die Galla waren vom Stamm Worramle. Sie waren etwas betroffen über die Erscheinung eines weißen Mannes, der in ihrer eigenen Sprache mit ihnen redete und ihnen erzählte, daß er in Abessinien ihre Volksgenossen besucht und einige von ihnen im Worte Gottes unterrichtet habe, und daß er nun beabsichtige, mit

ihnen Bekanntschaft zu machen, um auch sie in dem Buch Gottes (das ich in der Hand hielt) zu unterweisen, und sie glücklich zu machen, wenn sie ihn unter sich wohnen lassen würden. Da ich von Arabern und Suahili umgeben war, welche meinen Forschungen sehr abhold waren, so konnte ich nicht viel Nachrichten von diesen Galla einziehen. Ich fragte sie daher auch nicht viel über geographische Gegenstände, um weder bei den Galla noch bei den Arabern Verdacht zu erregen. Es lag mir hauptsächlich daran, vorerst die Galla zu sehen, und mit den Wanika-Aeltesten Freundschaft zu machen, um dann später durch ihre Vermittelung zu den Galla in ihrem eigenen Lande zu gelangen.

Wenn eine Galla-Karawane nach Emberria kommt, so muß sie außerhalb des Orts sich lagern und die Führer müssen schwören, daß sie während ihres Aufenthalts keine Excesse begehen wollen. Nachts stellen die Wanika eine Wache in die Nähe des Lagers, und auch bei Tag treffen sie Vorkehrungen. Während ihres Aufenthalts in Emberria dürfen die Galla verkaufen was sie wollen, und hingehen wo sie wollen, selbst nach Mikomani. — Eine ganz gute Galla-Kuh kostet in Likoni 3 bis 5 Thaler und wird in Mombas für 7 bis 9 Thaler verkauft. Ein Schaf oder eine Ziege kauft man von den Galla um 1/2 oder 3/4 Thaler, und gewinnt in Mombas das Doppelte. Die Galla nehmen aber keine Thaler an, sondern nur Baumwollenzeug, Kupfer, Glasperlen u. s. w. Auf dem Rückweg von dem Galla-Lager nach Emberria sah ich 3 Sklaven, welche von einem Banianen in Mombas zum Verkauf an die Galla gesandt worden waren. Einer von ihnen lag neben einem Feuer und war sehr krank. Der Baniane hatte sie in Sansibar für 10 Thaler gekauft und wollte jetzt Elfenbein dagegen eintauschen. Da die Galla in Kriegen oft keine Gelegenheit haben, einen Feind zu emasculiren, und doch jeder Bräutigam seiner Braut ein abgeschnittenes männliches Glied als Trophäe zum Zeichen seiner Tapferkeit zeigen muß, ehe er sie heirathen kann, so sind die Galla auf den abscheulichen Einfall gekommen, männliche Sklaven von den Suahili zu kaufen, um sie verstümmeln zu können. Ein habsüchtiger Banian und Muhamedaner kümmert sich freilich nichts um diese Grausamkeit, wenn er nur dabei gewinnen kann. Es

ist entsetzlich, wie sehr das Sklaven-Wesen die Menschen gegen Menschen verhärten, und alles Mitgefühl und Mitleiden abstumpfen kann. Ja wohl sind der Geiz und die Habsucht die Wurzel alles Uebels und in der That Abgötterei. Nur aus Habsucht verkaufte der Baniane diese unglücklichen Wesen, er, der es wissen mußte, daß kein Unterthan der englischen Regierung am Sklavenhandel Theil nehmen kann, der es wissen mußte, daß der Chef der Banianen in Sansibar auf Befehl des englischen Konsuls den Sklavenhandel allen Banianen an der Suahili-Küste streng untersagt hat. Wenn die Elephantenzähne, welche jährlich nach Europa gebracht werden, reden und ihre Geschichte offenbaren könnten, wie viele Greuel ihrethalben in Afrika begangen worden sind, welche Schattenseiten der menschlichen Natur würden an das Tageslicht kommen?

Aber eben gerade deßwegen wollen die Araber und Suahili einen Europäer von der Bekanntschaft mit dem Innern abhalten, damit er mit den Zuständen nicht bekannt werden und namentlich den Sklavenhandel nicht antasten soll.

Die Wanika in Emberria sind wohl die reichsten unter allen Wanikastämmen. Erstlich haben sie einen fruchtbaren Boden, der alles im Ueberfluß erzeugt; zweitens haben sie den Elfenbein- und Viehhandel mit den Galla und zum Theil auch mit den Wakamba und Wateita im Innern; drittens graben sie viel Kopal von einer guten Sorte, das ihnen viel Geld einträgt.

Auf dem Rückweg von Emberria übernachtete ich in der Hütte eines Mnika, wo sich bald viele Leute versammelten, um den weißen Mann zu sehen. Sie fragten mich über manche Sitten und Gebräuche der Europäer, z. B. ob man in Usunguni (Europa) auch Fleisch esse, das Jemand von einer andern Nation geschlachtet habe. Ich zeigte ihnen, daß alle Kreatur Gottes gut sei, wenn man sie mit Danksagung genieße, und daß ja alle Menschen von Einem Vater und Einer Mutter abstammen, also alle Brüder seien, warum sollte denn ein Bruder das von dem andern geschlachtete Fleisch verschmähen? Ich benützte diese Gelegenheit, den Unterschied zwischen Christen und Muhamedanern zu zeigen und ihnen zu beweisen, daß ich kein Muhamedaner sei. Den

Wanika gefiel diese Erklärung. Dagegen wurden sie unwillig, als ich gegen die Vielweiberei sprach. Sie meinten, ein Mann dürfe doch wenigstens zwei Frauen haben, damit eine zu seinen Diensten stehe, wenn die Andere in der Hoffnung sei. Ich führte sie zuerst ad absurdum durch die Gegenfrage, ob sie es denn zugeben würden, wenn eine Frau zwei Männer hätte; sodann zeigte ich ihnen die ursprüngliche Einrichtung Gottes bei der Schöpfung Eines Mannes und Eines Weibes, bewies ihnen die üblen Folgen der Vielweiberei im täglichen Leben und in der Kindererziehung, wo eine Frau immer mit der andern im Streit liege, und auch die Kinder einander der verschiedenen Mütter wegen hassen, und der Mann zwischen zwei feindlichen Lagern immer hin und her geworfen werde; endlich zeigte ich ihnen, daß nur Fleischesmenschen die Vielweiberei begehren, Geistesmenschen aber, die aus Gott geboren sind, sich an die Ordnung Gottes halten und das Fleisch zu überwinden trachten.

Am 23sten kehrte ich nach Mikomani und Abdalla's Plantage und noch in derselben Nacht auf einem Boot nach Mombas zurück, wo ich sehr ermattet nach Mitternacht ankam, nachdem ich über 16 Stunden von Emberria an zum Theil im Regen zurückgelegt hatte.

Die Reise nach Emberria, so wie die frühere nach Takaungu machte in mir den Wunsch immer mehr rege, daß eine Verbindung zu Wasser auf dem Pokomo-Fluß mit den Wakamba, Galla und den Völkern im Innern zu Stande gebracht werden möchte, um dem hemmenden Einfluß der Muhamedaner zu entgehen. Ich war überzeugt, daß die Wakamba diese Verbindung gerne sehen würden, indem sie dann nicht mehr nöthig hätten, eine so lange und gefährliche Landreise zu machen, und sich der Willkühr der Wanika und Suahili an der Küste zu unterwerfen. Aber wie diesen Plan in Ausführung bringen? Offenbar nur dadurch, daß man zu Land nach Ukambani reiste, dort ein Boot bekäme und den Pokomo hinuntersegelte. Wenn dann die Suahili sehen würden, daß sie den Europäer nicht hindern können, so würden sie am Ende gezwungen seyn, ihm auch zu gestatten, von der Küste aus den Fluß hinauf zu segeln. Ein Europäer

(wahrscheinlich ein Franzose) soll einmal verlangt haben, auf einem Boot den Osi-Fluß hinauf zu gehen. Da er von den Leuten in Kau abgewiesen wurde, habe er gesagt, der Fluß enthalte weiter oben lauter Gold, weil sein Wasser eine so rothe Farbe habe. Diese List nützte ihn aber gar nichts, denn die Leute wurden von jetzt an noch hartnäckiger, und suchten desto mehr den Europäer vom Eingang ins Innere, besonders von den Wasserstraßen zurückzuhalten. Man kann die Suahili nicht besser zur Nachgiebigkeit bringen, als wenn man von Innen heraus nach der Küste kommt, wofern man den Weg irgendwo nach innen gefunden hat.

Da ich am 1. September 1845 gehört hatte, daß eine große Karawane von Wakamba in Duruma und Mtzokara angekommen sei, so machte ich mich am 2ten sogleich auf den Weg und segelte die große Bucht hinauf, die im Süden von der Insel Mombas sich einige Stunden weit ins Wanika-Land hinein erstreckt. Von den Ufern der Bucht aus hatte ich noch eine Stunde zu Fuß zu gehen, bis ich das Dorf Duruma Ku (groß Duruma) erreichte, wo ich aber nur wenige Einwohner traf, da die Wakamba noch nicht angekommen waren. Auf dem Rückweg segelte ich der Bai entlang, bis das Boot bei Mtzokara nicht weiter gehen konnte, der Felsenbarre wegen. In der Regenzeit strömt eine Masse Süßwasser in diese Bucht.

Am 4. September hatte ich die Freude, das erste deutsche Schiff, die Picciola aus Hamburg unter dem Befehl des würdigen Kapitäns Schmidt in den Hafen von Mombas einlaufen zu sehen, und am 8. September auf demselben deutsch zu predigen. Das Schiff hatte eine lange Seereise an den Küsten Indiens und Arabiens gemacht, und wollte nun die Ostküste Afrikas besuchen, um die Handelsverhältnisse dieser Länder kennen zu lernen. Diese Untersuchungen führten später in Sansibar zu dem kommerciellen Etablissement der Herren Horn und Oswald aus Hamburg, welche mir und meinen spätern Mitarbeitern manchen Freundschaftsdienst erwiesen haben, der in diesen fernen Ländern, wo man so verlassen ist, besondern Werth hat.

Vom 22. bis 25. September machte ich wieder einen Besuch in Kambe und Dschibana. Am 22ten segelte ich von Mombas

nach der Bai Mtuapa und landete da, wo der Bach Mendetsche sich in die Bucht ergießt. Ein Muhamedaner hatte angefangen, dort eine Hütte und Plantage zu errichten, und Andere gedachten bald nachzukommen. Von dem Orte an war es noch $1/2$ Stunde nach M'tschemere, wo früher nur einige Hütten standen, jetzt aber schon ein Weiler mit einer Moschee gesehen wurde. Die muhamedanischen Kinder, die mit den heidnischen spielen, lehren diese schon die Gebete. Und da die Heiden täglich das Wesen und die Gottesdienste der Muhamedaner sehen, so verschmelzen sie sich mit ihnen und werden nach und nach auch Muhamedaner. Sind sie es einmal geworden, so dürfen sie bei großer Strafe nicht mehr ins Heidenthum zurücktreten.

In M'tschemere fand ich eine gute Aufnahme bei Heiden und Muhamedanern. Ich konnte ganz offen mit ihnen reden, und den Unterschied zwischen Muhamedanismus und Christenthum darlegen.

Auffallend war die Menge von Kindern. Jede Mnika-Frau hatte eine Anzahl Kinder um sich her, und noch ein kleines Kind auf ihren Rücken gebunden, während sie arbeitete. Die Männer schienen von den Suahilis das Faullenzen gelernt zu haben.

Bei der Ankunft in Kambe am 23. September fand ich gleich unter dem Thor viel Leben und Geschäftigkeit der Leute, welche Hütten bauten, Matten machten und andere Geschäfte verrichteten. Der junge Häuptling Majeri nahm mich sehr freundlich auf; er baute gerade eine Scheune zur Aufbewahrung seines Welschkorns, das er zu 2000 Meßchen angab, und das zusammen mit einer Quantität Reis 100 Thaler werth war. Die Wanika-Scheunen gleichen einem runden Korb, sind 2 Fuß über der Erde, 15 bis 16 Fuß im Umfang und gegen 20 Fuß hoch, und oben mit Gras bedeckt. Die Wand ist aus lauter Gerten oder dünnen Stäben (wie geflochten) zusammengesetzt und mit Matten ausgelegt, daß das Getreide nicht herausfallen kann. Gegen den Regen ist der Korb gut geschützt, aber nicht hinreichend gegen die Mäuse und anderes Ungeziefer. Auf dem leeren Raum des Korbes, der durch Pfeiler getragen ist, zünden sie von Zeit zu Zeit ein Feuer an, damit der Rauch das Getreide in gutem Zustand erhalte und vor Feuchtigkeit bewahre.

Das meiste Getreide wird auf die Anschaffung von Tembo verwendet. Wenn ein Mnika einen Krug Tembo kauft, so muß der Krug voll Mais oder Reis seyn. So viel Krüge Getreide, so viel Tembo. Es ist erstaunlich, wie viel Tembo täglich von den Wanika getrunken wird, theils in ihren Hütten, theils öffentlich in ganzen Saufgesellschaften, wo sie forttrinken, bis sie besoffen auf den Boden fallen, indem sie sagen, ein Mensch habe sich nicht recht satt getrunken, so lange er noch aufrecht stehen könne. Majeri bewirthete mich mit Reis und Bohnen und suchte es mir in seiner Hütte so bequem als möglich zu machen. Aber die Hütten der Wanika sind Stätten der Finsterniß, und in der That ein rechtes Bild von ihrem geistigen und sittlichen Zustand. Ich wanderte im ganzen Dorf herum und redete da und dort vor einer Gruppe von Menschen von dem Heil in Christo, und ermahnte sie, die Zeit der Gnade zu benützen, damit sie von dem zukünftigen Zorn Gottes errettet würden. Tiefes Mitleiden ergriff mich als ich sah wie diese fleischlichen Menschen ihre Zeit mit Essen und Trinken, Lachen und Spielen, Lärmen und Heulen über den Todten, oder mit Zanken und Streiten zubrachten oder vielmehr todtschlugen. Wie ist doch des Menschen Herz in das Wesen und Treiben dieser Welt wie ausgeschüttet und versunken, wenn es den lebendigen Gott in Christo nicht kennt, ehrt und liebt! Entfremdung von dem lebendigen Gott ist ja wahrlich das Wesen des Heidenthums. Durch die gute Botschaft des Heils aber soll der Mensch seinem Gott wieder nahe werden, soll das Leben Gottes in sich aufnehmen und es nach außen darstellen als Gottes- und Geistes-Mensch, soll kurz gesagt, eine neue Kreatur werden. Wenn man freilich die Wanika und ihr Treiben ansieht, so möchte man eine solche Veränderung für unmöglich halten; aber Gott sind alle Dinge möglich, und aus dem Verkehrtesten und Verdorbensten will Er das herrlichste und seligste Geschöpf bilden durch das Blut Jesu Christi, welches die Tinktur zur Neuschaffung der Menschen, des Himmels und der Erde ist. Als ich die Häuptlinge fragte, ob sie mir gestatten würden, unter ihnen zu wohnen und das Wort Gottes zu verkündigen, sagten sie, sie würden es gerne sehen, wenn ich zu ihnen kommen und

bei ihnen bleiben würde; auch wollten sie mich nach Teita und nach allen Gegenden begleiten, die ich zu sehen wünschte.

Von Kambe reiste ich wieder nach Dschibana, wie im vorhergehenden Jahr. Die Leute waren jetzt noch viel zutraulicher als damals und freuten sich über den Besuch. Freilich mußte ich auch jetzt wieder die Gleichgiltigkeit der Wanika wahrnehmen, die sie an den Tag legen, sobald von geistlichen Dingen die Rede wird. Aber dieß ist bei allen Heiden mehr oder weniger der Fall, und es braucht eben fortgesetzte Arbeit, bis das Wort Gottes Eindruck auf sie macht. Ein Missionar darf sich dadurch nicht muthlos machen lassen. Auch muß er den Erndtewagen nicht gleich bringen wollen, ehe er gesät und auf die Frucht gewartet hat. Auf dem Heimweg stieg ich bei Schimolatewa aus dem Boot und ging zu Fuß nach dem Dörflein Mto panga, wo ich die Wanika besuchte, welche aus dem Wadigo-Gebiet im Süden von Mombas ausgewandert waren. Kaum war ich wieder einige Tage in Mombas, als ich vom Fieber ergriffen wurde, das ich zuerst nicht hoch anschlug, sondern einfach für das Konguru hielt, das man gewöhnlich bekommt, wenn man die höheren Regionen besucht hat. Am 4. Oktober jedoch nahm dieses Fieber eine ernstere Wendung, und hier stehe ich in meinem Lebensgange vor einer langen Leidensperiode, die mich zwar von aller Missionsthätigkeit nach außen über 4 Monate abschloß, die mich aber um so mehr zu der Mission nach Innen, zu dem Stillhalten unter der Arbeit des Geistes Gottes an meinem eigenen Herzen hindrängte. Geschieht es doch oft im Leben der Christen, daß sie durch ausgedehntes Wirken an Andern zu centrifugal werden, und unter gutem Schein von dem zarten Umgang mit dem Herrn, und von der Arbeit am eigenen Herzen abgelenkt werden. Damit nun dieser Zustand oder die Gefahr in denselben zu gerathen, abgewendet werde, findet es der himmlische Erzieher für nöthig, sie in eine Wüste zu führen und freundlich mit ihrem innern Menschen zu reden, wenn auch der äußere geplagt und verwes't seyn muß. In dieser Wüste schlägt dann die Seele wieder mehr eine centripedale Richtung ein und versenkt sich auf's neue in die Liebe und die Kraft ihres Gottes. Sie untersucht ihren Lebensgang

rückwärts, erkennt das Gott Mißfällige, thut Buße und erlangt Vergebung und Frieden, und empfangt neue Kraft vorwärts für die Zukunft, um, was sie noch zu leben hat, dem Willen Gottes völliger leben zu können. Krankheiten sind daher köstliche Zeiten für einen Missionar, weil da Gott den Heiden seines eigenen Herzens predigen und ihn so fähiger und geschickter zu seinem Beruf machen will, wenn es in Gottes Absicht liegt, daß er wieder leben und des Herrn Werk verkündigen soll.

Es war am 4. Oktober, daß ich auf dem flachen Dach meines Hauses in Mombas mit dem Bau eines Gemaches beschäftigt war, das für meinen Collegen, den Missionar Rebmann, den ich jeden Tag von England erwartete, zubereitet wurde. Es sollte eine kühle Wohnung werden, wie sie der neue Ankömmling zu seiner Erholung von einer langen Seereise brauchen würde. Die Arbeit war eine etwas angestrengte, da ein Europäer bei den trägen und unwissenden Suahilis immer hinten und vornen seyn und das Meiste selbst thun muß, wenn etwas geleistet werden soll. Im Geschäftsdrang vergaß ich mein Haupt gehörig zu bedecken gegen die Sonnenhitze, die besonders um Mittag sehr stark ist. Plötzlich fühlte ich etwas Schlagartiges im Gehirn, doch so, daß ich das Bewußtseyn nicht verlor. Ich zog mich sogleich in mein Zimmer zurück. Nach kurzer Zeit fühlte ich starkes Kopfweh, Müdigkeit und Brennen in den Füßen, Hitze in den Händen, Mangel an Appetit, Erschlaffung im ganzen Körper, große Hitze u. s. w. Es war mir bald klar, daß ein Fieber bedenklicher Art im Anzug sei, doch wollte ich nicht gleich zu einem Emetic und Purgativ meine Zuflucht nehmen, was ich später bedauerte. Die Nacht war unruhig und schlaflos, und die obigen Symptome vermehrten sich. Kein europäischer Arzt war bei der Hand, und den eingebornen Quacksalbern wollte ich mich nicht anvertrauen. Ich entschloß mich daher, alle Mittel anzuwenden, die ich nach meiner geringen medicinischen Kenntniß und Praxis selbst kannte, und das Weitere Gott zu überlassen, der auch das Geringe segnen und in der Noth seine Kraft offenbaren kann nach dem Wort: „Des Menschen Verlegenheit ist Gottes Gelegenheit.“ Die Krankheit schien nach 10 oder 12 Tagen zu brechen. Innerhalb dieser

Zeit war ich oft nahe daran, das Bewußtseyn zu verlieren, was sehr schlimm gewesen wäre, da meine Suahili-Knechte mich hätten rathlos liegen lassen, und davon gelaufen wären, oder Zaubermittel angewendet haben würden. Oft, wenn ich ein Glas Wasser begehrte, waren sie fort und ich mußte Stunden lang auf ihre Rückkehr warten. Es schien, als wäre ihnen mein Tod erwünscht gewesen, damit sie hätten erben können.

Ein eingeborner Medikaster pries mir folgende Mixtur als eine unfehlbare an. Er vermischte eine Quantität Hafenruß mit Limonensaft, gestoßenem Pfeffer und mit dem Saft der Banane. Das Ganze wurde zu einem schwarzen Brei gekocht, mit dem ich besonders die Gelenke einreiben, hernach im Seewasser mich baden sollte. Das Baden in der See wollte ich mir schon gefallen lassen, aber was die Mixtur wirken sollte, konnte ich nicht begreifen, und wollte daher nichts davon wissen, trotz der Wunderkraft, die ihr zugeschrieben wurde. Es ist ein rechter Jammer, wenn man zusehen und anhören muß, was die Leute in solchen Fällen rathen und zusammen mischen. Alle Arten von Koth, Eingeweiden, Beinen, Urin der Frauen, von Wurzeln, Blättern, von Schlangenhörnern (!) kurz von Allem was die wildeste Phantasie eingeben kann, werden von den Quacksalbern für Geld angeboten. Sobald ich mich wieder etwas besser fühlte, hielt ich es für's Beste, auf einem Boot Ausflüge auf die See zu machen. Die Seeluft hatte mich ja früher am meisten gestärkt. Am 1. December konnte ich bei aller Schwäche es wagen, eine Fahrt nach Sansibar zu unternehmen, wo ich hoffte, bessere Pflege und ärztliche Hülfe zu erlangen. Daß ich der Genesung entgegen gehe, erkannte ich auch daraus, daß mein Schweiß immer stärker wurde, so sehr, daß ich oft in einer Nacht wohl 10 Mal das Hemd wechseln mußte, das immer so durchnäßt war, als ob es in's Wasser gelegt worden wäre.

Kaum war ich aber einige Tage in Sansibar und glaubte, mit schnellen Schritten der Genesung entgegen zu gehen, als ich einen Rückfall des Fiebers bekam, das jetzt noch heftiger wurde als in Mombas. Um Weihnachten wartete man auf mein Ende, doch die Krankheit brach nach einiger Zeit, und ich war gegen

bis Mitte Februars 1846 soweit genesen, daß ich am 20ten nach Mombas zurückkehren und meine Arbeiten wieder aufnehmen konnte, obwohl von da an fast noch ein ganzes Jahr vorüber ging, bis ich völlig vom Fieber hergestellt war, wie es bei den langwierigen afrikanischen Fiebern zu geschehen pflegt. Am meisten hatte ich zu bedauern, daß es mir bei meiner Wiedergenesung an stärkender Nahrung fehlte, und ich sagte oft zu mir selbst und meinen Leuten: Ach! hätte ich nur die geringsten Ueberbleibsel von Krankenspeisen in der Heimath, und wie froh wäre ich an dem, was vom Tische meiner Freunde abgetragen wird. So lange ich in Sansibar war, ging es noch gut, aber in Mombas war die Verlegenheit oft nicht gering. Leute, die vom Fieber genesen, haben bekanntlich oft einen riesenmäßigen Appetit. Ich erfuhr dieß auch, aber wenn ich des Nachts im Hunger erwachte, womit sollte ich ihn stillen? Das ewige Einerlei von Reis und Kassada war mir längst entleidet. Da kam zu rechter Zeit ein französischer Kapitän, Herr Lebriz aus Bourbon, welcher mir ungefähr 10 Maas Kap-Wein, eine Portion Zwieback, Nudeln und etwas eingemachte Früchte schenkte.

Bei der Rückkehr von Sansibar nach Mombas hatte der Sultan die Güte, mir ein Boot zur Verfügung zu stellen, und auch einen guten Esel für meine Landreisen zu schenken. Auch der englische Consul, Major Hamerton, der mich mit so vieler Güte während meiner Krankheit im Consulat-Hause beherbergt hatte, gab mir manches zu meiner Wiederherstellung Förderliche mit auf den Weg.

Auf meiner Rückreise von Sansibar segelte ich abermals der Küste entlang, theils um dieselbe besser kennen zu lernen, theils und hauptsächlich um an den Orten, wo das Boot ankern sollte, das Evangelium zu verkündigen. Am Pangani-Fluß, der an seinem obern Lauf Lufu oder Rufu heißt, wollte ich in Bujeni den Gouverneur besuchen, der mich früher so freundlich behandelt hatte; er war aber abwesend auf einer Handelsreise nach Wanguru, 10 Tagreisen im Innern, wo die Pangani-Leute Elfenbein und Sklaven holen. Seitdem ich das erste Mal (1844) die Pangani-Gegend besucht hatte, waren die Wasegua-Dörfer in der

Nähe von Bujeni zerstört worden von den Soldaten Kmeris, des Königs von Usambara, welche den Fluß überschritten, die Dörfer verbrannten und die Einwohner zu Sklaven machten. Diejenigen, welche entkamen, sollen sich nach einem See geflüchtet haben, der 3 Tage weit vom Pangani im Innern des Wasegua-Landes liegen und 4 Inseln haben soll.

Als ich in dem nördlich vom Pangani gelegenen Dorfe vor Heiden und Muhamedanern predigte, lachten die letztern und widerstanden meiner Rede. Ebenso war es auch in einem Dorfe bei der Insel Tanga, welche ich am 21. Februar erreichte. Dort sah ich viele Wasegedschu, die mir aufmerksam zuhörten, während die Muhamedaner sogleich Streitfragen machten. Vom festen Lande segelte ich hinüber zu dem Inselchen Tanga, das etwa 400 Schritte vom Küstenufer entfernt ist, und eine halbe Stunde im Umfang hat. Die Soldaten, die auf Befehl des Sultans von Sansibar die kleine Festung bewachten, benahmen sich freundlich gegen mich, und baten mich, darin zu übernachten. Es werden einige Nahrungsmittel auf dem Inselchen gepflanzt, z. B. Kassada, Welschkorn, Bohnen, Wassermelonen u. s. w. Das Wasser ist salzig und kann nur zur Noth getrunken werden. Süßwasser muß man auf dem Festland holen. Am 23. Februar landete ich in Mombas, wo ich mein Haus wohlbehalten antraf, außer daß ich das Dach der kleinen Wohnung, die ich für meinen künftigen Mitarbeiter erbaut, und deren Bau mir meine Krankheit zugezogen hatte, von einem Sturme fortgerissen fand und es nun wiederherstellen mußte.

Am 6. März begab ich mich abermals auf die See, die meine Wiedergenesung mehr als alle Arzneimittel beförderte. Dießmal galt es der nähern Untersuchung der Küste von Malindi und wo möglich des Pokomo-Flusses. In einem Boote, das seiner Kleinheit wegen manche Unbequemlichkeit hatte, aber auch nahe an der Küste hin und über die Felsen weg segeln konnte, ging ich zuerst nach Takaungu, wo das Boot beim Einlaufen in den Hafen beinahe umgeworfen und von den Wellen bedeckt wurde. Am 8. März gelang es mir nach langer Unterhandlung, vom Gouverneur in Takaungu einen Dahalo-Mann zu erhalten, der mich nach

Malindi begleiten wollte gegen die Belohnung von einem Thaler. Der Dahalo nahm aber sein Wort bald wieder zurück, weil er, wie er sagte, gekommen sei, eine Ziege zu kaufen, um einem kranken Verwandten Uganga (Zauberarznei) zu machen, den Thaler forderte er aber doch von mir, weil er sein Recht, der Führer des Reisenden zu seyn, einem andern Mann in Takaungu übertragen habe. Da der Gouverneur diese Unbilligkeit nicht zurückwieß, ließ ich mir dieselbe gefallen und bezahlte die Forderung.

Nachdem in Takaungu Alles ins Reine gebracht war, reiste ich weiter und zwar zuerst wieder nach der Kilefi-Bucht, welche ziemlich breit und tief ist, und mehrere Stunden weit sich in's Land hinein erstreckt. An ihrem westlichen Ende ist eine Bergreihe, welche eine Fortsetzung des Bergzuges von Kambe, Dschibana und Kauma ist. Diese Bergreihe heißt in der Galla-Sprache Mirrihi. Westlich von Mirrihi ist ein hoher, schwarzer Berg, der Dakka Murra heißt, auf welchem ächte Galla wohnen, während die Dahalo östlich vom Mirrihi in den Waldungen des Niederlandes ihr Wesen treiben. Westlich von Mirrihi sollen die Dschungels nicht mehr so dick seyn, wie gegen die Küste hin. Am 9ten ankerte ich in der Bucht von Wumbu (Uumbu), welche mehrere 100 Schritte breit, aber für große Schiffe nicht tief genug ist. Am Eingang ist ein Felsen, der wie eine Festung die Bai beherrscht. Wumbu wird von den Suahili fleißig besucht, um der geraden und langen Stangen willen, welche an den Ufern der Bai gefunden und welche zum Häuserbau der Suahili verwendet werden. In Mombas kosten 30—40 Stangen einen Thaler. Am westlichen Ende der Bucht haben die Suahilis, wie oben erwähnt, angefangen nach Kopal zu graben, aber die Wanika von Kauma und Kiriama haben sich gegen dieses Monopol erhoben und die Galla überredet, das Graben den Takaungu-Leuten zu untersagen. So zäh hangen die Afrikaner an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten. Solche Monopole müßten freilich verschwinden, wenn in Malindi, oder an der Kilefi-, Wumbu- und Mtuapa-Bai eine europäische Kolonie entstünde, wie ich öfters vorgeschlagen habe. Ich wünschte nämlich, daß die Engländer bei Malindi eine Kolonie hätten wie Sierra Leone, wo sie die an

der ostafrikanischen Küste gekaperten Sklaven niedersetzten und zum Besten Afrikas erziehen lassen könnten.

Von Wumbu an ist die Küste sehr zerrissen und große Felsen stehen ins Meer hervor. Der nächste Ankerplatz nördlich von Wumbu ist Kiburidschini, wo noch Ruinen einer zerstörten Stadt seyn sollen. Von Kiburidschini segelte das Boot nach Kitamoe. In allen diesen Häfen sind keine Dörfer noch Einwohner, nur hie und da herumstreichende Dahalo. Von Kitamoe ging es nach Kidschuitanga, wo die Matrosen Holz holten. Sie ließen das Boot unvorsichtiger Weise auf einem seichten Ort sitzen, wo das Wasser zur Ebbezeit ganz ablief, so daß die Galla oder Dahalo ganz leicht hätten dasselbe plündern, zerstören, und uns tödten können. Von Kidschuitanga segelten wir weiter nach der Bucht von Malindi, wo ich schon in einiger Entfernung die steinerne Säule sah, welche von den Portugiesen auf einem Felsenvorsprung des festen Landes errichtet wurde, wo sie als Signal dient für große Schiffe, damit sie sich vor der kleinen Bucht hüten sollen, in welche nur kleine Boote einlaufen können. Wahrscheinlich ist diese Säule eine von den 9, welche der König von Portugal an der Ostküste aufgerichtet haben soll zum Zeichen seiner Herrschaft. Zugleich dienten sie als Marksteine für die Seefahrer. Die Inschrift auf der Säule in Malindi ist vertilgt, aber das Marmorkreuz mit dem portugiesischen Wappen ist noch gut erhalten. In ziemlicher Entfernung vom festen Land ist eine gefährliche Sandbank, an der schon viele Schiffe zu Grunde gegangen sind. Sie heißt auf den europäischen Seekarten die Leoparden-Bank, weil das englische Kriegsschiff Leopard unter Kapitän Blankett auf seiner Reise nach dem rothen Meer dort beinahe zu Grunde ging. Diese Bank schützt übrigens die Stadt von der Seeseite her. Mein Boot lief von Osten her in die Bucht von Malindi ein, um die Mündung des Sabaki-Flusses zu untersuchen, der aus einem dichten Wald hervorbricht, dann etwa eine Viertelstunde weit über eine gebüschlose Ebene von rothem Sand und Boden fließend in die Bucht sich ergießt. Zur trockenen Zeit ist der Fluß etwa 60 Fuß breit, in der Regenzeit aber muß er eine Strecke von 500 Fuß überschwemmen. Da die Bran-

dungen an der Mündung stark sind, konnte das Boot nur etwa auf 100 Schritte derselben nahe kommen. Sie ist mit einer Reihe von Steinen verschlossen, welche künstlich angelegt worden zu seyn scheinen, um den Eingang in den Fluß zu verwehren. Der Wald beginnt erst da, wo sich das Land etwas erhebt. Mein Führer gab den Rath, zu Fuß bis dahin an den Wald zu gehen, wo der Fluß herauskommt; aber die Hitze war zu brennend, als daß ich es wagen wollte, diese kurze Strecke bei meiner geschwächten Gesundheit zu Fuß zu gehen. Dagegen lag mir viel daran, die Ruinen der ehmaligen Stadt Malindi zu sehen. Das Boot segelte daher weiter südwestlich in die Bucht hinein, welche eine ganze Flotte von Schiffen jeder Art beherbergen kann. Es ankerte dann beinahe ganz am Ufer, wo die Tiefe sehr gering ist, und wo es keine Brandung hat. Nachdem ein paar Matrosen zum Schutz des Bootes zurückgelassen worden waren, begab ich mich mit dem Führer, dem Kapitän und einigen Matrosen — alle bewaffnet — ans Land. Ich hatte vom Wasser an nur etwa 25 Schritte über eine ebene Sandfläche zu gehen, bis ich an den Wald kam, der nur da einen Zugang gestattete, wo die wilden Thiere einen gemacht hatten. Man mußte sich bücken und beugen, um die Kleider nicht zu zerreißen an der Masse von Dornen, Gebüschen und Bäumen, welche den Eingang zu dem Waldesgrab versperren, in welchem die Trümmer der einst so berühmten und mächtigen Stadt Malindi, welche der Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels war, sich befinden.

Still, wie Leute thun, die auf Feindes Land wandeln, trat ich mit meinen Gefährten in den Wald hinein; Einer folgte hinter dem Andern mit seiner Waffe in der Hand. Es war mir eigenthümlich zu Muth bei dieser Wanderung. In Ritter's Werk hatte ich von Malindi gelesen, und in Abessinien hatte ich oft den Wunsch gehabt, von dort aus diese Küste zu erreichen. Wie hätte ich je denken können, daß ich die Trümmer dieser Stadt noch mit Augen sehen würde? Zuerst ging es etwa 100 Schritte über ebenen, dicht mit Gesträuch, Buschwerk und Bäumen überwachsenen Boden, wo früher der Stapelplatz der Stadt gewesen seyn möchte, dann ging es etwa 20 Fuß aufwärts, und nun

standen wir auf einmal vor einer Masse zerstörter Häuser. Ganze Steinwände standen noch, andere waren halb, noch andere ganz zerfallen. Von einigen Häusern sind die Wände noch so gut erhalten, daß man nur ein Dach darüber bauen dürfte, um sie bewohnen zu können. Auch den Thürpfosten und Schwellen im arabischen Styl mangelten oft nur die hölzernen Thüren; ja selbst die Bretter der Thüren lagen hie und da wohlerhalten noch da, und ich wunderte mich, warum die Suahili sie nicht längst schon geholt haben. Manche Fenster ließen uns in die öden Gemächer, die jetzt die Behausung wilder Thiere sind, sehen. Mitten aus den Gemächern wuchsen so dicke Bäume, daß man aus Einem ein gutes Boot zimmern könnte. Aus dem Wachsthum des dicken Daro-Baumes, der 130 Jahre braucht, kann man vielleicht am richtigsten auf die Zeit der Zerstörung schließen. Die Gräber sind noch gut erhalten. Ich sah eine Wohnung mit einem runden steinernen Dache, was ich für eine portugiesische Kapelle hielt. Auch die ausgemauerten Brunnen sieht man noch, aber sie sind mit Steinen und Schutt ausgefüllt. Mehrere Häuser müssen sehr groß gewesen seyn, denn man sieht viele Gemächer. Die Straßen waren eng, wie in allen orientalischen Städten. Die Stadt schien von Ost- nach Nordwest gelegen zu haben*). An einigen Orten sah ich Elephantenmist, was beweist, daß diese Thiere die zerstörte Stadt hie und da besuchen. An einigen Häusern sah ich kuriose Figuren, die ich zuerst für Inschriften hielt. Die Zahl 171 war leserlich.

Daß Malindi eine große Stadt war, würden ihre Trümmer sagen, wenn auch die Geschichte schwiege. Die Eingebornen, die Araber, die Portugiesen, dann wieder die Araber, und endlich die rohen Galla und Dahalo sind über diesen Boden gegangen. Wo sind sie nun? Ihre Leiber sind in den Gräbern verwest, die der Schutt ihrer Wohnungen deckt; ihre Seelen stehen vor dem Richter der Lebendigen und der Todten. Was ist doch der Glanz und

*) Vasko de Gama, welcher in Malindi Piloten erhielt auf seiner Fahrt nach Calicut, sagt von Malindi: „Die Stadt liegt schön auf einer Ebene, nahe am Ufer. Sie ist umgeben mit Gärten und Landhäusern, und nett gebaut mit gehauenen Steinen, mit schönen Zimmern und gemalten Decken. Den Hafen beschreibt er als in einiger Entfernung liegend von der Stadt, und der Landungsplatz sei gefährlich und schwer zugänglich wegen der Felsen."

die Herrlichkeit der Menschen! Wie bald ist alle Pracht verwelkt! Es ist ein schauerlicher Anblick, wenn man die ganze Situation der Trümmer von Malindi betrachtet. Man wird unwillkührlich an die Propheten des alten Bundes erinnert, wenn sie mit dem ganzen Ernst der Wahrheit den Untergang von großen Städten zeichnen.

Daß Malindi zum Theil durch schweres Geschütz zerstört worden ist, kann man an manchen Orten wahrnehmen, und die Geschichte sagt, daß der Sultan von Patta sie zuerst zerstört, und daß dann die Galla das Zerstörungswerk vollendet haben*). Ohne Zweifel sind Hunderttausende von Sklaven einst von diesem Mittelpunkt des Handels nach Arabien, Persien, Indien u. s. w. verkauft worden. Ohne Zweifel sind viele andere Verbrechen und Greuel hier begangen worden, die jetzt durch den Fluch und die Verwüstung gebüßt werden. Aber der Fluch muß nicht ewig währen. Die christlichen Völker sind dazu berufen, den Fluch in Segen zu verwandeln. Malindi könnte sich, wenn die christlichen Nationen nur wollten, wieder erheben, und ein Mittelpunkt zur Verbreitung der christlichen Religion, des Handels und der ächten Civilisation werden zum Segen von ganz Ostafrika. Malindi kann leicht wieder aufgebaut werden. Holz und Steine sind in Menge vorhanden, und manche Häuser bedürfen nur geringer Reparatur. Würde eine europäische Nation, wir wollen sagen England den Anfang machen, so würden die Suahili und Araber bald herbeiströmen, wie es in Aden von 1839 an der Fall war. Kopal, Elfenbein, Häute, Vieh wären die ersten Artikel, welche ausgeführt werden könnten. Reis, Mais, Welschkorn u. s. w. könnte in Menge gepflanzt werden. Die Galla würden durch Verträge oder Gewalt gebändigt werden, bis sie der Geist des Christenthums von innen heraus bezähmen würde. Die verachteten Dahalo würden sich freuen, in den Europäern ihre Beschützer gegen die Galla zu finden. Die Sklaven, welche auf hoher See von den Engländern jährlich den Suahili in der

*) Im Jahr 1505 nahm der portugiesische Don Francisco D'Almeyda Besitz von Malindi. Im Jahr 1635 war Malindi noch im Besitz der Portugiesen, später nach Vertreibung der Portugiesen war Malindi im Krieg mit Mombas und Patta.

Nähe von Mosambik, an der arabischen Küste und im rothen Meer abgenommen werden, könnten in der Kolonie Malindi eine Heimath und Erziehungsstätte finden, wie bereits erwähnt worden ist. Es wurde wiederholt und nachdrücklich in Sansibar und Europa auf die Kolonisirung von Malindi gedrungen*). Der Umstand, daß der Sultan von Sansibar Malindi anspricht, ist freilich erheblich, aber diesen Anspruch wird ihm der Galla-Fürst Malaumaro nie gelten lassen, da er Malindi als ihm angehörig ansieht. Von ihm hätte früher unter Vermittelung der Takaungu-Leute, welche diesen Plan unterstützt haben würden, Malindi gekauft werden können, jetzt wäre es wohl zu spät, da der Sultan den Ort besetzt hat. Ganz abgemattet und von Schweiß triefend in Folge der langen Wanderung in und unter den Trümmern von Malindi kehrte ich zum Ufer zurück, wo die zurückgelassenen Matrosen das Boot unvorsichtigerweise so weit ins Meer hinausgetrieben hatten, daß, wäre ich mit meinen Leuten überfallen worden, ich unmöglich auf das Boot hätte fliehen können.

Ich fand es nun für nöthig, dießmal auf die Fortsetzung der Reise nach Pamamba und Mtodana zu verzichten, weil der Wind noch immer von Norden kam, sodann weil aller Speisevorrath zu Ende ging, und auch mein Gesundheitszustand während der ganzen Reise in dem engen Boote, in dem ich mich nicht regen und bewegen konnte, sondern immer auf einer Stelle liegen mußte, nicht der beste war. Die Rückreise ging sehr schnell von Statten, da der günstige Nordwind das Boot wie Spreu vor sich her trieb. Am 11. März ankerten wir in Takaungu und am 12ten erreichten wir Mombas. Bei der Ankunft in Mombas fand ich ein französisches Schiff im Hafen, das Branntwein und Wein verkaufte, nach dem die Suahili sehr begierig sind, weil sie glauben, daß diese Getränke die verlorenen Geschlechtstriebe wieder herstellen können. Auch europäische Spielkarten kauften die Suahili auf dem Schiff, das 1000 Thaler für geistige Getränke an der Küste eingenommen haben soll.

---

*) Im Jahr 1853, als ich die Ostküste Afrikas verließ, gab der Sultan Said-Said dem Gouverneur von Mombas den Befehl, in Malindi ein Dorf anzulegen, des Handels wegen. Ob die Sache gelungen ist, habe ich später nicht erfahren können.

Einige Tage nach meiner Rückkehr von Malindi brach in der Nähe meines Hauses Feuer aus. Die Leute hatten natürlich keine Feuerspritzen, sie nahmen blos die Makuti, d. h. die geflochtenen Kokosblätter, womit die Häuser bedeckt sind, von den Dächern hinweg, und so wurde dem Feuer bald Einhalt gethan. Um dieselbe Zeit kam ein Heer von Heuschrecken über Stadt und Land und that den Gewächsen vielen Schaden. Die Muhamedaner fingen und rösteten sie. Ich versuchte es, die gerösteten Heuschrecken mit Oel und Essig zu genießen, aber auch auf diese Weise konnte ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Es blieb eine geschmacklose Speise.

Am 16. April 1846 machte ich abermals einen Besuch in Rabbai Mpia, um meine Freundschaft mit den Aeltesten zu erneuern, und um das Evangelium daselbst zu verkündigen. Nachdem ich in der Nacht vor dem 16ten in dem Hause Abdalla's wieder einmal recht von den Ameisen geplagt worden war, machte ich mich in aller Frühe auf den Weg nach Rabbai Mpia. Die kurze Strecke Wegs von einer schwachen Stunde ermüdete mich sehr. Ich fühlte es, daß meine Gesundheit durch meine lange Fieberkrankheit bedeutend geschwächt war. Die meisten Leute von Rabbai Mpia waren bei meiner Ankunft auf ihren Plantagen, da jetzt die Zeit war, zu ackern und zu säen, indem die Regenzeit im Anzug war. Etliche alte Männer und Weiber, auch junge Kinder waren anwesend, mit denen ich über das Heil ihrer Seele redete, bis etwa 15 junge Männer kamen, die mit gelbem Messingdraht an Hals, Armen und Beinen geschmückt waren. Endlich kamen auch die Wase oder Aeltesten, die mich recht herzlich grüßten, mir die Hand schüttelten und sich nach meinem Befinden erkundigten. Ein paar Flintenschüsse hatten den Leuten das Zeichen gegeben, daß ein Fremder angekommen sei. Wenn nämlich ein Scheich oder großer Mann von Mombas zu den Wanika kommt, so wird geschossen und getrommelt, um denselben die Ankunft eines Fremden anzuzeigen und sie von den Plantagen nach dem Versammlungsort zu rufen. Als die Aeltesten erschienen, zogen sich die Jünglinge aus Ehrfurcht vor dem Alter zurück, baten aber durch den Häuptling wiederholt um die Erlaubniß,

ihren Kriegstanz vor dem Msungu (Europäer) aufführen zu dürfen, worauf ich erwiederte, daß mein Beruf mir diese sinnlichen Freuden nicht gestatte, ich sei ja gekommen, um ihnen zu sagen, daß sie nicht die Welt lieb haben sollten, nämlich die Augenlust, die Fleischeslust und das hoffärtige Wesen, das mit der Welt vergehe, ich wolle ihnen zeigen, wie sie zu einer ewigen, Gott wohlgefälligen und seligen Freude gelangen könnten. Allein die Jünglinge, die sich ein Trinkgeld verdienen wollten, hatten sich inzwischen im Kreise aufgestellt und rückten nun mit Händeklatschen und den wunderlichsten Sprüngen auf die Hütte, worin ich war, heran, wobei sie sangen: „Wir sind noch jung, wir werden alt." Einige alte Weiber bewegten sich mit ihnen im Takt, aber sie berührten sich nicht. Die Jünglinge blieben stets in ihrer Kreisstellung. Die Weiber schlugen bald auf ihre Brüste, bald auf ihr Haupt, und Alle sangen im Beisein der Aeltesten ein eben entstehendes Loblied auf den Europäer, der dem heidnischen Jubel mit Betrübniß eine Zeitlang zusehen mußte. Auf meine wiederholte Bitte hörte endlich der Tanz auf, und ich sprach nun zu ihnen über die herrliche Wahrheit des Evangeliums, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, in die Welt gekommen sei, auch die Wanika von den Banden der Sünde und des Satans zu befreien und sie zu seligen Kindern Gottes zu machen, wenn sie nur sein Wort annehmen und sich erretten lassen wollten. Die Aeltesten gingen dann auf die Seite, um Geheimrath zu halten, kamen aber bald wieder zurück und fragten mich, ob es in dem kommenden Jahre eine Theurung und anderes Unglück geben werde. Ich erwiederte, weder ich, noch irgend ein Mensch wisse, was Gott in seiner Weisheit in Beziehung auf die Zukunft beschlossen habe, aber das wisse ich aus dem Buch Gottes, das ich mit der Hand in die Höhe hob, und aus eigener Erfahrung, daß alle Dinge denen zum Besten dienen müssen, die Gott lieben; die Hauptsache sei, daß sich die Wanika Gott zum Freund machen dadurch, daß sie das Wort Gottes hören, es annehmen, und sich von der Sünde und von der Liebe zur Welt scheiden; dann werde ihnen Gott Kraft geben, Alles, auch das Widrigste, mit Geduld zu ertragen, und auf Ihn zu vertrauen, wenn Er

sie auch züchtige, wie ein Vater seine Kinder züchtigt. Wer da behaupte, daß er die Zukunft vorhersagen*) könne, sei ein schamloser Lügner, der die Wanika um des Gewinnes willen betrüge, wie manche bankerott gewordene Muhamedaner und Wanika zu thun pflegen. Bei diesen Worten lächelten die Aeltesten und sagten, er hat ganz Recht, die Waganga (Wahrsager, Zauberer, Quacksalber) sind Lügner und Betrüger, und verlangen nur Mali (Eigenthum).

Kaum hatte ich Rabbai Mpia verlassen, so kam ein heftiger Regen, wie das erste Mal, als ich dieses Dorf besucht hatte. Solche Zufälle sind oft von großer Wichtigkeit in den Augen der Eingeborenen. Da es im Jahre 1843 im Somaliland lange nicht regnete und ich mit meinen Mitarbeitern gerade in Seila mich aufhielt, so sprengten die Muhamedaner das Gerücht aus, die Europäer seien ein Fluch, und um ihretwillen falle keine Regen; daher man sie nicht in das Land hineinlassen müsse. Es ist erstaunlich, wie viel ein Missionar sich unter diesen Leuten gefallen lassen muß; aber er darf sich nicht beklagen, sondern nur sich erinnern, was es die ersten Verkündiger des Evangeliums in Deutschland gekostet haben wird, bis der Sieg des Christenthums über das Heidenthum errungen war.

Von Rabbai Mpia ging ich nach Alt-Rabbai, wo ich nur wenige Menschen antraf. Von dort kehrte ich zu Abdalla's Plantage zurück, und bereitete mir eine Art Hängematte, um mich gegen eine unruhige Ameisen-Nacht zu schützen. Hätten die Wanika bessere Häuser, so könnten sie sich manche Unbequemlichkeit ersparen. Morgens kam der alte Emboga und brachte mir die betrübende Nachricht, daß sein 12jähriger Sohn gestorben sei. Ich benutzte diese gute Gelegenheit, dem Alten die Nothwendigkeit der Bekehrung an das Herz zu legen, wenn er nicht auch, wie sein Sohn, ohne Gott und ohne Hoffnung aus der Zeit in die Ewigkeit gehen und dort höchst unglücklich werden wolle. Dabei las ich ihm das sechste Kapitel des Evangeliums Johannis vor. Emboga schien sehr offen für die Wahrheit zu seyn, die ihm ver-

*) Die Muhamedaner behaupten, ihre Scheichs haben Bücher, aus welchen sie die Falaki, d. h. die zukünftigen Dinge vorauswissen können.

kündigt wurde, aber so sind die meisten Wanika, sie widersprechen selten, billigen vielmehr Alles, was ihnen gesagt wird, aber sie lassen das Wort auch nicht in ihr Herz eindringen, sondern verhalten sich gleichgültig dagegen. Während der Unterredung kam ein Muhamedaner, der früher ein Mnika gewesen war. Er hatte einige Zeit bei der egyptischen Armee in Mecca gedient und wußte Vieles über seine Feldzüge zu erzählen. Er war kein bigotter Moslem, und ich konnte ihm in aller Ruhe den Unterschied zwischen dem Koran und dem Evangelium darthun, worauf er meine Hand küßte und mir versprach, seinen Sohn zur Erziehung zu bringen, wenn der Msungu ins Wanikaland komme. Auf dem Wege von Abdalla's Pflanzung nach der Bai hinab fand ich im Hofe eines Hauses eine Anzahl Männer und Weiber, die mit aller Macht tanzten und trommelten. In ihrer Mitte stand eine kranke junge Frau, die auf den Arm einer ältern gestützt war. Sie hatte kürzlich einen Sohn geboren, der seither gestorben war, und hatte, wie die Leute sagten, es unterlassen, warme Umschläge anzuwenden, wie die Suahili-Frauen zur Hemmung des Bluts zu thun pflegen. Als ich der tanzenden Versammlung nahe kam und sie anreden wollte, rief man mir zu, ich solle mich sogleich entfernen, da der Pepo (böse Geist), der in der Kranken sei, meine Gegenwart nicht leide, da es eben jetzt an dem sei, daß der Teufel durch Tanzen, Trommeln und Geschrei ausgetrieben werde. Ich erhob nun meine Stimme und sagte: Ja, ihr rufet durch euer sündliches Treiben den Teufel eher herbei, als daß ihr ihn austreibet; denn wo man etwas Sündliches thut, da ist der Teufel gleich bei der Hand, und hat seine Freude daran, die Menschen zu täuschen und zu verführen. Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist allein der rechte Helfer in jeder Noth, ihn müsset ihr fürchten und anrufen, nicht den Teufel. Auf ihre Frage, wer Christus sei, erzählte ich die Hauptzüge der evangelischen Geschichte. Als ich fertig war, wollte Einer wieder trommeln, aber legte auf meine Bemerkung, daß wer den Willen Gottes wisse und nicht thue, Gott sehr beleidige und seinem Gericht verfalle, sie wieder nieder, und es blieb nun auch nach meinem Weggehen still. Es ist nicht auszusprechen,

welche Macht der Finsterniß bei solchen Gelegenheiten über die verblendeten Leute ausgebreitet ist. Sie sind ihrer selbst fast nicht mehr mächtig vor Tanzen und Geschrei, wodurch sie die bösen Geister verscheuchen wollen. Ohne Zweifel wirkt die Aufregung bei manchen Gelegenheiten eine augenblickliche Linderung der Krankheit, bei der man dann glaubt, der Teufel sei ausgetrieben. Der Missionar braucht bei solchen Anlässen eine besondere Macht von Oben, um in dieser — sozusagen — höllischen Atmosphäre fest zu bleiben gegen die finstern Kräfte, denen die Leute offen stehen, und um mit Freudigkeit zu bezeugen das Wort der Wahrheit, vor dem auch die Hölle erschrecken muß. Ueberhaupt ist es die Macht von Oben, nicht blos die theologische Kunst und Fertigkeit, welche der Missionar unter den Heiden nöthig hat. Ohne diese Macht erstickt ihm das Wort auf der Zunge, so daß er nicht weiß, was er reden soll, wie ich oft erfahren habe. Im Heidenthum steht der Missionar der bösen Geisterwelt viel unmittelbarer gegenüber als in der Christenheit, wo so viele Lichtskräfte ihr entgegenwirken. Wir dürfen uns daher gar nicht wundern, wenn das Bekehrungswerk in der Heidenwelt so langsam geht. Satan ist im besondern Sinn der Fürst der Heiden, die er nach seinem Willen beherrscht, und deren Augen er auf tausenderlei Weisen verblendet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums. Aber auch über den Missionar dürfen wir uns nicht wundern, wenn er erkaltet, oder ermattet, oder sogar in Sünden fällt; man muß sich vielmehr darüber wundern, wenn er aufrecht erhalten wird unter so gewaltigen Einflüssen und Gegenwirkungen der Hölle. Nur Gottes Macht kann ihn bewahren.

Ehe ich in das Boot trat, bat mich ein Mnika, ihm etwas auf einen Papierstreifen als Amulet zu schreiben, das er seiner kranken Frau auf den Unterleib und den Kopf binden wolle, damit sie geheilt würde. Ich erklärte dem Mann zuerst, wozu das Papier gebraucht werde, nämlich dazu, daß wir unsere oder eines Andern Gedanken und Worte vor Vergessenheit bewahren, folglich sei das Papier eine Arznei gegen die Vergeßlichkeit der Menschen, aber es sei keine Arznei gegen Störungen des Körpers,

obwohl man auch Arzneimittel darauf schreiben könne, welche aber der Arzt erst bereiten müsse. Diese Arzneimittel gewinne der Arzt aus Kräutern, Steinen, überhaupt aus der sichtbaren Welt, welche Gott geschaffen, und in welche er Heilkraft gelegt habe. Diese Kräfte müßten aber von verständigen Leuten untersucht, studirt und probirt werden. Solche Leute gäbe es Viele in Usunguni (Europa), die Suahili und Wanika aber nehmen sich nicht so viele Mühe, sondern glauben mit Papierstreifen, auf welche Worte aus dem Lügenbuch des Koran geschrieben seien, Alles ausrichten zu können, betrügen aber sich und Andere. Die Arznei gegen leibliche Krankheiten müsse man in den von Gott gesetzten Naturkräften suchen, die Arznei gegen die Sünde und den Teufel aber gewähre nur der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der auf die Erde gekommen sei, des Teufels Werke zu zerstören. Der Mann schien mit der Ueberzeugung wegzugehen, daß der Msungu es gut mit ihm meine. Ueberhaupt war jetzt Vielen der Unterschied zwischen dem Msungu und den Muhamedanern klar, und ihr Vertrauen wuchs sichtlich.

Als ich um Mitternacht nach Hause kam, sah ich einige Suahili-Hütten im Feuer. Die Flamme war in der Dunkelheit der Nacht majestätisch, aber das Geschrei und der Durcheinander der Leute war schrecklich. Bei der Untersuchung meines Hausgeräths fand sich, daß die weißen Ameisen (Termiten) mehrere Bücher sehr beschädigt hatten. Diese schädlichen Thiere zerstören in kurzer Zeit Alles, was ihnen in den Weg kommt. Dabei wirken sie so verborgen, daß man ihr Vorhandensein oft erst merkt, wenn der Schaden schon geschehen ist. Dem weichen Holz sind sie besonders gefährlich. Durch mannigfache Erfahrung fand ich, daß nichts so sehr gegen die Termiten schützt, als eine dicke Lage Kalk, auf welche das Gepäck gestellt werden muß. Die verborgen wirkenden Ameisen sind ein rechtes Bild von der Selbstgefälligkeit und verborgenen Eigenliebe des Herzens, welche auch in einem Christen viel Schaden anrichten kann, ehe er es merkt; daher ist Wachsamkeit, tägliche Untersuchung und Reinigung des Herzens so nothwendig für einen Christen.

Am 18. Mai hörte ich, daß ein Schiff mit einem Europäer

im Hafen von Kilindini (der größere südliche Hafen von Mombas) angekommen sei. Sogleich machte ich mich auf den Weg, in der freudigen Hoffnung, meinen Mitarbeiter, Missionar Rebmann, begrüßen zu dürfen; aber es war eine große Täuschung. Da ich zu Fuß das südliche Ende von Mombas erreichen wollte, so mußte ich durch einen dicken Wald gehen, der zuletzt so undurchdringlich wurde, daß ich im buchstäblichen Sinn genöthigt war, auf Händen und Füßen zu kriechen, denn der Weg war völlig überwachsen und den Schlangen und wilden Schweinen überlassen. Mein Suahili-Begleiter sah wirklich eine 9 Fuß lange Schlange und wollte daher nicht weiter gehen. Als ich endlich den schauerlichen Umweg nach dem Hafen erreicht hatte, war das Schiff in den kleineren Hafen von Mombas eingelaufen, und die große Mühe und Anstrengung, der ich mich unterzogen und die mich in siedenden Schweiß versetzt hatte, war nicht nur vergeblich, sondern noch dazu sehr schädlich, denn gleich bei meinem Nachhausekommen wurde ich aufs Neue vom Fieber befallen, das mich auf lange Zeit wieder außer Thätigkeit setzte. Der Europäer, der gekommen war, war nicht mein Mitarbeiter, sondern ein Engländer, der die Absicht hatte, die Antimonium oder Stibium enthaltenden Gruben im Duruma-Gebiet auszubeuten, was ihm aber nicht gelang, da die Suahili ihn nicht nach Duruma führen wollten, und da die Gruben überhaupt so wenig reichhaltig sind, daß die Unkosten durch den Gewinn kaum gedeckt werden dürften.

Am 10. Juni 1846 kam endlich der geliebte und längst ersehnte Mitarbeiter, Missionar Rebmann, in Mombas an, der, von Gerlingen in Württemberg gebürtig, zuerst in Basel, dann in England seine Vorbereitungsstudien für den Missionsberuf durchgemacht hatte. Leider! wurde auch er schon nach ein paar Tagen in Folge einer Verkältung, die er sich in der von mir erbauten Dachhütte zugezogen hatte, vom Fieber heimgesucht, doch erholte er sich bald wieder und konnte mit mir nach Rabbai Mpia gehen, um die Bewilligung der Aeltesten zu einer Missionsniederlassung zu erhalten.

Als wir in Rabbai Mpia ankamen, wurden sogleich 12

obwohl man auch Arzneimittel darauf schreiben könne, welche aber der Arzt erst bereiten müsse. Diese Arzneimittel gewinne der Arzt aus Kräutern, Steinen, überhaupt aus der sichtbaren Welt, welche Gott geschaffen, und in welche er Heilkraft gelegt habe. Diese Kräfte müßten aber von verständigen Leuten untersucht, studirt und probirt werden. Solche Leute gäbe es Viele in Usunguni (Europa), die Suahili und Wanika aber nehmen sich nicht so viele Mühe, sondern glauben mit Papierstreifen, auf welche Worte aus dem Lügenbuch des Koran geschrieben seien, Alles ausrichten zu können, betrügen aber sich und Andere. Die Arznei gegen leibliche Krankheiten müsse man in den von Gott gesetzten Naturkräften suchen, die Arznei gegen die Sünde und den Teufel aber gewähre nur der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der auf die Erde gekommen sei, des Teufels Werke zu zerstören. Der Mann schien mit der Ueberzeugung wegzugehen, daß der Msungu es gut mit ihm meine. Ueberhaupt war jetzt Vielen der Unterschied zwischen dem Msungu und den Muhamedanern klar, und ihr Vertrauen wuchs sichtlich.

Als ich um Mitternacht nach Hause kam, sah ich einige Suahili-Hütten im Feuer. Die Flamme war in der Dunkelheit der Nacht majestätisch, aber das Geschrei und der Durcheinander der Leute war schrecklich. Bei der Untersuchung meines Hausgeräths fand sich, daß die weißen Ameisen (Termiten) mehrere Bücher sehr beschädigt hatten. Diese schädlichen Thiere zerstören in kurzer Zeit Alles, was ihnen in den Weg kommt. Dabei wirken sie so verborgen, daß man ihr Vorhandensein oft erst merkt, wenn der Schaden schon geschehen ist. Dem weichen Holz sind sie besonders gefährlich. Durch mannigfache Erfahrung fand ich, daß nichts so sehr gegen die Termiten schützt, als eine dicke Lage Kalk, auf welche das Gepäck gestellt werden muß. Die verborgen wirkenden Ameisen sind ein rechtes Bild von der Selbstgefälligkeit und verborgenen Eigenliebe des Herzens, welche auch in einem Christen viel Schaden anrichten kann, ehe er es merkt; daher ist Wachsamkeit, tägliche Untersuchung und Reinigung des Herzens so nothwendig für einen Christen.

Am 18. Mai hörte ich, daß ein Schiff mit einem Europäer

im Hafen von Kilindini (der größere südliche Hafen von Mombas) angekommen sei. Sogleich machte ich mich auf den Weg, in der freudigen Hoffnung, meinen Mitarbeiter, Missionar Rebmann, begrüßen zu dürfen; aber es war eine große Täuschung. Da ich zu Fuß das südliche Ende von Mombas erreichen wollte, so mußte ich durch einen dicken Wald gehen, der zuletzt so undurchdringlich wurde, daß ich im buchstäblichen Sinn genöthigt war, auf Händen und Füßen zu kriechen, denn der Weg war völlig überwachsen und den Schlangen und wilden Schweinen überlassen. Mein Suahili-Begleiter sah wirklich eine 9 Fuß lange Schlange und wollte daher nicht weiter gehen. Als ich endlich den schauerlichen Umweg nach dem Hafen erreicht hatte, war das Schiff in den kleineren Hafen von Mombas eingelaufen, und die große Mühe und Anstrengung, der ich mich unterzogen und die mich in siedenden Schweiß versetzt hatte, war nicht nur vergeblich, sondern noch dazu sehr schädlich, denn gleich bei meinem Nachhausekommen wurde ich aufs Neue vom Fieber befallen, das mich auf lange Zeit wieder außer Thätigkeit setzte. Der Europäer, der gekommen war, war nicht mein Mitarbeiter, sondern ein Engländer, der die Absicht hatte, die Antimonium oder Stibium enthaltenden Gruben im Duruma-Gebiet auszubeuten, was ihm aber nicht gelang, da die Suahili ihn nicht nach Duruma führen wollten, und da die Gruben überhaupt so wenig reichhaltig sind, daß die Unkosten durch den Gewinn kaum gedeckt werden dürften.

Am 10. Juni 1846 kam endlich der geliebte und längst ersehnte Mitarbeiter, Missionar Rebmann, in Mombas an, der, von Gerlingen in Württemberg gebürtig, zuerst in Basel, dann in England seine Vorbereitungsstudien für den Missionsberuf durchgemacht hatte. Leider! wurde auch er schon nach ein paar Tagen in Folge einer Verkältung, die er sich in der von mir erbauten Dachhütte zugezogen hatte, vom Fieber heimgesucht, doch erholte er sich bald wieder und konnte mit mir nach Rabbai Mpia gehen, um die Bewilligung der Aeltesten zu einer Missionsniederlassung zu erhalten.

Als wir in Rabbai Mpia ankamen, wurden sogleich 12

der ostafrikanischen Küste gekaperten Sklaven niedersetzten und zum Besten Afrikas erziehen lassen könnten.

Von Wumbu an ist die Küste sehr zerrissen und große Felsen stehen ins Meer hervor. Der nächste Ankerplatz nördlich von Wumbu ist Kiburidschini, wo noch Ruinen einer zerstörten Stadt seyn sollen. Von Kiburidschini segelte das Boot nach Kitamoe. In allen diesen Häfen sind keine Dörfer noch Einwohner, nur hie und da herumstreichende Dahalo. Von Kitamoe ging es nach Kidschuitanga, wo die Matrosen Holz holten. Sie ließen das Boot unvorsichtiger Weise auf einem seichten Ort sitzen, wo das Wasser zur Ebbezeit ganz ablief, so daß die Galla oder Dahalo ganz leicht hätten dasselbe plündern, zerstören, und uns tödten können. Von Kidschuitanga segelten wir weiter nach der Bucht von Malindi, wo ich schon in einiger Entfernung die steinerne Säule sah, welche von den Portugiesen auf einem Felsenvorsprung des festen Landes errichtet wurde, wo sie als Signal dient für große Schiffe, damit sie sich vor der kleinen Bucht hüten sollen, in welche nur kleine Boote einlaufen können. Wahrscheinlich ist diese Säule eine von den 9, welche der König von Portugal an der Ostküste aufgerichtet haben soll zum Zeichen seiner Herrschaft. Zugleich dienten sie als Marksteine für die Seefahrer. Die Inschrift auf der Säule in Malindi ist vertilgt, aber das Marmorkreuz mit dem portugiesischen Wappen ist noch gut erhalten. In ziemlicher Entfernung vom festen Land ist eine gefährliche Sandbank, an der schon viele Schiffe zu Grunde gegangen sind. Sie heißt auf den europäischen Seekarten die Leoparden-Bank, weil das englische Kriegsschiff Leopard unter Kapitän Blanket auf seiner Reise nach dem rothen Meer dort beinahe zu Grunde ging. Diese Bank schützt übrigens die Stadt von der Seeseite her. Mein Boot lief von Osten her in die Bucht von Malindi ein, um die Mündung des Sabaki-Flusses zu untersuchen, der aus einem dichten Wald hervorbricht, dann etwa eine Viertelstunde weit über eine gebüschlose Ebene von rothem Sand und Boden fließend in die Bucht sich ergießt. Zur trockenen Zeit ist der Fluß etwa 60 Fuß breit, in der Regenzeit aber muß er eine Strecke von 500 Fuß überschwemmen. Da die Bran-

dungen an der Mündung stark sind, konnte das Boot nur etwa auf 100 Schritte derselben nahe kommen. Sie ist mit einer Reihe von Steinen verschlossen, welche künstlich angelegt worden zu seyn scheinen, um den Eingang in den Fluß zu verwehren. Der Wald beginnt erst da, wo sich das Land etwas erhebt. Mein Führer gab den Rath, zu Fuß bis dahin an den Wald zu gehen, wo der Fluß herauskommt; aber die Hitze war zu brennend, als daß ich es wagen wollte, diese kurze Strecke bei meiner geschwächten Gesundheit zu Fuß zu gehen. Dagegen lag mir viel daran, die Ruinen der ehmaligen Stadt Malindi zu sehen. Das Boot segelte daher weiter südwestlich in die Bucht hinein, welche eine ganze Flotte von Schiffen jeder Art beherbergen kann. Es ankerte dann beinahe ganz am Ufer, wo die Tiefe sehr gering ist, und wo es keine Brandung hat. Nachdem ein paar Matrosen zum Schutz des Bootes zurückgelassen worden waren, begab ich mich mit dem Führer, dem Kapitän und einigen Matrosen — alle bewaffnet — ans Land. Ich hatte vom Wasser an nur etwa 25 Schritte über eine ebene Sandfläche zu gehen, bis ich an den Wald kam, der nur da einen Zugang gestattete, wo die wilden Thiere einen gemacht hatten. Man mußte sich bücken und beugen, um die Kleider nicht zu zerreißen an der Masse von Dornen, Gebüschen und Bäumen, welche den Eingang zu dem Waldesgrab versperren, in welchem die Trümmer der einst so berühmten und mächtigen Stadt Malindi, welche der Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels war, sich befinden.

Still, wie Leute thun, die auf Feindes Land wandeln, trat ich mit meinen Gefährten in den Wald hinein; Einer folgte hinter dem Andern mit seiner Waffe in der Hand. Es war mir eigenthümlich zu Muth bei dieser Wanderung. In Ritter's Werk hatte ich von Malindi gelesen, und in Abessinien hatte ich oft den Wunsch gehabt, von dort aus diese Küste zu erreichen. Wie hätte ich je denken können, daß ich die Trümmer dieser Stadt noch mit Augen sehen würde? Zuerst ging es etwa 100 Schritte über ebenen, dicht mit Gesträuch, Buschwerk und Bäumen überwachsenen Boden, wo früher der Stapelplatz der Stadt gewesen seyn möchte, dann ging es etwa 20 Fuß aufwärts, und nun

standen wir auf einmal vor einer Masse zerstörter Häuser. Ganze Steinwände standen noch, andere waren halb, noch andere ganz zerfallen. Von einigen Häusern sind die Wände noch so gut erhalten, daß man nur ein Dach darüber bauen dürfte, um sie bewohnen zu können. Auch den Thürpfosten und Schwellen im arabischen Styl mangelten oft nur die hölzernen Thüren; ja selbst die Bretter der Thüren lagen hie und da wohlerhalten noch da, und ich wunderte mich, warum die Suahili sie nicht längst schon geholt haben. Manche Fenster ließen uns in die öden Gemächer, die jetzt die Behausung wilder Thiere sind, sehen. Mitten aus den Gemächern wuchsen so dicke Bäume, daß man aus Einem ein gutes Boot zimmern könnte. Aus dem Wachsthum des dicken Daro-Baumes, der 130 Jahre braucht, kann man vielleicht am richtigsten auf die Zeit der Zerstörung schließen. Die Gräber sind noch gut erhalten. Ich sah eine Wohnung mit einem runden steinernen Dache, was ich für eine portugiesische Kapelle hielt. Auch die ausgemauerten Brunnen sieht man noch, aber sie sind mit Steinen und Schutt ausgefüllt. Mehrere Häuser müssen sehr groß gewesen seyn, denn man sieht viele Gemächer. Die Straßen waren eng, wie in allen orientalischen Städten. Die Stadt schien von Ost- nach Nordwest gelegen zu haben *). An einigen Orten sah ich Elephantenmist, was beweist, daß diese Thiere die zerstörte Stadt hie und da besuchen. An einigen Häusern sah ich kuriose Figuren, die ich zuerst für Inschriften hielt. Die Zahl 171 war leserlich.

Daß Malindi eine große Stadt war, würden ihre Trümmer sagen, wenn auch die Geschichte schwiege. Die Eingebornen, die Araber, die Portugiesen, dann wieder die Araber, und endlich die rohen Galla und Dahalo sind über diesen Boden gegangen. Wo sind sie nun? Ihre Leiber sind in den Gräbern verwest, die der Schutt ihrer Wohnungen deckt; ihre Seelen stehen vor dem Richter der Lebendigen und der Todten. Was ist doch der Glanz und

*) Vasko de Gama, welcher in Malindi Piloten erhielt auf seiner Fahrt nach Calicut, sagt von Malindi: „Die Stadt liegt schön auf einer Ebene, nahe am Ufer. Sie ist umgeben mit Gärten und Landhäusern, und nett gebaut mit gehauenen Steinen, mit schönen Zimmern und gemalten Decken. Den Hafen beschreibt er als in einiger Entfernung liegend von der Stadt, und der Landungsplatz sei gefährlich und schwer zugänglich wegen der Felsen.“

die Herrlichkeit der Menschen! Wie bald ist alle Pracht verwelkt! Es ist ein schauerlicher Anblick, wenn man die ganze Situation der Trümmer von Malindi betrachtet. Man wird unwillkührlich an die Propheten des alten Bundes erinnert, wenn sie mit dem ganzen Ernst der Wahrheit den Untergang von großen Städten zeichnen.

Daß Malindi zum Theil durch schweres Geschütz zerstört worden ist, kann man an manchen Orten wahrnehmen, und die Geschichte sagt, daß der Sultan von Patta sie zuerst zerstört, und daß dann die Galla das Zerstörungswerk vollendet haben*). Ohne Zweifel sind Hunderttausende von Sklaven einst von diesem Mittelpunkt des Handels nach Arabien, Persien, Indien u. s. w. verkauft worden. Ohne Zweifel sind viele andere Verbrechen und Greuel hier begangen worden, die jetzt durch den Fluch und die Verwüstung gebüßt werden. Aber der Fluch muß nicht ewig währen. Die christlichen Völker sind dazu berufen, den Fluch in Segen zu verwandeln. Malindi könnte sich, wenn die christlichen Nationen nur wollten, wieder erheben, und ein Mittelpunkt zur Verbreitung der christlichen Religion, des Handels und der ächten Civilisation werden zum Segen von ganz Ostafrika. Malindi kann leicht wieder aufgebaut werden. Holz und Steine sind in Menge vorhanden, und manche Häuser bedürfen nur geringer Reparatur. Würde eine europäische Nation, wir wollen sagen England den Anfang machen, so würden die Suahili und Araber bald herbeiströmen, wie es in Aden von 1839 an der Fall war. Kopal, Elfenbein, Häute, Vieh wären die ersten Artikel, welche ausgeführt werden könnten. Reis, Mais, Welschkorn u. s. w. könnte in Menge gepflanzt werden. Die Galla würden durch Verträge oder Gewalt gebändigt werden, bis sie der Geist des Christenthums von innen heraus bezähmen würde. Die verachteten Dahalo würden sich freuen, in den Europäern ihre Beschützer gegen die Galla zu finden. Die Sklaven, welche auf hoher See von den Engländern jährlich den Suahili in der

*) Im Jahr 1505 nahm der portugiesische Don Francisco D'Almeyda Besitz von Malindi. Im Jahr 1635 war Malindi noch im Besitz der Portugiesen, später nach Vertreibung der Portugiesen war Malindi im Krieg mit Mombas und Patta.

heiligen Tag zubringen, sondern mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes, in aller Stille und Einfachheit.

Nachdem die Baugeschäfte vorüber waren, fing ich an, die benachbarten Weiler und Plantagen der Wanika zu besuchen, um mit ihnen über das Heil ihrer Seele zu reden und sie zum Reiche Gottes einzuladen. Mein theurer Mitarbeiter Rebmann hatte die Sprache zu erlernen und manches Nöthige in der Einrichtung des Hauses zu besorgen; weßhalb er erst später in die direkte Missionsarbeit eintreten konnte. Sobald er sich einigermaßen in der Sprache ausdrücken konnte, übernahm er den Unterricht einiger Knaben, worunter auch der 10jährige Sohn unsers Häuptlings Dschindoa war, der ordentlich lesen und ein wenig schreiben lernte, aber leider! das Lernen wieder aufgab, je älter er wurde, und je weniger wir seinem Verlangen nach Kleidern und andern sichtbaren Dingen entsprechen wollten und konnten.

Auf meinen Ausflügen von Rabbai Mpia pflegte ich folgende Orte, die zum Stamm Rabbai gehören, hauptsächlich zu besuchen: Bunni, Dschembeni, Muihani, Moia, Muelle, Makombini, Mutho wa Abbe Mamba, Fimboni, Rabbai wa Kale (Alt-Rabbai), Kombeni u. s. w. Die Bevölkerung dieser Weiler und Plantagen darf vielleicht zu 3000 Seelen angeschlagen werden, wie denn überhaupt die Bevölkerung des Rabbai-Stammes kaum die Zahl von 4000 Seelen übersteigen wird. Die Zahl aller Wanika, die 12 Stämme bilden, mag etwa 50,000 Seelen betragen, wobei die Wadigo-Stämme im Süden von Mombas zu 30,000 Seelen angeschlagen werden dürfen. Im Verlauf der Zeit wurde es mir und meinem theuren Mitarbeiter Rebmann immer klarer und eindringender, daß es unsere Pflicht sei, unsere Missionsarbeit nicht blos auf die Küsten-Stämme der Suahili und Wanika zu beschränken, sondern daß wir auch der inner-afrikanischen Stämme und Völker gedenken sollten. Diese Betrachtung führte uns im Jahr 1847 zu den größern Reisen ins Innere, deren ausführlichere Beschreibung ich im zweiten Theil dieses Werkes folgen lassen will. Ehe ich jedoch den ersten Theil beschließe, will ich noch Auszüge aus meinen Tagebüchern mittheilen, welche einigen

Aufschluß theils über meine Missionsthätigkeit in Rabbai Mpia und der Umgebung, theils über die Sitten und Gebräuche der Wanika und Suahili zu geben geeignet sind.

Neuntes Kapitel.

Auszüge aus meinen Tagebüchern über meine Missionsthätigkeit in Rabbai Mpia im Wanikaland, 4 Grad südlich vom Aequator.

1. Januar 1847. Beim Beginn dieses Jahres finde ich folgende Bemerkungen in meinem Tagebuch:

„Im vergangenen Jahre habe ich viel gelitten, bin oft und schwer krank gewesen, habe aber auch viel Freude erlebt durch die Ankunft meines geliebten Mitarbeiters, des Missionars Rebmann, und durch die Errichtung einer Missionsstation in Rabbai Mpia, von der ich hoffe und wünsche, daß sie für Ostafrika ein Zion werden werde, von welchem das Gesetz des Herrn über dem umnachteten afrikanischen Kontinent aufgehen wird. Möge uns der Herr im neuen Jahre eine Anzahl Seelen schenken, die Jesum aufrichtig suchen! Möge vor Allem meine Gemeinschaft mit Gott eine recht lebendige und innerliche seyn, damit ich nicht, wie jene, an der Arche Noa's für Andere baue und selbst verloren gehe!

Es waren heute viele Wanika hier, besonders vom Stamme Kiriama. Den Fremden widme ich immer besondere Aufmerksamkeit und suche ihnen eine möglichst umfassende Erkenntniß des Wortes Gottes beizubringen, weil sie geeignet sind, das, was sie vom Missionar hören, in fernen Gegenden bekannt zu machen.

Ein Kiriama-Mann bat um Arznei gegen Unfruchtbarkeit und schweren Athem. Wie oft bin ich in Afrika schon um die Arznei gegen männliche und weibliche Unfruchtbarkeit angelaufen worden! Von dem König von Schoa an bis zu dem geringsten Sklaven herab ist das Verlangen nach dieser Arznei kund gegeben worden. Ich verweigere diese Bitte gewöhnlich und suche dem

Bittsteller die Worte des Apostels 1 Theß. 4, 3—6. zu Gemüth zu führen.

2. Januar 1847. Ich hatte heute wenig Besuche, da jetzt die Zeit ist, wo die Wanika Tag und Nacht fressen und saufen. Diese Zeit währt vom December bis Februar, wo die Feldgeschäfte wieder beginnen. Es wäre zu wünschen, daß eine starke Abgabe von jedem Kokosnußbaum erhoben würde, damit die Wanika genöthigt würden, ihre Trunksucht zu mäßigen, welche alle bessern Eindrücke sogleich wieder unterdrückt. Diese afrikanischen Säufer behaupten nicht recht getrunken zu haben, so lange sie noch aufrecht stehen können und ihr volles Bewußtsein besitzen.

3. Januar. Ich hatte wieder einen Fieberanfall und litt an schwerem Athem.

Gegen Fieber bereiten die Suahili-Quacksalber eine Mischung von Küchenruß, gestoßenem Pfeffer, Limonen- und Bananensaft. Das Ganze wird zu einem schwarzen Brei zusammengekocht und in die kleinen Einschnitte eingerieben, welche die Quacksalber mit einem Rasirmesser in die Gelenke des ganzen Körpers, besonders der Arme und Füße machen. Nach der Einreibung wird ein Gefäß voll Wasser über den Kranken gegossen, oder muß er sich im Meer baden. Es ist unzweifelhaft, daß das Baden im Anfang des Fiebers von wohlthätiger Wirkung ist und dem Fieber einen mildern Verlauf verschafft. Meine Fieberanfälle kamen gewöhnlich Vormittags mit der Zunahme des Windes. Sie begannen mit Kälte und Frost und endigten Nachmittags mit großer Hitze und Schweiß, der immer eine große Schwäche zurückläßt.

4. Januar. Es waren heute drei Häuptlinge bei mir, mit denen ich über das Offenbarwerden aller Geheimnisse des menschlichen Herzens nach dem Tod sprach. Nachher kamen ein paar Wanika und Wakamba, von welch letztern Einer fragte, wer denn Christus sei? Die Wakamba sind wie Kinder, die Alles sehen und berühren, aber auch Alles, was sie sehen, besitzen wollen. Sie sind große Bettler.

9. Januar. Die Häuptlinge von Rabbai Mpia kamen heute und versprachen, morgen Holz zu bringen zum Bau unsers Magazines und unserer Küche, allein wir baten sie, es nicht an

unserem Sonntag zu bringen. Dem Häuptling Dschindoa erklärte ich die 10 Gebote, und einem Häuptling von Kidschembeni die Geschichte des Sündenfalls.

13. Januar. Wir lasen diesen Morgen Richter 11, 32 bis 40. Es scheint, Jephta tödtete seine Tochter nicht, sondern übergab sie nur zum Dienst am Heiligthum, wo sie keine Aussicht hatte, eine Mutter in Israel zu werden. Deßhalb begehrte sie ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Auch besuchten sie die Töchter Israels viermal des Jahres, folglich muß sie noch lebend gewesen seyn. Wahrscheinlich hat man hier die ersten Keime des Nonnenwesens zu suchen.

Die Häuptlinge unsers Dorfes brachten abermals kein Holz, trotz ihren wiederholten Versprechungen. Es ist erstaunlich, wie lügenhaft diese Leute sind. Aber ihre Saufereien, die Tag und Nacht Statt finden, lassen sie zu keinem nüchternen Gedanken kommen. Ich ging selbst in den Wald und fällte einen Tragpfeiler für unser Magazin. Das Hauen und Heimtragen des Holzes ermüdete mich sehr, ließ aber auch das Fieber nicht zum Ausbruch kommen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß große Anstrengung ein gutes Fiebermittel ist.

15. Januar. Letzte Nacht offenbarte sich das Heidenthum wieder recht in seiner finstern und unsittlichen Gestalt. Die Frauen von Rabbai Mpia und der Umgegend versammelten sich gegen Abend im Dorfe und zogen in Procession durch die Straßen. Sie sangen, tanzten und spielten den weiblichen Muansa die ganze Nacht hindurch, so daß des Lärmens erst bei Sonnenaufgang ein Ende wurde. Die Weiber erschienen vor jedem Hause und forderten ein Geschenk. Als sie vor unsere Thüre kamen, erklärte ich ihnen, daß wir nicht geneigt seien, ihnen etwas für ihr unsittliches Treiben zu geben, vielmehr müßten wir sie im Licht des Wortes Gottes bestrafen und sie ermahnen, wegen ihren finstern Greueln Buße zu thun, um dem Zorn Gottes zu entrinnen. Wäre ihr Thun etwas Gutes, so würden wir ihnen gerne etwas geben, aber finstere Werke zu belohnen, sei gegen unser Gewissen und gegen die Absicht unsers Wohnens unter ihnen. Sie wüßten ja wohl, daß wir ihnen jedesmal eine

Belohnung geben, wenn sie das Dorf reinigen von dem dürren Grase, das eine Feuersbrunst verursachen könnte.

Zwar dürfen angeblich keine Männer diesen weiblichen Festlichkeiten beiwohnen, aber es ist bekannt, welche Unsittlichkeiten und Fleischesgreuel bei denselben in dem nahen Walde verübt werden. Jedes Alter und Geschlecht hat unter den Wanika zu gewissen Zeiten gewisse Festlichkeiten, die mit Fressen und Saufen u. s. w. anfangen und enden. Zuerst haben die Häuptlinge ihre Feste, dann die jungen Männer, dann die Knaben, und ebenso ist es beim weiblichen Geschlecht von den Alten bis zu den Jungen herab. Es scheint, diese Festlichkeiten verbinden die Leute unter einander. Es darf bei Strafe einer Ziege oder einer Kuh Keiner fehlen bei diesen festlichen Verbindungen, welche große Bollwerke gegen das Missionswerk sind.

17. Januar. Ein Mnika besuchte mich diesen Morgen und sagte nach der Begrüßung: „Jetzt habe ich ein gutes Werk gethan, denn ich habe gerade einigen Palmwein auf das Grab meines Vaters ausgegossen.“ Ich erwiederte: Du hast vielmehr eine Uebelthat gethan, denn da dein todter Vater den Palmwein nicht trinken kann, so hast du die Gabe Gottes unnütz verschwendet. Der Mnika wußte nichts zu sagen, als: es sei eben ihre Sitte, Welschkorn und Palmwein auf das Grab der Verstorbenen zu legen, sobald das Korn eine gewisse Höhe des Wachsthums erreicht habe. Diese Gabe müsse den Verstorbenen auf ihren Gräbern gespendet werden, weil sie in der Luft, oder im und am Grabe sich befinden und zornig werden und daher den Regen verhindern, oder Krankheit ins Land bringen würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch diese Gabe in guter Laune erhalten würden.

Ich suchte dem Mnika zu zeigen, daß der abgeschiedene Geist eines Menschen keine irdische Speise brauche noch verlange, und daß der lebende Mensch besser thue, die Verstorbenen ihrem Gott und Schöpfer zu überlassen, dagegen für sich selbst in allem Ernste zu sorgen und zu fragen, was muß ich thun, daß ich selig werde? Wer an Jesum Christum, den Sohn Gottes glaube, der bekomme jetzt schon ewiges Leben, und dürfe nach dem Tod nicht im Un-

gewissen herumschweben, sondern er werde bei Christo seyn allezeit im Frieden und in der Herrlichkeit, und auch sein Leib werde wieder auferstehen und mit der glaubigen Seele vereinigt werden.

Als ich von Sünden und Uebertretungen sprach, sagte der Mnika, wir sind gute Leute, wer hat uns bei dir verläumdet? Ich las ihm Römer 1. und zeigte ihm, daß die meisten dort genannten Sünden auch bei den Wanika vorkommen, was er nicht leugnen konnte. Das große Elend der Heiden ist, daß sie das Gesetz Gottes und daher die Heiligkeit Gottes nicht kennen. Böse ist bei ihnen nur das, was zeitlich oder körperlich wehe thut, kurz, das äußere Uebel. Man muß daher die Heiden mit den Geboten Gottes bekannt machen, damit sie sich als Sünder und Uebertreter kennen und fühlen lernen.

Beim Abschied wollte der Mnika mir ein paar Kokosnüsse geben, wofür ich ihm ein Beil schenken sollte. Ich sagte: Entweder mußt du mir für meine Gabe ein Aequivalent geben, oder dieselbe umsonst und als bloßes Geschenk annehmen, ich lasse mir nichts abkaufen um etwas, das nur den vierten Theil des Werthes hat, viel lieber schenke ich etwas ganz umsonst hin; aber wenn du etwas geschenkt haben willst, so mußt du auch darum bitten, und als Bettler erscheinen, der von der Güte eines Andern leben will. Wenn mir Jemand nur den vierten Theil des Werthes einer Sache bringt, so halte ich ihn für einen listigen Dieb, der sich zwar äußerlich das Ansehen gibt, als ob er die Sache nicht umsonst haben will, der aber doch auch kein Aequivalent bringen, und so auf listige und unrechtmäßige Weise fremdes Eigenthum an sich ziehen und so sich der Pflicht der Dankbarkeit überheben will.

In diesem Bilde erscheint mir jeder natürliche Mensch, der dem heiligen Gott auch einige sogenannte gute Werke präsentiren will, um derer willen Er ihm den Himmel und dessen Seligkeit verleihen soll. Aber der gerechte Gott läßt sich nicht bestechen, noch etwas abkaufen; der Mensch muß als Bettler erscheinen, sich vor ihm demüthigen, seine Armuth und Elend erkennen und fühlen und Alles als Gnade annehmen, was ihm Gott in seinem Wort verheißen hat. Wer noch von sich aus etwas bringen will, oder

Anspruch auf eigenes Verdienst oder eigene Kraft macht, der ist noch kein armer Sünder, dem allein die Verheißung auf göttliche Hülfe gilt.

Die Behauptung derer, welche sagen, man könne den Afrikanern die erhabenen Lehren des Christenthums nicht deutlich machen, ist vollkommen grundlos. Im Gegentheil, man kann ihnen vieles deutlicher machen, als den Europäern, weil ihre Sitten und Gebräuche von der Art sind, daß die christliche Lehre dadurch besser veranschaulicht werden kann. Wie leicht ist es z. B., die Versöhnungs- und Erlösungslehre den Afrikanern nahe zu bringen und ihnen deutlich zu machen, wenn man bedenkt, daß sie gerade deßwegen ihre Opfer bringen, um die erzürnten Mulungu, d. h. die Verstorbenen zu versöhnen; daß ein in Gefangenschaft sich befindender Mnika nicht losgelassen wird, bis er das genügende Lösegeld bezahlt hat.

21. Januar. Als ich diesen Nachmittag ins Gebüsch ging, um zu beten, sah ich eine schöne grüne Schlange über die Aeste des Baumes, unter dem ich war, kriechen. Diese Schlangenart hält sich gerne auf den Bäumen auf, besonders auf den Kokosnußbäumen, wo sie Palmwein trinken soll; auch ist sie gerne auf den Strohdächern, wo sie den vielen Ratten auflauert, welche sich in dem Stroh aufhalten.

Ein Mkamba berichtete mich über ein Land Namens Kikuju, im Südwesten von Ukambani, wo es so große Elephantenzähne geben soll, daß die Träger derselben genöthigt sind, die Zähne zu zersägen, um sie an die Küste tragen zu können. Alle Lasten werden auf der Schulter von Menschen getragen, da die Eingeborenen keine Lastthiere haben, welche ohnehin in den dicken Wäldern ihre Lasten nicht wohl fortbringen könnten.

23. Januar. Mein Fieber brach wieder aus unter den folgenden Symptomen: trockene Hitze, kein Schweiß, Kopfweh, unruhige Bewegung, Schwere der Füße, großer Durst, kein Appetit, Sinken der Kräfte, Umherwälzen im Bette. Ich nahm ein Purgativ statt eines heroischen Brechmittels, das ich genommen haben sollte. Man muß in solchen Fällen nicht zögern und auch nicht zu gelinde verfahren. Mein Gemüth war sehr gereizt

und ich sah viel Heidenthum im eigenen Herzen, während ich die Heiden bekehren wollte.

26. Januar. Die große Hitze wich heute einem erquickenden Regen. Die Veränderung der Atmosphäre hatte großen Einfluß auf meine Krankheit. Ich bekam etwas Schweiß und fühlte mich erleichtert. Ich dachte heute viel an die Wakamba, welche neulich bei uns gewesen sind. Sie werden die Nachricht von den weißen Leuten im Innern verbreiten, und solche Berichte sind von großer Wichtigkeit für Missionarien, welche später die Binnenländer besuchen werden. Jedes Volk hat gewisse Sagen und Hoffnungen in Beziehung auf die Zukunft. Diese Sagen werden genährt durch die Ankunft von außerordentlichen Leuten, oder durch besondere Ereignisse. So hatten z. B. die Abessinier eine Sage von einem großen Manne Namens Theodoros, und sie glaubten, daß dieser Mann bald kommen werde, weil so viele weiße Leute nach Abessinien kamen. Auch die Suahilis wollen eine Weissagung haben, daß die Europäer kommen und ihr Land in Besitz nehmen werden. Da die Missionarien sich bei Mombas niedergelassen haben, so glauben Viele, die Zeit der Erfüllung jener Weissagung sei jetzt gekommen. Deßwegen betrugen sich auch Viele sehr freundlich gegen die Missionarien, weil sie gerne unter europäischer Herrschaft stehen möchten.

29. Januar. Ich fühle mich täglich besser; aber schmerzhafte Geschwüre entstehen an verschiedenen Theilen des Körpers, vorzüglich im Gesicht und an den Füßen. Durch diese Geschwüre soll wohl der innere Krankheitsstoff nach außen geleitet werden.

Gedanken über 1 Sam. 4.:

1) Die Israeliten fragten den Herrn nicht, als sie gegen die Philister in Krieg zogen, obwohl ein Prophet (Samuel) unter ihnen war. Dieß zeigt ihr Selbstvertrauen, das aber zu Schanden werden mußte.
2) Sehen wir das abergläubische Vertrauen auf die Bundeslade. Auch die äußere Form des Gottesdienstes und der Gottseligkeit hilft nichts ohne Reinigung des Herzens durch den Glauben.
3) Der Unglaube ist die Ursache, wenn eine Seele ihre Herr-

lichkeit verliert. Darum warnt der Apostel vor dem Abtreten von dem lebendigen Gott.

4) Die Herrlichkeit eines christlichen Volks kann nur dadurch hergestellt werden, daß dasselbe in Buße und Glauben zu seinem Bundes-Gott zurückkehrt, daß rechte Beter und lebendige Prediger unter demselben auftreten und daß Propheten-Schulen, kurz, innere Missionen entstehen, wodurch die Reformation eines Volkes angebahnt, fortgeführt und vollendet wird.

2. Februar. Als wir heute eine Ziege schlachteten, bat ein Mnika um das Blut des Thieres, das wir ihm aber verweigerten, weil er es zu abergläubischen Zwecken verlangte. Dieser Mann gab uns auch den Rath, morgen unsere Hausthüre zu schließen, weil der Muansa brummen werde. Auch die Häuptlinge und einige andere Wanika stellten dieselbe Forderung an uns. Ich gab ihnen einen Verweis wegen ihres Aberglaubens und ihres Betrugs, wodurch sie die Leute glauben machen, der Muansa sei ein im Walde schreiendes Thier, da er doch nur ein ausgehöhlter Baumstamm sei, in welchem durch Reiben ein fürchterliches Brummen verursacht werde. Wenn ihre Handlungsweise wahrhaft gut sei, warum sie sie denn vor den Leuten zu verbergen suchen, denn Niemand außer den Aeltesten dürfe das brummende Instrument sehen bei schwerer Strafe. Sie suchen durch Aberglauben und Betrug sich vor dem Volk wichtig zu machen und über dasselbe zu herrschen, da sie sonst keine Gewalt über dasselbe hätten. Zu solchen sündlichen Handlungen könne ich nicht schweigen, und ich werde meine Hausthüre offen lassen, um öffentlich zu erkennen zu geben, daß ich mich vor ihrem Aberglauben und den bösen Geistern nicht fürchte.

4. Februar. Nachdem die Weiber von Rabbai Mpia die Wege des Dorfs von Gras u. s. w. gereinigt hatten, erschienen die Aeltesten Nachmittags mit sonderbaren Instrumenten, welche einen Ton gaben, der dem Geräusch einer hin- und hergeworfenen Weberspule sehr ähnlich war. Wir ließen unsere Hausthüren offen. Als die Procession der Aeltesten unserer Hütte nahe kam, näherte sich plötzlich Einer derselben und schloß die Thüre

zu; ich aber öffnete sie sogleich wieder und legte Protest ein gegen ihre Werke der Finsterniß. Die Aeltesten begaben sich dann nach dem Moroni oder Rathhaus, wo der Muansa wa Kurrk bereits zu spielen oder vielmehr zu brummen angefangen hatte. Mit Anbruch der Nacht wurde das Schreien, Tanzen, Singen, Jauchzen der Aeltesten und das Brummen des Muansa furchtbar. Dieser wilde Lärm dauerte die ganze Nacht hindurch, so daß ich oft vom Schlafe aufgeweckt wurde, wenn die blinden und eifrigen Diener des Muansa an meinem Hause vorüberzogen. Natürlich stärkten sie sich von Zeit zu Zeit mit einem tüchtigen Zug Palmwein, der die sinkenden Kräfte der rasenden Wanika wieder anfachte. Wer es nicht glauben kann, daß die Heiden unter dem besondern Einfluß böser Geister stehen, der könnte sich bei solchen Gelegenheiten von der Wahrheit dessen überzeugen, was Paulus Ephes. 6, 12. bezeugt. Solche Festlichkeiten sind die Abendmahle der Heiden, wo sie sich aufs Neue mit dem finstern Reich verbinden, und wo sie, sozusagen, sakramentlich von der bösen Geisterwelt bestärkt werden. Daher es nach solchen heidnischen Festlichkeiten auch für den Missionar immer wieder schwerer wird, den satanisirten Gemüthern beizukommen. Das Heidenthum steht ebenso real unter dem unheiligen Einfluß der bösen Geister, wie das wahre Christenthum seine Kraft und Nahrung vom heiligen Geiste hat.

Auf meine Frage, was denn der Muansa eigentlich sei und zu bedeuten habe, antwortete ein Mnika, er könne es nicht sagen, denn Niemand außer den Aeltesten dürfe das Instrument sehen. Wenn Kinder und Weiber ihn sehen würden, so würden sie sogleich todt niederfallen, oder würden die Weiber nicht mehr gebären können. Sobald daher die Unberufenen das Brummen des Muansa (der immer im Walde zuerst gespielt wird, wo man ihn in einer besonders dazu erbauten Hütte aufbewahrt) nur von Ferne hören, so müssen sie sich im Walde oder in den Häusern verbergen, und wer dieß unterlassen würde, hat die Strafe von einer Kuh oder ein paar Ochsen zu zahlen. Es ist offenbar, daß die Aeltesten den Muansa gebrauchen, um das Volk in Schrekken und Unterthänigkeit zu erhalten. So oft sie ein neues Ge-

setz erlassen wollen, lassen sie den Muansa spielen. Ueberhaupt bildet der Muansa den Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiösen Lebens. Wenn die Wanika opfern und um Regen beten, oder wenn sie ein mißgestaltetes Kind im Wald erdrosseln wollen, oder wenn sie neue Gesetze einführen, so wird immer der Muansa in Bewegung gesetzt. Aber nur Einzelne sind in das Geheimniß des Muansa eingeweiht, und die Einweihung geschieht durch eine reiche Gabe von Reis, Palmwein, Fleisch u. s. w. von Seiten dessen, der eingeweiht werden will. Der Muansa selbst wird von irgend einem Mnika, der die Ausgabe machen will, für die Summe von 3 bis 4 Thalern gekauft, oder läßt er ihn durch einen Zimmermann anfertigen für diese Summe. Der Besitzer des Muansa hat dann den Vortheil, daß er bei allen Saufereien seinen Antheil bekommt, und überhaupt, daß er Ansehen und Einfluß unter seinen republikanischen Landsleuten erhält, unter denen nur der etwas gilt, der sich durch Reichthum, Freigebigkeit, durch die Macht der Beredtsamkeit und durch irgend eine That der Selbstaufopferung auszeichnet. Der Muansa soll von den südlichen Wanika, den sogenannten Wadigo eingeführt worden seyn. Die Wakamba, Wateita, Wadschagga und andere Stämme kennen den Muansa und seine Feierlichkeiten nicht.

8. Februar. Heute kam unser Freund Abdalla mit einer Suahili-Dame aus Mombas, welche während der großen Theuerung im Jahr 1836 einer Mnika-Frau und ihrer Tochter 20 Meßchen Welschkorn gegeben und in Folge dieser Gabe die Mnika-Mutter und ihr Kind als Sklaven betrachtet hatte. Da Mutter und Tochter von Mombas nach dem Wanikaland entflohen waren, so verlangte die Dame von den Häuptlingen 24 Thaler (den Werth von vier Kühen) unter dem Vorwand, daß die 20 Meßchen Korn in der Zwischenzeit diese Summe erzeugt haben würden. Die Häuptlinge gaben die Forderung zu, vermochten aber nicht, die betreffende Person zu zwingen, diese Summe zu bezahlen. Es ist schrecklich, wie hart die Muhamedaner an der Küste gegen die Wanika während der Hungersnoth verfahren. Uebrigens mußte gerade jene Hungersnoth dazu dienen, den Wohlstand der Wanika zu vernichten und sie bereitwillig zu

machen, die Boten des Friedens aufzunehmen, von denen sie zuerst nur Verbesserung ihrer äußern Lage erwarteten. Es geschieht sehr oft, daß die Missionarien erst dann Aufnahme unter einem Volk finden, wenn dieses an dem Rand des zeitlichen Verderbens angelangt ist. Während Abdalla in Rabbai Mpia anwesend war, trieb er Handel mit Salz, das er gegen Korn eintauschte. Dieses Geschäft ging so gut, daß er beschloß, eine Hütte in dem Dorfe zu errichten, und seinen Handel durch einen Sklaven zu betreiben. Er kam Morgens zu mir und sagte, er habe einen Traum gehabt, in welchem ihm der weiße Mann befohlen habe, eine Hütte zu bauen. Da ich die Betrügereien kannte, welche die Eingeborenen durch das Vorgeben von Träumen begehen, so ließ ich mich nicht in die Sache ein, da ich wohl wußte, daß Abdalla den geheimen Wunsch hatte, ich solle die Hütte auf meine Kosten bauen lassen und sie dann ihm zum Geschenk machen. Es konnte mir aber nicht im Traume einfallen, dem Muhamedanismus auf diese Weise in Rabbai Mpia Vorschub zu leisten, vielmehr mußte ich wünschen, daß die Muhamedaner von dem Dorfe entfernt bleiben möchten.

20. Februar. Heute feierten die Wafulana, d. h. die jungen Leute ihr Engori, oder Siku ya engori, oder Ya ku iwa, d. h. den Tag, an welchem die Wanika-Jünglinge ihre Brüste mit Messern ritzen und etwas Blut fließen lassen, um, wie sie sagen, frisches Blut an der Stelle des alten zu erhalten. Diese Ceremonie soll, wie sie meinen, stark und tapfer machen. Auch soll sie dazu dienen, daß die jungen Leute nichts Böses thun, z. B. einander auf den Pflanzungen keine Früchte stehlen u. s. w. Es wurde den ganzen Tag getrommelt, die Schwerter geschwungen, getanzt, gejubelt, im Dorf herumgezogen und Palmwein im Ueberfluß verschluckt.

Ich suchte dem Häuptling und einigen Wanika, die bei mir waren, zu zeigen, daß alle diese sinnlichen und sündlichen Vergnügungen und Bestrebungen aus einem geheimen und unerkannten Verlangen der menschlichen Seele nach Ruhe und Frieden entstehen, welches Verlangen nur durch die Aufnahme des Evangeliums Jesu Christi gestillt werden könne. Jesus Christus gebe

dem, der ihn erkennt und an ihn glaubt, ein neues Herz, einen neuen Geist, ein Leben aus Gott; wo nun Gottesleben ist, da ist Ruhe und Frieden, da ist auch Kraft, das Fleisch, die Welt, die Sünde und den Teufel zu überwinden, da wird der Mensch aus einem Fleisches-Menschen ein Geistes-Mensch und bringt Früchte des Geistes. Als Fleisches-Menschen leben die Wanika jetzt ganz nach dem Fleisch; wenn sie sich aber bekehren und durch das Evangelium Geist bekommen, so werden sie Vergnügungen höherer, göttlicher und ewiger Art erlangen, und werden sich dann ihres Vergnügens im Fleisch schämen. Ich habe immer gefunden, daß es einigen Eindruck auf die Heiden macht, wenn man ihnen ein höheres und reales Vergnügen vorhält, das Christus uns in dieser und jener Welt geben will durch die Umkehr des Herzens zu dem lebendigen Gott. Und in der That kann der Mensch ja das Niedere und Vergängliche nicht lassen, ehe er etwas Höheres und Unvergängliches aus Gott erblickt und geschmeckt hat. Als die Jünger Worte des ewigen Lebens bei Jesu genossen hatten, so konnten sie sagen: Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte und Wesen des ewigen Lebens. Ewiges Leben, oder Gott hat der Mensch durch den Fall verloren. Findet er dieses wieder, so gibt er gerne das Fleisch, das Vergängliche hin und hungert und dürstet nach Gott mit dem Verlangen seines Geistes.

2. März. Wie sehr ein Missionar unter den Wanika die Liebe braucht, die nicht das Ihre sucht, und sich nicht erbittern läßt (1 Cor. 13, 5.), davon habe ich heute eine überzeugende Erfahrung gemacht. Ich hatte mit einigen Wanika den Vertrag geschlossen, daß sie uns von der Bucht von Rabbai Bauholz bringen sollten. Die Kinder sollten für die Last 20 Stängelchen Glasperlen; die Männer und Weiber aber 30 Stängelchen erhalten. Ein Knabe Namens Dschirindo verlangte troz des Vertrages 30 Stängelchen mit solchem Ungestüm, daß er mich zur Ungeduld und zu innerem Unwillen aufs äußerste reizte. Als ich auf dem Vertrag zu beharren fortfuhr, warf er mir die Glasperlen zu den Füßen und wollte im Zorn und mit Schimpfreden davon laufen. Da ich die üblen Folgen dieser Verhandlung wahrnahm, hob ich die Glasperlen auf, gab ihm mehr als 30 und so wurde

der Friede erhalten. Unsere Freunde in der Heimath wissen gar nicht, wie viel ein Missionar sich unter diesem krummen und habsüchtigen Geschlecht gefallen lassen muß. Er könnte wohl oft seinen eigenen Willen durchsetzen, aber er würde nur der Hauptsache schaden. Die Heiden wollen erst die uneigennützige und selbstverläugnende Liebe des Missionars sehen, sie wollen überhaupt erst sein Leben anschauen, ehe sie sein Wort für wahr und heilsam annehmen und anerkennen.

5. März. Wir erhielten Briefe aus Europa, Indien und Sansibar durch die Ankunft des Liverpooler Schiffes Ann unter Kapitän Parker, der mich einlud, ihn der Küste entlang zu begleiten, was ich aber ablehnte. Dagegen entschloß ich mich mit meinem Freund Rebmann eine Seereise nach Sansibar zu machen um unserer Gesundheit willen, die immer noch vom Fieber geschwächt war. Es war gerade ein arabisches Schiff im Hafen von Mombas, welches von Dschidda im rothen Meer gekommen war, und welches Glasperlen, Flaschen, farbige Kleider, Zwiebeln, Durra u. s. w. nach Sansibar führen wollte. Wir reisten am 7. März von Mombas ab, ankerten Abends an der Insel Wassin und erreichten Sansibar am 9ten beim besten Wind. Auf unserem Schiff war ein Matrose, der in der Armee des Pascha von Egypten gewesen war und der viele Thaten des Pascha erzählte. Ein anderer Matrose hatte eine Reise nach dem großen Binnenland Uniamesi gemacht und hatte den großen Binnensee gesehen. Wenn man, sagte er, die Meeresküste, Sansibar gegenüber, verlassen hat, so kommt man nach 3 Tagen zu einem Stamm, der Waschinsi heißt, wo der Reisende Gefahren ausgesetzt ist und daher an eine starke Karawane sich anschließen muß. Nach 5 weitern Tagreisen kommt man abermals zu einem Stamm, der jeden Fremden tödtet, der sich von der Karawane entfernt. Der Mörder eines solchen Fremden wird der Häuptling des Stammes, vorausgesetzt, daß er den Mord durch Vorzeigen einer Trophäe (welche in der Entmannung des Feindes besteht) beweisen kann. Hierauf ist keine Gefahr mehr auf dem Weg. Das Land wird hügelig und holzreich, daher keine Kameele gehen können, sondern höchstens nur Esel, welche übrigens die ganze Reise nicht aus-

halten. Ein großer Fluß, den man nicht passiren kann, fließt nach Westen, wendet sich aber dann nördlich, ehe man nach Uniamesi kommt. Die Reisenden gehen lang den holzreichen Ufern des Flusses entlang und müssen der Krümmungen wegen manche Umwege machen. 15 Tage lang trifft man nur hie und da fast nackte Leute, welche den Reisenden kein Leid zufügen, und ihnen Speise geben für Glasperlen, welche dort einen hohen Werth haben. Wenn die Karawane in Uniamesi ankommt, so muß sie dem König zuerst ein Geschenk geben, ehe sie Erlaubniß zum Elfenbeinhandel erhält. Bei der Rückkehr nach der Küste wählt die Karawane einen andern Weg. Die ganze Reise dauert 5 bis 6 Monate, d. h. die Hin- und Herreise von und nach der Meeresküste.

Unser arabischer Kapitän erzählte uns, daß die Araber sehr unzufrieden seien mit dem Sultan von Sansibar, weil er die Sklavenausfuhr nach Arabien verboten hatte. Er meinte, die Araber könnten jetzt keine Handelsartikel mehr von Arabien bringen, weil sie keine Sklaven zurücknehmen dürften. Allerdings werden die Suahili einen großen Vortheil über die Araber erhalten, weil die Suahili bis Barawa im Norden und bis Kiloa im Süden den Sklavenhandel noch treiben dürfen. Zwar können sie ihre Sklaven an die Ostafrikaner nicht so theuer verkaufen, wie sie sie an die Araber verkauft haben, aber sie werden desto mehr Sklaven auf den Markt bringen, und so wird die Sklaverei eher zu- als abnehmen in Ostafrika, nur daß sie auf die ostafrikanischen Stämme beschränkt bleibt, obgleich auch noch viele Sklaven nach Arabien eingeschmuggelt werden. Hier kann man abermals sehen, wie mit dem Sklavenhandel nichts anzufangen ist, so lange man ihm nicht alle Köpfe abhaut. Er weiß sich zu drehen wie eine Schlange und den klügsten Diplomaten Englands auszuweichen. Die Engländer glaubten dem Sklavenhandel den Todesstoß versetzt zu haben durch den Vertrag, den sie mit dem Sultan von Sansibar zur Abschaffung des Sklavenhandels nach Arabien geschlossen hatten; aber siehe! sie haben damit diesen Handel in Ostafrika selbst nur belebt und vermehrt, ohne es zu denken oder zu ahnen. Der Hauptfehler liegt darin, daß England bei Schließung

solcher Verträge Diplomaten gebraucht, welche entweder kein inneres Interesse in der Abschaffung der Sklaverei haben, oder welche keine umfassende Kenntniß der Verhältnisse besitzen. Sie lassen sich von den listigen Suahili und Arabern täuschen. Wollten Missionarien, welche die Verhältnisse aus persönlicher Anschauung kennen, einem solchen Diplomaten Vorschläge oder Mittheilungen machen, oder auch nur ihre Erfahrungen in Europa veröffentlichen, so würde der Vorwurf ihnen entgegen donnern: „ihr mischet euch in die Politik, man muß euch aus dem Lande jagen.“ Ueberhaupt kommt der Missionar oft zwischen zwei Feuer in der Heimath und in der Heidenwelt. In Europa wird er getadelt und der Gleichgiltigkeit gegen die Wissenschaft angeklagt, wenn er über die Verhältnisse, unter denen er lebt und die er kennen gelernt hat, keine Mittheilungen macht, während ihm draußen die europäischen Konsule und politischen Agenten, auch wohl Kaufleute die sich im Besitze von Monopolen befinden, mit Landesverweisung drohen, wenn er über die Länder, die er kennen gelernt hat, nicht Stillschweigen beobachte.

11. März. Wir machten heute dem Sultan von Sansibar unsere Aufwartung, der, wie gewöhnlich, sehr freundlich war. Er sagte, die Wanika seien schlechte Leute und wir sollten daher lieber in Mombas als im Wanika-Lande wohnen. Ich bemerkte, die Bewohner der Südsee seien noch schlimmer als die Wanika gewesen, die doch keine Menschenfresser seien wie jene. Europäische Lehrer seien zu diesen Kannibalen gekommen, haben sie das Wort Gottes gelehrt und sie seien ganz andere Menschen geworden. Der Sultan erwiederte, wenn es so sich verhält, so ist Alles recht und ihr möget immerhin unter den Wanika wohnen und thun, was ihr wollt.

13. März. Wir hatten im Sinne, eine Seereise nach Kiloa zu machen, und der Hafenmeister Dscheram (ein reicher Baniane aus Bombay) war so gut, uns ein Boot zu besorgen; allein die gänzliche Windstille, die immer bei der Veränderung des Monsuns eintritt, nöthigte uns, nach Sansibar zurückzukehren.

15. März. Da uns Kapitän Pain aus Liverpool eine Passage auf seinem Schiffe nach Mombas anbot, so benützten wir

diese Gelegenheit, um auf unsere Station in Rabbai Mpia zurückzukehren. Unterwegs begegnete uns Herr P. mit dem Schiff Ann, welcher den Kapitän Pain zur Rückkehr nach Sansibar veranlaßte. Herr P. war nämlich der Agent einer Handelsgesellschaft in Liverpool, welche mit einem Kapital von 70,000 Pfund Sterling in Ostafrika Handel treiben wollte, aber bald von ihrem Vorhaben mit Verlust abstehen mußte, da es sich nicht rentirte.

18. März. Nachdem Herr P. seine Geschäfte in Sansibar vollendet hatte, kam er zu uns an Bord des Schiffes „Prince of Wales," das unter dem Befehl des Kapitäns Pain stand, der nach Mombas segeln wollte. Unterwegs hatten wir vielfache Gelegenheit, mit dem Agenten Herrn P. ins Gespräch zu kommen. Da er sich für einen Freimaurer ausgab, so nahm ich Anlaß, mit ihm über die Freimaurerei zu reden und namentlich das zu tadeln, daß sie ihre Verhandlungen so geheim halte und daß sie in sehr wichtigen Punkten der Bibel und dem Christenthum entschieden widerspreche. Wie es möglich sei, daß ein Christ einem Menschen so unbedingten Gehorsam schwören könne, wie die Freimaurer ihn bei der Aufnahme schwören müßten, und wie da noch von wahrem Christenthum die Rede seyn könne, wo man allen Unterschied der Religionen aufhebe, und Türken, Araber, Hindus, Parsis u. s. w. in den Orden aufnehme. Von Erkenntniß der Sünde und somit auch von der Erkenntniß und Nothwendigkeit eines Heilands und Erlösers sei in der Maurerei keine Rede. Ich hätte in Sansibar ein Buch über die Freimaurerei gelesen, das ein Nordamerikaner (der selbst Meister Maurer gewesen war), nach seiner Bekehrung geschrieben habe, der aber ermordet worden sei, weil er die Geheimnisse des Ordens veröffentlicht habe. Wenn diese Geheimnisse die Oeffentlichkeit ertragen könnten, so würde jener edle Mann, der aus Erfahrung die Gefahren und den Schaden der Maurerei erkannte und daher vor ihr warnte, von seinen Genossen nicht umgebracht worden seyn. Es laufe überhaupt bei der Maurerei meistens auf gut Essen und Trinken, auf gesellschaftliche Unterhaltung und etwa auf Unterstützung in der Noth, und allgemeine Moralität und Wohlthätigkeit hinaus; aber von einer innern Sittlichkeit, die nach dem Evangelium auf der

Wiedergeburt oder Veränderung des Herzens beruht, sei keine Rede. Die Freimaurerei wolle die alte, unwiedergeborne Natur des Menschen fromm machen, sie wolle gute Früchte von dem Naturbaum des alten Menschen zeugen, kurz sie strebe nur nach einer Tugend, wie sie der Mensch in eigener Kraft, ohne das Evangelium, hervorbringen könne, eine Tugend, die wohl vor Menschen etwas gelten könne, aber ins Reich Gottes nicht hinein tauge und so gewiß in der Stunde des Todes zu Schande werde, als gewiß der Heiland gesagt habe, daß man ohne Wiedergeburt nicht ins Reich Gottes kommen könne. Herr P. gab Letzteres zu, meinte aber, der Mensch brauche nicht zu beten, da ja Gott alles wisse, was er brauche. Und gerade Herr P. hätte das Gebet am nöthigsten gehabt, denn er war ein sehr leidenschaftlicher Mann, der immer Schimpfwörter gegen Jedermann in Menge im Munde führte. Er war dabei zugleich so furchtsam und menschenscheu, daß er stets geladene Pistolen bei sich trug, weil er beständig fürchtete, von Jemand ermordet zu werden. Auch war er ein großer Trinker und Bauchredner, der manchmal seine Kunst auf dem Schiff entfaltete. Uebrigens war er wieder zu Zeiten äußerst freigebig und gefällig. Er starb später in England.

19. März. Ankunft in Mombas. Herr P. wünschte, daß ich ihn zu den Wanika in Duruma begleiten möchte, wo er im Sinn hatte, die Antimonium-Minen, die dort sich finden, von den Häuptlingen zu kaufen und Einleitung zur Bearbeitung der Gruben zu treffen. Da ich voraussah, daß die Sache dem Sultan von Sansibar mißfallen würde, daß die Wanika-Häuptlinge auf den Gedanken kommen könnten, die Missionarien wollten ihr Land an die Europäer verkaufen, daß die Leidenschaftlichkeit des Engländers und das Pulver und Blei, das er an die Suahilis verkaufen wollte, nichts Gutes wirken werde, so weigerte ich mich, Herrn P. zu begleiten.

23. März. Herr P. besuchte die Duruma-Häuptlinge, fand sie aber so besoffen, daß er nichts mit ihnen verhandeln konnte. Er wurde durch ihr Betragen und ihr wildes Aussehen so erschreckt, daß er ihnen die mitgebrachten Geschenke ohne weiteres übergab und sich sogleich entfernte. Er meinte, die Wanika

seien 50 Mal schlimmer als die Sulu in Südafrika, welche er kennen gelernt hatte. In Beziehung auf Trunkenheit mag dieß Urtheil wahr seyn, aber in anderer Beziehung stehen die Wanika weit über den Sulu.

31. März. Wir fingen nach unserer Rückkehr nach Rabbai an, einen Garten anzulegen. Viel Unkraut mußte verbrannt werden. Dieß gab mir Gelegenheit, den besuchenden Wanika zu zeigen, wie auch das Unkraut des Herzens vertilgt werden muß, wenn unser Herz ein Garten oder eine Wohnung Gottes werden soll.

6. April. Mbawa, der Neffe unsers Häuptlings Dschindoa, machte heute Uganga (Zauberceremonien) vor seinem Hause. Es waren viele Frauen und Kinder versammelt, welche trommelten, tanzten und ein furchtbares Geschrei machten, um den bösen Geist auszutreiben, der ihrer Meinung nach die junge Frau Mbawa's unfruchtbar gemacht hatte, die gerne Kinder gehabt hätte. Auf meine Frage an den alten Häuptling, warum er die Verrichtung so thörichter, nutzloser und abergläubischer Ceremonien gestattet habe, antwortete er, er sei zu spät nach Hause gekommen und habe den Uganga nicht mehr verhindern können. Es war offenbar nur eine Ausrede. Ich erklärte ihm nun, daß es dem Teufel nicht darum zu thun sei, unsere Körper zu besitzen, sondern er suche unsere Seele zu verderben dadurch, daß der Mensch Sünden begehe, d. h. das Gebot Gottes übertrete. Satan wolle den Menschen geistlich oder innerlich tödten, nicht äußerlich und körperlich. Ich las dem Häuptling Röm. 1. und zeigte ihm die verschiedenen Arten von Sünden, die hauptsächlich unter den Heiden, also auch unter den Wanika im Schwange gehen. Was körperliche Schwachheiten und Störungen, d. h. Krankheiten betreffe, so habe Gott zu deren Heilung in der Natur allerlei Kräuter, Rinden, Mineralien u. s. w. verordnet, welche der Mensch kennen lernen und versuchen müsse, was ihre Heilkraft sei. Dieß sei Sache der Aerzte, welche in Europa Jahre lang studiren müssen, bis sie Kranke heilen könnten. Aber um die Seele von der Sünde und also von der Herrschaft des Satans zu heilen, gebe es kein Kraut und keine Pflanze in der sichtbaren

Natur. Gott aber habe seinen Sohn Jesum Christum in die Welt gesandt, wer an ihn glaube und ihm, seinem Wort und Geist gehorsam werde, der bekomme ein neues Herz, aus dem Satan weichen müsse. Die Wanika, anstatt den Teufel durch ihre Ceremonien von den Leuten zu vertreiben, laden ihn vielmehr ein und nöthigen ihn herbei, weil sie Dinge begehen, welche wider Gottes Wort und Willen, aber dem Teufel angenehm sind. Wo man des Teufels Willen thue, da komme er mit Freuden. Des Teufels Willen werde aber gewiß da gethan, wo man ihm Opfer bringe, um ihn zu versöhnen, und wo man die abergläubischen Ceremonien verrichte, welche Mbawa verrichtet habe. Der Häuptling begab sich dann zu seinem Neffen und ermahnte seine Leute, den Lärm zu unterlassen. Eine Zeitlang gehorchten sie ihm; endlich aber fingen sie die Sache wieder an und lärmten, bis die Nacht einbrach.

14. April. Mein lieber Mitarbeiter Rebmann pflanzte heute eine Anzahl Kartoffeln und andere Sämereien aus Europa und Indien.

Ein Mnika aus Kiriama bettelte um ein wenig Salz, das ich in ein altes Zeitungspapier einwickelte. Der Mann wollte die Gabe nicht annehmen, weil er glaubte, ich hätte das Salz in Papier gewickelt, das Uganga (Zauber) enthielte. Die Muhamedaner machen die Wanika glauben, jeder Streifen von geschriebenem oder gedrucktem Papier enthalte Zauberei.

22. April. Die Wanika brachten heute ein Sadaka, d. h. Opfer, theils um Regen zu erlangen, theils wegen eines Mannes, der gestorben war. Ein schwarzes Schaf wurde geschlachtet, das Blut auf das Grab gesprengt und der Sprengende betete: „Möge bald Regen kommen, möge der Todte Ruhe haben, mögen die Kranken geheilt werden" u. s. w.

Auf meine Frage, was denn die Wanika eigentlich unter dem Wort Mulungu verstehen, sagte Einer, Mulungu sei der Donner; Andere meinten, es sei der Himmel, und zwar der Wolkenhimmel; wieder Andere glaubten, Mulungu sei das Wesen, das Krankheiten verursache; noch Andere hielten die schwache Idee eines höchsten Wesens unter Mulungu fest. Einige glauben, jeder Mensch werde

nach dem Tod ein Mulungu. Um diese heidnischen Begriffe auszuschließen, sagen die Muhamedaner (wenn sie von Gott sprechen): Muigni äsi Mungu, oder Mulungu, d. h. der Majestät oder Herrschaft besitzende Gott, womit sie Gott als Herrn der Welt bezeichnen.

Ich erfuhr heute von einem Mnika, daß die Bewohner des Teita-Landes, das aus den drei Bergen Kadiaro, Ndara und Bura (oder Kilima Kibomu) besteht, von den Galla „Indigirri" genannt werden, während die Wanika bei den Teitas „Ambakomo" heißen, weil diese glauben, die Wanika stammen von den Pokomo-Stämmen ab, die an den Ufern des Dana-Flusses wohnen. In der Sprache der Wakamba heißen die Wanika „Azoi (oder Azore), und die Suahili „Ndumba" (bei den Wanika „Wazumba"), während die Wakamba von den Suahilis „Warimangao" genannt werden. Die Wakamba schärfen ihre Zähne, wie manche ostafrikanische Stämme, z. B. die Wagnindo bei Kiloa zu thun pflegen.

29. April. Die Wanika machten wieder ein Sadaka (Opfer). Ein geschlachtetes Schaf wurde in Reis gekocht. Nachdem die Opfernden tüchtig gegessen und getrunken hatten, stand Einer auf und sagte: Hewe Mulungu muhoho wangu avole, d. h. O Gott, möge mein Kind besser werden. Die Anwesenden antworteten: „Avole," möge es besser werden! Der Anführer sagte dann: „Anende arime," d. h. möge es gehen und das Feld bauen. Die Anwesenden antworteten gleichfalls: Anende arime.

Die Wanika haben keine stehende Form bei ihren Opfergebeten, sondern sie sagen heraus, was ihnen gerade als Wunsch daliegt.

30. April. Heute kamen mehrere Häuptlinge zu uns, um uns zu fragen, warum wir unsere Thüren nicht schließen, wenn der Muansa an unserem Hause vorüberziehe, die Muhamedaner lassen ja auch ihre Thüren nicht offen, warum denn wir es nicht machen wie die Muhamedaner? Ich antwortete: 1) wir sind keine Muhamedaner, welche die Werke der Finsterniß lieben wie die Wanika; 2) wir sind ins Wanikaland gekommen, um gegen finstere Werke Zeugniß zu geben und die Wanika zu ermahnen, daß sie sich bekehren zu dem lebendigen Gott; 3) es wäre daher gegen

unser Gewissen, ihnen ein Geschenk zu geben für ihre sündlichen Sitten und Gebräuche; 4) wir fürchten uns vor dem Muansa nicht, weil wir wissen, daß es nur ein Stück Holz ist, das sie je eher je lieber verbrennen sollten; 5) Es wäre gottgefälliger, wenn sie nach Verbrennung des Muansa ein Schulhaus bauen und ihre Kinder ermahnen würden, zu uns in die Schule zu kommen. Sie selbst, die Häuptlinge, sollten mit dem guten Beispiel vorangehen und sich im Evangelium unterrichten lassen, dann würden sie Segen über ihr Land bringen, und nicht mehr nöthig haben, mit Betrug über das Volk zu herrschen. Wer Gott ehrt, den wird er wieder ehren, und die Leute würden ihnen dann besser und aufrichtiger gehorchen als jetzt, wo sie den Gehorsam durch Aberglauben und sündliche Gebräuche erzwingen müßten. Als ich so ernst und feierlich redete, sagte Einer der Häuptlinge: „Du bist ein rechter Zauberer," womit er andeuten wollte, wir können deiner Rede nicht widerstehen. Die Häuptlinge beschlossen nun wiederholt, daß man mit uns eine Ausnahme machen und uns nicht strafen sollte, wenn wir den Muansa ansehen, aber die Wanika sollten gestraft werden, wenn sie ihre Hütten nicht schließen beim Vorüberziehen des Muansa.

2. Mai. Ich hatte diesen Morgen eine lange Unterredung mit einer Mnika-Frau, welche wegen ihres verstorbenen Kindes weinte. Es ist bei den Wanika Sitte, daß die Verwandten und Freunde, die einen Todten haben, zusammenkommen und drei Tage beisammen bleiben, um zu schreien, weinen, sich an die Brust zu schlagen und auf den Boden zu stampfen wie Rasende. Zuerst scheeren sie sich das Haupt, zerritzen das Gesicht und schreien dann fürchterlich. Von Zeit zu Zeit wird tüchtig gegessen, getrunken und getanzt. Während der Trauerzeit schlafen sie auf dem Boden, nicht auf einer Bettstätte.

Ich sagte der Frau, das unmäßige Weinen und Schreien sei im Grunde ein Murren wider den allein weisen Gott, der am besten wisse, was für uns gut sei und wann er uns von dieser Erde abrufen müsse. Die Hauptsache sei, daß wir durch Christum mit Gott versöhnt werden und daß wir durch den Glauben an den Sohn Gottes eine lebendige Hoffnung des ewigen

Lebens erlangen; dann werden wir nach dem Tod selig seyn, weil wir dahin kommen, wo Christus ist. Wenn Kinder und Eltern in Christo leben, so werden sie auch in ihm sterben und in ihm sich einst wiederfinden in des Vaters Haus, wo für jedes Kind Gottes eine Wohnung und ein Erbe bereitet sei.

Später kam ein Mnika, der mir eine Liste der Hauptplätze, Stämme und Flüsse von Ukambani im Innern gab. Die Hauptorte sind folgende: Kikumbuliu, Yata, Kitui, Kauma, Lamba, Muyema, Mboni, Iko, Endio, Kitumbi, Muao, Wandscheu, Duka, Engemani, Muansoa, Umoni, Kilungu, Endeine, Mdito, Mkono, Beikandschu, Mudeitu. Westlich und nordwestlich von Ukambani sind die Stämme Kikuyu, Mberre, Mudaka. Hauptflüsse: der Adi, Kambu, Mansi ya ndugu.

6. Mai. Von einigen Wanika erhielt ich heute eine Art Kalender oder Zeitrechnung, wie sie den Wanika gangbar ist.

Die Zeit vom April bis August heißt bei ihnen Masika, die Zeit vom November bis April wird Madschira ya Keskasi genannt.

Der Masika (was eigentlich „begraben" heißt, weil die Leute während der Regenzeit gleichsam in ihren Häusern begraben oder eingeschlossen sind) beginnt mit dem ersten Monat des Jahres (mesi wa muanso wa muaka), nämlich mit dem April oder Ende März, wo der Südwind zu wehen und die Regenzeit zu kommen anfängt. Der zweite Monat (mesi wa viri) ist von der Mitte April bis Mitte Mai; der dritte Monat (mesi wa hahu) ist von Mitte Mai bis Mitte Juni; der vierte Monat (mesi wa nne) geht bis Mitte Juli; der fünfte Monat (mesi wa zano) bis Mitte August; der sechste Monat (mesi wa handahu) bis Mitte September; der siebente Monat (mesi wa fungahe) bis Mitte October; der achte Monat (mesi wa nane) bis Mitte November, wo dann der Nordwind (keskasi) weht, und wo die heißeste Jahreszeit beginnt.

Der Masika wird in zwei Haupttheile eingetheilt, nämlich 1) in Masika im eigentlichen Sinn und 2) in Masika ya furi. Der eigentliche Masika umfaßt die Monate April, Mai, Juni, Juli, in welche die große Regenzeit fällt; die übrigen Monate, August, September, October, November, heißen Masika ya furi

(in Suahili fuli), weil sie die Zeit des Reifwerdens und der Ernte der Früchte bezeichnen. Vom April bis November weht der Suheli und Kussi, d. h. der Süd- und Südwestwind, wo die Boote von Süden nach Norden, nach Arabien und Indien gehen.

Im November beginnt die Madschira ya Keskasi, d. h. die Zeit des Nordostwindes, wo die Schiffe nach Süden gehen bis Madagaskar.

Die Zeit des Keskasi begreift 1) den Mesi wa mazulo, d. h. den Monat, wo der Palmwein reichlich zu fließen anfängt; dies ist der December. 2) den Kurri bomu, d. h. den Januar, wo die Wanika in Saus und Braus leben und ihre Hauptfestlichkeiten haben. 3) den Kurri ya magaro, d. h. Februar. 4) den Mesi wa boso oder den Mischo wa Keskasi, d. h. März, wo der Nordwind und die Festlichkeiten der Wanika ein Ende haben, obgleich diese mit dem neuen Jahre wieder beginnen, und es gar nicht wahr ist, wenn die Wanika sagen, im März werde der Kurri, d. h. das Essen und Trinken begraben. Während der heißen Zeit haben die Wanika keine Beschäftigung auf den Feldern, deßwegen bringen sie ihre Zeit in den Häusern oder im Schatten der Bäume mit Fressen, Saufen und Schwätzen zu. In diesen Saufmonaten muß Alles durchgebracht und verschwendet werden, was sie eingeerntet haben, denn die Wanika legen keine Vorräthe an. Sie leben, sozusagen, von der Hand in den Mund. Deßhalb gerathen sie auch in die bitterste Armuth, wenn einmal eine Hungersnoth eintritt. Es ist wichtig für einen Europäer, der unter diesen Leuten lebt, diese Zeiteintheilung zu kennen. Auch ein Reisender muß sich darnach richten, weil er zur unrechten Zeit im Innern kein Wasser auf dem Wege findet.

8. Mai. Als ich heute unser Zimmer mit Kalk und Sand pflasterte, kam unser Nachbar Bomasi und fragte unter Anderem, was aus einem Menschen werde, der nichts Gutes gethan habe? Ich erwiederte, einem solchen Menschen werde es gehen wie den alten Bäumen, welche faul geworden sind; sie werden umgehauen und ins Feuer geworfen. Bomasi fragte dann, wie er sich gegen einen Menschen zu verhalten habe, der ihn beleidigt habe? Ich erwiederte, nach der Lehre Christi sei es Pflicht, den Beleidiger

von seiner Sünde und seinem Unrecht zu überzeugen und ihn zu ermahnen, seine Sünde zu bereuen und bei Christo Vergebung zu suchen. Sodann sei es Pflicht, für den Beleidiger zu beten und ihm Gutes zu thun, wo man könne, wie Christus gethan habe. Hauptsächlich aber sei es Pflicht des Beleidigten, in dem Betragen des Beleidigers das eigene Betragen gegen Gott zu erkennen. Wie es mir nicht gefallen kann, daß mich mein Nächster beleidigt und mir Unrecht thut, so kann es auch meinem Gott nicht gefallen, daß ich ihn täglich durch meine Sünden beleidige. Meine Sünde ist ein Unrecht, eine Beleidigung und eine Feindschaft gegen meinen Gott. Statt also sich durch die Beleidigung des Nächsten zum Zorn und zur Rache gegen ihn hinreißen zu lassen, solle man den Zorn und die Rache gegen die eigene Sünde kehren und darüber betrübt seyn, daß wir unsern Gott tausendmal mehr beleidigen als unser Nächster uns beleidigt hat. Bomasi meinte, das könne kein Mensch vollbringen. Ich erwiederte, allerdings ein unwiedergeborener Mensch kann und will das nicht vollbringen, er will nur sich an seinem Feind und Beleidiger rächen; aber wer ein neues Herz durch die Gnade und Kraft Gottes erlangt hat, der will auch Geistes-Früchte tragen, weil er nicht mehr nach dem selbstsüchtigen Verlangen des Fleisches, sondern nach dem selbstverleugnenden Begehren und Trieb des Geistes handeln und wandeln will. Die Frucht des Geistes, des aus Gott geborenen Herzens ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Bomasi sagte, jetzt will ich aber suchen, ein neues Herz (moyo muvia) zu bekommen. Leider war es dem Manne nicht recht Ernst bei dieser Sache, so daß es eben nicht zu einem neuen Herzen und Leben bei ihm kam, aber doch gehörte er zu denjenigen Wanika, die oft zu mir kamen, um das Wort Gottes zu hören, daneben freilich auch um irdische Gaben zu betteln. Auch blieb Bomasi freundlich gegen mich, so lange ich in Rabbai Mpia lebte.

10. Mai. Ich las und erklärte Matth. 4. unserem Häuptling Dschindoa, der jeden Morgen uns besucht, um, wie er sagt, das Evangelium zu hören. Nachher sprach ich mit ihm über Zau-

berei, welche eine große Beleidigung Gottes sei, weil sie Zerstörung seiner Werke zur Absicht habe. Ein Zauberer wirke mit den Kräften des Satans, welcher die ihm von Gott anerschaffenen Kräfte Gottes verkehrt und gegen Gott und seine Werke gerichtet habe. Satan, und folglich auch seine Diener, die Zauberer, könnten aber nichts thun, ohne den Willen und die Erlaubniß Gottes. Die Teufel haben ohne die Erlaubniß Christi nicht in die Schweine fahren dürfen. Wo Gott dem Satan und den Zauberern gestatte, die Menschen zu plagen, oder Werke Gottes zu zerstören, da seien die Menschen selbst Schuld, weil sie durch ihre Sünden und Gottlosigkeit den Zorn Gottes erregt und herausgefordert haben, der dann dem Satan gestattet, den sündigen Menschen entweder am Leib oder an Hab und Gut zu beschädigen. Satan wirke im Zorn Gottes, vollbringe den Zorn Gottes an denen, welche ihn erregt haben. Der Satan habe deßwegen eine so große Macht in Afrika, weil die Fleischesgräuel, die Bosheit, die zerstörenden Kriege, das gottlose Sklavenwesen, kurz, das gräuliche Dichten und Trachten und Leben der Afrikaner den Zorn Gottes reize und sie in die Gemeinschaft mit dem Fürsten der Finsterniß bringe; deßwegen habe er auch durch ihre Sünden Macht über sie, und deßwegen könne und dürfe er auch seinen Dienern, den Zauberern, Macht geben, den Afrikanern zu schaden. Würden sie aufrichtig Buße thun und sich von ihrem gottlosen Wesen bekehren zu dem lebendigen Gott, so würde die Herrschaft des Teufels und der Zauberer ein Ende haben.

Der Häuptling sagte dann, es seien schon viele Leute durch Zauberer krank gemacht worden. Ich erwiederte, nach dem Obigen werde er von selbst verstehen können, wie das möglich sei. Die Leute sollten eben sich bekehren, so werden die Zauberer zu Schanden werden, und die äußere und innere Krankheit (des Leibes und der Seele) werde weichen, und vielleicht werde dann die Krankheit auf die Zauberer zurückfallen zu ihrer Strafe, damit auch sie Buße thun und sich vom Satan zu Gott wenden. Uebrigens müsse man in dieser wichtigen und geheimen Sache genau unterscheiden, was wirklich Zauberei sei, oder nur für Zauberei angesehen werde. Mancher Mensch sei schon krank geworden

durch die bloße Furcht vor Zauberei, er habe geglaubt, er sei bezaubert worden; dieß habe ihn in Schrecken versetzt und eine Krankheit verursacht. Der Muhamedaner Abdalla habe z. B. vor meinen Augen einen Uganga (Zauber) aus Kohlen, Nägeln und und andern Dingen zusammengesetzt und in den Boden seiner Reispflanzung gelegt, damit Niemand den Reis stehlen solle. Wenn nun Jemand den Reis stehlen und hernach erfahren würde, es sei ein Uganga auf der Pflanzung gewesen, so könnte ihn die Furcht und Angst so stark ergreifen, daß er wirklich krank werden könnte. Oder ein Kind könne Kokosnüsse von einem Baum holen, auf dem ein Uganga angebracht worden sei. Nachher könne es von dem Uganga hören und wirklich aus Angst Bauchschmerzen bekommen, weil es gehört habe, der Uganga werde dem Obstdieb Bauchschmerzen verursachen. In diesen Fällen sei es die Furcht, nicht der Uganga an sich, welche den Menschen krank mache. Von dieser Art ist das meiste, was man von Zauberei unter den Wanika hört oder sieht. Der Aberglaube und die Furcht desselben sieht eine Zaubermacht, wo im Grunde keine ist. Es ist dieß eigentlich Betrug und kluge Berechnung listiger und selbstsüchtiger Menschen, die auf die Furcht der abergläubischen Leute spekuliren. Missionarien oder andere Europäer, welche von solchen Vorkommnissen hören, müssen daher die Sache erst gründlich untersuchen, was eigentlicher Betrug und Täuschung, und was als wirkliche Zauberei zu betrachten ist. Man kann nach beiden Seiten hin irren, d. h. man kann für Betrug halten, was doch eigentliche Zauberei ist, und umgekehrt für Zauberei ansehen, was nur Betrug und List der Menschen ist, die sich für Zauberer ansehen lassen. So viel steht fest, jeder unbekehrte Mensch ist fähig, von der Zauberei erreicht zu werden, weil sein Herz und Leben nicht in Gott gewurzelt ist. Zauberei ist möglich, weil ein Wirken mit Satans Kräften ebenso möglich und wirklich ist, wie das Wirken mit Gottes Kräften beim Wunderthun zum Segen der Menschen. Ein Zauberer ist der Wunderthäter der Hölle, der höllische Wunder offenbart und verrichtet, wie ein glaubiger Wunderthäter die Wunder des Himmels offenbart. Wie ein Christ die Gabe des Wunderthuns erlangen kann, wenn

er ernstlich darnach strebt, so kann auch ein Knecht der Sünde die Gabe der höllischen Wunder, also der Zauberei erlangen, wenn er mit allem Eifer darnach strebt. Solche Aspiranten gibt es aber unter den Heiden, weil sie einsehen, daß sie durch übernatürliche Kräfte einen besondern Einfluß auf ihre Landsleute gewinnen und ihre Selbstsucht befriedigen können. Was der Mensch eifrig sucht, das wird er finden im Heidenthum wie im Christenthum. Er findet die Hölle oder den Himmel, und höllische oder himmlische Kräfte offenbaren sich durch ihn zur Strafe oder zum Segen für sich und Andere. Der Zorn oder die Liebe Gottes offenbart sich durch die Zauberer und göttlichen Wunderthäter, durch den Einen zu fluchen und zerstören, durch den Andern zu segnen und heilen. Je mehr wir der letzten Entscheidungszeit entgegengehen, wo die Hölle und der Himmel in ein Ringen kommen, desto mehr wird sich wahre Zauberei und wahres Gotteswunder offenbaren. Je mehr die Christenheit in das Heidenthum zurücksinkt, ja über dasselbe weit hinausgeht, desto mehr steht sie durch ihre Sünden der finstern Welt offen, daß sich zauberische Kräfte des Satans in ihr offenbaren werden, die keine Aufklärung hinwegraisoniren kann. Unnatur und Uebernatur werden bei der letzten Entscheidung ins stärkste Ringen mit einander kommen, und die Glaubigen der letzten Zeit werden nicht nur äußere Verfolgungen erleben, sondern sich auch der finstern Magie der antichristlichen Zauberer ausgesetzt fühlen, was schwerer als alles äußere Leiden seyn wird, denn es wird dem Leiden ähnlich seyn, das Jesus im Garten Gethsemane erfahren mußte, da er von der Hölle magisch, d. h. innerlich angefochten war. Ebenso werden aber auch die wahren Christen, die rechten Beter den Antichristen und ihren Zauberern furchtbar seyn, denn sie werden ihnen mit Lichtskräften entgegentreten und dieß wird ihre Wuth gegen die Christen aufs Höchste steigern. Erst wenn die Unnatur sich der Uebernatur entschieden und völlig entgegengestellt hat, wie dieß bei den Riesen der Bosheit vor der Sündfluth der Fall war, dann kann und muß ein Totalgericht erfolgen, dann wird die Unnatur gerichtet und Satan und seine Diener, die Zauberer, werden in eine Unmacht versetzt, bis er zu-

letzt im Feuersee liegen muß mit allen Zauberern, die ihm im rohen und im christlichen Heidenthum gedient haben. Mit dem Teufel und seinem Anhang geht es immer weiter herunter, wenn ihm schon noch einige Zeit eingeräumt ist, wo er siegen und viel verderben darf. O daß es unsere Zeitgenossen und Nachkommen bedenken möchten, daß sie ganz gewiß der Unnatur anheimfallen werden, wenn sie der Wahrheit, die in Christo ist, untreu bleiben! Will sich der Mensch nicht für den Himmel versiegeln lassen, so muß er das Siegel der Hölle annehmen, und die, welche im Reich Gottes Lichter seyn könnten, müssen Fürsten und Zauberer im Reich der Finsterniß werden. Freilich wird bei diesem letzten Streit die wahre Gemeine des Herrn ihre Charwoche durchzumachen haben, aber nur getrost, ihre Oster- und Pfingstwoche ist dann ganz nahe, und dann wird eine Zeit kommen, wo die Wunder der Weisheit Gottes sich tausend Jahre lang offenbaren werden. Beim Sturz des Antichrists, als des Repräsentanten und Fürsten der Unnatur, wird das große Erdbeben die physische Gestalt der Erde verändern, die Binnenmeere und hohen Berge werden verschwinden, die seit Pelegs (1 Mos. 10, 25.) Zeit getrennten Kontinente werden wieder zusammenhängen*) und die bewohnte Erde wieder ein Quadrat (die Schrift spricht oft von vier Enden der Erde) bilden; bei diesem Erdbeben**) werden mehrere hundert Millionen Menschen, die Aergsten der Menschheit, hinweggerafft werden; alle diese großen Thaten Gottes werden die Uebrigen bewegen, nach dem Gotte Israels zu fragen und jetzt wird erst die große Völker-Mission beginnen, nachdem der rechte Völker-Missionar, nämlich Israel sich bekehrt hat. Da die Wüsteneien durch neu entstandene Flüße und Quellen fruchtbar

*) Jedermann sieht beim Anblick der Weltkarte sogleich, daß Amerika an Europa und Afrika, und Polinesien an Asien hingehört. Die Inseln werden nach der Offenbarung Johannis fliehen, d. h. nicht verschwinden, sondern an das feste Land anfahren und mit demselben wieder ein Ganzes bilden. Offenb. 16, 18—21.

**) Man darf sich über diese große Katastrophe nicht wundern, denn sie soll ja nach Apostelgesch. 2, 20. der große und offenbarliche Tag des Herrn seyn, wo zwar noch keine totale, wohl aber eine theilweise Umgestaltung der Erde eintreten wird. Wie das tausendjährige Reich nur das Vorspiel der ewigen Herrlichkeit ist, so sind die großen Gerichte und Umwälzungen, die über die äußere Welt und über die Menschen ergehen, nur ein Vorbild und Vorspiel von dem, was am Schluß der Weltentwickelung geschehen wird.

werden, da die Binnenmeere mit ihren bisher verborgenen Schätzen offen daliegen und der Kultur fähig sind, da auch die vielen hohen Berge geebnet worden und jetzt kultivirbar werden, so ist Raum genug für das Menschengeschlecht, das sich bei dem tausendjährigen Alter der Einzelnen außerordentlich vermehren wird. Wissenschaft und Kunst, die jetzt nur Zwerge sind, werden dann riesenmäßig und ohne die jetzige Selbstsucht sich entfalten, allein nur zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen *). Und doch wird gegen das Ende der tausendjährigen Friedenszeit hin dieses große, äußere und innere Glück mißbraucht werden, die hochbegnadigten und gesegneten Menschen werden der großen Gaben gewohnt werden und werden sich wieder zum Fleisch wenden, wodurch sie dem Teufel aus dem Abgrund Raum zur letzten Versuchung geben und, sozusagen, ihn wieder auf die Erde ziehen werden. Die Menschen werden in dieser dritten Haushaltung des heiligen Geistes hauptsächlich gegen den heiligen Geist sündigen, sie werden in den Hochmuth und in die hohe Einbildung von sich selbst fallen, und werden riesenmäßigere Gottlose und Spötter werden, als es die Menschen während der zweiten Haushaltung des Sohnes gewesen sind, wo sie hauptsächlich den Sohn geleugnet, also eine antichristliche Richtung gehabt haben. Daher wird auch der gerechte Gott die Gottlosen der dritten Haushaltung nur kurze Zeit dulden, es wird sie das Feuergericht schnell ereilen, und jetzt wird Satan mit seinem ganzen Anhang in die Schlackenkammer alles Bösen, in den Feuersee geworfen und dort alles Böse aufgelöst werden, bis die Sünde gerichtet und dem gerichteten Geschöpf ein neues Lebenselement aus dem Fleisch und Blut Jesu, der Alles verwandelnden Lebens-Tinktur, eingeführt werden kann **).

---

*) Die Luftschifffahrt wird in jener Zeit des Friedens nicht mehr gefährlich seyn und daher wohl Statt finden können, während sie jetzt noch wegen der Zerstörungssucht der Völker höchst gefährlich wäre, und daher nach Gottes Willen nicht in ihrer vollen Wirklichkeit erfunden und prakticirt werden darf. Ihre Ausführung wird erst dann allgemein werden, wenn nach Jesaias 60, 10. die Völker nach Zion fliegen wie die Wolken und wie Tauben zu ihren Fenstern. Dann wird man mit der Luftschifffahrt keinen Mißbrauch treiben, wie es jetzt der Fall wäre, da Zion noch in Babel weilet.

**) Aus diesen Betrachtungen sieht man, daß die Schrift viel realer und leiblicher verstanden werden muß, als es der durch die Kirchenväter unter dem Einfluß der plato-

Doch ich bin noch nicht zu Ende mit dem Zauberglauben und Wesen der Wanika. Bemerkenswerth ist der Glaube an die Regenmacher, welche überhaupt eine große Rolle in Ostafrika spielen. Bei den Wanika sind es einzelne Familien, welche das Regenmachen in Anspruch nehmen. Sie behaupten, dieses große Geheimniß vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Diese erbliche Regenmacherwürde gibt ihnen großes Ansehen unter den Leuten, was sie natürlich antreibt, ihr Möglichstes zu thun, um die öffentliche Meinung zu befriedigen. Sie beobachten genau den Stand der Witterung und wissen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wenn der erste Regen fallen wird. Sogleich fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen. Diese befehlen den Leuten, ein Zansi zu machen, d. h. einen Beitrag zu geben zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zum Regenopfer. Wenn der Regen wirklich kommt, so wird derselbe natürlich dem Regenmacher zugeschrieben. Kommt der Regen nicht, so weiß der listige Regenkünstler abermals ein Opfer zu verrichten, bestimmt aber die Farbe des Opferthieres so, daß einige Zeit hingeht, bis das zum Opfer taugliche Thier gefunden ist. Indessen kommt der Regen, und der Künstler hat sich aus der Klemme gezogen. Die Regenmacher sollen auch eine Art Thermometer haben durch ein gewisses Holz, das sie ins Wasser stellen. Auch beobachten sie die Wolkenzüge, welche meist den Berghöhen folgen. Uebrigens gibt es viele Wanika, welche das Regenmachen nur für Maheso d. h. für ein Spiel und eine hergebrachte Sitte halten, ohne daß ihr Wahrheit zu Grunde läge.

Die Wanika achten auch viel auf das Geschrei und den Flug der Vögel und unternehmen oder unterlassen manches, was sie sich vorgenommen. Namentlich achten sie auf die Vögel, wenn sie eine Reise unternehmen. Die Aerzte (Waganga) beobachten fleißig die Natur von Gräsern, Pflanzen u. s. w. aber sie hüllen ihre Heilkünste so sehr in abergläubische Ceremonien ein, daß die

---

nischen Philosophie in die Kirche hineingekommene Spiritualismus gestatten will. Geist muß Fleisch und Fleisch muß Geist werden, Inneres muß herausgekehrt und Aeußeres zum Innern werden, Gott wird Mensch, daß der Mensch zu Gott, oder göttlichen Natur theilhaftig werde.

Kranken mehr auf diese als auf die natürlichen Heilkräfte zu blicken angewiesen werden, zum Vortheil und zur Verherrlichung des Quacksalbers. Es ist unglaublich, wie verschlagen diese Menschen sind, und wie sie oft ein gutes Geschäft mit dem Aberglauben machen, der bezahlen muß, was sie fordern. Dieser Aberglauben in seinen verschiedenen Arten und Aeußerungen bildet ein großes Bollwerk gegen das Evangelium und gegen den Missionar, daher man sich nicht wundern darf, wenn im Alten Testament verordnet wurde, daß die Zauberer ausgerottet werden sollten, weil die Zauberei und der Aberglaube, wie auch der Unglaube immer zur Abgötterei, zur Vergötterung der Kreatur führt.

11. Mai. Ich ging auf die Pflanzungen der Wanika, um das Wort Gottes zu verkündigen, ich traf aber nur wenige Personen. Ich hörte von einer Frau Namens Amehari Pegue, daß sie öfters die Opfer für die Todten oder sonstige Zufälle des Landes anzuordnen pflege. Sie soll bei Nacht plötzlich ein Geschrei erheben und den Leuten sagen, der Koma (Geist) dieses und jenes Verstorbenen sei ihr im Traum erschienen und habe befohlen, für diese oder jene Person, oder für dieses und jenes kommende Ereigniß des Landes ein Opfer zu verrichten. Die Anwesenden fragen die Träumerin, worin das Opfer bestehen soll? Sie erwiedert, es muß ein rothes oder schwarzes Schaaf oder eine Kuh seyn. Dieser Auftrag wird morgens sogleich den Häuptlingen oder den Verwandten des Verstorbenen berichtet, und das Opfer muß alsbald gebracht werden. Natürlich erhält die Träumerin (alosaye) sowie die Häuptlinge u. s. w. ihren Antheil an den Opferstücken. Die Frau, welche wahrscheinlich hysterisch ist, oder überhaupt eine gewisse Divinationsgabe hat, soll selten essen und trinken. Oft soll sie nur Koth genießen, um sich für die Inspiration des Koma empfänglich zu machen. Uebrigens steckt auch hier wieder viel Betrug hinter der Sache. Die Häuptlinge haben nicht Macht genug, ihren Gesetzen Nachdruck zu verschaffen. Sie legen es daher einer Träumerin in den Mund, was sie im Auftrag eines Koma dem Volksstamm zu sagen hat *).

*) Manchmal sind die Häuptlinge hungrig nnd lüstern nach einer Schmauserei. Da muß dann die heilige Frau ihnen zu Hülfe kommen und den Leuten ein Opfer auferlegen, damit die Häuptlinge schmausen können.

So z. B. sah die Träumerin ein gewisses fabelhaftes Raubthier in Mombas. Sogleich befahl sie, daß man ein Opfer bringen soll, damit Niemand von diesem Thier gefressen werde, wenn etwa ein Mnika während der Freß- und Saufzeit (von December bis März) betrunken außer dem Hause liegend gefunden würde. In diesem Fall hat die Träumerin gewiß die Anregung von den Häuptlingen erhalten, welche ihren Leuten Vorsicht und eine gewisse Nüchternheit während der bevorstehenden Genuß- und Vergnügenszeit einschärfen wollten. Es ist erstaunlich, wie sehr und wie gerne diese Leute den Lügen glauben, sie betrügen und werden betrogen*). Aber nicht nur in Afrika, auch in Europa, mitten in der Christenheit glaubt der Mensch lieber der Lüge als der Wahrheit, weil er bei der Lüge sein Herz nicht zu ändern braucht. Die Christenheit ist jetzt auf dem Punkt angelangt, wo der Aberglaube und Unglaube Brüderschaft mit einander machen werden, um den Antichrist, den Erzlügner, auszugebären. Man wird alles glauben und glauben lassen, nur die biblische Wahrheit nicht, bei der sich der Mensch bekehren muß**). Die scheinbar ungleichartigsten Genossenschaften und Richtungen, wie z. B. der Jesuitismus und die Freimaurerei werden in der letzten Zeit in einen bewußten Bund gegen das biblische Christenthum treten, weil sie einsehen werden, daß alle vereinzelten Bestrebungen das Reich Gottes nicht aufhalten können. Satan wird sich dieser vereinigten Bestrebungen freuen und wird meinen, die wahre Gemeine des Herrn vertilgen zu können, aber weil er nur in die Finsterniß und nicht in das Licht und den Lichtsplan Gottes sieht, wird ihn sein temporärer Sieg nichts helfen. Die wahre Kirche wird sich tödten lassen und wie ihr Herr und Meister siegreich auferstehen. In das Kreuz- und Leidensgeheimniß kann kein böser Geist blicken, und selbst die guten Geister, die Engel müssen daran lernen nach 1 Petr. 1, 12.

*) Uebrigens muß man nicht vergessen, daß Gott die abergläubischen Sitten und Gebräuche der Heiden dazu gebraucht, wenigstens eine gewisse äußere Ordnung unter den heidnischen Völkern aufrecht zu erhalten bis die Mission durch das Evangelium die wahre Ordnung der Völker bringen wird. Dann muß der Aberglauben dem Glauben, und das fleischliche Gesetz dem Geistesgesetz weichen.

**) Nach dieser Ansicht läßt sich das Wachsthum der katholischen Kirche in jetziger Zeit leicht erklären.

13. Mai. Ich wurde heute mit neuen Greueln der Wanika bekannt. Wenn der Sohn eines Wanika-Häuptlings mannbar wird, so wird ein Wagnaro veranstaltet, d. h. die Jünglinge von gleichem Alter begeben sich in den Wald, verharren dort in einem völlig nackten Zustand, bis sie einen Mann erschlagen haben. Als der älteste Sohn unsers Häuptlings mannbar wurde, sollen sie drei Wakamba erschlagen haben. Wenn sie ihre ergriffene Beute tödten, singen sie „ku ulaga kavana haya, ku kumbuka mkue kavana haya, hailondaro halo." Die andern antworten: „mkuafu mza na rungu", d. h. zu tödten ist keine Schande, sich des Verwandten zu erinnern ist keine Schande, das ist es, was wir wollen. Der Mkuasi kommt mit dem Stock, der unten sehr dick ist, den die Wakuasi mit großer Genauigkeit weithin werfen und damit die Hirnschale einschlagen. Wenn die Jünglinge einen Menschen erschlagen haben, so gehen sie nach Hause.

Unser Knecht Amri erzählte fabelhafte Dinge von den Wabilikimo d. h. von den kleinen Leuten und von Kannibalen im Innern. Es soll einen Stamm im Innern geben, wo Menschen gemästet werden, um sie hernach schlachten zu können. Ein Mnika soll einmal aus einem Hause entflohen seyn, wo er zum Mittagessen hätte geschlachtet werden sollen. Die Wabilikimo im Innern sollen den Fremden kleine Stühle präsentiren, welche beim Sitzen an den Hintertheilen hängen bleiben. Ich vermuthe, diese Geschichten sind von den Wakamba und den Karawanenführern ersonnen worden, um die Küstenbewohner von dem Reisen ins Innere abzuschrecken, damit die Handelsleute ihr Monopol im Innern nicht verlieren. Auch in Abessinien hörte ich dergleichen Geschichten von Menschenfressern, welche die Sklavenhändler ersonnen hatten, um ihre Sklaven anzutreiben, daß sie auf dem Weg nicht verweilen, oder nicht entfliehen, weil sie sonst aufgezehrt werden würden. Die Selbstsucht macht die Menschen listig und verschlagen in Afrika so gut als in Europa.

14. Mai. Da ein junger Kokosnußbaum neben unserm Hause uns die Aussicht auf das Meer etwas versperrte, und derselbe auch bei Anlegung unsers Gartens hinderlich war, so beschlossen wir, ihn umzuhauen und baten daher den Eigenthümer

um Erlaubniß gegen eine angemessene Entschädigung. Der Mann war erstaunt über diese Bitte und sagte, es sei eine große Sünde, einen Kokosnußbaum umzuhauen, er könne es uns nur erlauben, wenn wir ihm 20 Thaler geben würden. Wir brachten dann die Sache vor unsern Häuptling, welcher gleichfalls behauptete, es stehe eine hohe Strafe auf dem Umhauen eines Kokosbaumes. Ich erwiederte, Fressen und Saufen sei eine Sünde, solche Sachen sollten sie bestrafen, aber das Umhauen eines Baumes sei keine Sünde, wenn man wichtige Gründe dazu habe. Aber ich kann es begreifen, warum die Wanika das Umhauen eines Kokosbaumes so hoch taxiren, weil ihnen der Palmwein als das höchste Gut gilt, und weil sie glauben, der Koma (Geist, Schatten) eines Verstorbenen sei in der Nähe eines solchen Baumes; daher sie auch den Koma sogleich durch ein Opfer versöhnen wollen, wenn Jemand von einem Kokosbaum herabgefallen ist, was hie und da geschieht.

20. Mai. Mein Knecht Amri erklärte mir heute den Suahiliausdruck „ku piga bau," wörtlich „Breter zu schlagen." Wenn nämlich ein Kranker zu einem eingeborenen Arzt kommt, um ihn über sein Leiden um Rath zu fragen, so schreibt der Quacksalber eine Anzahl Figuren auf ein Bret (ubau, pl. bau), macht allerlei sonderbare und bedenkliche Mienen und nennt dann die Ursache und die Heilmittel der Krankheit. Der Kranke unterwirft sich willig der Vorschrift des Doctors, der vor Allem auf sein eigenes Interesse bedacht ist. Er zählt dem Kranken vor, wie viele und welche Art von Glasperlen, von Tuch, von Kräutern u. s. w. er von ihm (dem Doctor) kaufen, und was er ihm zahlen müsse, ehe er den Heilungsproceß beginnt. Erst wenn dieser Handel abgeschlossen ist, beginnt die Kur. Eine große Rolle bei dem Heilverfahren spielt das Känike, ein blauer Zeug (den man in Egypten Nilstoff heißt) mit Indigo gefärbt. Die Eingeborenen glauben, der Pepo, d. h. der böse Geist, welcher den Kranken beunruhigt, fliehe vor dem Känike, wenn es um den Leib gewickelt wird. Dieses Känike wird von dem Doktor stark empfohlen.

Welchen Schaden würden diese Leute anrichten, wenn sie mehr von der europäischen Arzneikunde wüßten! Wie würden sie

die unwissenden und leichtgläubigen Stammgenossen zu täuschen suchen! In der That, Civilisation ohne Christenthum wäre ein Gift für diese Leute, denn sie würden die Kunst und Wissenschaft nur dazu anwenden, ihr eigenes Interesse zu befriedigen auf Kosten des Aberglaubens ihrer Landsleute. Gewiß, man gibt den Menschen Arsenik, wenn man nur ihren Verstand aufklärt, ohne daß das Herz zu gleicher Zeit verändert wird. In Christo war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Erst Leben aus Gott und dann Licht. Erst das Evangelium und dann Civilisation, deren Korrektiv das Evangelium ist. So wahr als der menschliche Körper jeden Krankheitsstoff von sich ausstoßt, weil er die Störung der Gesundheit ist, so wahrhaftig wird die europäische Christenheit alle einseitige Aufklärung und Civilisation erbrechen und von sich stoßen, wenn sie einmal recht gesund werden will. Es ist freilich, was die Masse der Christenheit betrifft, vergeblich, diesen Gegenstand immer und immer zu berühren. Sie muß durch die Geschichte überzeugt werden. Die Geschichte wird die beste Apologie der Bibel und der Bibel-Christen werden. Sie wird das große Vomitiv bringen, das die Christenheit bedarf. Gerade die einseitige, der Bibel entfremdete Civilisation wird es seyn, welche dieses schauerliche Brechmittel über Europa ausgießen wird. Sie wird es auch seyn, welche aus Selbstüberdruß sich selbst zerstören wird, gerade wie die Sipoys der englischen Kriegsdisciplin in Indien am Ende überdrüssig geworden sind und sich selbst zerstört haben. Diejenigen, welche das Christenthum lästern und behaupten, daß es die Völker verdumme und verhunze, und welche an die Stelle des christlichen Unterrichts Theater, Maskeraden u. s. w. setzen möchten, die sind es gerade, welche die christlichen Nationen verdummen wollen, denn sie wollen das Heidenthum wiederherstellen, das recht eigentlich die Verdummung und Verhunzung der Menschheit ist, wie mir Jeder bezeugen wird, der das Heidenthum in Afrika, Asien u. s. w. persönlich beobachtet hat.

22. Mai. Ich machte heute mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann einen Ausflug zu den benachbarten Wakamba. Wir sahen sehr deutlich die Berge Kilibassi und Kadiaro, die sich

gegen Südwest, etwa vier Tage von hier, aus der Ebene erheben. Die Wakamba treiben Viehzucht und einen einträglichen Elfenbeinhandel mit dem Innern, haben aber auch angefangen, das Land zu bauen und Reis, Welschkorn, Kassada u. s. w. zu pflanzen. Auf dem Rückweg kauften wir für ein Beil von den Wanika ein Stück Fleisch, das aber unser muhamedanischer Knecht weder tragen noch kochen wollte, weil die Kuh von Heiden geschlachtet worden war.

24. Mai. Ich fing an, ein ABC-Buch in Kinika zu verfassen. Manche Wanika sprachen bei uns ein, mit denen ich über das Eine, was nöthig ist zum Heil, redete.

25. Mai. Die Wanika hatten wieder ein Engore oder eine Festlichkeit, wobei sie die Brust ritzen bis Blut kommt. Sie glauben, das alte Blut müsse von Zeit zu Zeit durch neues ersetzt werden, damit sie tapfer im Krieg würden. Im Grunde aber suchen sie nur eine Gelegenheit zu einem neuen Saufgelage, weil sie, wie sie sagen, nicht lange ohne Tembo (Palmwein) seyn können.

23. Juni. Wir entschlossen uns heute, nach Europa um einen christlich gesinnten Knecht zu schreiben.

1) Da die Wanika um keinen Preis dienen wollen, weil sie das Dienen für Sache der Sklaven halten;

2) da wir somit ausschließlich an muhamedanische Knechte gebunden sind, welche uns durch ihr unmoralisches Leben, ihre Falschheit, ihre Trägheit, vorzüglich durch das böse Beispiel, das sie den Heiden geben, durch ihren Aberglauben, sowie durch ihr häufiges Austreten und Weglaufen das Leben verbittern, so ist es für uns von der größten Wichtigkeit, daß wir einen christlichen Knecht aus Europa erhalten, der zwar, was die Reise betrifft, viel kostet, der aber auch der Mission wichtige Dienste leisten kann. Vor Allem ist sein christliches Beispiel wichtig für die Heiden, welche sehr geärgert werden, wenn sie an den Dienstboten der Missionarien gerade das Gegentheil von dem sehen, was ihre Herren den Heiden predigen. Sodann könnte ein christlicher Knecht uns viele Zeit und Mühe ersparen, die wir mit dem Einkauf der Lebensmittel haben, weil wir

den betrügerischen Muhamedanern nicht trauen dürfen. Ferner würden wir an ihm einen treuen Freund zur gegenseitigen Stärkung und Erbauung und während unserer Abwesenheit einen treuen Wächter und Aufseher unseres Hauses haben, und endlich würde ein geschickter und verständiger europäischer Knecht das Hauswesen so ordnen, daß es den Heiden zum Muster dienen könnte, denn ein Missionar muß mit und neben der Mission zugleich auch die Heiden zu civilisiren suchen. Freilich müßte ein solcher Knecht aus Europa ein gesundes religiöses Leben haben, er dürfte kein Neuling, sondern müßte im Christenthum schon befestigt und erfahren seyn; auch müßte er eine gute Gesundheit haben, und er dürfte keineswegs blos wegen seiner zeitlichen Versorgung in den Missionsdienst eintreten, sondern er müßte, wie wir auch, um des Herrn willen kommen und sich mit Nahrung und Kleidung und etwa beim Austritt mit einem mäßigen Handgeld begnügen lassen, denn auch wir nehmen keine Besoldung an, sondern sind mit Nahrung, Kleidung und Wohnung zufrieden. Auch müßte er sich, wie wir auch, zum Niedrigsten bequemen und sich nicht schämen oder weigern, überall Hand anzulegen, wo es die Missionssache erfordert, z. B. im Bauen, Pflanzen u. s. w. Ein Missionar muß, wie jener Gottesgelehrte sich so schön ausdrückt, sich zum Niedrigsten bequemen und doch über der Hoffnung des Herrlichsten halten.

Am meisten üben uns unsere muhamedanischen Knechte dadurch, daß sie sogleich außerordentlichen Lohn verlangen, wenn etwas Außergewöhnliches vorkommt, das sie verrichten müssen. Auch laufen sie weg, sobald sie so viel verdient haben, daß sie einen Sklaven und eine Sklavin (die sie zur Frau machen) kaufen können, welche für sie auf einer Plantage arbeiten und sie ernähren müssen, während sie selbst jetzt faullenzen, oder eine Pilgerfahrt nach Mecca unternehmen.

26. Juni. Ueber die verschiedenen Arten des Eidschwörens bei den Wanika erhielt ich heute folgenden Bericht:

1) Kirapo dscha Zoka, d. h. Eid des Beiles. Der Zauberer, welcher den Eid schwören läßt und die dabei üblichen Ceremonien verrichtet, nimmt die Hand des angeklagten Diebes oder Verbrechers und läßt ihn also sprechen: „Wenn ich das Eigenthum des N. N. gestohlen oder dieses Verbrechen begangen habe, so möge Mulungu (Gott, der Himmel) für mich sprechen, wenn ich aber nicht gestohlen und nichts Böses gethan habe, so möge er mich retten." Nach diesen Worten führt der Zauberer das glühende Beil oder Eisen viermal über die flache Hand des Angeklagten. Wenn der Mann schuldig ist, so wird seine Hand verbrannt werden, wenn nicht, so leidet sie keinen Schaden nach der Vorstellung der Wanika. Im ersten Fall muß der Angeschuldigte eine Strafe für sein Verbrechen erleiden, er mag es eingestehen oder nicht.
2) Kirapo dscha dschungu dscha Gnandu, d. h. der Eid des kupfernen Kessels. Der Zauberer nimmt einen leeren kupfernen Kessel, macht ihn glühend heiß und wirft dann in denselben einen Stein, den sie Mango heißen, der Funken aussprüht. Zu dem Stein kommt ein gewisser Theil (raha ya gnonsi) einer geschlachteten Ziege. Der Zauberer sagt dann zu dem Angeklagten: „Heia lomborera," d. h. wohlan, sag dein Gebet her. Der Angeschuldigte spricht jetzt: „Möge Gott mir Gerechtigkeit widerfahren lassen." Alsdann langt der Betende mit der Hand in den Kessel und nimmt den heißen Stein heraus. Wenn er schuldig ist, so wird ihm Hand und Gesicht vom Feuer verbrannt, wenn er unschuldig ist, so widerfährt ihm nichts Uebels.
3) Kirapo dscha Sumba, d. h. der Eid der Nadel. Der Zauberer nimmt eine dicke Nadel, macht sie glühend heiß und zieht sie durch die Lippen des angeschuldigten Verbrechers. Ist er schuldig, so wird viel Blut aus der Wunde fließen, ist er unschuldig, so kommt gar kein Blut.
4) Kirapo dscha Kikahe, d. h. der Eid des kleinen Brodes. Der Verklagte muß ein wenig Brod, das vergiftet

ist, essen. Ist er unschuldig, so wird er es ohne Mühe hinunterschlucken; ist er schuldig, so wird ihm das Brod im Halse stecken bleiben, so daß er es ausspeien muß unter großen Schmerzen mit Blutverlust. Statt Brod nehmen sie auch manchmal Reis. Der Zauberer bekommt sodann ein Stück Kleid von dem Verklagten und von dem Kläger. Das ist sein Lohn bei solchen Veranlassungen.

29. Juni. Im Lauf des Tages vernahm ich, daß die Häuptlinge einen Knaben gestraft haben dafür, daß er sich nicht versteckte, als der Muansa vorüberzog. Ich erklärte unserem Häuptling, der mich besuchte, daß sie den Knaben unschuldigerweise verurtheilt haben, denn er habe ja nichts Böses gethan. Der Mensch müsse in Sachen des Gewissens Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Hätte Joseph in Egypten seiner Herrin gehorcht, so hätte er eine große Sünde gegen seinen Gott begangen durch Unkeuschheit.

Der Häuptling erwiederte, die jungen Leute werden noch unsere Ada, d. h. Sitte annehmen, aber die andern Leute seien zu alt dazu. Ferner bemerkte er, er wolle die andern Häuptlinge versammeln und den Muansa abschaffen, wenn sie dazu bereit seien, wenn nicht, so könne er allein nichts machen. Ich hielt diese Bemerkungen blos für ein Kompliment, das er mir machen wollte. Indessen glaube ich, daß er Manches abschaffen würde, wenn er die Macht hätte, oder die andern Häuptlinge ihm behülflich wären. Seinen Neffen tadelte ich wegen seines Müssiggangs und seiner Trunkenheit, sowie auch wegen seiner Bettelei, wodurch er uns sehr lästig wurde. Kein Mensch kann es ohne eigene Erfahrung begreifen, welche Leiden einem Missionar durch die Bettelei der Heiden verursacht werden, die Alles, was sie beim Missionar sehen, betteln wollen. Hat irgend ein Mnika oder Mkamba oder Suahili ein Bedürfniß, so sagt er, ich gehe zu dem Msungu (Europäer) und begehre es von ihm, er wird es mir nicht versagen. So kam es, daß unser Haus oft einem Kaufladen gleich sah, wo Kunden in Menge erscheinen, aber ohne zahlen zu wollen. Der Eine will ein Beil, der Andere ein Kleid, der Dritte will Nadeln, der Vierte einen Thaler,

der Fünfte will Salz oder Pfeffer, der Sechste will Arznei haben, und so können oft an einem Tag 15 bis 20 Kunden kommen und ihre Betteleien vorbringen, oft auf eine sehr listige Weise. Wie soll man nun da handeln? Der Missionar kann nicht Allen geben, aber auch nicht Allen ihre Bitte abschlagen. Wollte er nach dem Rechtssinn der Natur handeln, so wäre es um sein Werk geschehen, denn die Heiden werden sagen, er thut selbst nicht, was er uns lehrt. Er predigt von Liebe und Verleugnung und er übt sie selbst nicht. Der Msungu soll vorher ein gutes Leben zeigen, dann wollen wir seiner guten Lehre glauben.

Aus einer vieljährigen Erfahrung würde ich einem jeden Missionar rathen, um des Herrn und seiner Sache willen diese Plage geduldig auf sich zu nehmen und so viel zu geben als er kann, und als Weisheit und Klugheit es gebietet. Die Gaben sind nicht verloren, wenn sie aus Liebe und um des Herrn willen gereicht werden. Der Missionar kann keine Wunder thun wie die Apostel, aber die Wunder der Liebe, der Demuth, der Geduld, der Selbstverleugnung haben noch heute eine mächtige Anziehungskraft für die Heiden. Sie fragen sich selbst und einander, wie kommts, daß dieser Mann sich so viel um unsertwillen gefallen läßt, daß er uns so viel Gutes erzeigt? Sein Buch, das ihn seine Handlungsweise lehrt, muß gut seyn, wir wollen es auch kennen lernen. Es ist unmöglich, daß ein Missionar, der aus lauterer Absicht anhält mit Lehren, Ermahnen und mit Gutesthun, nicht sollte, wenn auch erst nach langer Zeit, gesegnet werden und viele Heiden zum Herrn bekehren. Leider weigert sich aber mancher Missionär, diese Bahn der Geduld und des unermüdeten Gutesthuns zu betreten. Er hält dieß für ein künstliches Mittel, womit eine Mission aufrecht erhalten werde. Er denkt mehr an sich, seine eigene Bequemlichkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung u. s. w., statt daß er an sich abbrechen sollte, um den Heiden geben zu können. Der große Tag wird es klar machen, daß diese Selbstsucht des Missionars bei dieser und jener Mission die Ursache ihres Kränkelns und ihres Verfalles gewesen ist. Sobald der Missionar selber innerlich kränkelt und im geistlichen Leben zurückkommt und abnimmt, so wird

auch sein Werk rückwärts gehen. Wer die Barmherzigkeit Gottes reichlich erfährt und es immer wieder aus seliger Erfahrung erleben darf, wie viel Gott aus seiner Fülle gibt, dessen Herz wird auch offen und bereit seyn, den Heiden zu geben — erstlich und vor Allem die Lehre des Evangeliums, dann aber auch das Leben und Betragen nach diesem Evangelium und überhaupt Alles, wodurch er die Heiden für das Christenthum gewinnen kann. Und was liegt denn daran, wenn der Missionar auch eine Zeitlang manche Opfer bringen muß? Weiß er denn nicht, daß die Heiden, wenn sie sich bekehren, sich sogleich angetrieben fühlen, die Missionssache mit ihren Gaben zu unterstützen? Werden die Gaben nicht wieder zu seiner Zeit ersetzt werden? Nur hüte sich der Missionar, daß die Heiden nicht meinen, er wolle sie durch Gaben für das Christenthum erkaufen. Das wäre eine strafbare, jesuitische Maßregel, welche das Evangelium verdammt. Vielmehr muß alles Geben aus der lautern Absicht der Liebe Gottes fließen und mit Weisheit verbunden seyn, und der Missionar darf sich nie mißbrauchen lassen, oder die Leute glauben machen, er wolle sie durch Gaben zu Christen machen.

30. Juni. Es besuchten uns heute fünf Männer aus Gassi, welche auf einem Umweg nach Takaungu gingen, weil sie die Regierung in Mombas fürchteten, welche sie früher von dieser Insel vertrieben hatte. Als Mombas vom Imam in Maskat erobert wurde, flohen viele Mombassianer theils nach Norden, wo sie Takaungu gründeten, theils nach Süden, wo sie das Dorf Gassi anlegten.

Ich sprach mit den Leuten von dem wahren Heiland Jesus Christus, ein Gegensatz zu dem falschen Propheten und Erlöser in Mecca. Nach der Unterredung versuchten sie, mich um dieses und jenes zu bitten. Ich erklärte ihnen, daß wir den Fremden Speise und Trank geben, damit sollten sie zufrieden seyn und nicht auch noch um andere Dinge bitten. Wir seien keine Leute der englischen Regierung, keine Offiziere, welche Geld genug haben und dasselbe an die Eingeborenen verschwenden können. Freilich komme dieses Geld meistens nicht aus ihren eigenen Beuteln, sondern aus der Kasse des Serkali, d. h. der Regierung. Die Missionsge-

sellschaft sammle ihre Habe aus den Gaben der Armen und Geringen und verwende sie für ewige Zwecke, der Missionar müsse daher sie nicht verschwenden. Die Suahili und Wanika hätten ja gutes Land im Ueberfluß, warum sie dieses nicht anbauen, und sich durch Fleiß und Arbeit ihr Eigenthum erwerben, ohne von Andern zu betteln. Bettler, die arbeiten können, aber nicht wollen, seien eigentlich Diebe, welche Andere bestehlen und betrügen; deßwegen sage der Apostel Paulus, wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.

Ueberhaupt war ich oft sehr scharf gegen unverschämte Bettler und zeigte ihnen im Licht der Wahrheit ihre große Unart und Thorheit. Ich bewies ihnen zugleich, daß ein scharfer Verweis auch eine Gabe ist, die ihnen mehr nützen kann als die größte irdische Gabe. Aber wer unter diesen Leuten scharf im Tadeln seyn will, muß ebenso bereitwillig im Geben seyn, sonst wird er dem Tadel der Kargheit und der Habsucht nicht entgehen können.

3. Juli. Ich sprach diesen Morgen über Johannis 1, 12. von der Geburt aus Gott.

1) Das Evangelium ist der Same, der in das Herz des Menschen aufgenommen werden und im Innersten der Seele ruhen muß wie der Same im Mutterleib, wo er sich zu einem menschlichen Wesen gestaltet.
2) Wie ein Kind zur bestimmten Zeit aus dem Mutterschoos zur Welt geboren wird, so muß der Same des Wortes Gottes, der das Herz verändert hat, auch im äußern Leben und Wandel des Menschen hervortreten, das Innere muß ins Aeußere geführt werden.
3) Wenn das Kind geboren ist, so bedarf es Nahrung und gibt sein Verlangen durch Schreien zu erkennen; so muß der aus Gott geborne Mensch allezeit nach Gott verlangen und sich vom Wort Gottes nähren.
4) Wie im Kinde ein Trieb nach Entwickelung ist bis zum vollen Mannesalter, so ist auch im Christen ein Verlangen nach Vollendung und Verklärung ins Bild Jesu Christi.

26. Juli. Abbe Kunde von Kidschembeni fragte, ob der

Mensch nach dem Tod zuerst zu Gott oder zu Christo komme. Ich erwiederte, wer an Christum glaubt, der glaubt auch an Gott, und wer zu Christo kommt, der kommt auch zu Gott, denn der Vater und Sohn sind eins, wie Christus gesagt hat: wer mich sieht, der sieht auch den Vater, denn der Vater ist in mir und ich in ihm.

27. Juli. Viele Wanika beschoren heute das Haupt in der abergläubischen Furcht, daß die Unterlassung dieser jährlichen Observanz in Betreff der Verstorbenen Kopfweh, Hungersnoth und Zerstörung ihrer Kokosbäume zur Folge haben werde. Durch das Rasiren des Haupts glauben sie mit dem Koma (Geist der Verstorbenen) ausgesöhnt zu werden. So sind diese armen Leute aus Mangel an Erkenntniß Gottes und Jesu Christi Knechte durch Furcht des Todes im ganzen Leben. Ebr. 2, 15.

4. August. Diesen Morgen kam eine Frau mit einem kleinen Gefäß, in welchem sie eine Mischung von Welschkorn, Hirse, Reis, Wasser u. s. w. trug. Ein Mganga (Zauberer) hatte ihr gerathen, diese Mixtur, die sie Mfua nannte, auf das Grab eines verstorbenen Verwandten zu legen und zu beten: „O Koma, ich bringe dir diesen Mfua, damit du Regen und Wachsthum des Samens gebest, denn ohne dich wird nichts wachsen.

Ich suchte ihr zu zeigen 1) daß sie ein nutzloses Werk vollbringe, denn die Vögel, Mäuse, Affen und Würmer würden den Mfua bald verzehren, ohne daß der Verstorbene etwas davon genieße, sehe und wisse; 2) wenn sie den Verstorbenen für ein Wesen halte, das Regen geben könne, so müßte es ja Gott seyn, der Himmel und Erden geschaffen hat und der allein Regen und Sonnenschein und fruchtbare Zeiten geben kann. Da nun ein Verstorbener nicht Gott seyn kann, so ist es Sünde und Beleidigung des wahren Gottes, wenn man ein Geschöpf mehr ehrt als den Schöpfer; 3) der Koma kann weder sich noch Andern helfen, darum ist das Beten zu ihm und das Opferbringen ganz unnütz und sündlich; 4) Christus, der Sohn Gottes, ist das wahre Opfer, um dessen willen Gott gnädig zu seyn verheißen hat. Gott verlangt daher nicht, daß wir ihm irdische Gaben opfern, sondern er verlangt unser Herz, unsern Willen, daß wir

an Christum glauben und uns durch seinen Geist von aller Sünde reinigen lassen. Um ein neues Herz sollen wir vor Allem bitten, nicht um Regen und zeitliche Güter.

Es ist klar, daß die Wanika den Koma oder den Geistern oder Schatten der Verstorbenen eine höhere Natur und Kraft zuschreiben, gerade wie die Romanisten sie den Heiligen beilegen. Doch haben die Wanika kein Bild oder Idol von ihren Koma. Ueberhaupt haben sie kein Bild irgend einer Art. Der Koma ist bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, er kann aber nicht gesehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt und sich durch sie versöhnen und den Lebendigen geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt der Koma ist in oder bei der Kaya, d. h. der Hauptstadt oder dem Mittelpunkt des Stammes. Dort ist ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann. Bei dieser Hütte ist alles Eigenthum sicher, das die Leute dort niederlegen, denn dort ist ein Kirapo (Eid, Zauber) aufgehängt, der die Diebe nicht zukommen läßt. Da die Koma vorzüglich bei der Kaya wohnen, so lassen die Leute ihre Todten oft aus weiter Ferne hertragen, ja sogar in der Ferne ausgraben und hieher bringen, um sie auf dem Todtenfeld bei der Kaya zu begraben, in der Meinung, hier finden die Todten eine bessere Grabesruhe. So sehnsüchtig ist der Mensch nach Ruhe, nach dem Tod. Und doch will er den nicht kennen, der gesagt hat: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben und wird leben, ob er gleich stürbe.

So viel ist gewiß, daß die Wanika durch diesen Glauben an die Koma eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode glauben, und das ist doch eine Idee, an welche der Missionar anknüpfen kann. Ein Heidenthum, wo es gar keine Anknüpfungspunkte mehr gäbe, wäre erst schwierig für den Missionar. Ein solches findet sich aber in Ostafrika nicht. Diese Anknüpfungspunkte muß der Missionar aufsuchen und den Heiden zeigen, was daran Mangelhaftes oder Verkehrtes ist und wie sie durch das Evangelium zu beleuchten und zu vervollständigen sind. Hier hat der Missionar seine Texte, über die er reden kann.

11. August. Letzte Nacht wurde in unser Magazin eingebrochen und eine Quantität Viktualien nebst Werkzeugen, Nägeln u. s. w. gestohlen. Da die Wanika uns noch nie, auch nur das Geringste gestohlen haben, so fanden wir es nicht für nöthig, unser Magazin fest zu verschließen. Die Wanika haben viele böse Sitten, aber Diebstahl kommt nicht, oder nur sehr selten bei ihnen vor. Was wir verloren haben auf dem Weg, haben die Finder immer redlich uns wieder zurückgestellt.

Es fand sich nachher, daß die Suahili den Diebstahl begangen hatten. Es waren einige Muhamedaner bei uns gewesen, welche im Walde von Rabbai Bretter sägten. Diese Leute müssen die Diebe gewesen seyn. Wir hatten neulich einen Vorrath von Lebensmitteln aus London und Bombay erhalten, und nun sollten wir nicht vergessen, daß wir Alles mit Danksagung und in der Abhängigkeit von Gott genießen sollen, da er uns diese Gaben wieder entziehen kann, wenn wir sie schon in Händen und im Hause haben. Auch sollte uns dieser Umstand mehr Vorsicht lehren in Verschließung unseres Hauses. Die Wanika ließen es sich angelegen seyn, die Diebe ausfindig zu machen. Sie riethen uns auch, einen Mganga (Zauberer, Wahrsager) kommen zu lassen, der uns den Dieb anzeige; allein wir wollten nichts mit ihrem heidnischen Aberglauben zu thun haben und wollten lieber den Verlust geduldig ertragen.

12. August. Es kam heute ein Mkamba zu mir, der sein Kleid um den Hals und über die Schulter gewickelt hatte, während sein ganzer übriger Leib vollkommen nackt war, die Genitalien nicht ausgenommen. Auf meine Frage, warum er denn seinen Leib mit seinem Kleid nicht bedecke, sagte er, das Kleid würde durch das Tragen und Gebrauchen bald abgenützt werden, und es sei schwer, ein neues Kleid sich zu verschaffen. Da er viele Schmucksachen, namentlich Glasperlen und Kupferringe um seine Arme und Füße gelegt hatte, so fragte ich ihn, warum er denn diese nutzlosen Sachen nicht verkaufe und sich ein Kleid anschaffe. Gott habe nicht befohlen, den Körper zu schmücken, wohl aber, ihn zu bedecken und nicht nackt zu lassen. Die Wa-

kamba schmücken sich lieber mit allerlei Flitterdingen, als daß sie sich ordentlich bekleideten.

Ein Beweis, wie leicht zwei Nachbarstämme in tödtliche Feindschaft gegen einander gerathen können, ist folgende Geschichte. Ein Mann aus Teita verirrte sich auf der Jagd in das Gebiet der Wanika von Duruma. Ein Duruma-Mann nahm ihn in seine Hütte auf und setzte ihm Fisch vor, da er sonst nichts anders hatte. Da nun die Teita-Leute, wie die Galla, Wakamba und andere Ostafrikaner den Fisch für eine Schlangenart halten und nicht essen, so nahm der Verirrte Anstand, die vorgelegte Speise zu essen. Endlich jedoch aß er von dem Fisch, starb aber in der Folge. Dieser Todesfall erzeugte eine augenblickliche Feindschaft in den Teita gegen den Duruma-Stamm, so daß beide einander tödten, wenn sie unterwegs einander begegnen.

Nachmittags kam ein Häuptling und bat mich um Moschus. Auf die Frage, wozu er den (mfudsche) Moschus verlange, sagte er, um einen Teufel aus dem männlichen Glied auszutreiben. Er litt nämlich an einer venerischen Krankheit. Die Wanika glauben wirklich, daß jeder körperliche Schmerz von einem Teufel verursacht werde. Die Suahili-Quacksalber haben ihnen nun weiß gemacht, der Moschus sei gut zur Austreibung eines venerischen Teufels.

Wie abergläubisch auch die Suahili sind, davon habe ich heute einen neuen Beweis gehört. Wenn die Suahili von Mombas nach Dschagga im Innern reisen, so stellen sie einen Mganga (Zauberer) an die Spitze der Karawane. Dieser Mganga ist ein Kilimato, d. h. er hat zwei Augen, er wird vor und hinter der Karawane gesehen. Wenn die Feinde vornen angreifen wollen, so sehen sie ihn dort, und ebenso erblicken sie ihn hinten bei einem Angriff auf die Nachzügler. Ein solcher Mganga kilimato ist Kasimu, ein berühmter muhamedanischer Karawanenführer in Wanga, südlich von Mombas. Auch die Wanika und Wakamba machen Uganga (Zauber), wenn sie auf die Reise gehen und auf der Reise sind. Sie bereiten sich ein Pulver aus einer Baumrinde, das sie auf die flache Hand legen und gegen das Gallaland blasen, wenn sie demselben nahe kommen. Ich selbst habe

die Wakamba später diesen Zauber verrichten sehen auf meiner Reise nach Ukambani.

20. August. Ich hatte eine gesegnete Unterredung mit unserem Häuptling, der uns fast alle Tage besucht. Ich erzählte ihm, daß Christus, der Sohn Gottes, Mensch geworden und so in alle unsere menschlichen Verhältnisse eingegangen sei, daß er aber jetzt auf dem Thron der Herrlichkeit sitze und Mitleiden mit uns habe und uns helfen könne in allem Anliegen, wenn wir an ihn glauben und ihm vertrauen.

Der Häuptling fragte dann, ob wir auch für die Todten beten. Ich sagte, Gott habe uns in seinem Wort keinen Befehl hiezu gegeben, wohl aber, daß wir zuerst für uns und die Lebenden beten. Wer an Christum glaube, der sterbe selig und brauche unser Gebet nicht, er sei ja bei dem ewigen Hohenpriester Jesus Christus und bei der Gemeine der Heiligen, die für ihn beten werden, wenn es nöthig sei. Glaube der Mensch nicht an Christum in diesem Leben, so sterbe er auch nicht in Christo, er könne also auch nicht selig seyn. Die Unseligen aber müsse man der Gerechtigkeit und dem Erbarmen Gottes anheimstellen, er werde auch für sie Rath wissen, wenn sie ihre Gerichte für ihre Sünden siebenfach getragen haben.

Was die Wanika betreffe, so werde es dem gegenwärtigen Geschlecht härter ergehen als ihren Vätern, zu welchen kein Missionar mit dem Evangelium gekommen sei, während dem jetzigen Geschlecht der Weg zum Heil durch uns gezeigt werde, und sie wollen den Antrag zu ihrer Seligkeit nicht annehmen, sondern lieben die Finsterniß mehr als das Licht. Das werde schwere Gerichte absetzen in dieser und jener Welt; denn nichts sei gefährlicher und verantwortungsvoller, als das Evangelium Jesu Christi zurückzuweisen aus Finsterniß-Liebe. Das sei eine größere Sünde als alle die heidnischen Greuel, die sie in der Zeit der Unwissenheit begangen haben. Versündigung gegen das Licht der Wahrheit sei die größte Sünde, die ein Mensch begehen könne, und ich müsse es ihm zuvor sagen, ehe denn es geschehe, daß große Gerichte über sein Land kommen werden, wenn die Wanika jetzt nicht bedenken, was zu ihrem Frieden dient. Ich sei

kein Prophet, aber in der Art der Sünde sehe und erkenne ich die Art der Gerichte, welche folgen werden.

22. August. Heute trug sich ein Umstand zu, der leicht sehr ernste Folgen hätte nach sich ziehen können. Ein Emkamba war seit langer Zeit in Feindschaft mit dem Sohn eines unserer Häuptlinge von Rabbai Mpia gewesen. Diesen Morgen sah der Emkamba seinen Feind in seiner Pflanzung, er ging auf ihn los und gab ihm einen Säbelhieb auf sein Haupt, Ohr und seine Schulter. Sobald die jungen Männer von Rabbai dieß erfuhren, liefen sie zu ihren Waffen und wollten das benachbarte Dorf der Wakamba angreifen, welche zu fliehen begannen. Die Rabbai-Häuptlinge jedoch traten ins Mittel und wiesen die jungen Krieger zur Ordnung, indem sie ihnen vorstellten, daß die Kaya oder Hauptstadt von Rabbai zuerst in Vertheidigungsstand gesetzt und die Früchte des Feldes vorher heimgebracht werden sollten, ehe man gegen die Wakamba Krieg anfange. Dieß wirkte.

Es war ein Glück, daß der Verwundete nicht starb. Wenn er wieder gesund wird, so wird die Sache friedlich abgemacht werden, so jedoch, daß der Emkamba dem Verwundeten 4 oder 5 Kühe zu zahlen hat. Für jetzt hat derselbe ein Schaf gesandt, dessen Blut vor dem verwundeten Mnika ausgegossen wurde. Dieß ist eine vorläufige Versöhnung und ein Zeichen, daß der Beleidiger den Beleidigten um Verzeihung bittet und daß er bereit ist, dem Letztern Schadenersatz und Schmerzengeld zu geben, wodurch der ganze Handel friedlich beigelegt werden kann.

25. August. Heute ist es ein Jahr, daß wir hieher gekommen sind. Wie viel Gnade und Treue hat unser anbetungswürdiger Bundesgott an uns gewendet in diesem Jahr, wie mächtig hat er uns bewahrt von innen und außen. Mit seiner Hülfe haben wir Eingang bei diesem Volk gefunden, haben ein Wohnhaus, eine Küche, ein Magazin und eine Hütte zum Gottesdienst gebaut, einen kleinen Garten angelegt, die Anfänge einer Schule gemacht, die Sprache ziemlich gelernt, Bücher für dieses Volk vorbereitet, vielen Wanika, Wakamba und Suahili das Wort Gottes verkündigt, die Sitten und Gebräuche, die Vorurtheile, kurz, die bösen und guten Eigenschaften, sowie auch die geogra-

physischen Verhältnisse dieser Völker kennen gelernt, unsere Aufgabe in Ostafrika ist uns klarer geworden, und in unsern Herzen haben wir auch manche segensreiche Erfahrungen gemacht. In Betracht aller dieser Erlebnisse müssen wir Gott danken und Muth fassen für die Zukunft.

Nachmittags besuchten uns fünf Männer von dem Berg Kadiaro in Teita. Sie brachten etwas Mtungu (oder Handscha, wie es die Suahili nennen), ein Harz, das die Wanika mit Kastoröl vermischen und als Wohlgeruch gebrauchen. Die Leute von Barawa sollen dieses Harz sehr gerne haben. Die fünf Männer gaben uns einige Nachricht über das Teita-Volk. Als sie abgereist waren, sprach ich mit unserem Häuptling, daß wir Kadiaro zu besuchen wünschten. Er fragte sogleich, was wir denn dort kaufen wollten? Ich drückte mein Erstaunen über diese Frage aus, und bemerkte, ob er denn uns noch nicht kenne und noch nicht wisse, daß wir keine Handelsleute seien, sondern Verkündiger des Wortes Gottes, die das Evangelium in ganz Afrika bekannt zu machen wünschen. Wir hätten uns zwar im Wanikalande niedergelassen und da unser Hauptquartier aufgeschlagen, aber wir wünschten auch noch andere Volksstämme zu sehen und ihnen den Weg des Lebens zu zeigen.

29. August. Da die Wanika auf ihren Plantagen umher zerstreut wohnen und wenig Lust zum Anhören des Wortes Gottes haben, so hatten wir am heutigen Sonntag wenig Zuhörer. Doch kamen Manche ins Dorf, nicht sowohl um unsertwillen, als um den verwundeten Mnika, den Sohn unseres Nachbars, zu besuchen. Es ist Sitte bei diesem Volk, daß die Verwandten, Freunde und überhaupt die Stammgenossen selbst aus weiter Ferne kommen, um einen Kranken zu besuchen und ihm zu condoliren. Die Unterlassung der Condolenz wäre in der Meinung der Leute ein grober Verstoß gegen die Bildung und den guten Ton der Wanika. Die meisten Besucher kamen dann auch zu uns und so mußte auch dieser Umstand, der das Land hätte in Krieg verwickeln können, dazu dienen, daß manche Wanika durch uns mit dem Evangelium bekannt wurden. So muß dem Missionar Alles dienen, und er muß nur alle Umstände gleich be-

nützen und das Beste, nämlich Geist, daraus machen zum Heil der unsterblichen Seelen. Ueberhaupt muß ein Christ aus allem Aeußern, aus dem Fleisch etwas Inneres oder Geist zu machen sich bestreben, so kann er sich in Alles schicken und über Alles freuen.

16. September. Nach der Erzählung unseres Dieners Amri haben die Suahili folgende sonderbare Vorstellung von dem Ende der Erde. Sie glauben, die Erde ende in einem großen Morast, im Westen von Afrika. Die Erde werde dort gleichsam begraben, und das sei der Welt Ende. Dieß heiße Usiko wa nti, Begräbniß der Erde.

Wahrscheinlich ist diese Idee entstanden durch die Wahrnehmung eines großen sumpfigen Sees oder eines morastigen Landes, das die Väter des gegenwärtigen Geschlechts auf ihren Reisen im Innern gesehen hatten. Als die Galla und Wakuafi den Zugang zum Innern noch nicht verschlossen, sind ohne Zweifel die Küsten-Völker mit Inner- und West-Afrika besser bekannt gewesen als jetzt, wo die Nachkommen nur noch Traditionen haben, aus denen wohl obige Idee entstanden ist.

19. September. Beim Eintritt in unser Haus bemerkte ich eine schöne grüne Schlange, welche ihre scharfe Zunge gegen mich bewegte. Ich lief sogleich nach einem Beil und hieb ihr den Kopf ab mit einem Schlag. Diese Art Schlangen ist immer in der Nähe der Häuser, wo sie in den Grasdächern auf Mäuse lauert. Die Wanika behaupten, diese grüne Schlange gehe auf die Kokosbäume, trinke Palmwein (aus den Kalabaschen, die zur Einsammlung der träufelnden Flüssigkeit aufgehängt sind) und stürze betrunken herunter. Wenn es aber wahr ist, daß die Schlangen gar nicht trinken, so kann die Vorstellung der Wanika keine richtige seyn.

Bei unserem Sonntagsgottesdienst waren abermals nur wenige Wanika anwesend. Der Sohn unseres Häuptlings fragte, was er thun müsse, um zum Mulungu (Gott) zu kommen. Nachdem ich ihm die nöthige Antwort gegeben hatte, sagte er, er werde jetzt oft kommen, damit ich ihm die Worte (maneno) unseres Buches erkläre. Ich fürchte aber, dieß ist ein bloßes Kompliment, das er uns machen wollte. Im Umgang mit den Sua-

hili haben die Wanika große Verstellung gelernt, sobald man von religiösen Dingen redet. Sie billigen Alles und erscheinen lernbegierig, aber wenn sie wieder allein und bei ihren Stammgenossen sind, so lachen sie über die religiösen Vorstellungen, die sie gehört haben. Die Bekanntschaft mit den Muhamedanern und ihrer falschen und strengen Religionsweise hat sie gegen religiöse Dinge eingenommen und abgestumpft, die freilich zu ihrem durch und durch irdischen Sinn, kurz, zu ihrem Materialismus nicht passen.

23. September. Heute entschlossen wir uns, die Reise nach Kadiaro auszuführen. Da wir jetzt ein Jahr in Rabbai zugebracht haben, so ist es Zeit, daß wir unsern Blick erweitern und daß wir nachforschen, wie und auf welchen Wegen die Botschaft des Heils auch den fernen Nationen des innern Afrika gebracht werden kann. Vor der Hand ist Kadiaro der nächste Ort, den wir besuchen können, zumal da uns die Kadiaro-Leute, die letzthin hier waren, in ihr Land eingeladen haben. Wir haben beschlossen, daß Bruder Rebmann die Reise unternehmen soll, während ich in unserem Hauptquartier in Rabbai zurückbleibe. Wir mietheten sechs Wanika, welche Rebmann begleiten und seine Effekten tragen sollten. Die Träger verlangten 3 Conventionsthaler für den Mann, welche wir ihnen zusagten.

24. September. Einige von den Trägern nahmen heute ihr Wort wieder zurück unter dem Vorwand, daß ihre Freunde und Verwandte ihnen nicht erlauben wollen, die Reise nach Kadiaro zu machen. Mringe, der Bruder unseres Häuptlings, sagte, seine Mutter wolle ihn nicht ziehen lassen, da sie, wenn er auf dem Weg umkomme, ja Niemanden haben würde, der sie nach ihrem Tode begraben werde.

26. September. Bruder Rebmann hatte im Sinn, morgen abzureisen und ich wollte ihn eine Strecke weit begleiten; da kommen auf einmal bei Einbruch der Nacht zwei Häuptlinge von Groß-Rabbai, welche erklärten, daß das Haus eines jeden Mnika, der nach Kadiaro gehe, verbrannt werden soll. Ich erkannte sogleich, daß die listigen Muhamedaner hinter dem Verbot der Wanika stecken müssen, welche durch jene angeregt wurden, unsere Reise zu verhindern, bis die Suahili sowohl als die Wanika ein

gutes Geschenk von uns erpreßt hätten. Ich erklärte daher in wenig Worten, daß ich die ganze Sache vor den Gouverneur in Mombas bringen werde, welcher den Urheber dieses Verbots ausfindig machen müsse. Ich hielt es für nothwendig, diesen Fall gerichtlich entscheiden zu lassen, um uns vor künftigen Plackereien sicher zu stellen, wenn die Wanika und Suahili sehen, daß die Regierung von Mombas uns Schutz gewährt. Obsta principiis war mein Wahlspruch.

27. September. Wir reisten heute früh nach dem großen muhamedanischen Dorf Dschumfu, wo wir ein Boot mietheten, das uns nach Mombas brachte. In Dschumfu hatte ich eine liebliche Unterredung mit einem Muhamedaner über die Person Jesu Christi. Es war mir auffallend, daß der Mann mir nicht widersprach, als ich von der Gottheit Jesu redete. Dieß war ganz gegen die gewöhnliche Erfahrung, die ich in meinen Unterredungen mit den Muhamedanern machte. Der Mann versprach, uns in Rabbai zu besuchen, um weiter von dem Mana wa Mungu (Sohn Gottes) zu hören. Er war früher Kadi (Richter) in Dschumfu gewesen.

28. September. Wir brachten heute das Verfahren der Häuptlinge von Groß-Rabbai vor den Gouverneur von Mombas und baten ihn, die Schwierigkeiten, die sich unserer Reise nach Kadiaro entgegenstellen, hinwegzuräumen. Er versprach, unsere Bitte zu gewähren, und gab uns einen Brief und zwei Soldaten, welche seinen Befehl den Rabbai-Häuptlingen mittheilen sollten. Er schrieb auch an Bana Cheri, den Suahili-Führer einer Karawane, die gerade nach Dschagga abreisen wollte. Wir hatten Grund, zu vermuthen, daß dieser ränkevolle Mann die Wanika gegen uns eingenommen habe, weil er sich für den Sultani wa Barra, d. h. den König der Wildniß ausgab, ohne den Niemand ins Innere reisen dürfe.

30. September. Wir entdeckten heute den Urheber der Opposition, die sich gegen uns in Rabbai gebildet hatte. Es war Emschande, einer der Häuptlinge des Dorfes Dschumfu. Dieser Mann, der sich für den König der Wanika hält, wollte aus Habsucht sich zwischen uns und die Wanika stellen, damit wir ihn als

Mittler gebrauchen und ihm ein schönes Geschenk geben sollten. Er hatte die Wanika bewogen, uns nicht ziehen zu lassen, bis wir ihm und den Häuptlingen in Groß-Rabbai ein Geschenk gegeben hätten. Ich erklärte den Häuptlingen, daß es dieses Umwegs und dieser Hinterlist nicht bedurft hätte, sie hätten nur einfach und offen ihr Begehren uns sagen sollen, wir seien geneigt, jeden nach Maßgabe seines Dienstes und seiner Hülfleistung zu belohnen.

Im Ganzen erwies sich dieser Umstand als sehr heilsam für uns und unsere Sachen, denn er machte die Herzen aller dabei betheiligten Personen offenbar. Die Gesinnung der Wanika, der Suahili, der Regierung in Mombas, und unser eigenes Verhalten wurde offen gelegt. Jede Missionsstation hat in ihrem Anfang ihre besonderen Kämpfe, die durchgemacht werden müssen. Wo der Missionar sich an eine rechtmäßige Obrigkeit wenden kann, da soll er Gebrauch davon machen, aber mit Weisheit und Mäßigung, damit sich die hinterlistigen Gegner fürchten müssen. Aber er muß zu gleicher Zeit nicht vergessen, diesen Gegnern Gutes zu thun und Liebe zu erweisen, damit sie auch innerlich schamroth werden. Und so muß er mit Ernst und Liebe der Welt, die im Argen liegt, zu begegnen wissen, er muß sie erziehen, aber auch durch die Welt sich erziehen lassen, d. h. er muß den Sinn Jesu im Umgang mit der Welt immer mehr anzuziehen sich bestreben. Wenn durch alle seine Kämpfe und Bemühungen erst nach vielen Jahren nur Eine Seele für das Reich Gottes gewonnen wird, so ist er hinlänglich entschädigt, denn diese Eine Seele, die sich wahrhaft zu Gott bekehrt, wird der Grundstein zu dem geistlichen Gebäude, das sich der Herr unter einem Volk, ja auf einem großen Theil eines Kontinents errichten will; Israels Partikularismus ist die Brücke zu der christlichen Kirche in allen Kontinenten geworden; wo nur einmal ein geistliches Israel, sei es auch nur Eine Seele, besteht, da ist die Brücke gebaut, auf der ein ganzes Volk in die Arche des Lebensfürsten eingehen kann und wird. Deßwegen soll sich der Missionar nur getrost mit dem Evangelium leiden unter allen Schwierigkeiten und Hindernissen. Das Missionswerk geht nicht sprungsweise,

sondern langsam und durch lauter Kämpfe, weil sich die Macht des Todes und des Lebens an einander messen und mit einander ins Ringen kommen, bis zuletzt die Macht des Lichts als die stärkere über die Finsterniß siegt. Rechtlich muß das Reich der Finsterniß überwunden werden; — diesen großen Grundsatz soll der Missionar nie vergessen, und daher nie verzagen und muthlos werden, wenn Alles gegen ihn ist, aber auch nie übermüthig und sicher werden, wenn Alles eine Zeitlang nach Wunsch zu gehen scheint, denn der Arge schläft und schlummert nicht, so wenig als der Hüter Israels je unthätig ist.

4. September. Es war eine Partie Wanika bei uns, denen ich das Gleichniß vom reichen Manne (Luk. 16.) erzählte und erklärte. Nachher kam noch eine Partie, mit der ich über den verlornen Sohn sprach.

Wir hörten heute, daß die Häuptlinge vom Stamm Duruma in Mombas gefangen genommen wurden. In der Hungersnoth im Jahr 1836 kauften die Leute in Mombas viele Kinder des Duruma-Stammes und machten sie zu Sklaven. Nachdem aber die Wanika nach der Hungersnoth wieder zu Kraft gekommen und sich einigen Reichthum erworben hatten, so forderten sie ihre Kinder zurück gegen ein mäßiges Lösegeld. Die Suahili aber steigerten ihre Forderungen allzu sehr. Da nahmen die Duruma das Vieh der Suahili hinweg und so entstand eine vieljährige Feindschaft zwischen Mombas und Duruma. Die Mombassianer nahmen, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zu einer List *). Der Gouverneur ließ die Duruma-Häuptlinge nach Mombas kommen unter dem Vorwand, mit ihnen zu unterhandeln zur Beilegung des Streits. Die Häuptlinge erschienen, nichts Arges ahnend. Kaum waren sie im Hof des Gebäudes der Regierung angelangt, so wurden ihnen eiserne Fesseln angelegt, und eine Anzahl Elephantenzähne verlangt als Ersatz für das geraubte Vieh. Ueberhaupt ist an der Ostküste von Afrika viel Stoff zum Streit und Krieg, und die Völker kommen immer weiter herunter in jeder Hinsicht. Nur ein neues Element, das Element des Friedens durch das Evan-

*) In irgend einer Verlegenheit sagen sie sogleich: Sind wir nicht Suahili, d. h. Leute welche List brauchen?

gelium, kann sie vom geistigen und leiblichen Untergang retten. Gewöhnlich ließ Gott auch die Boten des Friedens unter einem Volke auftreten, wenn es aufs äußerste mit ihm gekommen ist. So war es in der Südsee, in Westafrika und an andern Orten. Daher kam es auch, daß die Feinde der Mission die Missionarien beschuldigten, den Ruin der Völker bewirkt zu haben, was sehr viel Schein hat bei denen, welche die Geschichte dieser Völker nicht kennen. Der Verwesungsproceß, den das Verderben eines Volkes seit langer Zeit verschuldet hat, hat sich eingestellt, ehe das neue christliche Element durchgedrungen ist. Da scheint es dann freilich, als ob das neue Element an der Verwesung Schuld sei; aber die Folgezeit hat die Gegner der Mission noch immer zu Schanden gemacht, wenn sie sehen mußten, wie ein christliches Volk aus dem Grabe auferstand, das jetzt ein Licht in dem Herrn wurde und selbst die Christen in Europa beschämte. Der Missionar muß nur getrost in seinem Werke fortfahren, die Geschichte wird ihn schon rechtfertigen.

11. October. Wir erhielten einen Besuch von Bana Hamade, einem verständigen und einflußreichen Suahili-Häuptling in Mombas. Er gab uns manche für die Geographie und Geschichte dieser Küste wichtige Nachricht. Nach seiner Erzählung war Shunguaya, eine jetzt zerstörte Stadt an der Küste von Patta, die ursprüngliche Heimath der Suahili, welche von dort durch die Galla vertrieben nach Malindi flohen. Nachdem sie auch von Malindi vertrieben worden waren, flohen sie nach der Kilesi-Bucht, und zuletzt nach Mombas. Die Galla sollen damals bis Tanga und Usambara geherrscht haben. Die Wanika kamen von Rombo in Dschagga. Die Masai und Wakuafi sind jetzt das herrschende und furchtbare Volk im Innern. Die Väter des Wanika-Stammes Kiriama sollen in Mangea am Sabaki-Fluß gewohnt und von dort durch die Galla vertrieben worden seyn.

Bana Hamade sandte nachher seinen Sklaven, um uns um einige Flaschen Wein zu bitten. Wir schlugen ihm seine Bitte ab, weil er als Muhamedaner ja keinen Wein trinken dürfe, und wir es nicht wie manche Europäer, für etwas Verdienstliches halten, die Muhamedaner dadurch aufzuklären, daß wir sie mit Wein und

Branntwein bekannt machen. Wenn Bana Hamade die ganze muhamedanische Lehre, nicht nur ein Stück, aufgeben und den Wein nicht nur im Geheimen, sondern frei und offen genießen würde, so könnten wir ihm ein paar Flaschen geben, aber zum Heuchler wollten wir ihn nicht machen, der im Verborgenen anders handelt als er öffentlich vorgibt. Uebrigens hatten wir selbst nur wenig Wein vorräthig zur Stärkung unserer Gesundheit. Es ist merkwürdig, wie die Araber und Suahili anfangen, den Wein und Branntwein lieb zu gewinnen, seitdem sie in Sansibar und an andern Orten mit Europäern bekannt geworden sind. Das wird endlich eine Reaktion der strengen Muhamedaner gegen alles, was europäisch ist, erzeugen und den ehemaligen Fanatismus wieder hervorrufen.

13. October. Bana Cheri besuchte uns, um sich wegen Aufhetzung der Wanika zu rechtfertigen und Freundschaft mit uns zu machen, auch seine Dienste zu einer Reise nach Dschagga anzubieten. So hat die Opposition Emdschandes auch in dieser Beziehung gute Früchte für uns hervorgebracht. Bana Cheri ist wirklich der Mann, den wir zum Führer auf unsern beabsichtigten Reisen ins Innere brauchen können. Er sagte, westlich von Uniamesi seien Muhamedaner und westlich von diesen seien Europäer, was wohl auf die Portugiesen an der Westküste sich bezieht.

14. October. Unser Häuptling besuchte uns mit mehreren Wanika. Da er die Ansicht äußerte, Christus sei der mtume (Gesandte) der Europäer, wie Muhamed der mtume der Muhamedaner, so suchte ich ihn über seinen Irrthum zu belehren. Christus sei freilich der Abgesandte des himmlischen Vaters, aber er sei Gott gleich, Gottes völliges Ebenbild, und daher sei er der Gesandte Gottes, wie es gar keinen andern geben könne. Nur durch ihn kommen wir zu Gott, da er der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist. Er ist Gott Mensch, wahrer Gott und wahrer Mensch in einer unzertrennten Person. Sein Wort ist Gottes Wort, und alles, was er that, ist Gottes That. Da nun Muhamed gerade das Gegentheil von dem lehrte und lebte, was Christus gelehrt und gelebt hat, so kann er kein Gesandter Gottes gewesen seyn. Da Muhamed die Menschen nicht vom

Bösen erlöste, vielmehr sie noch mehr Böses lehrte und zum Bösen verführte, so kann er kein Gesandter Gottes, sondern nur ein Werkzeug der Hölle zur Verführung der Menschen gewesen seyn. — Diesen Abend begab sich Bruder Rebmann auf seine Reise nach Kadiaro. Wir lasen Jes. 49, beteten mit- und für einander und für unser Werk, und daß diese Reise zur Verbreitung des Evangeliums im Innern förderlich werden möchte.

16. October. Ich unterrichtete unsere Knaben, und besuchte einige Kranke. In der Nacht wurde ich sehr durch die kleinen Ameisen beunruhigt, welche gewöhnlich vor dem Regen erscheinen und zwar kommen sie meistens Abends oder nach Mitternacht, wo sie einen aus dem Schlafe treiben. Wenn man sie auch durch Feuer, Rauch und heiße Asche von dem Boden der Wohnung vertreibt, so gehen sie an den Wänden hinauf auf das Strohdach und fallen von dort wieder auf den Boden herunter. Sie sind eine große Plage in diesen Ländern.

18. October. Ein Eingeborner von dem Berg Endara besuchte mich. Auf diesem Berg, der 4 Tage von Rabbai entfernt ist, wohnen Teita-Stämme. Er bat mich, sie zu besuchen; er wolle mir eine Ziege geben, wenn ich zu ihm komme. Nachdem der Teita-Mann mein Zimmer verlassen hatte, kam der Häuptling, dem ich erzählte, in was ich seinen 11jährigen Sohn Schehe, der einer von Bruder Rebmann's ersten Schülern war, unterrichtet hatte. Nachher besuchte ich den kranken Schüler Kosi und seinen Bruder, der, wie oben erwähnt, von einem Emkamba verwundet worden war. Einen für das Evangelium unempfänglicheren Menschen habe ich nicht leicht gesehen als dieser Verwundete war. Auch im Heidenthum gibt es empfängliche, härtere und ganz harte Gemüther, und dieser Unterschied stellt sich oft gleich beim ersten Zusammentreffen des Missionars mit den Heiden heraus.

20. October. Wie schön und wahr sagt der englische Bischof Hall: „Wenn Gott uns stärkt, so sind wir unbezwinglich; aber wenn er uns sinken läßt, so kann uns der geringste Umstand niederwerfen.“ Dieß erfuhr ich diesen Morgen buchstäblich bei einem geringen Umstand, der mich so zum Unwillen reizte,

daß ich mehrere Wanika, die mich besuchen wollten, nicht in meine Wohnung eintreten lassen wollte.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch der Worte eines andern englischen Geistlichen gedenken, die mich schon oft erquickt und gestärkt haben. Er sagt über „den Ruheplatz des Glaubens" Folgendes:

„Wenn meine Seele ganz allein auf dem Werke Christi und seiner Annahme, als des Einzigen der für mich vor Gott erscheint, ruht, so ist dieß ein vollendetes Werk und eine vollkommene unendliche Annahme. An deren Stelle setzen aber die Menschen oft die Wirkungen des Geistes in ihnen; sie machen die Wirkungen der Wiedergeburt zum Grund der Ruhe anstatt der Erlösung: daher kommt es, daß ich bisweilen Hoffnung fasse, wenn ich diese Wirkungen wahrnehme, bisweilen aber auch verzage, wenn ich auf die Wirkungen des Fleisches sehe. Da ich nun das Werk des Geistes in mir an die Stelle des Werkes Christi setze, so habe ich nicht die Zuversicht, die ich haben soll, und ich zweifle ob ich überhaupt im Glauben stehe. Alles dieses kommt daher, weil ich das Werk des Geistes Gottes in mir, an die Stelle des vollendeten Werkes, des Sieges, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi setze; und doch ist nur sein Werk der sichere, weil vollendete Ruheplatz des Glaubens, welcher sich nie verändert, und immer derselbe bleibt vor Gott. So hassenswerth und abscheulich auch die Entdeckung der Sünde in dir ist, so ist sie doch kein Grund, warum du zweifeln solltest, denn sie war die Ursache zur Versöhnung, denn gerade weil du ein Sünder bist, darum ist Christus gestorben und auferstanden. In dem Augenblick, wo wir unsern Frieden auf Etwas in uns selbst gründen, verlieren wir ihn; und daher kommt es, daß so wenige Christen einen festen Frieden haben. Nichts kann dauerhaft seyn, was nicht auf Gott allein gebaut ist. Wie kannst du festen Frieden haben? Nur wenn du ihn nach Gottes eigener Weise hast. Du mußt auf nichts ruhen, auch nicht auf dem Werk des Geistes in dir, sondern allein auf dem, was Christus gethan hat außer dir. Alsdann wirst du zwar deiner Unwürdigkeit bewußt seyn, aber dennoch Frieden haben. In Christo allein findet Gott das, worin Er ruhen kann, und so ist es auch bei seinen Heiligen. Je mehr

du mit der Ausdehnung und der Natur des Bösen, das sowohl in dir als außer dir und um dich ist, bekannt wirst, desto mehr wirst du finden, daß was Jesus ist, und was Jesus that, überhaupt der einzige Grund ist, worauf du ruhen kannst."

25. October. Ich hatte die Freude, meinen geliebten Mitarbeiter Rebmann wohlbehalten und mit neuen Erfahrungen ausgerüstet vom Kadiaro zurückkehren zu sehen. Die Teita-Leute in Maquasini, dem ersten Dorf auf dem Berg Kadiaro, hatten ihn freundlich aufgenommen und ihm die Erlaubniß gegeben, unter ihnen wohnen und das Wort Gottes verkündigen zu dürfen.

28. October. Die Reiseerzählungen meines lieben Bruders Rebmann erhoben meinen Geist heute so mächtig, daß ich ernstlich an die Ausdehnung unserer Missions-Unternehmungen dachte. Ein Missionar sollte unter den nördlichen Wanika in Kambe oder Dschogni stehen, ein anderer auf dem Berg Kadiaro, ein dritter in Dschagga, ein vierter in Usambara und ein fünfter in Ukambani. Ach daß wir Leute und Mittel genug hätten für das große Ländergebiet, das sich vor uns aufthut! Ein Missionar wird oft von den Gefühlen eines großen Eroberers ergriffen, nur sind diese Gefühle ganz anderer Art, denn seine Ritterschaft ist nicht fleischlich, sondern geistlich.

1. November. Mbawa, der Neffe unsers Häuptlings, fiel heute von einem hohen Kokosbaum herab, ohne sich bedeutend zu verletzen. Der junge Trunkenbold hat abermals eine Frist zur Buße erhalten, wenn er sie benützen wollte. Viele Wanika kamen, ihn zu besuchen, wodurch wir eine Gelegenheit erhielten, mit ihnen über das Heil ihrer Seelen zu reden. Es ist Schade, daß nicht auf jeder Missionsstation ein ärztlicher Missionar mit dem theologischen verbunden ist, weil auf diese Weise mehr Nutzen unter den Heiden gestiftet werden könnte. War doch Lukas, der Arzt, auch mit einem Paulus verbunden. Das war gewiß nicht ohne göttliche Führung so geworden.

11. November. Wir besuchten heute den Berg Reali, der einige hundert Fuß höher ist als der Hügel, auf dem unser Haus steht. Es soll früher eine große Stadt, Namens Insuana auf dem Reali gestanden haben. Hier wäre der Ort, wo ein christ-

liches Dorf gegründet werden könnte. Nur müßte das Wasser aus ziemlicher Ferne geholt werden. Der Berg ist mit einer herrlichen Waldung von dicken und hohen Bäumen bedeckt, welche die Suahili benützen für ihren Schiffbau.

Auf dem Rückweg begegneten wir unserem Häuptling und einigen andern Wanika, welche unter einem Kokosbaum saßen und im Begriff waren, eine Ziege und eine weiße Henne zu schlachten, um ein Sadaka (Opfer) zu machen zu Gunsten seines Neffen Mbawa, welcher neulich von einem Kokosbaum gefallen war. Die Wanika glauben, daß ein böser Geist ihn herabgestürzt habe, deßwegen sollte jetzt dieser böse Geist durch ein Opfer versöhnt werden. Etwas Rinde von dem Kokosbaum und ein wenig Sand, der an den Wurzeln des Baumes lag, wurde mit dem Fleisch der geschlachteten Thiere vermischt und von dem Kranken gegessen unter mancherlei Wünschen und Gebeten. Die Ziege war von einem Muhamedaner geschlachtet worden, weil die Wanika glauben, das Opfer habe eine größere Kraft, wenn ein Mann des Buchs das Opfer verrichte.

Ich sprach mit dem Häuptling über folgende Punkte:

1) das Opfer ist eine große Sünde, weil die Wanika damit beweisen, daß sie den bösen Geist mehr fürchten und lieben als den lebendigen und wahren Gott;
2) durch das Opfer setzen sie sich in Verbindung mit den bösen Geistern und stärken sich zu ihrem Dienst, denn der erzürnte Gott muß sie dahingeben in die Gewalt der bösen Geister, weil sie diese mehr ehren als ihn;
3) seitdem der Sohn Gottes in die Welt gekommen, um das einige, wahre und vollgültige Opfer für die Sünden der Menschen zu bringen, so ist jedes Opfer, das der Mensch bringt, um Gott und die Geister zu versöhnen, ein Greuel vor Gott und eine Verachtung Gottes. Wer in Buße und Glauben das Opfer Jesu annimmt, der bekommt Vergebung der Sünden und fürchtet die bösen Geister nicht mehr;
4) es ist Thorheit und Aberglauben, zu sagen, der böse Geist habe einen Menschen vom Kokosbaum gestürzt. Der Neffe Mbawa sei wahrscheinlich betrunken gewesen, als er von

dem Baum herabfiel. Der Mensch müsse in seinem irdischen Beruf alle Vorsicht, Klugheit, Geschicklichkeit und Nüchternheit anwenden, er müsse vor Allem jeden Morgen sich Gott und seiner Leitung anbefehlen und Alles in seinem Namen thun; komme dann auch ein Leiden, so müsse man es geduldig tragen und dessen Ursache in der Sünde und Verdorbenheit des eigenen Herzens suchen, welche uns Gott unter dem Leiden offenbaren will, um uns zur Buße zu bringen und um uns der Versöhnung mit ihm und der Gemeinschaft mit ihm recht bedürftig zu machen.

Abends brachte uns die Frau des Häuptlings ein Stück Opferfleisch, das wir aber nicht annahmen, wobei wir den Wanika ein für allemal erklärten, daß wir das Fleisch, das zum Essen geschlachtet wird, auch wenn die Schlachtung von Muhamedanern vollzogen wird, dankbar von ihnen annehmen wollen, daß wir aber Opferfleisch keineswegs annehmen werden, weil es den bösen Geistern dargebracht und also gegen seine Bestimmung mißbraucht worden sei. Wir wünschten durch die Zurückweisung des Opferfleisches ein offenes Zeugniß gegen das Opferwesen und den Teufelsdienst und die Teufelsgemeinschaft der Wanika abzulegen. Nach diesem Grundsatz würden wir und Alle, die sich zu Christo wahrhaftig bekehren, künftig verfahren.

14. November. Beim Beginn unseres Gottesdienstes waren etwa 20 Personen hier, die uns jedoch wieder verließen, sobald das Singen vorüber war, das Bruder Rebmann mit seinem Klarinet begleitete. Ach, wie gar gering ist das Verlangen der Wanika nach dem Heil ihrer Seele! Doch wir wollen nicht verzagen, da ja der lebt, der die Todten und Verwesten aus dem Grabe auferwecken kann. Bruder Rebmann hatte auch ein Lied in der Kinika-Sprache verfaßt, das wir bei dem Gottesdienst singen. Einer der Verse ist folgender:

Yesus Christos fania	Jesus Christus mache
Moyowangu muvia;	Mein Herze neu;
Uwe muokosi wangu	Du bist mein Heiland,
Uzi ussa maigangu	Du hast mir meine Sünde vergeben.
Yesus Christos fania	Jesus Christus mache
Moyowangu muvia.	Mein Herze neu.

16. November. Ich ging nach Kidschembeni, wo ich eine Anzahl Leute, hauptsächlich Weiber und Kinder traf, denen ich Buße zu Gott und Glauben an den Herrn Jesum verkündigte.

Wir entschlossen uns heute zu einer Seereise nach der Mündung des Dschubflusses aus folgenden Gründen:

1) hatte ich schon seit mehreren Jahren im Sinn gehabt, die Dschubgegend näher zu untersuchen, hatte aber nie Zeit gefunden, mein Vorhaben auszuführen;
2) ich sah voraus, daß unsere Zeit zur Ausführung dieses Planes noch beschränkter werden wird, je mehr sich unsere Wirksamkeit in Unikani (im Wanikaland) ausdehnen wird;
3) ich wünschte, daß mein lieber Bruder Rebmann auch die Küste nördlich von Mombas kennen lernen möchte;
4) es ist jetzt die beste Jahreszeit für die Seefahrt nach Norden, und ich hoffe, daß die Reise unserer geschwächten Gesundheit zuträglich seyn wird;
5) wir hoffen mehr Nachrichten über die Galla und die beiden Flüsse Pokomoni und Dschub zu erhalten;
6) wir hoffen uns mit dem Suahili-Dialekt im Norden bekannter machen zu können;
7) wir wünschen eine Gelegenheit zu haben, auch den Muhamedanern im Norden die Botschaft des Heils zu bringen, denn die Muhamedaner sollen von unserer Mission nicht völlig ausgeschlossen seyn.

17. November. Wir hörten diesen Nachmittag plötzlich ein Geschrei in Kidschembeni und vernahmen, daß das Kind des Mnika Marunga ergriffen und einem Manne aus dem Stamme Duruma gegeben worden sei, weil Marunga in der theuren Zeit die Kinder dieses Mannes weggenommen und als Sklaven verkauft hatte. Marunga wurde oft aufgefordert, den Vater der verkauften Kinder zu entschädigen; allein er weigerte sich beständig. Endlich erklärten die Häuptlinge von Duruma, sie würden den Rabbai-Stamm mit Krieg überziehen, wenn nicht das eigene Kind des Marunga ausgeliefert würde. Da Marunga mit Bana Cheri nach Dschagga gereist war, so fanden es die Rabbai-Häuptlinge nicht schwer, in Begleitung der Duruma-Leute in das Haus

Marunga's einzubrechen und sein Kind wegzunehmen. So wesentlich und handgreiflich halten es die Ostafrikaner mit dem Recht und der Forderung der Entschädigung und Satisfaction, und doch behaupten Manche, die Afrikaner könnten die biblischen Ideen von Satisfaction, Versöhnung, Erlösung u. s. w. nicht verstehen. Im Gegentheil, ihre Sitten und Gebräuche befähigen sie, diese Ideen recht massiv zu verstehen, wenn sie nur wollen.

23. November bis 3. December. Ausführung der Seereise von Mombas bis Patta, da der Gegenwind es nicht zuließ, die Fahrt bis zur Mündung des Dschub auszudehnen, wie anfangs beabsichtigt war.

10. December. Diesen Morgen kam ein Mnika, welcher mir die Löcher seines zerissenen Kleides zeigte, aus welchen sein nackter Körper hervorblickte. Er bemerkte dabei: Ich bitte um ein neues Kleid, da ich, wie du siehst, nackend bin." Ich erwiederte: Wenn du auf deiner Pflanzung recht fleißig bist, so kannst du dir die Mittel zur Anschaffung eines Kleides selbst erwerben, ohne dich aufs Betteln zu legen. Wer gesund ist und arbeiten kann, soll sein eigen Brod essen und sich nicht gelüsten lassen der Habe seines Nächsten. Wäre er krank und gebrechlich, so würde ich ihn unterstützen, aber da er gesund sei und arbeiten könne, so wäre die Unterstützung überflüssig, er würde das geschenkte Kleid sogleich verkaufen und den Erlös auf Palmwein verwenden, womit er sich voll saufen würde; somit würde ich ihm nur zu seinem Verderben behülflich seyn mit meiner Gabe. Schließlich suchte ich ihm die Nacktheit und Zerrissenheit seines Herzens zu zeigen und ihn zu ermahnen, daß er die wahre Gerechtigkeit Jesu Christi suchen soll, welche das schöne Kleid ist, in dem wir vor Gott bestehen können. Uebrigens war mir das naive Verfahren des Mannes eine große Lehre. Er zeigte mir zuerst blos sein zerrissenes Kleid und darin lag schon die Bitte um ein neues, das er sich von mir wünschte. So macht es der wahre Glaube; er zeigt Gott sein Elend ohne viele Worte, und ruft Barmherzigkeit ohne alles Verdienst und Würdigkeit. Diese Geschichte gab mir einen tiefen Eindruck von dem rechten Verhalten des Sünders zu Gott.

15. December. Ich besuchte Kidschembeni, wo ich einige Leute antraf, denen ich die Geschichte von dem blinden Bartimeos vorlas und meine Bemerkungen und Ermahnungen beifügte. Ich lese gewöhnlich zuerst eine evangelische Geschichte vor, suche sie den Wanika verständlich zu machen und dann Ermahnungen zum Glauben an Jesum beizufügen. Die evangelische Geschichte muß vor Allem den Heiden beigebracht werden, damit sie wissen, wer Christus war und was er gethan hat für die Menschen; dann fällt ihr Vertrauen auf die Koma und auf die Opfer, sowie ihre Furcht vor den bösen Geistern von selbst, wenn sie die Macht und Liebe Jesu erkennen.

21. December. Ein Mnika vom Stamm Kiriama kam, um die Daua ya ulume, d. h. die Arznei zur Stärkung des geschwächten männlichen Gliedes zu verlangen. Ich sagte ihm, die beste Arznei, die ich ihm geben oder anrathen könne, steht geschrieben in 1 Theff. 4, 3—6. Ich las die Stelle und erklärte sie ihm. Die fleischliche Lust wüthet in der That wie eine Seuche unter den Heiden und zerrüttet sie nach Körper und Geist. Schon viele Kiriama-Leute haben um die Arznei gegen Impotenz gebeten. Diese Leute haben wegen ihres größern Reichthums die Mittel, sich mehr Frauen beizulegen und überhaupt ihre sinnlichen Lüste mehr zu befriedigen, als die Wanika von Rabbai. Der Handel mit Elfenbein, Kopal und Vieh hat den Kiriama-Stamm vor andern reich gemacht. Was sie nun auf diesem Wege gewinnen, wird auf die Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste verwendet.

Welche Greuel und Sünden würden offenbar werden, wenn die Elephantenzähne und das Kopal und überhaupt die Handelsgegenstände, die aus Afrika nach Europa gebracht werden, reden könnten. Wie viele Sklaven, wie viele Frauen, wie viel Palmwein, wie viele Schmucksachen zur Beförderung der Eitelkeit werden von den Galla, Wanika, Wakamba und Suahili für das Elfenbein, das sie an die Küste bringen, gekauft. Diese Leute könnten in der That einen größern Wohlstand gar nicht ertragen, sie würden in einen völlig thierischen Zustand zurücksinken. Die Genüsse, welche die Civilisation mit sich bringt, würden diese Leute in kurzer Zeit aufreiben, wenn nicht der Mißbrauch der

Civilisation durch die Kraft des Evangeliums gehemmt und unterdrückt wurde.

22. December. Ich fand abermals eine Schlange vor der Thüre unsers Magazins, und mein Knecht tödtete eine zweite, welche im Grase neben der Mauer unsers Magazins lag.

31. December. Beim Rückblick auf das verflossene Jahr schmerzte mich besonders die Gleichgültigkeit der Wanika gegen den Antrag des Heils in Christo, der ihnen in diesem Jahr so oft gemacht worden war. Wie gerne hätten wir sie zur Anhörung des Wortes Gottes versammelt und hätten die Jugend unterrichtet, aber die verfinsterten und fleischlichen Leute blieben taub gegen alle unsere Bestrebungen. Mein lieber Mitarbeiter Rebmann hatte einmal eine Zeitlang eine Schaar Kinder in Bunni (einem Weiler in der Nähe von Rabbai Mpia) versammelt und angefangen, sie zu unterrichten; aber sie zerstreuten sich bald wieder. Er hatte Buchstaben aus Pappendeckel gemacht, und gab sich viele Mühe, eine Schule zu Stande zu bringen, aber ohne Erfolg. Wir hatten es öfters den Häuptlingen und den Eltern ans Herz gelegt, ihre Kinder unterrichten zu lassen; sie billigten unsern Vorschlag, aber dabei ließen sie es bewenden und ermahnten die Kinder nie ernstlich, in die Schule zu gehen, weil sie meinten, dann werde die Ada (Sitte) der Wanika zerstört werden, die jungen Leute würden die Ada der Europäer annehmen, und die Koma (Geister der Verstorbenen) würden dann zürnen, keinen Regen mehr geben, Krankheiten senden, kurz, das Wesen der Wanika würde ganz in Verwirrung gerathen. Doch wir machten es wie David, der sich in seinem Gott stärkte, und geduldig und glaubig fortfuhr, seine Leiden zu ertragen, bis ihm Gott zu der verheißenen Königswürde verhelfen würde. Wir stärkten uns an den Verheißungen Gottes, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll, wo es verkündigt wird, und so gewannen wir Muth und Zuversicht, das angefangene Werk auch im neuen Jahre fortzusetzen. Ich erinnerte mich an das Wort jenes Geistlichen in Amerika, der zu einem scheidenden Missionar sagte: „werden Sie nicht muthlos und verzagt, wenn Sie auch 10 Jahre an einer Felsenwand hinaufklettern müssen, Sie werden doch zuletzt hinaufkommen.“

Zuvor muß der Glaube, die Liebe, die Geduld, die Treue und Selbstverleugnung des Missionars unter den Heiden geübt und bewährt worden seyn, dann kann ihm Gott erst Früchte seiner Arbeit und seiner Thränensaat schenken. Das ist so die Weise unsers Gottes, der erst demüthigt und dann erhöht. Wie mancher Jüngling, der in der Heimath sich zum Missionsdienst meldet, meint in seinem Eifer und in seiner Unerfahrenheit, wunder wie viel er ausrichten werde, wenn er einmal zu den Heiden komme; aber wie bald werden ihm seine gut gemeinten Plane und seine romantischen Ideen wie Seifenblasen vergehen, wenn er dem Stock-, Stein- und Eisen-harten Heidenthum gegenübersteht, und sich auf einen jahrelangen Kampf mit demselben gefaßt machen muß, ehe er eine wahre Frucht seiner Arbeit aufweisen kann. In dieser Wartezeit muß er selbst erst recht zubereitet werden; das ist erst seine rechte theologische Schule, wo er das Wesen und nicht mehr blos das Wissen eines Missionars lernen muß. Da wird es sich zeigen, ob sein Missionstrieb von Anfang an lauter und göttlich gewesen ist. Da muß er unter dem Kreuze Jesu stehen, sich mit dem Evangelium leiden, auf Hoffnung gegen Hoffnung wie Abraham glauben und gehorsam seyn, bis ihm der Isak geboren wird durch die Bekehrung von einer oder etlicher Seelen. Ich kann angehende Missionarien nicht genug auf diesen Gegenstand aufmerksam machen, weil die Erfahrung oder die Erscheinung oft so lange hinter der Idee und hinter den sehnlichen Wünschen des Herzens zurückbleibt, daß der Missionar an allem irre werden kann, wenn er nicht in der felsenfesten Verheißung Gottes gegründet ist, daß das Wort und die Kraft Gottes zuletzt wider allen Tod und alle Macht des Heidenthums die Oberhand erhalten muß. Es geht in der Missionswelt wie im einzelnen Christenleben durch lauter Contraria, aus der Enge in die Weite, aus der Finsterniß ins Licht, und aus dem Tod ins Leben. Jedes wahrhaftige Gotteswerk muß sich erst längere oder kürzere Zeit mit den Pforten der Hölle gemessen, ihren Widerstand erfahren und sich stärker als die Hölle erwiesen haben, die rechtlich überwunden werden muß, sonst würde der Fürst derselben ewig dagegegen prozessiren, als ob Gott zu gewaltsam zu Gunsten seiner Kin-

der verfahren und seine Allmacht allzu sehr in die Wagschale gelegt hätte.

1. Januar 1848. Die Verheißung: „Fürchte dich nicht, Abraham, ich bin dein Schild und großer Lohn,“ war mir sehr tröstlich beim Anfang dieses Jahres. Ich sprach mit unserem Häuptling über diese Worte. Mit seinem Sohn Schehe las ich Luc. 2, 42 ff. und ermahnte ihn, im neuen Jahre zuzunehmen an Weisheit und Gnade. Nachmittags kamen auch die andern Knaben, welche bisher sich geweigert hatten zu kommen, weil sie meinten, wir sollten sie für ihr Schulgehen bezahlen, wie wir unsere Knechte bezahlen für ihren Knechtsdienst. Wir erklärten ihnen offen, daß wir Niemand für den Unterricht, den wir ertheilen, etwas geben, wenn sie Lohn suchen, sollten sie lieber wegbleiben.

2. Januar. Ich ging nach Muihani, traf aber nur einige Weiber und Kinder, welche sich vor mir fürchteten, da sie mich für einen Mganga (Zaubermacher) hielten. Dieß ist meistens der Fall an Orten, wo sie mich noch nicht kennen. Nach einiger Bekanntschaft verlieren die Leute diese Ansicht und werden zutraulich. Viele Muhamedaner und Wanika ziehen im Lande herum und geben sich für Quacksalber u. s. w. aus, um die Leute zu betrügen. Was Wunder, wenn sie den Europäer auch für einen Mganga halten, so lang sie ihn nicht genauer kennen. In Kidschembeni sprach ich über die Pflicht der Eltern, ihre Kinder im Worte Gottes unterrichten zu lassen.

3. Januar. Ich setzte die Uebersetzung von Dr. Barths biblischen Geschichten in der Kinika-Sprache fort.

5. Januar. Unser Nachbar machte Uganga wegen seiner Tochter, welche schmerzliche Geschwüre hatte, die nach seiner Meinung von einem bösen Geist veranlaßt worden waren. Als ich gegen die Zauberceremonie sprechen wollte, wollte mich Niemand auch nur eine Minute lang anhören. Die Leute schlugen in die Hände, trommelten, tanzten im Kreis herum, arbeiteten sich in eine solche Aufregung hinein, daß sie wie Furien bald grunzten, bald lachten. Wahrhaftig, bei solchen Gelegenheiten haben die Heiden Erbauungsstunden der Hölle, anstatt des heiligen Geistes, die ihnen das Evangelium halten würde, wenn sie darauf merken

wollten. Sünde und Satan sind die Lehrmeister bei dem Uganga-wesen. Als der Lärm zuletzt unerträglich wurde, sandte ich zu unserem Häuptling und ließ ihn bitten, dem Unwesen zu steuern; allein er war ganz betrunken und konnte nichts thun. Ein früher aus Rabbai vertriebener und jetzt wieder aufgenommener Mnika hatte eine große Saufthat (kihendo kiku) wie sie es nennen, oder ein Saufgelage veranstaltet, bei dem der Häuptling zu viel in den Becher geschaut hatte.

Das Wort uganga kommt von dem Zeitwort „ganga, gangana;" ganga-sagen in einer rhytmischen Weise und Tanzen im gemessenen Gang, um den bösen Geist dadurch zu vertreiben.

9. Januar. Ich sprach mit Bomassi über 1 Theß. 5., aber diese Leute sind so hart in geistlichen Dingen wie Granitfelsen. Der Mann suchte nur Gelegenheit, seine Betteleien vorzubringen. Nachher kam ein Mnika von Duruma Mzokara, der um ein Kleid bettelte. Als ich ihm eine leere Flasche anbot, wies er sie mit Verachtung zurück, indem er sagte: „ich bin ein großer Mann," womit er auf ein großes Geschenk hindeuten wollte, das ich ihm geben sollte.

10. Januar. Die Wanika begruben heute die Gebeine einer Frau, die vor mehreren Jahren bei Mombas begraben worden war. Eine Träumerin hatte eine angebliche Erscheinung von dem Koma erhalten mit dem Auftrag an die Verwandten der Verstorbenen, die Gebeine holen zu lassen und in Rabbai Mpia zu begraben. Die Wanika gehorchten und holten die Ueberreste. Eine Henne wurde geschlachtet, und ein wenig Blut in das neue Grab gesprengt, worauf die Henne von den Anwesenden verzehrt wurde.

11. Januar. Diesen Morgen machten die Wanika ein Mahanga d. h. ein Trauerfest, in Folge des Todes eines Mnika. Der Lärm und das Heulen waren furchtbar. Eine Frau, die mich besuchte, wollte nicht auf den Stuhl sitzen, den ich ihr anbot, sie setzte sich auf den bloßen Boden, wie es die Sitte für Leute, die in der Trauer sind, erfordert. Ich sagte ihr, das unmäßige Weinen und Heulen der Wanika sei sündlich 1) weil sie die Welt zu sehr lieben und nicht gerne sterben wollen, 2) weil

sie den wahren Heiland nicht kennen und folglich keine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens haben, 3) weil es im Grunde nur Heuchelei sei, indem sie nur der Sitte gemäß heulen und schreien wie Rasende. Je ärger einer schreit, je mehr sucht er den Leuten, welche der Todesfall angeht, zu gefallen, und je mehr hofft er auf Belohnung durch Essen und Trinken. Es ist furchtbar, wie die Wanika mit dem Ernst des Todes spielen. Am Grabe tanzen, trommeln, schreien, fressen und saufen sie, und in der Trunkenheit gehen sie in den nahen Wald und huren ohne alle Scham. So wollen sie, wie sie sagen, das Leben noch recht genießen, ehe sie sterben müssen. Jeder Todesfall ist für sie ein Antrieb zu stärkerem Lebensgenuß. So lehrt das Heidenthum gerade das Gegentheil vom Evangelium, welches den Tod als Antrieb zur Selbstverleugnung betrachtet.

Ich vollendete heute die Revision meines Englisch-Suahili- und Kinika-Wörterbuchs, was eine lange und mühsame Arbeit war. Meine Aufgabe wird nun seyn:

1) eine Kopie dieses Wörterbuchs zu machen;
2) die Uebersetzung des Neuen Testaments und der biblischen Geschichte von Dr. Barth fortzusetzen;
3) jeden Tag einen Ausflug auf die Pflanzungen der Wanika zu machen, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen;
4) diejenigen Wanika-Knaben zu unterrichten, welche Unterricht verlangen;
5) die Wanika im Ort anzureden, und mich denjenigen zu widmen, welche uns in unserem Hause von nah und fern besuchen;
6) von Zeit zu Zeit Reisen ins Innere zu machen, um die Verhältnisse daselbst kennen zu lernen, freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, die Sprachen aufzufassen, das Wort Gottes zu verkündigen, so viel es sich auf diesen Reisen thun läßt, und so die Mission im Innern anzubahnen, bis wir mehr Mitarbeiter von Europa erhalten. Ein Missionar muß wie ein Feldherr strategisch zu Werke gehen. Er muß den Blick auf Alles richten, in die Nähe und in die Weite, auf die Gegenwart und Zukunft, übrigens

Alles in die Hand Gottes stellen, sich seiner Augenleitung befehlen, und was er thut, im Frieden und in der Kraft Gottes thun, damit er nicht durch Uebergeschäftigkeit und Vielthuerei sich zerstreue, und damit er nicht sein Priestergeschäft im verborgenen Umgang mit Gott vergesse, kurz, damit er kein geschäftiger Müssiggänger werde. Ein jeder Christ, besonders der Missionar, hat eine centripedale und eine centrifugale Aufgabe. Nach der erstern muß er stets nach Gott verlangen, und nach der zweiten muß er das, was er von Gott empfängt, nach außen für das Reich Gottes fruchtbar zu machen suchen. Aus der Fülle Gottes nehmen und das Genommene für Gott und seine Sache wieder hin zu geben und zu gebrauchen, gehört zu einem gesunden Christen- und Missions-Leben. Otto von Gerlach sagt in seiner Erklärung über Lucä 5, 16. sehr schön: „Jesus weiß aufs vollkommenste eine unermüdliche Liebesthätigkeit zu vereinigen mit stiller Sammlung des Herzens durchs Gebet. Hielt Er es für nöthig, statt beständig nach außen zu wirken, die Einsamkeit zu suchen zum Gebet; um wie vielmehr ist dieß sündigen Menschen nöthig, die so leicht in ihrem Thun sich gefallen, so bald sich ausleeren von dem, was ihnen Gott geschenkt, und so gern dann aus eigener Kraft ersetzen, was ihnen von Gotteskraft fehlt."

16. Januar. Ich hörte heute von einem Land Namens Ugogo, südöstlich von Dschagga, dessen Bewohner — horribile dictu — die Sitte haben sollen, sich in ihrem eigenen Wasser zu waschen und hernach sich mit Butter einzuschmieren. Das ist noch ärger als was die Banianen in Mombas thun, welche sich mit dem Wasser der Kuh das Gesicht waschen, weil sie dieses Thier als ihre Mutter betrachten.

In Muihani begegnete ich einer Schaar Wanika, welche bei einem Grabe saßen und ein Opfer für den Verstorbenen brachten. Ich sprach über Psalm 23. Als einer der Anwesenden meine Taschenbibel in die Hand nehmen wollte, warnte ihn der neben ihm Sitzende, das Buch anzurühren, weil es ihn blind machen könnte. Ich sagte, im Gegentheil wird es ihn sehend machen,

wenn er den Inhalt kennen lernen und an seinem Herzen erfahren würde, denn Gottes Wort ist ein Licht, das die geistlich Blinden sehend macht, und geistlich blind seien ja die Wanika, so lange sie noch finstere Werke thun, wie hier am Grabe eines Mannes, der jetzt vor dem Gericht des lebendigen Gottes stehe.

26. Januar. Ich besuchte diesen Morgen Kidschembeni, sah aber kein menschliches Wesen. Die Wanika waren auf ihre Pflanzungen gegangen. Am Thor des Dorfes sah ich einen Geier, der von einem Baum blitzschnell herabflog und eine Henne mit sich in die Luft nahm. Ich gedachte, diesen Umstand zu meinem Predigttext zu machen im Fall ich Leute antreffen würde, mit denen ich über religiöse Gegenstände reden könnte. Bei meiner Rückkehr nach Hause fand ich die Leute beschäftigt mit Wegräumung des dürren Grases, das um das Dorf herum ist. Sie sagten, wir machen jetzt eine Mauer zum Schutz gegen das Feuer, das vor der Regenzeit angezündet wird, um das hohe Gras und dürre Holz zu verbrennen. Ich sprach mit ihnen über die rechte Mauer, die der Mensch in der Gerechtigkeit Christi, des Sohnes Gottes, finden muß, wenn er gegen das ewige Feuer der Hölle bewahrt werden will. Der Missionar muß jeden, wenn auch noch so geringen Umstand zu einem Predigttext machen, wenn er den Leuten anschaulich und verständlich das Wort Gottes verkündigen will. Die ganze Natur und Geschichte um ihn her muß er im Licht der Schrift zu benützen wissen. Er kann nicht, wie in Europa, Schrifttexte voranstellen, obwohl alle Casualtexte in die Schrift hineinführen und aus ihrem Ideenkreis heraus erklärt werden müssen*). Dabei muß der Missionar die Bibel immer in der Hand haben und den Heiden zeigen, daß dieß das Buch Gottes ist, in welchem uns der Weg zu Gott und zur ewigen Seligkeit gezeigt wird.

27. Januar. Als ich diesen Morgen aus dem Thor unseres Dorfes treten wollte, sah ich (noch zu rechter Zeit) eine Schlange, welche den Kopf in die Höhe richtete gerade auf den Punkt hin, den ich betreten wollte. Als sie sich von mir be-

*) Das Buch „Der rechtschaffene Naturalist“ würde ich dem afrikanischen Missionar sehr empfehlen.

merkt sah, kroch sie sogleich in den Wald hinein. Sie hatte an der Thorschwelle unter einem Stein gelauert. Wie richtig hat der sterbende Patriarch Jacob 1 Mos. 49, 17. das Bild einer lauernden Schlange auf dem Wege gebraucht! Ich aber dachte an Ps. 91, 13. In wie viel Gefahren müßte der Missionar unterliegen, wenn er nicht unter dem Schirm des Höchsten säße. Daß er unter dem Schatten des Allmächtigen bleibe und in der Gefahr bewahrt werde, dazu können die Glaubigen in der Heimath viel beitragen durch ihre Fürbitte, welche jedesmal von Gott erhört wird, wenn der Missionar draußen in Noth und Gefahr geräth. Da hat Gott Gelegenheit, das Gebet derer zu erhören, die zu Hause für den Streiter in der Ferne fürbittend einstehen. So wirkt der glaubige Beter in alle Weite bis an die Enden der Erde. Ich habe es oft in Gefahren recht lebendig gefühlt, daß die Gebete der Heimath mich getragen haben, und ich habe es dem Heiland oft gesagt: siehe! hier in meiner Noth hast du eine Gelegenheit, die Gebete deiner Kinder zu erhören, die sie für mich vor dich gebracht haben. Paulus hat dieß auch oft erfahren. Welcher Ehrenstand der Kinder Gottes, daß sie mit Gott wirken und so Großes in aller Welt ausrichten dürfen! Das Gebet des Gerechten vermag ja viel, wenn es ernstlich ist, Jac. 5.

28. Januar. Wir besuchten heute ein Wakamba-Weiler. Auf unserem Heimweg begegneten wir einer Schaar Wanika, welche, wie sie sagten, einen bösen Geist von einem Kranken austreiben wollten. In der Mitte der Versammlung stand ein hölzerner Mörser mit Wasser gefüllt. Neben dem Mörser war ein Stab, den sie Moroi nennen, in den Boden gesteckt. Er war etwa 3 Fuß lang und einen Finger dick, schwarz angestrichen und mit weißen und blauen Glasperlen und einer rothen Feder verziert. Die Wanika glauben, der böse Geist liebe diese Glasperlen, und seine Aufmerksamkeit werde nach und nach auf dieselben hingelenkt, bis er endlich den Kranken ganz verlasse und sich auf die Perlen setze. Ein Knabe tauchte von Zeit zu Zeit Zweige in das Wasser und besprengte das Haupt des Kranken, während die Versammlung um ihn herumtanzte, trommelte und ein furchtbares Geschrei machte. Es war mir unmöglich, ein

Wort der Warnung an diese rasenden Leute zu richten. Als sie endlich ermattet ausruhen mußten, suchten sie sich durch Palmwein zu stärken und fingen dann das Lärmen, Tanzen und Trommeln wieder von Neuem an.

29. Januar. Die Nachrichten, die wir heute aus Indien erhielten, betrübten uns sehr. Die indische Regierung soll ihren Dienern verboten haben, ein Interesse an der Evangelisirung der Eingeborenen zu nehmen. Ich möchte fragen:

1) Ist das der Dank, den die Engländer Gott geben für die Siege, welche Er ihnen neulich in Pendschab gegeben hat?
2) Wird es der indischen Regierung Nutzen bringen, wenn sich die redlichsten und gewissenhaftesten Diener derselben von ihr deßwegen zurückziehen, weil sie das Heidenthum mehr begünstigt als das Christenthum?
3) Werden die wahren Christen, die den Dienst der indischen Regierung Gewissens halber verlassen werden, nicht zu Gott seufzen, und wird die Verachtung des Befehls Christi: „Gehet hin in alle Welt," nicht die Gerichte Gottes über die Verächter bringen?
4) Wird nicht das Bestreben der indischen Regierung, ihre Macht durch Aufrechthaltung des Götzendienstes zu behalten, gerade den Verlust dieser Macht herbeiziehen, wenn sie die Menschen mehr ehrt und fürchtet als den lebendigen Gott? Weiß sie denn nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Glaubt sie denn, die Hindus werden ihre wahren Freunde werden dadurch, daß sie ihren Vorurtheilen schmeichelt?. Werden die Heiden die Ursache dieser Nachgiebigkeit und Schmeichelei ihrer Regierung nicht einsehen und es für Schwäche ansehen? Werden sie nicht erkennen, daß es den Engländern mehr um ihr eigenes irdisches Wohl zu thun ist, als um das Wohl Indiens?
5) Wäre es nicht besser, wenn die indische Regierung aufrichtig, redlich und aus Gottesfurcht die Verbreitung des Christenthums befördern würde, mögen die Folgen seyn, welche sie wollen? Soll dann die englische Macht fallen, so fällt sie mit Ehren und in einer guten Sache, sie hat dann ihre

Pflicht gegen Gott und Menschen gethan und kann mit gutem Gewissen fallen. Es wird aber nicht so weit kommen. Wer Gott ehrt, wird wieder von ihm geehrt werden, und statt daß die englische Macht in Indien fallen wird, wird sie noch stärker werden, wenn sie Gott mehr Ehre gibt als den Menschen.

6) Wenn doch nur einmal die Politiker es merken und erkennen möchten, daß die entschiedene Anerkennung und Beförderung des Evangeliums mehr Ehre und Macht bringt, als die Verleugnung desselben. Die jüdischen Politiker meinten, es sei besser, Jesum, den Sohn Gottes, zu kreuzigen, damit nicht die Römer kommen und ihnen Land und Leute nehmen, wenn alle Juden an Jesum glauben und ihm anhangen. Aber siehe da! gerade dadurch, daß sie Jesum ihrer Politik aufopferten, haben sie das Gericht der Zerstörung Jerusalems und ihres Staates herbeigeführt. So wird und muß es in Indien und auch in Europa noch allen denen gehen, welche die fleischliche Politik über die Wahrheit des Evangeliums stellen und sich des Evangeliums schämen, ja es zu unterdrücken suchen. Die Geschichte wird die Wahrheit dessen, was hier geschrieben wird, aufs Vollkommenste bestätigen. Womit man sündigt, damit wird man gestraft. Darum hat schon der zweite Psalm die Hauptsumme aller ächten Politik in den Worten zusammengefaßt: „So laßt euch nun weisen (weil Gott V. 6, 7, seinen König auf seinem heiligen Berg Zion eingesetzt hat, weil seinem Sohne Jesu Christo alle Welt zum Eigenthum werden soll), ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden. Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern. Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege. Denn sein Zorn wird bald anbrennen. Aber wohl Allen, die auf Ihn trauen."

30. Januar. Von einem Eingeborenen erfuhr ich, daß die Hauptorte und Stämme des Wasegua-Volkes, das der Insel Sansibar gegenüber wohnt, folgende sind: 1) Tumbatu, 2) Ufosoi, 3) Wakuere, 4) Waseram, 5) Wadoye, 6) Wamatumbi,

7) Uschongo, 8) Usimia, 9) Kissu Kiumtu, 10) Sadan, 11) Buen, 12) Umbu la madschi.

Im Lauf des Tages besuchte ich Muihani, wo ich einige Leute antraf, welche ich folgendermaßen anredete: „Der Boden ist jetzt sehr trocken und durstig, und es kann nichts wachsen aus Mangel an Regen. So könnt auch ihr nichts thun, das wahrhaftig gut ist, ihr müßt vorher den Regen des Geistes Gottes haben, welchen er euch geben will, wenn ihr ihn mit Ernst und Redlichkeit suchet. Er wird euch ein neu Herz geben, wie er der Erde durch den Regen neue Kraft gibt, daß sie Früchte bringen kann. Mit dieser Kraft Gottes werdet ihr von euch werfen können euer Uganzawesen, eure Zauberei, euer Erdrosseln der Kinder, die mit Naturfehlern geboren werden, euern Muansa, eure Betteleien, eure Trunkenheit, eure Lügen, eure Hurereien, euern Todtentanz, euern Ugnaro, kurz, alle eure Werke der Finsterniß. Ihr habt das trockene Gras und faule Holz verbrannt, aber die lebendigen oder die grünen Bäume hat das Feuer nicht angegriffen, es hat höchstens ihre Rinde ein wenig schwarz gemacht; — ebenso werdet ihr, wenn ihr Christi Geist, Kraft und Leben in euch habt, bestehen können gegen das ewige Feuer, das alles Faule, Verkehrte und Sündhafte der Menschen verzehren wird, das aber denen nicht schaden kann, welche mit Gott durch Christum versöhnt sind, und Jesum zum Freund, König und Fürsprecher haben. Ein Mnika fragte, ob nach dem Tode Alles aus sei, was für ein Unterschied zwischen Christus und Muhamed sei, warum Muhamed erlaubt habe, viele Weiber zu heirathen, während Christus nur Eine Frau erlaubt habe. Es freut mich, wenn die Wanika religiöse Fragen machen; gewöhnlich sitzen sie gleichgiltig da, oder reden nur von zeitlichen und vergänglichen Dingen, in welchem Fall ich es immer darauf anlege, geographische Nachrichten einzuziehen, um doch wenigstens etwas für mich Nützliches zu gewinnen, wenn ich nicht über das Seelenheil mit ihnen reden kann.

1. Februar. Da ich noch von Geschwüren an den Füßen geplagt war, konnten wir die Reise nach Ribe, Kambe, Dschogni und Kauma nicht unternehmen.

Unser Häuptling hatte diesen Nachmittag einen großen Streit mit seinem Nachbar Abbe Munga, welcher einem Muhamedaner ein Pischi (Maas) Reis schuldig war. Der Häuptling ermahnte ihn, zu bezahlen, aber Munga wurde darüber zornig und spie ihm ins Gesicht mit den Worten: „Sieh nur auf deine Sache, du hast gut reden, du hast von den Wasungu (Europäern) gute Kleider bekommen." Der Häuptling wurde gleichfalls zornig, und beide fingen an, einander zu schlagen, als das Weib des Munga dazwischen trat und die Streitenden auseinander zu bringen suchte. Als wir von dem Streit hörten, gingen wir zu den beiden Männern und suchten sie zu versöhnen. Wir versprachen, den Reis für Munga auf unsere Kosten zu bezahlen. Ich ergriff die Gelegenheit, beiden Männern die rechte Quelle zu zeigen, aus welcher der Mensch Kraft schöpfen kann, seinen Nächsten zu lieben und seinen Zorn und seine Selbstsucht zu überwinden.

3. Februar. Einige Häuptlinge von Emberria waren hier. Ich verkündigte ihnen den Rath Gottes zu ihrem Heil. Nachher sprach ich mit Marunga von Bunni über Rebmanns Reise nach Dschagga. Wir gedachten, ihn zum Kilongola, d. h. zum Führer und Wegweiser zu machen.

4. Februar. Ich sprach gerade über die vielen Teufel, die Jesus austrieb, als ein stolzer und bettelhafter Mann aus Emberria kam. Ich sagte ihm, ein gesunder Mensch sollte nie betteln, sondern arbeiten und sein eigen Brod essen. Nachher kam Abdalla im Auftrag des Gouverneurs von Mombas, der mich fragen ließ, ob ich meinem Knecht erlaubt habe, Elfenbein nach Mombas zu schmuggeln, ohne die üblichen Abgaben zu zahlen. Ich sagte, ich wisse nichts von dieser Sache, da ich keinen Handel treibe. Der Gouverneur möge nur Jeden strafen, der gegen die Gesetze handle, auch wenn es mein Knecht wäre.

8. bis 14. Februar. Wir unternahmen unsere Reise nach Ribbe, Kambe, Dschogni und Kauma, und am 17ten bis 19ten reisten wir nach Emberria.

20. Februar. Ich sprach mit einigen Wanika über das Gott wohlgefällige Opfer nach Psalm 50.

Im Verlauf des Tages las ich die Missionsnachrichten der

amerikanischen Missionarien unter den Nestorianern. Ich konnte nicht umhin, eine Vergleichung anzustellen zwischen der Mission unter den Nestorianern und unter den Abessiniern.

1) Die Nestorianer waren unterdrückt von den Kurden, während die christlichen Abessinier die Beherrscher des Landes und die Herren der Muhamedaner sind;
2) die persische Regierung und der englische und amerikanische Consul am persischen Hof schützten die Missionarien, während unsere Mission in Habesch völlig schutzlos war;
3) die Nestorianer ließen den Missionarien Zeit zur Entwickelung ihrer Mission, während in Habesch die Krisis eintrat, ehe die Missionarien sich ausdehnen und ihre Arbeit darlegen konnten;
4) die Nestorianer sind keine so bigotten Verehrer der Jungfrau Maria, wie die Abessinier, welche sich hauptsächlich an der schriftmäßigen Ansicht der Missionarien über die Maria ärgerten. Die Hauptursache des Falles der abessinischen Mission lag hauptsächlich in der Macht der Priesterschaft, welche, wie in Griechenland und Rußland, die weltliche Macht bestimmen konnte, die fremden Priester wegzujagen. Das konnten die Priester in Nestorien und in der Türkei nicht, daher mußten die Missionarien dort geduldet und ihnen Zeit gelassen werden zur Entwickelung ihrer Arbeiten.

Abends besuchte mich der mfiere (älteste) Sahu, der einer von denjenigen Wanika ist, die das Wort Gottes nicht einmal anhören wollen. Er ist es auch, der die Wanika dringt und treibt, Opfer zu bringen, Saufgelage zu veranstalten, daher wir ihn nicht mit Unrecht den Ceremonienmeister von Rabbai nannten. Ich ermahnte ihn herzlich, doch auf die Rettung seiner Seele bedacht zu seyn. Er sagte, er wolle zuerst Palmwein trinken, schlafen, und morgen wolle er kommen und über diese Dinge mit mir reden. Ich erwiederte, er solle jetzt mit mir über das Heil seiner Seele reden, weil er nicht wisse, ob Gott nicht diese Nacht seine Seele von ihm fordere und ihn vor Gericht stelle. Er ging weg mit den Worten: „Gott wird mich nicht richten." Es

ist erstaunlich, welche Macht der Finsterniß auf denjenigen Heiden liegt, welche die Anführer und Lehrer der heidnischen Sitten und Gebräuche für Andere geworden sind. Dieser alte starre Heide soll, wie ich neulich von Rebmann erfahren habe, von den Masai erschlagen worden seyn, als diese wilden Räuber im Frühjahr 1857 den Rabbai-Stamm überfielen und decimirten.

23. Februar. Ich faßte den Entschluß, eine Seereise nach der Südküste vom Panganifluß, nach Mgau und Kap Delgado zu machen bis an die portugiesischen Besitzungen in Mosambik.

9. März. Diesen Morgen besuchten mich zwei alte Wanika-Frauen, die so selbstgerecht waren als irgend ein Mensch in Europa es seyn kann. Als ich von dem bösen Herzen des Menschen sprach, sagte eine von den Frauen: Wer hat mich bei dir verleumdet? Ich habe ein gutes Herz und weiß von keiner Sünde. Die andere Frau sagte: Ich bin zu dir gekommen, um dich um ein Kleid zu bitten, und nicht um dein Maneno (Wort) anzuhören. Ein Mnika sagte: Wenn ich nur immer zu deinem Christus beten soll, wie kann ich dann meine Pflanzung besorgen? Die Leute in Afrika wie in Europa meinen, sie müßten immer beten und dürften nicht mehr arbeiten, wenn sie sich bekehren würden, und so ärgern sie sich am Evangelium aus Unverstand und Finsterniß-Liebe. Unter Beten verstehen sie das laute Herplappern von Formeln u. s. w. Weil die Wanika so viele Bücher bei uns sehen, so meinen sie, wir thun den ganzen Tag nichts als beten. Das gehe wohl an bei uns, aber sie könnten nicht die ganze Zeit hinter den Büchern sitzen; gerade wie die Leute in Europa sagen, der Pfarrer habe den ganzen Tag Zeit zum Beten, aber der Land- und Handwerksmann müsse eben seinem Beruf nachgehen. Es ist merkwürdig, wie der natürliche Mensch in Afrika dem unbekehrten Menschen in Europa so ganz gleich ist, sobald das Evangelium seine Anforderungen an ihn macht. Es ist ferner merkwürdig, daß der Mensch in Afrika wie in Europa aus dem irdischen und himmlischen Beruf zwei ganz verschiedene Fächer und Abtheilungen machen will, da doch Aeußeres und Inneres einander durchdringen, und unter dem Aeußern das Innere, Ewige, Göttliche sich offenbaren soll. Alles was wir thun, sollen

wir im Namen Jesu, in der Vereinigung mit Ihm, in seiner Kraft, zu seiner Ehre und so thun, wie Er es auf Erden gethan haben würde. Er aber war allezeit im Himmel, obwohl er auf Erden war. Er war allezeit in dem, was seines Vaters war. So muß auch ein wahrer Christ Alles, auch das äußerlichste Werk in Gott thun, und eine Magd, die Wasser holt, oder ein Mann, der Holz spaltet, oder sonst ein von Gott geordnetes Werk verrichtet, muß es eben so freudig thun, wie wenn er in die Kirche ginge oder in der Kirche wäre. Er muß aus Fleisch Geist machen.

Der Schüler Embadschi erzählte mir, daß sein Vater auf einer Reise nach Ukambani mit einem Mitreisenden sich entzweit habe. Der Widersacher bat ihn eines Tags um ein Messer, unter dem Vorwand, sich einen Dorn aus dem Fuß zu ziehen. Sogleich fiel er mit dem Messer über den Vater des Knaben her und tödtete ihn.

Die Wakamba im Innern gehen nach Norden, wo sie zu einem Volk kommen, das Anduleni heißt und das Kameele hat und gebraucht. Ohne Zweifel ist dieß das Land Liwen, welches die Leute von Barawa besuchen, welche mir von den Handelskarawanen der Wakamba erzählten. Andu heißt in der Kikamba-Sprache „Menschen," also Anduleni „Menschen von Leni."

17. März. Es wurde mir heute innerlich klar, daß ich seit einiger Zeit zu viel gegen die heidnischen Sitten und Gebreuche der Wanika polemisirt habe, weil mich der Anblick ihrer Greuel zum Eifer reizte; allein ich muß ihnen mehr die Liebe Jesu zu den Verlornen, Verirrten und vom Satan Gebundenen evangelisiren, ich muß sie mehr auf das Kreuz Jesu weisen, ich muß mehr Erbarmen zeigen und voll Erbarmen und Mitleid zu ihnen reden. Auch muß ich die Bekehrung dieses harten Volkes mehr vom Herrn erwarten und erbitten, als von meiner Thätigkeit. Es sind nicht die Gaben, nicht die Werke, nicht die Worte, nicht die Gebete und Gefühle des Missionars, sondern es ist der Herr Jesus allein, der einen Menschen bekehren kann. Er muß sprechen: Lazare, komm heraus, und der Todte muß aus dem Grabe der Sünde und des Todes hervorgehen und leben.

Ich vollendete die Kinika-Uebersetzung der biblischen Geschichte von Dr. Barth.

Die Gleichgiltigkeit und Stumpfheit der Wanika gegen das Evangelium schlägt mich oft sehr nieder.

23. März. Wurde vor einer Schlange bewahrt, welche ich in dem Abtritt fand.

28. März. Ich wurde wieder, wie vor einem Jahr, mit Geschwüren belästigt. Es scheint, diese Plage trete besonders im Februar und März hervor, und ersetze das Fieber, das um diese Zeit in den niedrigen Gegenden grassirt. Die Wanika gebrauchen den milchigen Saft des Mfuribaumes, den sie mit Kastoröl vermischen und in den Körper einreiben. Diese Salbe scheint die Beulen zu lindern. Wir fühlen oft sehr den Mangel eines tüchtigen Arztes in diesem abgeschlossenen Winkel der Erde.

6. April. Als ich mit Muidani in der Leidensgeschichte die Stelle „und Jesus trug sein Kreuz" las, fing er an zu weinen und sagte: „und das war auch für mich." Muidani ist der unter dem 27. September 1847 erwähnte Muhamedaner in Dschumfu, wo er früher Kadi gewesen, aber wegen Ungerechtigkeit, die er beging, abgesetzt worden und in große äußere Noth gerathen war. Er kam bald nach unserer ersten Bekanntschaft öfters zu uns und zeigte große Begierde, das Evangelium kennen zu lernen. Er las und schrieb Arabisch und Suahili, und war überhaupt ein verständiger Mann. Um ihn näher kennen zu lernen und zu unterrichten, zugleich auch um ihm in seiner Noth Beschäftigung und Hülfe zu gewähren, nahm ich ihn in unser Haus auf, damit er mir bei meinen Uebersetzungsarbeiten behülflich sei. Es stellten sich aber in der Folge allerlei Unlauterkeiten bei ihm heraus, die uns bewogen, ihn in seine Heimath zu entlassen. Er nahm zwar die Sprache Kanaans an, wurde aber kein wahrer Israelit, sondern blieb ein Kananiter im Herzen und Leben. Doch gaben wir nicht alle Hoffnung für ihn verloren, weil er eine gewisse Liebe zu uns und zu dem Wort Gottes behielt.

14. April. Wir sprachen mit Bana Cheri wegen der Reise nach Dschagga.

19. bis 21. April. Ich ging nach Mombas, um die Reise Rebmanns nach Dschagga zu betreiben und die Reisemittel zu kaufen. Der Gouverneur der Festung war etwas bedenklich und wollte Rebmann nicht gerne ziehen lassen, weil es so viele Gefahren von Galla, Wakuafi, Masai und wilden Thieren auf dem Wege gebe. Jedenfalls solle er, sagte der Gouverneur, den Berg Kilimandscharo nicht besteigen, weil der Berg voll böser Geister (Dschins) sei. Früher hätten Leute den Berg bestiegen, seien aber von den bösen Geistern getödtet worden, ihre Füße und Hände seien erstarrt, das Pulver sei nicht mehr losgegangen u. s. w. Ich wußte damals noch nicht, daß sich Schnee auf dem Berg befindet, und sagte daher blos, Rebmann werde sich in Acht nehmen, daß er dem feinen Sand nicht zu nahe komme, der, wie ich damals vermuthete, den Untergang der Leute herbeigeführt haben müsse.

Bana Cheri sagte mir, es gebe viel Kupfer in dem Land Kidata, westlich von Uniamesi. Die Leute sollen dort von Menschenfleisch leben, ob sie gleich viel Vieh haben. Kidata sei nur wenige Tagreisen vom Meer entfernt. Auch erzählte er, der große Fluß oder See in Uniamesi habe Fluth und Ebbe, was mir auffallend war.

27. April. Mein lieber Bruder Rebmann trat heute seine Reise nach Dschagga an. Ich begleitete ihn eine kurze Strecke weit und empfahl ihn dem Schutz des allmächtigen Gottes. Die Gefühle, die sich meiner bemächtigten, lassen sich unsern Freunden in der Heimath nicht beschreiben. Seit mehreren Jahren mit einem geliebten Mitarbeiter verbunden gewesen seyn und ihn jetzt auf einmal scheiden und einen unbekannten gefahrvollen Weg betreten sehen mitten in die afrikanische Heidenwelt hinein, lauter Lügner und tückische Menschen zu Führern und Begleitern zu haben, die nur das Ihre suchen, — das ist keine geringe Aufgabe für den, der die Reise unternimmt, sowie für den, welcher zurückbleibt. Rebmann richtete sein Angesicht nach Südwesten, während ich in unsere einsame Hütte zurückkehrte, um ihn auf betendem Herzen zu tragen.

29. April. Ich erhielt heute ein Schreiben von Rebmann,

das in Engoni, am Eingang in die große Wildniß, die nach Dschagga und Ukambani führt, geschrieben war.

1. Mai. Diesen Morgen kam ein Mnika von Ribe. Nachdem er sich gesetzt hatte, sagte er, er habe mir ein großes Geheimniß mitzutheilen, ich möchte Jedermann aus dem Zimmer wegschicken. Ich sagte, in meinem Hause gebe es kein Geheimniß; wenn er sein Anliegen nicht offen sagen könne, so wolle ich nichts davon wissen. Hierauf präsentirte er mir eine Henne und zwei Meßchen Reis als ein Geschenk von seinem Vater, der mich um zwei Thaler bitten lasse, weil er sie brauche, um den Vater seines Weibes, die er entlassen habe, bezahlen zu können. Der Vater der Frau verlange nämlich die zwei Thaler zurück, welche er ihrem Ehegatten bei der Verheirathung gegeben habe. Da nun dieser nicht bezahlen könne, so habe der Vater ihm seine Kokosbäume genommen, und so könne jetzt der Gatte keinen Palmwein mehr trinken; deßwegen habe er mir ein Geschenk gesandt, daß ich ihm helfen soll. Ich erwiederte:

1) es sei eine Sünde, sich von seinem Weibe zu scheiden, denn es sei gegen die göttliche Ordnung der Ehe;
2) es sei besser, der Mann könne keinen Palmwein mehr trinken, damit er nüchtern werde, weil er wahrscheinlich im Zustand der Besoffenheit seine Frau weggejagt habe;
3) es wäre eine Sünde, wenn ich ihm die Mittel geben würde, mit denen er sich für Zeit und Ewigkeit verderben könnte;
4) wenn er arm, hülflos und krank wäre, würde ich ihm eine kleine Unterstützung geben; aber ein gesunder Mensch müsse arbeiten, die Wanika hätten ja Land genug, das sie anbauen und durch dessen Anbau sie sich ihr Brod erwerben könnten;
5) wir seien nicht gekommen, um Schulden zu bezahlen, wir hätten Arme und Nothleidende genug in unserer Heimath; wir seien gekommen, um die Werke der Finsterniß mit dem Wort Gottes zu strafen und ihnen den Weg zum ewigen Heil zu zeigen u. s. w.

Der Mann versuchte es auf alle Weise, mich zum Mitleiden zu bewegen. Er blieb mehrere Stunden in meinem Zimmer sitzen,

bis ich ihn wegschickte. Ich war gerade an der Kinika-Uebersetzung von Römer 7, 24.: „O, ich elender Mensch."

2. Mai. Ich wurde diesen Morgen wieder vor einem Schlangenbiß gnädig bewahrt. Als ich von meinem Bett aufstehen wollte, lag eine große Schlange so in dem Weg, daß ich unfehlbar auf sie hätte treten müssen, wenn es noch finster gewesen wäre. Ich nahm sogleich ein Beil und hieb ihr den Kopf ab. Wie oft hat mich die Treue und Macht Gottes vor Schlangen und Scorpionen bewahrt! Wie oft hat Er mir mein Leben aus großer Gefahr neu geschenkt! O möchte es ganz Seinem Dienst und Seiner Verherrlichung geweiht seyn!

Ich beschloß, den Rabbai-Stamm in vier Richtungen mit der Verkündigung des Wortes Gottes zu durchziehen. 1) Nach Kidschembeni und Bunni; 2) nach Mtambue und Kisimani; 3) nach Muihani und in die Nähe der Wakamba; 4) nach Muelle und Ruruma. Ein Missionar muß planmäßig reisen und arbeiten, sonst verliert er sich in Nebendinge. Uebersetzungen machen, literarische Arbeiten verrichten, Schule halten u. s. w. ist wohl gut, nützlich und nothwendig, aber die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden selbst ist die Hauptsache. Man muß den Leuten nachgehen. Unser Häuptling erzählte mir, daß in seiner Jugend eine große Hungersnoth gewesen sei, in welcher der Fürst von Mombas die Wanika-Häuptlinge nach der Insel Pemba gesandt habe, um sie daselbst zu ernähren, so lange die Noth im Wanikaland währte. Dieß sei eine schöne Handlung gewesen. Rabbai Mpia sei damals noch ein dicker Wald gewesen. Ganz anders habe der gegenwärtige Gouverneur, den der Sultan von Sansibar eingesetzt hat, gehandelt. Dieser habe mehr als 500 Kinder der Wanika nach Arabien als Sklaven verkauft, nachdem er sie während der Hungersnoth für eine geringe Quantität Getreide theils gekauft, theils auf den Straßen habe auffangen lassen. Ich sagte, das sei freilich eine schwarze That, aber auch ein Gericht über die Wanika und ihre Kinder gewesen. Würden die gegenwärtigen Kinder nicht mehr Verlangen nach Unterricht und dem Worte Gottes zeigen, so könnte Gott noch ein schwereres Gericht über sie und ihre Eltern ergehen lassen, was leider!

im Jahr 1857 durch den Ueberfall der Masai, die junge und alte Wanika schonungslos tödteten, nur zu wahr geworden. Ich hatte oft sehr lebendig das Gefühl und den Eindruck, daß ein schweres Gericht dem Wanikaland bevorstehe.

4. Mai. Da heute der von der Sonne ausgebrannte Boden durch einen großen Regen erfrischt wurde, so nahm ich Veranlassung, von dem Wasser des Lebens zu reden, welches die Seele des Menschen in Zeit und Ewigkeit erfrischen will.

7. Mai. Es regnete seit dem 4ten dieses Monats. Ich erzählte heute den Häuptlingen und einigen andern Wanika Missionsgeschichten aus dem Land der Hottentotten, Kaffern und Betschuana. Unter Anderem erzählte ich ihnen, daß die Hottentotten einmal so lernbegierig gewesen seien, daß sie viele Tagreisen aus dem Innern an die Küste von Algoa-Bai gezogen und einen 9jährigen Knaben, der lesen konnte, mit sich auf ihren Schultern in ihre Heimath getragen haben, damit er sie lesen lehre in Ermangelung eines Missionars, den sie in Algoa-Bai vergebens gesucht hatten.

8. Mai. Ich begann die ins Kinika übersetzten biblischen Geschichten den Wanika, die mich besuchten, vorzulesen. Zu meiner Privatlectüre wählte ich das Missions-Magazin der Baseler Missionsgesellschaft, welches ich von Anfang an durchzulesen beschloß und wirklich bis zum Jahr 1836 durchlas.

9. Mai. Ich dachte heute an eine Reise nach Usambara zu König Kmeri. Als viele Wanika bei mir waren, sprach ich über Ephes. 2. Aber kaum hatte ich angefangen zu reden, so lief Einer fort mit den Worten, ich muß jetzt Palmwein trinken und ein Sadaka (Opfer) machen. So wirft der natürliche Mensch den Schatz des Wortes Gottes weg und geht seinem vergänglichen und sündlichen Vergnügen nach. Wie wird ihn das einmal reuen in der Ewigkeit, wenn er sich erinnern wird, wie nahe ihm das Heil gewesen ist, und wie schnöde er es weggeworfen hat.

Als ich Röm. 3. las, fragte ein Mnika, warum ich sie verachte mit diesen Worten? Ich erwiederte, das ist nicht mein Wort, sondern das Wort und Urtheil Gottes über alle unwiedergeborenen Menschen, aber ihr seht ja von Vers 21. an, daß Gott die

Menschen retten will in Jesu Christo, den er auch für euch Wanika zum Gnadenstuhl gegeben hat.

10. Mai. Die Häuptlinge brachten heute eine Klage vor gegen meinen Knecht, welcher meinen Esel an ein Stück Holz bei dem Palawer oder Rathhaus (Moroni) gebunden hatte. Sie sagten, der Knecht müsse eine Strafe zahlen. Ich ging, um die Sache in Augenschein zu nehmen. Ich sah eine Anzahl Hölzer in den Boden gesteckt. Die Häuptlinge sagten, diese Hölzer seien ihre Bücher und hier beten sie zum Mulungu. Ich erwiederte: Wenn hier ihr Gott sei, so hätte er die Hölzer nicht von einem Esel sollen umreißen lassen, dieser Gott sei ja schwächer und elender als ein Esel. Die Häuptlinge lachten dann und sagten, so oft ein neues Haus im Dorf gebaut werde, so werde ein Sadaka (Opfer) gemacht und ein Stück Holz hier in die Erde gesteckt. Als mein Haus gebaut worden sei, hätten sie diese Sitte auch beobachtet. Ich merkte indessen bald, daß noch andere abergläubische Dinge hinter diesen Hölzern stecken, was sie mir nicht sagen wollten. Ich versprach nun, meinen Knecht zu warnen, daß er den Esel nicht wieder an die Hölzer binden solle. Uebrigens möchte ich ihnen rathen, diese Hölzer zu nehmen und ein Schulhaus hier zu errichten, damit ihre Kinder unterrichtet würden, Gott, der ein Geist ist, im Geist und in der Wahrheit anzubeten, und damit die Wanika solche Bücher bekommen, welche ihnen für Zeit und Ewigkeit nützlich sind. Wenn die Rabbai-Leute so gleichgiltig gegen das Wort Gottes bleiben, so müßten wir sie verlassen und zu einem andern Volk gehen, das mehr Begierde nach dem Evangelium habe.

11. Mai. In Muihani traf ich etwa 10 Personen, zu denen ich über Joh. 3: redete. Ein Krüppel, Namens Mringe, wunderte sich, wie Nikodemus, als ich sagte, der Mensch müsse von Neuem geboren werden. Er fragte, wie das seyn könne? Er meinte, Gott müsse ihm etwas Besonderes geben, weil er in dieser Welt so viel leiden müsse.

12. Mai. Das Begräbniß eines Kindes in Rabbai Mpia gab mir Anlaß, vom Tod und der Vorbereitung auf denselben zu reden. In Muihani traf ich hie und da eine kleine Schaar

Wanika, die ich anredete. Der Krüppel Mringe war heute noch aufmerksamer als gestern. Auf dem Rückweg traf ich wieder einige Leute. Nachher besuchte mich die alte mürrische und selbstgerechte Mutter unseres Häuptlings. Ich tödtete einen Scolopunder (Hundertfüßler) auf dem Abtritt. Ich vernahm, daß ein französisches Kriegsschiff in Mombas angekommen sei. Als unser Häuptling mich fragte, was wohl der Zweck des Schiffes sei, sagte ich, ich wisse es nicht. Er meinte, die Franzosen würden Mombas erobern oder Sklaven holen wollen, wie früher. Ich sagte, das könne nicht der Zweck seyn, da die französische Regierung mit dem Sultan in Sansibar in Freundschaft lebe und den Sklavenhandel nicht mehr dulde. Der Zweck des Schiffes werde wohl eben blos Ausdehnung des Handels seyn, und das sei ein guter Zweck, die Wanika sollten sich nicht fürchten.

21. Mai. Nach Mitternacht entstand ein solcher Sturm mit Donner verbunden, dergleichen ich seit meinem Aufenthalt an der Suahili-Küste nicht erlebt hatte. Es war als ob der Zorn Gottes in offenbarer Weise losbrechen sollte über die Greuel, welche die Wanika diesen Morgen begehen wollten, und als ob der Allmächtige den frechen und unbarmherzigen Sündern zeigen wollte, daß er sie verderben könnte und wollte, weil sie einem armen Geschöpf kein Erbarmen erzeigten. Eine Frau in Muelle hatte nämlich zwei Kinder geboren, von denen eines sechs Finger hatte, aber keine Nase und keine Lippen. Der Sitte der Wanika gemäß brachten die Eltern das mißgestaltete Kind vor die Häuptlinge mit der Erklärung, daß, da dieses Kind ein Rozo*), d. h. eine Mißgestalt sei und also künftig ein Verbrecher werden werde, sie dasselbe nicht auferziehen wollen und daher es den Häuptlingen darbringen, damit sie es im Wald erdrosseln und begraben. Dieser Erklärung gemäß wurde ihm von den Häuptlingen der Hals zusammengezogen bis es erstickte, wo sie es begruben, dann den Muansa spielen ließen und ein Sadaka (Opfer) machten, damit kein Unglück über das Land komme, weil ein Rozo geboren worden sei. Diese Nachricht wurde mir von des Häuptlings

*) Ein Kind, das mit einer Deformität oder einem Defect geboren wird, heißt Rogo, oder Rau, oder Kizai (kleiner Zauberer).

Bruder im Geheimen, aber mit aller Offenheit mitgetheilt. Ich hatte wohl mitten im Gewitter den Muansa spielen hören, aber seine Bedeutung nicht verstanden. Ueberhaupt geschehen manche Greuel unter den Heiden, von denen der Missionar gar nichts oder nur zufällig hört, daher er oft geneigt ist, viel besser von ihnen zu denken, als er sollte. Die Wanika namentlich suchen Vieles vor uns zu verbergen, weil sie wohl wissen, daß wir sie in dem Licht des Wortes Gottes bestrafen.

Sobald es Tag war und der Regen aufgehört hatte, ging ich auf die Pflanzungen und machte den Greuel des Kindermordes der Wanika zum Hauptgegenstand meiner Reden. Die Hauptpunkte, die ich dagegen hervorhob, sind folgende:

1) Ihr zerstört nie die Frucht eurer Felder und eurer Bäume, sondern ihr sammelt sie, bringet sie nach Hause und verwahret sie mit vieler Sorgfalt. Warum zerstöret ihr denn die Frucht eures Leibes, die Kinder, die ihr geboren habt, was doch weder die Galla, noch die Wakuafi, noch die Wakamba thun, sondern allein ihr Wanika? Ihr bestrafet den Menschen, welcher einen Kokosbaum umhaut, warum bestraft ihr nicht auch die Eltern, welche ihre Kinder tödten oder tödten lassen?

2) Gott sagt in seinem Wort: „Du sollst nicht tödten, und wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden;" folglich seid ihr Mörder in den Augen Gottes, der das Blut des getödteten Kindes von eurer Hand fordern wird. Das Leben des Menschen ist in Gottes Hand, er allein kann es geben und nehmen, wann und wie er will, aber kein Mensch hat ein Recht, das Leben eines andern Menschen abzukürzen, so wenig ein Mensch ein Recht hat, das Eigenthum des Andern zu stehlen oder zu rauben. Auch die Eltern haben kein Recht, ihrem Kind das Leben zu nehmen, auch wenn es mit einer Mißgestalt geboren ist; sie müssen es aus der Hand Gottes annehmen, in welcher Gestalt er es ihnen geben will. Die Hauptsache ist die Seele, welche unverletzt ist, auch wenn der Körper krüppelhaft wäre. Der Mensch ist ursprünglich nach dem

Bilde Gottes geschaffen, was bei den Thieren nicht der Fall war; darum hat der Mensch eine große Würde, und darum wird Gott die Menschenmörder schwer strafen, weil sie ein Wesen zerstören, das zu einer großen Würde und für die Ewigkeit bestimmt ist.

3) Das erdrosselte Kind ist jetzt hingegangen vor den Richterstuhl Gottes, um Rache zu schreien über seine Eltern, Häuptlinge und Landsleute. Dort wird es weinen und sagen, mein Vater und meine Mutter haben mich weggeworfen und mir nicht erlaubt, auf Erden meine Bestimmung zu erreichen. Ich komme zu dir, du Schöpfer meines Lebens, mir zu helfen gegen meine grausamen Feinde. Und Gott wird des Kindes nicht vergessen, ob auch seine Mutter seiner vergäße. Er wird das unschuldige Blut auf ihr Haupt bringen.

4) Die Wanika dürfen sich nicht wundern, wenn so viele ihrer Kinder vor Hunger sterben oder von den Muhamedanern als Sklaven nach Arabien verkauft werden, oder Jahre lang von schmerzlichen Geschwüren geplagt werden, weil Gott das unschuldige Blut heimsucht, und den unbarmherzigen Eltern die gesunden Kinder wegnimmt und sie unbrauchbar macht, damit sie zur Einsicht kommen und ihre kindermörderischen Greuel fahren lassen, welche ihren Grund nur in der Selbstsucht und Herzenshärtigkeit haben. Ihr haltet es für eine Schande, ein mißgestaltetes Kind zu haben, von dem ihr außerdem keinen zeitlichen Nutzen erwartet, weil es später in eurer Feldarbeit euch nicht unterstützen und euch nicht die Mittel zu euern Saufgelagen verschaffen kann, und weil es euch überhaupt viel Mühe und Sorge machen wird. O wenn ihr wüßtet, wie lieb der Heiland Jesus Christus die Kindlein hat, wie er sie segnet, und in der heiligen Taufe ihm dargebracht und geheiligt wissen will, wie ihre Engel im Himmel allezeit das Angesicht Gottes schauen und ihnen zu dienen bereit sind, wie hoch würdet ihr von euern Kindern halten, wie gerne würdet ihr sie auferziehen, auch wenn sie euch noch so

große Mühe machen, und wenn sie auch für die Erde nichts nütze wären, denn auch mißgestaltete Kinder sollen doch Kinder Gottes und Jesu Christi werden, weil Er für Alle Mensch geworden und sein Leben für Alle zum Lösegeld gegeben hat.

5) Ihr behauptet, das mißgestaltete Kind werde ein Mutumui, d. h. ein Verbrecher werden, der allerlei Unglück über seine Familie und sein Land bringen werde. Wie wisset ihr das? Was hat denn das Kind Böses gethan, seitdem es geboren ist? Oder wie wißt ihr, was es in der Zukunft thun wird? Ihr habt ja bis jetzt keinen Rogo leben lassen. Daß aber ein mißgestaltetes Kind nicht gerade ein Verbrecher werden wird, daß es vielmehr zur Verherrlichung Gottes und zum Heil seiner Mitmenschen dienen kann, das sehen wir in dem Buche Jesu Christi. Als er auf Erden war, gab es viele Leute, welche von Mutterleibe an blind und lahm waren. Ihre Eltern tödteten sie nicht, wie die Wanika, sondern ließen sie leben. Der Sohn Gottes machte sie gesund und jetzt lobeten sie Gott, und wurden Werkzeuge zur Rettung vieler Menschen. Das wäre nicht geschehen, wenn sie gleich nach der Geburt erdrosselt worden wären.

6) Doch wenn meine Vorstellungen nichts bei euch helfen, so gewähret mir doch eine Bitte — laßt die Rogo leben und bringt sie mir, ich will sie nähren, kleiden und erziehen und sie euch, wenn ihr wollt, zurückgeben, wenn sie erzogen sind, oder auf andere Weise für sie sorgen, wenn ihr sie nicht mehr als eure Kinder betrachten wollt. Nur hütet euch, daß ihr nicht mehr den Fluch Gottes über euch bringt durch den Mord unschuldiger Wesen.

22. Mai. Ich sprach gegen den Kindermord bei jeder Gelegenheit und zu allen Wanika, die zu mir kamen.

23. Mai. War in Kidschembeni und sprach gegen den Kindermord. Eine Frau erhob ein großes Gelächter, als ich diesen Punkt berührte. Eine andere dagegen war gefühlvoller und sagte: Es ist wahr, das Erdrosseln der mißgestalteten Kinder ist

eine böse Sitte. Eine andere sagte: Wir bleiben bei unserer Ada (Sitte).

24. Mai. Während ich im Zerklopfen von Steinen neben meiner Hütte begriffen war, sah ich auf einmal zwei Europäer; es waren zwei Offiziere von dem französischen Kriegsschiff, das den Hafen von Mombas untersuchte. Einer von ihnen war ein guter Botaniker. Die Herren waren sehr freundlich.

27. Mai. Ich besuchte die alte Mutter unseres Häuptlings. Sie war etwas weniger hart und selbstgerecht als bei meinen frühern Besuchen. Sie scheint etwas Licht zu fassen aus der verkündigten Wahrheit. Nachher besuchte ich Muandoro, der mich oft besucht. Er ist einer der Aeltesten von Rabbai Mpia. Ich sprach mit ihm über den neuen Himmel und die neue Erde, wohin Niemand ohne ein neues Herz kommen könne.

Mit großem Mißfallen hörte ich, daß ein französischer Matrose in das Haus eines Mnika ging, um die Frau zu mißbrauchen. Die Wanika wollte eine Klage vor mich bringen, unterließen es aber, als sie hörten, daß die Franzosen nicht zu meiner Kabila, d. h. zu meinem Stamm oder Volk gehören.

31. Mai. Der Krüppel Mringe besuchte mich heute in Rabbai Mpia zum ersten Mal. Ich zeigte ihm, daß man Gott als Vater, Sohn und heiligen Geist erkennen und anbeten müsse. Das war ihm sehr merkwürdig und gab ihm einen besondern Eindruck.

1. Juni. Ich sprach mit dem Häuptling über die Nutzlosigkeit der Wizumba wia Mulungu, d. h. der kleinen Hütten, welche die Wanika in der Nähe ihrer Dörfer bauen, wo sie ihre Opfer verrichten und wo sie glauben, daß die Koma oder Schatten der Verstorbenen sich aufhalten, und wo sie auch manche Dinge aufbewahren als in einem unverletzlichen Asyl. Ich sagte, wer wahre Furcht Gottes im Herzen hat, fürchtet ihn nicht nur an Einem Ort, sondern überall, und bestrebt sich, das Eigenthum seines Nächsten nicht nur in einem heiligen Asyl, sondern an jedem Ort unangetastet zu lassen. Der wahre Uganga und das wahre Kizumba dscha Mulungu (Hütte oder Haus Gottes) sei ein neues Herz, das die Sünde in allen ihren Gestalten haßt.

Das sei auch das rechte Sadaka (Opfer), das wir täglich bringen müssen. Die Wanika hätten wohl auch einen Glauben, aber er sei Aberglaube, der den Menschen zu andern Sünden anleite, wenn er ihn auch vor manchen Arten von Sünden bewahre. Nur der wahre Glaube an Christum und sein Opfer am Kreuz reinige das Herz von allen Sünden, er schneide der Sünde die Wurzel ab. Es sei freilich nicht recht, dem Menschen den Aberglauben wegzunehmen, wenn nicht der wahre Glaube an dessen Stelle gepflanzt werde. Der Mensch würde dann in Unglauben fallen, und dieser sei noch verderblicher als der Aberglaube. Und in der That würde Afrika durch den Umgang mit Europäern, die keine wahren Christen sind, noch unglücklicher werden als es bereits ist, weil es dem Unglauben anheimfallen würde. Darum hat die Weisheit Gottes auch diesen Kontinent bisher gleichsam verschlossen, bis der wahre Glaube durch das Evangelium ausgebreitet werden wird. In andern Kontinenten hat die Vorsehung Gottes durch die mehr ausgebildeten Religionssysteme dem Unglauben, der von Europa ausgeht, Schranken gesetzt. In Afrika aber stehen ihm physische Schranken entgegen, die erst ganz fallen werden, wenn ein wahrhaftiges Christenvolk mit Afrika in Berührung kommen wird. So steht Alles in Beziehung zum Reich Gottes, und beweist die wunderbare Weltregierung Gottes, die auf ein letztes Ziel hinarbeitet.

5. Juni. Ich war diesen Morgen sehr niedergeschlagen theils wegen meinem eigenen harten Herzen, theils wegen der Gleichgültigkeit der Heiden um mich her. Nachmittags ging ich nach Muihani und sprach zu einer Schaar Wanika, die ich auf einer Pflanzung antraf. Mein Gemüth wurde unter dem Reden etwas aufgeheitert. Das ist es, dachte ich, was der Schwermuth wehren kann. Wenn du niedergeschlagen bist, so gehe hinaus und rede von Christo zu den Leuten, wenn es auch nur zu Kindern ist. Wenn du neue Gnade und Frieden von Gott haben willst, so erzähle Andern, was Er schon an dir gethan hat und was er nach seiner Verheißung an Sündern thun will, und dein Herz und Mund wird wieder warm, lebendig und selig werden.

6. Juni. Der Krüppel Mringe besuchte mich abermals.

Ich las ihm einen Theil der Leidensgeschichte Jesu Christi. Auch ein anderer Mnika hörte mit Aufmerksamkeit meiner Rede zu. Ich denke oft, es könnte bald eine Veränderung unter diesem Volke vorgehen, oft aber bin ich in meiner Erwartung wieder sehr niedergeschlagen. Der Herr muß seinen Geist ausgießen und den Samen des Worts segnen, den ich einstweilen auf dürren Grund ausstreue. Ich freue mich in Hoffnung, und hoffe im Glauben, und arbeite in Geduld, bis der Herr seine hohen Absichten ausführen wird.

8. Juni. Ich hörte heute, daß die wilden Masai auf dem Weg nach Dschagga sich befinden und daß Rebmann genöthigt seyn werde, entweder nach der Küste vom Pangani zu gehen oder in Dschagga zu warten, bis der Weg wieder offen ist. Als ich mit den Aeltesten über die Absendung eines besondern Boten nach Kadiaro oder Dschagga Rath hielt, sagten sie, ich solle noch 3 bis 4 Tage warten. Bei dieser Gelegenheit brachte ich abermals meine Gründe gegen den Kindermord vor und bat die Häuptlinge, doch künftig diese grausame Sitte abzuschaffen. Sie sagten, sie wollten sie nicht wiederholen; aber die Folge wird zeigen, ob sie Wort halten.

9. Juni. Ich war heute Nacht sehr in Sorgen wegen meinem reisenden Mitarbeiter Rebmann. Ich konnte nichts thun als ihn dem Schutz des allmächtigen Gottes anbefehlen. Wenn ihm ein Unfall begegnete, so würden die Heiden sagen, wo ist nun ihr Gott?

Bei meinem Besuch in Kisimani fragte eine Frau, wie der Baum geheißen habe, von dem Adam gegessen? Als ich erwiederte, das wisse ich nicht, weil die Bibel nichts davon sage, so sagte sie, es sei ein Ballasi, d. h. ein Sycamorbaum gewesen. Diese Frau hatte lange in Mombas unter muhamedanischem Einfluß gelebt. Die Muhamedaner glauben, der Baum, von dem Adam aß, sei ein Maulbeerbaum gewesen. Nach der Ansicht der Abessinier war es ein Platanenbaum. Ich erwiederte, es komme nicht auf den Namen des Baumes an, sondern die traurige Hauptsache sei das, daß Adam und wir Alle mit ihm durch Uebertretung des Gebotes Gottes in die Sünde und in den Tod ge-

fallen seien, daß uns aber durch den Sohn Gottes, den Lebensbaum, geholfen werden könne. Der Aberglaube sieht nur immer auf Nebensachen und vergißt die Hauptsache, die Sünde und die Hülfe aus der Sünde.

Kisimani soll früher ein Wald gewesen seyn, wo Elephanten hausten. Jetzt muß man 3 bis 4 Tage weit ins Innere gehen, bis man Elephanten antrifft.

Auf meinem Rückweg sah ich, wie ein Geier eine Henne erfaßte und in die Luft fortriß. Die Leute machten einen großen Lärmen, um ihn zu erschrecken; allein er ließ seine Beute nicht fahren, sondern flog auf einen Baum, wo er sie verzehrte. Ich sagte, sehet, so führt Satan und Sünde euer Herz täglich weg und verderbt es, und doch lauft und bemüht ihr euch nicht, ihn zu vertreiben, sondern folgt ihm willig auf dem Weg zu eurem ewigen Verderben.

10. Juni. Während ich dem Häuptling Matth. 10. erklärte, hörten wir plötzlich ein Jubelgeschrei und Pfeifen, und bald vernahmen wir von den aus Dschagga zurückgekommenen Lastträgern, daß Rebmann von Dschagga glücklich nach Kadiaro gekommen sei, und daß er beabsichtige, von dort über Schimba nach Mombas zurückzukehren. Ein Theil seines Tagebuches wurde mir überbracht. Während ich mich über diese Nachricht freute und Gott dankte, brachten die selbstsüchtigen Wanika ihre Klagen vor gegen Bana Cheri, den Führer der Dscharo, d. h. der kleinen Karawane Rebmanns. Masaki, der Häuptling, den Rebmann in Dschagga besucht hatte, hatte nämlich seinem Gast einen Elephantenzahn geschenkt in Erwiederung seiner Geschenke; allein Rebmann erklärte, daß er kein Kaufmann sei und gab den Zahn zurück. Nun beanspruchten ihn die Begleiter Rebmanns, Bana Cheri aber meinte, er gehöre ihm allein, weil er der Führer der Karawane und der König der Wildniß sei, die Wanika jedoch meinten, der Werth des Zahns sei unter die ganze Karawane zu vertheilen, daher entstand ihr Streit. Diese Leute sind bei dem geringsten Anlaß äußerst selbstsüchtig. Uebrigens hatten sie Recht in dieser Sache, was ich nachher dem Bana Cheri auseinandersetzte.

11. Juni. Diesen Morgen besuchte mich ein Mnika, der vor vielen Jahren zum Muhamedanismus übergetreten war und in der egyptischen Armee gedient hatte. Er erzählte seinen Landsleuten große Lügen, z. B. daß die Juden in Arabien den Speichel der Muhamedaner auflecken müssen, daß er ein intimer Freund des Sultans in Stambul gewesen sei, daß es in Nubien eine Fliege gebe, welche die Größe eines vierfüßigen Thieres habe — und dergleichen Fabeln.

In dem Tagebuch Rebmanns fand ich folgende Hauptpunkte:

1) Es ist ein herrliches Land im Innern, das der Kultur fähig ist.
2) Der hohe Berg Kilimandscharo ist mit ewigem Schnee bedeckt, daher Dschagga Wasser genug hat. Das Klima ist gut, und jeder Grad von Klima kann für die Anpflanzung von Gewächsen benutzt werden.
3) Sklaverei ist eine große Plage in Dschagga. Die Häuptlinge und Stämme sind im Krieg mit einander und verkaufen die Gefangenen an die Küste.
4) Die Araber und Suahili haben die Europäer als Kannibalen verschrieen.
5) Die Macht der Häuptlinge ist absolut und despotisch. Die Häuptlinge und ihre Leute sind große Bettler.
6) Der Weg ist gegenwärtig frei von Wakuafi, kann aber jeden Augenblick von Masai und Galla gefährdet werden.
7) Die Häuptlinge würden einem Missionar erlauben, unter ihnen zu wohnen.

12. Juni. Ich ging nach Mombas, um meinen lieben Mitarbeiter nach seiner Rückkehr aus Dschagga zu begrüßen und die Details seiner Reise zu hören.

15. Juni. Wir kehrten nach Rabbai zurück, wo die Begleiter Rebmanns sogleich ihre lärmende Klage gegen Bana Cheri vorbrachten. Der Elephantenzahn war um 35 Thaler verkauft worden. Ich hätte besser gethan, keine Notiz von dem ganzen Handel zu nehmen und den Bana Cheri und die Wanika die Sache ausfechten zu lassen; denn dadurch, daß ich eine Verthei-

lung des Werthes unter die Träger und den Führer vorschlug, machte ich mir beide Partheien abgeneigt.

Abdalla, der uns besuchte, sagte, die Wanika seien sehr böse auf die Franzosen geworden, weil diese bei ihrem Besuch gleich gefragt hätten, wo die Grenze ihres Landes sei. Was, Grenze? sagten die Wanika, gebt uns vorher ein Heschima, d. h. ein Geschenk. Es ist gefährlich, wenn ein Fremder mit geographischen Fragen anhebt. Man hält ihn sogleich für einen Spion des Königs seines Landes.

18. Juni. In Muihani bestrafte ich einen Knaben, der einen Vogel quälte. Er hatte ihm zuerst alle Federn ausgerissen und ihn dann noch lebendig an einen spitzigen Stock gesteckt.

19. Juni. Ich traf viele junge Leute unter einem Kokosbaum, wo sie lachten, schwatzten oder schliefen, bis die Zeit kommt, wo sie auf die Kokosbäume steigen, um den Palmwein herabzuholen, was gewöhnlich zwischen 3 und 5 Uhr Nachmittags und Morgens früh um 6 und 7 Uhr geschieht. Ich suchte unter allerlei Bildern, die sie verstehen konnten, ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen. So müssen auch die Orte, wo der Satan sonst die bethörten Heiden zur Sünde einladet, eine Kapelle für den Missionar werden. Ich fühlte mich zwar nicht recht aufgelegt zum Reden, aber ich fand, wie schon oft vorher, daß man seinem subjectiven Gefühl nicht Raum geben, sondern nur das Wort Gottes den Leuten hinlegen muß; es ist objectiv kräftig, und braucht nicht erst durch die Subjectivität des Lehrers kräftig zu werden.

20. Juni. Wir wanderten zu dem Wakamba-Weiler Endenge wa Kingodo, wo wir den berühmten Wakamba-Häuptling Kiwoi (aus Kitui in Ukambani) kennen lernen wollten. Er war aber nicht zu Hause. Auch besuchte ich den Mnika Heba, den ich als Führer für meine Reise nach Usambara zu König Kmeri engagiren wollte.

26. Juni. Diesen Morgen sahen wir den kranken Sohn unseres Nachbars Dschuaha vor einem großen Baum stehen. Er hatte ein neues weißes Kleid angezogen und einen weißen Turban um den Kopf, wie die Muhamedaner ihn tragen. Seine

Eltern standen neben ihm in einer ehrfurchtsvollen Stellung, indem sie ihr Haupt und ihre Hände gegen die Erde neigten, während der Sohn über seinem Kopf eine Henne hin- und herschwang, der beinahe alle Federn ausgerissen waren. Dabei machte er ein Geräusch mit einer kleinen Schelle und tanzte dann hinter seiner Mutter her um den Baum herum. Als ich ihn anreden wollte, bat mich seine Mutter, wegzugehen. Die Henne wurde dann getödtet und ihr Blut an den Baum gesprengt, um die Krankheit, oder vielmehr den bösen Geist, der dieselbe verursacht haben soll, in den Baum hineinzubannen. Der Grund, warum er eine muhamedanische Kleidung anzog, war, damit der Pepo oder böse Geist ihn nicht kennen sollte. Der Vater des Kranken hatte ein Uganga mit Trommeln und Geschrei machen wollen, unterließ es aber aus Furcht, von uns getadelt zu werden. Ueberhaupt suchen die Wanika, die uns kennen, ihren Aberglauben vor uns zu verbergen.

26. Juni. Ich dachte heute viel darüber nach, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl Missionsarbeiter zu erhalten, die sich selbst durch Handarbeit ernähren könnten. Mit dem Krüppel Mringe sprach ich über die Sündfluth und daß nur acht Seelen in der Arche Noa's gerettet wurden.

28. Juni. Heute besuchte uns der Wakamba-Häuptling Kiwoi. Beim Eintritt in unser Zimmer sprach er kein Wort, grüßte auch nur in kurzen Worten, saß dann auf einen Stuhl und blieb schweigsam, ich mochte ihn fragen, was ich wollte. Ich weiß nicht, war es Furcht oder Gravität, was ihn so stumm machte. Nachdem wir ihm zu essen und zu trinken gegeben hatten und er abreisen wollte, bettelte er um zwei Thaler, um sie an seinen Leib zu hängen. Er sagte, der Kapitain des französischen Schiffes, den er in Mombas besuchte, habe ihm 10 Thaler gegeben. Ich schlug ihm die Bitte ab mit der Bemerkung, daß ich ihm die Thaler geben werde, wenn er mir einmal einen thatsächlichen Dienst geleistet habe. Indessen gaben wir ihm einige Kleinigkeiten (z. B. Zündhölzchen), der Freundschaft wegen.

29. Juni. Ich ging nach Mombas, um meine Reise nach Usambara mit Bana Cheri zu besprechen und die nöthigen Ge-

schenke und Artikel zu kaufen. In Mombas erhielt ich Briefe aus Sansibar, welche uns Nachricht über die großen Veränderungen und Revolutionen in Europa gaben. Diese Nachrichten bestärkten mich in meinem Wunsch, ganz Ostafrika so schnell als möglich zu evangelisiren, ehe das Thier aus dem Abgrund aufsteigt, unter dessen Wüthen die Mission in einen Stillstand gerathen wird.

2. September. Ich begann die Uebersetzung des Evangeliums Johannis in die Kinika-Sprache.

Vergleichung der ost- und westafrikanischen Mission. Unsere Brüder in Westafrika können in compacten Dörfern und großen Städten arbeiten, während wir im Osten unter einem zerstreuten Volke leben. Die dortigen Missionarien haben viel mit der Sklaverei und dem bösen Einfluß der weißen Leute, sowie mit einem greulichen Heidenthum zu kämpfen, finden aber auch die Heiden begierig nach dem Wort Gottes, was im Osten unter den Wanika nicht der Fall ist. Diese Leute sind ganz Fleisch und bekümmern sich nichts um übersinnliche Dinge. Auch ist es schwer, eine größere Anzahl derselben beisammen zu finden, und die Errichtung von Schulen ist besonders schwierig.

3. September. Diesen Morgen besuchte uns der alte Muhamedaner Tschaka in Maungudschà. Er verlangte von unserem Häuptling 15 Thaler Lösegeld für eine Tochter, welche ihm der Häuptling in der theuren Zeit gegen die Abgabe einer Quantität Getreide gegeben hatte. Wir hatten gewünscht, daß die Tochter ihre alte Mutter unterstützen möchte, da die beiden Söhne sich wenig um sie bekümmern.

Auf meinem Ausflug nach den Plantagen fragte mich ein Mnika, wie er zu Christo um ein neues Herz beten müsse. Ich fragte ihn, was ein Kind thue, wenn es seinen Körper oder sein Kleid verunreinigt habe, ob es nicht zu seiner Mutter gehe und weine? Die Mutter verstehe das Kind sogleich, und reinige es. So solle er nur sein unreines Herz dem Heiland zeigen und ihn um Reinigung desselben bitten. Er fragte dann, ob er in den Wald gehen und dort zu Christo beten müsse? Antwort: Der Heiland ist und hört uns überall, im Hause, auf der Plantage,

im Walde, auf dem Wege und wo wir ihn mit einem zerschlagenen und glaubigen Herzen anreden. Nachdem der Mann einige Zeit meiner Rede zugehört hatte, bat er mich auf einmal um einen Schlüssel zu seiner Kiste. So machen es manche Wanika. Sie hören mir einige Zeit zu, und dann fangen sie an, um dieses und jenes zu betteln, weil sie glauben, sie haben jetzt ein Recht, einen Lohn für die Mühe der Anhörung meines Maneno (Worte) zu erwarten. So machen es auch die Kinder. Sie kommen einige Mal in die Schule und erwarten dann eine Belohnung. Das würden wohl auch manche Kinder in Europa thun, wenn sie dürften. Wir wären froh in Afrika, wenn da auch ein Schulzwang eingeführt wäre.

4. September. Die Frau unseres Nachbars Munga fragte, ob wir nicht auch wie die Muhamedaner junge Mädchen auferziehen, um sie hernach zu heirathen. Ich sagte, wir betrachten diese heidnische Sitte als Hurerei, und kein Hurer könne ins Reich Gottes kommen. Ein Mnika fragte, warum wir nicht weinen über den Todten, und ob man gleich nach dem Tode zu Christus komme?

Diesen Nachmittag las ich einen deutschen Aufsatz, in welchem die Bibelübersetzungen der Missionarien getadelt werden. Dieser Tadel scheint mir etwas einseitig und ungerecht zu seyn.

Daß die Uebersetzungen der Missionarien mehr oder weniger mangelhaft sind, will ich gerne zugeben, aber die Ursache liegt nicht in den Missionarien, sondern in den eigenthümlichen Umständen, denen auch andere europäische Uebersetzer unterworfen sind, die nicht Missionarien sind.

1) Die Missionarien sind genöthigt, mit der Uebersetzung der Bibel zu eilen, um die Bedürfnisse ihrer Bekehrten oder Schüler so schnell als möglich zu befriedigen. Wenn man in Europa auf vollendete Uebersetzungen hätte warten müssen, so hätte man heute noch zu warten, denn keine vorhandene Uebersetzung ist ganz vollkommen. Die Septuaginta hat viele Fehler, und doch ist sie unzähligen Seelen zum Segen geworden. Und so ist es mehr oder weniger mit allen vorhandenen Uebersetzungen der Bibel in den

europäischen Sprachen. Das ganze Bibelsystem neutralisirt die einzelnen Schriftstellen, welche unrichtig übersetzt werden. Ketzereien und Sectirereien, die aus fehlerhaften Uebersetzungen entstanden seyn sollen, haben ihren Grund nicht sowohl in den mangelhaften Versionen als in der Finsterniß-Liebe und dem Hochmuth des menschlichen Herzens.

2) Die Sprachen barbarischer Völker sind gewöhnlich so arm, daß es im Anfang schwer ist, einen adäquaten Ausdruck für die geistigen Begriffe der Bibel zu finden, z. B. für Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiland, Heiligkeit u. s. w. Es braucht Zeit, bis eine barbarische Sprache sich zu dem Standpunkt der theologischen Sprache der Bibel erhoben hat. Die neuen geistigen Eindrücke finden nicht gleich ihren rechten Ausdruck oder ihre rechte äußere Form. Erst mit der Entwickelung einer bekehrten Nation kann eine Bibelübersetzung vervollkommnet werden.

3) Es ist natürlich, daß unbekehrte Eingeborene einen großen Theil der übersetzten Bibel nicht verstehen, denn die biblischen Ideen sind über ihren Horizont. Gesetzt, ein europäischer Kritiker, der noch dazu selbst ein Gegner der Bibel ist, kommt in ein Heidenland, nimmt die vom Missionar übersetzte Bibel vor sich, läßt einen unbekehrten Heiden eine Stelle lesen und fragt dann, ob er sie verstehe? Natürlich wird der heidnische Leser nicht wissen, was er aus der Sache machen soll. Dieß ist dann dem Kritiker Beweis genug, das Werk des Missionars für sinnlos zu erklären. Aber ich frage, würde nicht der unbekehrte Heide dasselbe Urtheil abgeben, auch wenn die Uebersetzung von dem Kritiker selbst gemacht worden wäre? Weil die Bibel ganz andere Ideen hat, als das Heidenthum, so muß sie auch ein anderes sprachliches Kleid haben, das dem an die conventionelle Sprache des Tages gewohnten Heiden durchaus nicht passen will.

4) Die Fehler der vom Missionar ausgefertigten Uebersetzung zu verbessern, wäre die Aufgabe der europäischen Wissenschaft. Kritisiren, Klagen und Lamentiren, oder Verdäch-

tigen ist keine Kunst. Verbessere den Irrthum, wenn du kannst — hic Rodus, hic Salta. Es ist überhaupt ein großer Jammer, daß der Mensch in seinem Hochmuth Alles gleich kritisiren will, ohne doch die gerichtete Sache besser machen zu können. Jeder Mensch ist von Natur ein räsonirender Revolutionär; deßwegen stellt das Wort Gottes die Forderung an den glaubigen Menschen: ziehet an herzliches Erbarmen, Gütigkeit, Freundlichkeit, Liebe u. s. w. Kol. 3, 12. Auch im Reich Gottes gibt es viele Räsonirer und Disputirer. Wer aber sich selbst kritisirt und viel betet, der räsonirt nicht über Andere; wer nicht betet und nicht an sein eigen Herz denkt, wird stets räsoniren und sich an Andern aufhalten und ärgern.

5) Wir bleiben also bei dem Satz: die erste Ausgabe einer Bibelübersetzung, so unvollkommen sie auch seyn mag, genügt für die erste Generation eines zum Christenthum bekehrten Volkes, dessen Sprache ebenso wiedergeboren werden muß, wie sein Herz. Erst wenn ein christliches Volk aus seiner eigenen Mitte tüchtige Theologen zu produciren im Stande ist, wird es gelingen, eine vollkommenere Bibelübersetzung auszufertigen. Einstweilen muß man auch die unvollkommene nicht verachten. Verachtet man doch auch den schlechtesten Kahn nicht, auf welchem ein in stürmischer See bedrängtes Schiffsvolk gerettet werden kann. Und sind nicht die ersten Kolonisten eines Landes mit Blockhäusern zufrieden, bis sie sich bequemere Wohnungen bereiten können?

5. September. Ich besuchte Muelle und sprach mit Mdume, dem Häuptling von Groß-Rabbai. Er fragte, was aus der menschlichen Seele werde, wenn sie den Körper verlasse. Ich sagte, sie gehe in die Welt der Geister, wo sie ein gutes oder böses Loos finden werde, je nachdem sie hier Christum und sein Wort geliebt oder verworfen habe. Der alte Häuptling Saha wünschte nach Europa zu gehen, um die vielen wunderbaren Sachen zu sehen, die es dort geben müsse. Ich sagte, wenn er als ein bekehrter Christ dorthin gehe, so werde ihm die

Bekanntschaft mit so vielen Kindern Gottes sehr nützlich und segensreich seyn; wenn er aber mit seinem unbekehrten heidnischen Herzen Europa sehe, so werde ihn die Reise nur schlimmer machen, denn die vielen Dinge, die er sehen werde, werden seine Selbstsucht nur steigern und ihn tiefer ins Fleisch und in die Dinge dieser Welt versenken.

9. September. In Bunni sah ich einen Mann, der ein Loch aufgrub, in welches sich eine Schlange verborgen hatte. Ich sagte: Suchst du auch die Schlange auf, welche in deinem Herzen verborgen ist? Es ist der Satan, der den Menschen regiert und zur Sünde verführt, so lange sich dieser nicht dem Herrn Jesu übergibt und von ihm ein neues Herz erlangt. Eine Frau bat mich um Schmucksachen. Ich sagte: Aeußere Urembo (Schmuck) habe ich nicht, aber hier ist mein Schmuck, das Buch Gottes, das dir zeigen kann, wie Jesus, der Sohn Gottes, diejenigen schmücken will, welche an ihn glauben.

Ich dachte diesen Mittag über die Ursache nach, warum das Christenthum nicht von Anfang an die ganze Heidenwelt, sondern nur einzelne Theile derselben erobert habe? Wohl darum, weil Gott voraussah, daß sie im Verlauf der Zeit theils in Aberglauben, theils in Unglauben versinken, folglich die Wiederbelebung und Wiederherstellung derselben zur ersten Reinheit und Kraft viel schwieriger werden würde, als die Bekehrung roher Heidenvölker. Er ließ daher den größten Theil der Heidenwelt ihre eigene Wege gehen, bis die wahre Missionsgemeine der letzten Zeit geschaffen seyn wird und ein wahres, göttliches Israel vorhanden ist. Der Partikularismus des alten Israel führte zum Universalismus des Christenthums, welches aber bald wieder in einen neuen Partikularismus zurücksank, bis mit der Reformation das Christenthum wieder seine universale Lebenskraft empfing, aber bald wieder, theils durch den Formalismus, theils durch Unglauben, in seinem innern Trieb gehemmt wurde, weßwegen es weder das Pabstthum noch die übrige Welt überwinden konnte. Wäre die ganze Welt der Form nach eine christliche geworden, so hätte sich das Antichristenthum viel früher und gewaltiger geoffenbart, und hätte die Reformation ganz Europa überwältigt, so

hätte, wenn einmal die protestantische Kirche in Unglauben fiel, das Antichristenthum in Europa eine universale Gestalt gewonnen, ehe es nach dem Plan der göttlichen Weisheit geschehen darf. So gibt die göttliche Weltregierung erst durch die Geschichte ihre Antwort auf die menschlichen Fragen nach ihrer wunderbaren und oft verwirrt und verkehrt scheinenden Handlungsweise. Ich dachte auch nach über den Fortschritt des Muhamedanismus in Afrika, und fand, daß er berufen zu seyn scheint, die vielen afrikanischen Dialekte zu verdrängen und Eine Sprache, nämlich die arabische, zu substituiren, ferner die Greuel der afrikanischen Heidenwelt zu vertilgen, und überhaupt vorbereitend dem Christenthum den Weg zu bahnen, so große Hindernisse er auch auf der andern Seite dem Christenthum in den Weg stellt. Eben diese vorbereitende Aufgabe haben auch die päbstlichen Missionen in den Heidenländern. Alle diese negativen Bestrebungen müssen das rohe Heidenthum etwas abschleifen, müssen mehr bürgerliche Ordnung, sodann wenigstens die Idee Eines Gottes, und endlich einen gewissen Grad von religiöser Sprache hervorrufen. Die muhamedanische und päbstliche Mission ist, wenn man so sagen will, gewissermaßen der Grobschmied, welcher der wahren biblischen Missionsgemeine in der letzten Zeit vorarbeiten muß, nicht mit Willen und Vorsatz, denn dieser Grobschmied möchte eigentlich die biblische Mission, welche für jetzt nur einzelne Lichtpunkte schaffen und Vorarbeit thun kann, zerstören oder wenigstens neutralisiren, sondern nach dem Willen Gottes, welcher auch das Verkehrte und Irrthümliche zu seinen letzten Zwecken zu gebrauchen und herumzulenken weiß. Er, der Lenker aller Dinge, wird, wenn Alles genugsam vorbereitet ist, Rom und Mekka in den Hintergrund treten lassen, ja er wird diese Centralsitze des Aberglaubens zu gleicher Zeit dem Untergang Preis geben, wie sie auch so ziemlich zu gleicher Zeit geschichtlich entstanden sind. Wenn Jerusalem und die wahre Gemeine Gottes aus dem Staub und der Verborgenheit hervortreten darf, dann müssen jene grauen Lichter untergehen, denn aus Jerusalem muß ausbrechen der schöne Glanz Gottes und von dort aus wird erst das Missionswerk recht betrieben werden, ohne daß der Aberglaube in Mekka

und Rom, noch der Unglaube in der protestantischen Kirche es mehr hindern und stören darf. Diese drei Feinde werden beim Sturz des Antichrists, der sie in sich vereinigt hatte, auf immer gerichtet, wo man dann sehen wird, wie auch diese Feinde während ihrer Herrschaft der Endentwickelung der wahren Kirche haben dienen müssen, ohne daß sie es gewollt haben. O wie herrlich und großartig sind die Gedanken Gottes, und wie kurzsichtig und einseitig der menschliche Verstand, der nur geschwind Alles nach seinen Gedanken einreißen, gestalten und ordnen möchte. Wie Mancher möchte heutzutage Alles nur eilfertig nach dem Muster der apostolischen Kirche herstellen, ohne zu bedenken, daß es die Rechte Gottes erfordern, dem Feind des Reiches Christi lange Zeit freien Spielraum zu gestatten, damit er die Grundsätze der Hölle in einer Scheinkirche auf Erden entwickeln und auswirken, und damit er endlich rechtlich überwunden und zum Schweigen gebracht werden könne. Die Wunder und Wirkungen der Hölle müssen erst herausgestellt und offenbar worden seyn, ehe Christus seine letzte Gemeine aufrichten wird, welche aber nicht im Kindesalter der ersten apostolischen Kirche, sondern im Mannesalter dastehen soll. Wer Alles nach der apostolischen Kirche ordnen und herstellen will, der begeht einen großen Rückschritt, und handelt wie der Mensch, welcher einem Erwachsenen wieder Kinderschuhe anziehen will, beweist aber eben damit, daß es ihm an der Erkenntniß der Höhe, Breite, Tiefe und Länge der Worte und Wege Gottes fehlt. Wer diese Erkennniß erlangt hat, kann seine Seele in Geduld fassen und sich in den langsamen Gang des Reiches Gottes schicken. Er wird und muß zwar über das große und allgemeine Verderben seufzen und um und für die Offenbarung des Reiches Gottes in der letzten Zeit beten und arbeiten, aber er wird sich vor jenem treiberischen und stürmischen Geist hüten, der Gott keine Zeit zur Entwicklung seiner erhabenen Absichten lassen will. Alles Rennen und Laufen im eigenen Geist, um das Reich Gottes zu machen, wird auch in unserer Zeit ebenso gewiß zu Schanden werden, als es zu allen Zeiten zu Schanden geworden, und als es täglich bei Jedem zu Schanden wird, der sich durch eigene Kraft bekehren und seinem geistlichen Menschen

eine Elle zusetzen will. Geduld und Glauben, sowie Treue und Gehorsam gegen das geoffenbarte Wort Gottes ist der Weg, auf dem das Reich Gottes im Großen und Kleinen zu und in uns kommt. Wer diese Ordnung überspringen will, wird ein unbeständiger Schwärmer, der im Reiche Gottes eher schadet als nützt, wenn auch sein Treiben scheinbar Aufsehen macht und einige Zeit Erfolg hat. Den Demüthigen gibt Gott Gnade und thut große Dinge durch sie.

12. September. Bana Cheri sagte heute, Kinongo, Embarawue und Enganglima seien die Hauptstämme der wilden Wakuafi im Innern. Er erzählte uns auch von einem Stamm, genannt Wanito, der sehr weit im Innern, nordwestlich von der Insel Patta wohne. Früher sollen große Karawanen aus diesem Stamm nach Patta gekommen seyn, um Kleider zu kaufen. Er erwähnte auch eines Salzsees im Lande Dschadschuru auf dem Weg nach Uniamesi.

14. September. Unser Häuptling erzählte uns die frühere Geschichte von Mombas auf folgende Weise. Nachdem die Suahili und Wanika die Portugiesen wegen ihrer Tyrannei vertrieben hatten, begaben sie sich nach Maskat, um den dortigen Fürsten zu bitten, Besitz von Mombas zu nehmen, da die Suahili nicht im Stande seien, die Festung gegen die Portugiesen zu vertheidigen. Der Sultan von Maskat sandte einen Araber, Namens Masrue, welcher die Festung sammt der Insel Mombas beherrschen sollte. Masrue kam, aber machte sich von Maskat unabhängig. Er begünstigte die Wanika und versprach ihren Häuptlingen Nahrung und Kleider zu geben, so oft sie nach Mombas kämen. Die Nachkommen Masrue's hielten Wort und blieben mit den Wanika auf einem freundlichen Fuß, bis der gegenwärtige Sultan von Maskat die Masrue-Dynastie vertrieb und die arabische Herrschaft einsetzte, der weder die Suahili noch die Wanika gewogen sind.

21. September. Ich vollendete die Uebersetzung des Evangeliums Johannis in der Kinika-Sprache. Rebmann ging nach Mombas, um sich auf seine Reise nach Kikuyu vorzubereiten.

22. September. Ich ging nach Muihani und besuchte

Mringe, der während meiner Abwesenheit in Usambara entschiedener geworden war und sich von Rebmann förmlich unterrichten ließ, was mir bei meiner Rückkehr zu großer Freude gereichte. Ich sprach mit Mringe über Röm. 8. und betete mit ihm. Zu dem Häuptling und seinem Bruder redete ich über die freie Gnade Gottes, welche wir nur annehmen sollen mit der Hand des Glaubens.

2. November. Besuchte Mringe und sprach über Joh. 10. Viele Kinder sammelten sich um Mringe her, als ich mit ihm sprach. Auf meinem Rückweg begegnete ich der alten Mutter unseres Häuptlings, welche auf einem verfaulten Baumstamm saß und ausruhte. Ich sagte: Siehe, so ist dein Herz, verderbt und verunreinigt, du mußt zu Jesu gehen und ihn um ein neues Herz bitten, denn du weißt in deinem hohen Alter nicht, wann du stirbst, und du weißt ja wohl, was man mit dem verfaulten Baumstamm thut. Man gebraucht ihn zu Feuerholz, sagte sie. Ja wohl, sagte ich, darum flehe zu, daß es deinem Herzen nach dem Tode nicht auch so ergeht.

5. November. Mringe kam zu mir und blieb bei mir bis Abends. Er gab mir Information über verschiedene Sitten der Wanika. Wenn sie essen oder trinken, so legen sie ein wenig Speise und Trank auf den Boden als eine Gabe für die Koma. Ich hatte diese Sitte bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen, aber ihre Bedeutung damals noch nicht verstanden. Die Heiden in Polinesien thun dasselbe.

Die Wanika glauben, jeder Baum, besonders jeder Kokosbaum, habe seinen Koma, und jede Quelle oder Sumpf, wo man Wasser findet, habe einen Schetani muzo (einen guten Satan oder guten Geist). Sie unterscheiden zwischen Schetani muzo und mui (guten oder bösen Geist). Die Zerstörung eines Kokosbaumes betrachten sie gleich einem Muttermord, weil dieser Baum ihnen Leben und Nahrung gebe, wie eine Mutter dem Kinde gibt.

Wenn ein Mnika stirbt, so salben sie seinen Leib und sein Kleid mit einer Art Kastoröl, legen ihn auf eine Luttara, d. h. auf eine Bettstelle aus dicken Stäben zusammengesetzt und tragen

ihn nach dem Grab, das so tief ist, daß ein Mann aufrecht darin stehen und mit den Händen das oberste Ende desselben erreichen kann. Das Salben des Todten heißt Sara. Während sie den Todten zu seiner Grabstätte tragen, wird ein Uira oder Tanz aufgeführt, und bei dem Grab wird entsetzlich geschrieen und geheult. Nun wird eine Ziege oder eine Kuh geschlachtet, ein Stück von der Kopfhaut des Thieres wird in die Hand des Todten gelegt, und sein Grab auf drei Seiten mit Blut besprengt. Zuletzt wird das Fleisch des Thieres unter die Verwandten und andere Anwesenden ausgetheilt, und das Fressen und Saufen beginnt dann mehrere Tage lang, jedoch so, daß mitunter abwechslungsweise geschrieen, geheult, getrommelt und getanzt wird. Früher wurden die Todten nur in der Kaya (in der Hauptstadt, Centralversammlungsort) begraben, gegenwärtig aber begraben sie dieselben auch auf den Plantagen, welche von der Kaya ferne sind; dort wird nach einiger Zeit das Haupt des Todten ausgegraben und in der Kaya beerdigt, damit der Regen nicht ausbleibe. Das Haupt wird im Grab gegen Südwesten gewendet, weil die Wanika glauben, ihre Stammväter seien von dort hergekommen.

Früher mußten auch die schwangeren Weiber in der Kaya gebären, jetzt aber dürfen sie auf den Plantagen bleiben, nur müssen sie nach der Geburt ein Sosonga machen, d. h. eine Art Reinigungsopfer bringen, bestehend aus der Rinde eines Baumes, damit der Regen nicht verhindert werde, weil eine Frau auf den Plantagen geboren hat.

Ein Mann, der das Recht des Muansaspielens mit Kühen und Reis erkauft hat, heißt ein Bora; er kann den Muansa spielen und ein mißgestaltetes Kind erdrosseln, auch in der Abwesenheit der Häuptlinge.

Ein Mann, welcher ein Lumfo hat, d. h. ein Stück von einer Kuhhaut um seinen Arm, ist ein Gofu geworden, d. h. ein mächtiger, einflußreicher Mann, aber er muß sich diesen höchsten Orden der Wanika mit Palmwein, Reis und Fleisch erkauft haben.

Viele Wanika-Jünglinge und Jungfrauen binden Glöckchen an das Ende ihrer Kleider, um durch das Läuten derselben bei

jeder Bewegung die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen, und sich in den Besitz einer Geliebten oder eines Liebenden zu setzen. Die Waganza brauchen die Glöckchen (enzuga) zu den Tänzen, die bei ihren Krankenheilungs-Versuchen aufgeführt werden.

Die Wanika verstehen das Wort „muhumoa (oder mtume in Suahili) Wa Mulungu" (d. h. Gesandter Gottes) von dem Engel oder Geist, welcher erscheint, um die Seele eines sterbenden Menschen in Empfang zu nehmen. Ein Missionar muß daher diesen Ausdruck erklären, wenn er ihn von Christo oder den Aposteln brauchen will. Der Missionar muß überhaupt jedes Wort gründlich erforschen.

Nachdem die Stammväter von Rabbai aus Rombo in Dschagga nach der Küste ausgewandert waren, ließen sie sich auf dem Berg Reali nieder, wo sie eine Stadt bauten. Da sie dann mit andern Wanika in Streit geriethen, so wurde die Stadt zerstört, worauf ein Theil der Einwohner nach dem Berg Jombo oder Dschombo im Süden zog, ein anderer Theil sich an die Ufer des Pokomoni-Flusses im Norden begab, und ein dritter Theil die Stadt Bokera gründete, die jetzt Alt-Rabbai heißt. Dieß geschah, nachdem die Portugiesen Mombas verlassen hatten, um nicht mehr wiederzukehren. Als die Portugiesen die Festung in Mombas verlassen mußten, sollen sie durch einen unterirdischen Graben, der noch vorhanden seyn soll, sich in ihre Schiffe begeben haben, welche am östlichen Ende der Insel vor Anker lagen. Ein Kranker soll zurückgeblieben seyn und den Suahili diese Nachricht gegeben haben.

Die Teita-Stämme sollen früher in Mangea an den Ufern des Osi-Flusses gewohnt haben, von wo sie von den Galla nach Süden auf die Berge getrieben wurden, die sie jetzt bewohnen.

Der Grund, warum die Wanika unser Buch nicht lieben, kommt nach Mringe daher, weil die Muhamedaner auch ein Buch (den Koran) haben, aber böse Leute seien, die der Wanika Kinder verkaufen.

Wenn die Wanika einen Muhamedaner gefangen halten, so nöthigen sie ihn, Schweinefleisch zu essen, um ihn zu beflecken; die Muhamedaner dagegen schneiden den gefangenen Wanika das

Hauptbaar ab, um sie als Muhamedaner erscheinen zu lassen. Wenn die Leute von Usambara einen Todten begraben, so rasiren sie sein Haupt, salben ihn mit Oel und begraben ihn mit den Kleidern, welche er beim Sterben getragen hat, da ein frisches Kleid nicht nöthig sei. Opfer verrichten diese Leute selten. Auch arbeiten sie meist alle Tage, da sie keinen besondern Ruhetag haben. Sie haben überhaupt wenig Religion. Ihr König (Simba oder Zumbe) ist ihr Mulungu (Gott), um den sie sich allein bekümmern.

7. November. Auf meinem Weg nach Muihani wäre ich beinahe auf eine Schlange im Gras getreten. Sie machte sich im Augenblick davon. Ich ermahnte die alte Mutter unsers Häuptlings, der ich auf ihrer Plantage begegnete, sich doch ganz dem Herrn Jesu zu ergeben und ihre kurze Gnadenzeit noch zu benützen.

10. November. Der Häuptling erzählte mir von einer großen Schlange, welche bisweilen zur See gesehen werde; sie reiche vom Meer bis an den Himmel. Die Schlange erscheine besonders bei starkem Regen. Ich sagte, das sei keine Schlange, sondern eine Wasserhose, welche dem Wirbelwind auf dem festen Land entspreche. Mit Mringe sprach ich über Röm. 2.

12. November. Kaum hatten wir diesen Abend den Genuß des heiligen Abendmahls und unser Gebet vollendet, als die Suahili kamen, die mit Rebmann nach Dschagga und Kikuyu gehen wollten, und viel Geräusch und unnützes Geschwätz machten.

13. November. Rebmann wollte heute von Mombas aus seine zweite Reise nach Dschagga unternehmen, wurde aber durch Bana Cheri, seinen Führer, hingehalten, der dem Scheich Gabiri 20 Thaler schuldig war, und deßhalb von diesem gefangen gesetzt wurde, bis Rebmann das Geld auf Rechnung des Bana Cheri bezahlte. Ebenso wurde ein anderer mit Rebmann reisender Suahili von seinem Gläubiger ergriffen und in Mombas zurückgehalten, bis ich versprach, den Schuldner bei seiner Rückkehr zur Zahlung anhalten zu wollen. Es ist entsetzlich, wie verschuldet diese Leute sind. Man erfährt es erst, wenn die Gläubiger eine Gelegenheit haben, ihr Geld wieder zu bekommen. Außerdem würden sie betrogen werden. Was für ein Spionir-

wesen unter diesen Leuten herrschen muß, kann man sich vorstellen, denn der Gläubiger muß für sich selbst sorgen, die Regierung thut nichts für ihn.

16. November. Die Galla, Wakamba und Wakuafi sollen nach der Mythologie der Wanika Einen Stammvater gehabt haben. Der erste Sohn dieses Einen Vaters soll Galla geheißen haben, der einem andern Stamm sein Vieh wegnahm. Seine Brüder Mkuafi und Mkamba forderten ihren Antheil an der Beute, welchen der Bruder Galla verweigerte. Deßhalb beraubte der Sohn Mkuafi seinen Bruder Galla, und dieser hinwiederum beraubte den Mkamba und umgekehrt. Von jener Zeit an entstand eine tödtliche Feindschaft zwischen den drei Brüdern.

17. November. Ich vollendete heute mein Kihiau-Wörterbuch, welches ich mit Hülfe eines Kamanga-Sklaven verfaßte.

Die Wahiau am See Niassa sollen die Hühner nicht schlachten, sondern erdrosseln, und auch das Vieh mit Prügeln todtschlagen.

Die Wanika von Kauma machen Kleider aus der Rinde eines Baumes, der Mgnoguo heißt. Auch die Wahiau sollen etwas Aehnliches thun.

Sonntag den 19. November. Ich besuchte Muihani. Wo ich Leute an der Arbeit antraf, sprach ich über die Heiligung des Sonntags.

Mringe sagte, er wünsche eine Hütte zu kaufen, in der er allein seyn und Leute um sich versammeln könnte. Ich gab ihm einen halben Thaler, wofür er sich eine Hütte errichten ließ, in der ich ihn besuchte. Es war unmöglich für den kranken, leidenden, aber Gott suchenden Mann, länger in der engen Hütte seiner Mutter zuzubringen, welche ihn zu hassen anfieng, seitdem er das Wort lieb gewonnen hat. Auch seine Verwandten verachten ihn, und doch kann der arme Mensch nicht arbeiten und sich sein eigen Brod verdienen.

21. November. Als ich mit einem Jüngling in Muihani über das Wort Gottes redete, kam seine Mutter, die unser Gespräch nicht liebte, und sagte zu mir: Geh weg von hier und siehe meine kranke Tochter, welche in Maschaka, d. h. in der Noth ist. Sie meinte, ich sollte ihr Arznei geben. Ich sprach

mit ihr über die Ursache der Leiden, über die Sünde, und wie die Sünde gehoben werden kann in Christo. Ein junger Mensch fragte: Wie und wann er zu Christo beten sollte, ob Morgens oder Abends? Ich liebte den jungen Mann, der nicht ferne vom Reich Gottes zu seyn schien. Unserem Häuptling las ich Röm. 1.

22. November. Ich besuchte eine kranke Frau in Bunni, erklärte ihr Luc. 18. und betete mit ihr. Auf einer Plantage traf ich einen Mann, der seiner Tochter Schmuck aus Kupferdraht an die Arme machte. Ich sprach von der Eitelkeit dieser Welt, welche bald vergeht, während der Schmuck, den Christus geben will, ewig bleibt. Während der Unterredung versammelte sich eine Schaar von Wanika. Einer derselben hatte einen Stiel von einem Beil, aber das Beil selbst fehlte ihm. Ich fragte: Kannst du einen Baum umhauen mit dem Stiel? Er sagte, nein. Ich erwiederte, ebenso wenig kannst du die Sünde und den Satan in deinem Herzen tödten ohne Jesum Christum, den Sohn Gottes. Er fragte dann, wer Christus sei? Nachher besuchte ich Marunga, bei dem ebenfalls eine Schaar Wanika versammelt war. Ich bat ihn, mich zu den Leuten reden zu lassen, was ihm recht war. Abends fühlte ich einen besondern Drang, für meinen reisenden Bruder Rebmann zu beten. Wie ich später erfuhr, war Rebmann um jene Zeit in Bura sehr bedrängt gewesen.

Was für abscheuliche Sitten unter den Heiden herrschen, davon habe ich heute ein neues Beispiel gehört, als ich das Wort „msinsi — Ehebrecher" übersetzte. Ehebruch soll in Teita selten vorkommen, weil er mit 30 Ziegen gestraft würde. Dem Fremden wird deßhalb vom Hausbesitzer gleich gesagt, „gehe nicht zu andern Weibern im Dorf, sondern gehe, wenn du dich nicht enthalten kannst, zu meinem eigenen Weibe!" So suchen die Heiden Sünde durch Sünde zu überwinden, und einen Teufel durch einen andern zu vertreiben.

25. November. Ich besuchte heute ein Quartier, wo ich vorher nicht gewesen war. Als ich meine Bibel öffnete, fragte eine Frau, ob ich ihr aus diesem Buch sagen könne, ob sie schwanger sei oder nicht. Ehe die Leute uns und unsern Beruf

näher kennen lernen, haben sie die abenteuerlichsten Vorstellungen. Sie halten uns für Zauberer und Wahrsager.

27. November. Auf meinem Weg nach Muihani begegnete ich vielen Wanika, zu denen ich redete. Nachher besuchte ich den Aeltesten Abbe Mamkale, der viel Witz und Verstand hat, aber ein großer Säufer ist. Von ihm weg ging ich zu Mringe, der offenbar unter dem Einfluß der Gnade steht. Später kam ich zu der Hütte eines Mnika, der kürzlich ein kleines Kind durch den Tod verloren hatte. Er sagte, wenn ihm wieder ein Kind geboren werde, so wolle er es Rebmann heißen und es uns bringen. Ich erwiederte, diesen Namen solle er nur weglassen. Er solle sein Kind nur dem Heiland übergeben, der die Kinder so gerne segnen wolle.

Die Wanika haben die Sitte, ihren Kindern Namen zu geben nach den Umständen oder Ereignissen der Zeit, in welcher die Kinder geboren werden. Weil Rebmann gerade nach Dschagga ging, so wollte die Mutter seinen Namen wählen. So soll eine Mnika ihrem Kind den Namen „Msungu" (Europäer) gegeben haben, weil es geboren wurde während meiner Anwesenheit in Kambe.

28. November. In Bunni besuchte ich die am 22sten erwähnte Kranke. Ich las und erklärte ihr Joh. 9. Sie scheint einige Liebe zur Wahrheit zu haben. Ihre Verwandte wollte aber nichts vom Wort Gottes hören, sondern ging in den Wald, um Holz zu holen. Der natürliche Mensch hat nie Zeit, das Wort des Heils zu vernehmen. Nachher traf ich Marunga mit einigen Wanika und Muhamedanern. Als ich aufgehört hatte zu reden, sagte er, er bekümmere sich nichts um Muhamed, aber er wolle zu Christo beten, wenn er der Heiland der Menschen sei. Das sagte er im Angesicht der Muhamedaner. Gott gebe, daß seine Worte bei ihm zur Wahrheit werden. Voll Hoffnung kehrte ich nach Hause zurück; ich dachte, vielleicht wird der Herr doch bald in einigen Seelen sein Reich aufrichten. Einem Missionar geht es wie einem Seemann bei langer Windstille. Wenn sich nur ein Wölklein am Himmel zeigt, oder das Wasser nur im geringsten sich zu kräuseln anfängt, so hofft er auf Wind und freut sich schon.

In Muihani machte mich Mringe mit seinem Nachbar Ndune bekannt, welcher während seiner Krankheit durch Mringes Gespräche auf das Evangelium Jesu Christi aufmerksam gemacht worden war. Seine abergläubische Mutter hatte dem Kranken Uganga machen lassen wollen, aber der Kranke protestirte gegen diese thörichten Gebräuche.

Mringes Mutter fragte, ob denn der Mensch immer über dem Buch sitzen und lesen müsse. Ich sagte: Ein Christ liest Morgens das Wort Gottes, betet und geht dann an seine Tages-Arbeit. Abends macht er es wieder so. Während der Arbeit denkt er an Gott und das gelesene Wort.

29. November. Mringe war bei mir über Nacht. Ich sprach mit ihm bis gegen Mitternacht über die zukünftige Welt, über die Stadt Gottes, über die Beschäftigungen der Seligen, über den Auferstehungsleib und viele andere Dinge. Mein krüppelhafter Zuhörer nahm mir die Worte gleichsam vom Mund hinweg. Ich fühlte, daß sie Eindruck auf ihn machten. Es war mir selbst innerlich so wohl, daß ich von dem, was ich sprach, gleichsam selbst aß und trank. In solchen Momenten fühlt man die Herrlichkeit des Missionsberufes. Ein Missionar, der im Geist Gottes reden kann und darf, ist das seligste Wesen, das es auf Erden gibt. Was sind Königs- und Kaiserwürden, verglichen mit der Würde eines Predigers im Busch oder in der einsamen Hütte? Ich glaube, ein Erzengel würde sein Loos mit ihm eintauschen. Freilich gibt es auch andere Stunden, wo ihm der Missionsberuf der elendeste zu seyn dünkt. Aber da heißt es eben: Leide dich mit dem Evangelium. Wie oft weiß ich gar nicht, wo und wie ich anfangen, wo ich einen Faden oder Anknüpfungspunkt finden soll bei der Stumpfheit der Leute, welche wie verlorne Schafe dahin gehen auf ihren krummen Wegen. Wenn man keine Parresie (Freudigkeit) des Geistes hat, ist es schwer mit diesen Leuten umzugehen, die lange Zeit brauchen, bis sie nur auch ein wenig begreifen können, was der Missionar eigentlich will. Gewiß, ein Missionar, der nicht freudig ist in seinem Gott, wird endlich an diesen Leuten müde werden und sich von ihnen hinwegsehnen. Aber der Missionar, der ein Heidenvolk

aufgeben kann, hat sich selbst aufgegeben; und eine Missions-Gesellschaft, die eine Missionsstation darum aufgeben wollte, weil sie lange keine Früchte sieht, wäre keine lebendige mehr, weil sie das Bewußtseyn von der Macht der Gnade Gottes verloren hätte. Ich kann es begreifen, wie leicht ein Missionar bei solcher Muthlosigkeit auf allerlei Civilisations-Plane gerathen mag, in der Meinung, von außen die Leute anregen zu können, welche das Wort Gottes, wie er glaubt, von innen nicht in Bewegung bringen kann. Aber diese Versuche werden ihm nicht gelingen. Denn nur das Wort vom Kreuz ist der Hebel, welcher auch das stumpfeste Heidenvolk aus den Angeln heben kann und wird, wenn er unablässig angewendet wird. Mit diesem Hebel muß er siegen oder sterben, wie jene Spartaner, welchen ihre Mütter beim Auszug in den Krieg einen Schild gaben mit den Worten: Entweder mit diesem oder auf diesem (d. h. entweder mit dem Schild siegen, oder auf demselben todt zurückgebracht werden.)

1. December. Mringe sagte mir, daß die Wanika glauben, der Geist eines Sterbenden fahre in das Kind, das eine Mutter unter dem Herzen trägt, und so werde jener Mensch zum zweiten Mal geboren. Das war das erste Mal, daß ich von einer Seelenwanderung unter den Wanika hörte, und ich glaube, nur wenige Wanika kennen diese Idee, die sie vielleicht von den Banianen in Mombas oder von den Muhamedanern gelernt haben, welche sie im Umgang mit den Hindu gehört haben mögen. Weil die Kinder den Eltern ziemlich ähnlich sind, so glauben die Wanika, Einer der verstorbenen Vorfahren der Familie sei in das Kind in Mutterleib gefahren, daher dieses Kind ihm ähnlich sei (uzihalana)*).

Als ich mit dem jungen Endaro, der mich schon oft gehört hatte, wieder von Christo sprach, fragte er, wer Christus sei? Diese Frage fiel mir wie ein Donnerschlag aufs Herz, weil ich geglaubt hatte, Endaro wisse längst, wen ich unter Christus verstehe. Es ging mir wie dem Dr. Carey in Indien, welchem ein

*) Wahrscheinlich ist es diese Seelenwanderungs-Idee, welche die Wanika bestimmt hat, die mißstalteten Kinder zu tödten. Denn sie können ja nur darum Verbrecher werden, wenn sie es in einem früheren Körper schon gewesen sind.

Eingeborener, der den Doktor oft gehört hatte, sagte, er verstehe seine Reden nicht, während doch der Redner geglaubt hatte, er sei nach so langem Aufenthalt in Indien dem Volke ganz verständlich.

2. December. Nachdem ich mit Mringe in Muihani die Geschichte des reichen Mannes und des armen Lazarus durchgegangen hatte, sagte er, es habe ihm heute Nacht geträumt, er solle die Glasperlen, die er theils aus Aberglauben (nämlich aus Furcht vor den bösen Geistern), theils des Schmucks wegen am Halse trug, wegwerfen. Ich sagte, wenn er das Tragen dieser eiteln Dinge für Sünde halte, wenn ihn sein Gewissen darüber verdamme, so solle er nicht gegen das Licht der Wahrheit handeln, sondern solle die Perlen ohne Verzug von seinem Körper entfernen; aber er müsse wohl bedenken, daß er nachher verachtet und vielleicht verfolgt werden würde, und daß, wenn er sie nicht aus Ueberzeugung und in der Kraft Gottes von sich gethan habe, er sie gewiß wieder sich anhängen werde. Mit einem Eifer, der mich in Erstaunen setzte, nahm er ein Messer, schnitt die Schnur entzwei und warf die Perlen auf den Boden. Ich sprach dann über 1 Petr. 1, 1—12., betete mit ihm und verließ ihn in einer freudigen Stimmung seines Gemüths. Ich ging dann auf andere Plantagen, wo mir einige Leute zuhörten, andere wegliefen, und noch andere um zeitliche Dinge bettelten.

3. December. Auf meinem Weg nach Muihani begegneten mir die Aeltesten, antworteten aber nicht auf meinen Gruß und meine Anrede, da sie ein „emfaia" hatten, d. h. eine geheime Berathung im Wald. Der Häuptling sagte mir nachher, daß er die Aeltesten ermahnt habe, mich künftig zu grüßen.

Nach der Aussage Mringes haben nur zwei Männer in Rabbai einen Moroi, d. h. einen Zauberstab, mit dem sie Uganga machen bei Krankenheilungs-Versuchen. Wenn ein Kranker diesen Stab verlangt, so muß er ihn von jenen Männern entlehnen gegen eine Abgabe von Palmwein, einer Henne, einer Ziege oder eines Kleides u. s. w.

4. December. Sprach in Kidschembeni über Matth. 7. vom schmalen und breiten Weg. Mit Mringe fieng ich an das

Evangelium Matthäi zu lesen, d. h. ihm vorzulesen und zu erklären, um ihn vor allem mit der evangelischen Geschichte im Zusammenhang bekannt zu machen.

7. December. Heute besuchte mich Mamkemba, ein wohlhabender und einflußreicher Häuptling von Alt-Rabbai. Er bat mich um Arznei für einen Verwandten, welcher bei einem Saufgelage von einem erzürnten Säufer verwundet worden war. Mamkemba sagte, ich bin gekommen, mich in der Zauberei der Europäer unterrichten zu lassen, weil ich glaube, der Zauber der Europäer ist stärker als der der Muhamedaner, und ich habe eine Henne gebracht, um mit dieser zu Christo zu beten. Ich erkannte sogleich, daß der Mann das, was er von Christo gehört hatte, mit dem heidnischen Zauberwesen zusammenmischte, wie alle Heiden thun, ehe sie das Evangelium näher kennen lernen. Ich zeigte ihm nun, wer Christus ist, und was beten heißt, und um was der Mensch beten soll, und dann zeigte ich ihm, was Zauberei ist, und wie diese als Werk der Finsterniß mit dem Evangelium im vollen Gegensatz steht. Mamkemba begriff etwas von dem, was ich ihm sagte, aber er faßte es abermals auf seine Weise auf. Er sagte: Ich will ein Gelübde thun, daß, wenn mein Verwandter gesund wird, ich das Huren, das Lügen, das Saufen, das Betrügen aufgeben will. Ich sagte, das wird nicht der Fall seyn, auch wenn der Kranke gesund wird. Du mußt erst ein neues Herz und den Geist Gottes bekommen, dann wirst du alle Sünden, nicht nur einzelne, zu verlassen willig seyn, du wirst nicht mehr mit deinen Sünden markten, und du wirst dann auch die Kraft haben, deine Sünden zu hassen und zu lassen.

Der verschlagene Mann hat einen großen Theil seines Vermögens darauf verwandt, die Zauber- und Regenmacherkunst zu lernen. Er meinte, die Europäer besitzen diese Kunst, und ich wolle ihm die Geheimnisse nur nicht mittheilen; aber am Ende sah er ein, daß ich im Besitz eines ganz andern Geheimnisses bin, von dem er aber im Ernst nichts wollte, weil er wohl sah, daß er sein altes Sündenleben aufgeben müßte.

8. December. In Muelle traf ich eine Schaar Frauen, welche Uganga machen wollten, um Regen zu erhalten. Ich sagte

ihnen: Sehet, wie verkehrt ihr handelt, wenn ihr jetzt in eurer Noth Regen von Gott wollt, den ihr doch im Herzen nicht lieb habt, d. h. in der Liebe habet und besitzet, oder in Liebesgemeinschaft mit ihm steht, sondern ihn durch eure Sünde nur beleidigt, und auch heute wieder beleidigt. Die gute und vollkommene Gabe in Christo wollt ihr nicht, sondern nur zeitliche Gaben, welche, wenn ihr sie erhaltet, euch nur noch weiter von Gott entfremden, da ihr das Getreide, das euch durch den Regen zu Theil wird, nur zu Saufgelagen, zur Eitelkeit, zur Hurerei und überhaupt zur Gottes-Vergessenheit anwendet. Gottes-Vergessenheit muß euch endlich zur Gottes-Verlassenheit führen.

Nachher hörte ich, daß diese Weiber sich versammelt hatten, um ein mißgestaltetes Kind zu tödten, was sie mir völlig verschwiegen hatten, weil Viele unter ihnen wohl wußten, daß ich diese That nach dem Wort Gottes verurtheilen würde. Ich fragte nachher den Häuptling, warum die Aeltesten ihrem Versprechen zuwider abermals ein Kind erdrosselt hätten. Er sagte, das Kind sei mit aufgerissenem Bauch, also todt geboren und in diesem Zustand den Häuptlingen von den Eltern übergeben worden; — aber ich bezweifelte sehr diese Aussage, die er wahrscheinlich ersonnen hatte, um die Greuelthat vor mir zu verbergen. O Gott, lasse mir das Blut dieses Volkes nicht zugerechnet werden wegen meiner Gleichgiltigkeit, wenn ich ihre Sünden nicht bestrafe und sie nicht genug warne vor dem künftigen Gericht! Ein Missionar hat eine furchtbare Verantwortung, eine große Würde, aber auch eine schwere Bürde.

Die Häuptlinge hatten heute auch ein Sadaka auf den Feldern gemacht, um Regen zu erhalten. In jedem Hause, in dem neulich ein Kind geboren wurde, mußte eine Henne zu dem Sadaka gebracht werden, weil die Koma keinen Regen geben, ehe der Boden von dem Blut der Gebärenden durch ein Opfer gereinigt worden ist.

Die Leute gingen auch in ihrer Regennoth zu dem Koma Msisima, welcher in einem Wasser-Tümpel bei Groß-Rabbai wohnen soll. Da von diesem Tümpel gewöhnlich Nebel aufsteigen, so glauben die Leute, dort müsse der Regen gebende Koma oder Mulungu seyn.

10. December. Auf meinem Weg nach Bunni sah ich die vor Alter zitternde Mutter des Häuptlings einen alten Baum umhauen. Als ich fragte, warum sie die harte Arbeit nicht durch ihre Söhne oder Enkel verrichten lasse, sagte sie: ach! sie bekümmern sich nichts um mich, sie machen heute ein Sadaka. Ich dachte an Matth. 15, 3—10. In Bunni und Kisimani sprach ich gegen den Kindermord.

Als ich nach Hause kam, war Mamkemba wieder da und sagte, es sei ihm ein Elephantenzahn gestohlen worden, ich solle zu Christo beten, daß der Dieb entdeckt und der Zahn ihm zurückgestellt werde. Ich sagte, er solle nur zuerst nach dem Reiche Gottes trachten, und den Dieb, der Gott seine Ehre raube, in seinem eigenen bösen Herzen aufsuchen. Um das wolle ich beten, daß er sich als einen Sünder vor Gott erkenne und demüthige, und daß er bei Christo geistliche und himmlische Gaben suche, ehe er zeitliche von ihm verlange. Was den Elfenbeindieb betreffe, so könne er ihn vielleicht in Mombas bei den Banianen ausfindig machen, an welche die Suahili ihr Elfenbein verkaufen. Nur müsse er seinen Zahn wohl beschreiben können.

Mit Mringe ging ich die Bergpredigt durch. Er sagte, die Häuptlinge hätten ihm letzthin eine Henne genommen mit Gewalt, als sie ein Sadaka auf den Feldern machten. Ob er nun dieselbe zurückverlangen solle? Ich sagte, er sehe ja selbst, daß es der Lehre Jesu angemessen sei, sein Eigenthum lieber fahren zu lassen. Ueberhaupt fragt Mringe immer vorher, ob er etwas thun oder lassen soll, was das Wort Gottes sage. So fragte er z. B. ob er seine Kleider verändern müsse, und unsere Kleider tragen? Die Häuptlinge würden eine Kuh von ihm fordern, wenn er die Wanika-Kleidung verlassen würde. Ich sagte, auf die Kleidung komme nichts an, vor Gott gelte nur eine neue Kreatur, ein neues Herz, das Wesen dieser Welt vergehe; — erst eine Veränderung von innen, dann mache sich das Aeußere von selbst, was Schicklichkeit und Anstand erfordere. Wenn sein Herz nicht verändert würde, so würde er ins Heidenthum zurückfallen, und auch die europäischen Kleider bald wieder ablegen. In Beziehung auf Kleider soll er einstweilen bei seiner Landes-Sitte bleiben.

14. December. Besuchte die Mutter des Häuptlings. Sie sagte, wenn sie nur sterben würde, da sie doch keine guten Tage auf Erden habe. Ich sagte, sie solle sich nur ernstlich bekehren und sich reif machen lassen für die Ewigkeit, so werde sie Gott schon zu seiner Zeit von allem Uebel erlösen; wenn sie aber ohne ein bekehrtes Herz und Leben sterbe, so werde ihr Elend in jener Welt noch größer werden als hier.

Mit Mringe beschloß ich die Bergpredigt. Ich ermahnte ihn, sein Haus nicht auf Sand, sondern auf den Felsen, Jesum, den Gekreuzigten, zu gründen.

Abends dachte ich viel an den Berg Kilibassi, der unbewohnt ist, und an dessen Fuß ein See seyn soll. Wie? wenn dort eine Kolonie von bekehrten Wanika gegründet werden könnte?

Tödtete einen Scorpion in meinem Zimmer.

15. December. Ich hatte eine gesegnete Unterredung mit Mringe und seinem Nachbar Abbe Munga. Ich zeigte ihnen, daß Christus der alleinige Grund unsers Heils ist, denn er allein kann uns von der Sünde erlösen, wie er allein es war, der die Kranken seiner Zeit heilen konnte. Er kann und will den Sünder selig machen, denn dazu ist er Mensch worden, und deßwegen ist er gestorben für die Sünder, damit er ihnen sein Leben gebe, und dieses Leben das Leben der Sünde zerstöre. Sodann zeigte ich ihnen, was wahrer Glaube ist, nämlich nicht nur ein Fürwahrhalten der geschichtlichen Thaten und Lehren Jesu, sondern ein lebendiges Vertrauen auf seine Gnade, und ein Nehmen aus seiner Fülle Gnade um Gnade, damit wir erlangen, was uns fehlt, und Christus von uns nehme, was uns quält.

Endlich zeigte ich ihnen, daß Christus Gottes Sohn ist, und daß Gott einen Sohn haben müsse, wenn schon die Muhamedaner sich an dieser Lehre ärgern.

Es wäre eine Unvollkommenheit in Gott, wenn er keinen Sohn, d. h. kein Ebenbild seiner Selbst hätte, dem er sich selbst mittheilen, und durch das er sich seinen Geschöpfen mittheilen könnte. Liebe will und muß einen Gegenstand haben, in den sie sich ergießen kann. Hätte Gott keinen Sohn, so wäre er auch nicht der Gott der Liebe. Das „Ich" muß ein „Du" haben,

das ihm selbst gleich ist; deßwegen haben die Muhamedaner keinen wahren Gott, sondern beten zu einer lebe- und liebelosen Leere in der Finsterniß und im Hochmuth ihres Herzens.

In Groß-Rabbai soll sich ein Kisuka (Teufelchen, kleiner Teufel) befinden, d. h. ein (wahrscheinlich Heiligen-) Bild, das die Portugiesen bei ihrer Vertreibung aus Mombas zurückgelassen haben, und das nun von den Wanika als eine Art Kriegsgott verehrt und vor dem Ausbruch eines Krieges in Prozession herumgetragen wird, um die Krieger zu Heldenthaten zu entflammen. Dieß ist das einzige Idol, das in Ostafrika gefunden wird, und das — merkwürdiger Weise — von einer paganisirten christlichen Kirche ausgegangen ist.

20. December. Auf meinem Weg nach Muihani begegnete ich einem Mnika, welcher behauptete, Rebmann sei von den wilden Masai gefangen worden. Ich schenkte ihm keinen Glauben, da schon so viele falsche Nachrichten über den reisenden Mitarbeiter verbreitet worden waren.

Mringe erzählte mir, daß er seiner Mutter Vorstellungen gemacht habe darüber, daß sie aus ihrer Tochter Garten Kassada-Wurzeln entwendet habe, ohne sie um Erlaubniß gefragt zu haben. Dieß zeigt, wie zart sein Gewissen geworden ist. Als Heide hätte er die Handlung der Mutter nicht für Unrecht gehalten.

Mringe sagte, die Wadigo pflegen öfter Verbrecher lebendig zu begraben, z. B. große Zauberer und Leute, welche in der Hungersnoth Kinder verkaufen. Dieß heiße „ku fika wa moyo", d. h. lebendig begraben.

25. December. Eine Masse Wanika versammelte sich in der Kaya, um den Häuptling zu bestrafen, weil er dem Scheich Gabiri in Mombas erlaubt hatte, mehr Waldbäume zu seinem Schiffbau umzuhauen, als von den Aeltesten gestattet worden war. Der machtlose Häuptling mußte seinem eigenen Volk eine Kuh zum Besten geben. Das ist hier zu Land Freiheit und Gleichheit. Ueberhaupt haben die afrikanischen Republiken das schon lange und vollständig, was die europäischen und amerikanischen anstreben. Unter den Wanika und Wakamba ist jeder frei und unabhängig, und doch beschränkt durch den andern, so daß Freiheit

und Abhängigkeit Hand in Hand geht. In der That, die civilisirten Republiken könnten noch Manches von den afrikanischen lernen.

26. December. Ich empfand große Schmerzen in einem Fußgeschwür, das sich seit einiger Zeit gebildet hatte. Bei näherer Untersuchung fand ich etwas, was sich bewegte. Es war ein weißer, dicker, aber kurzer Wurm mit einem kurzen und schwarzen Stachel. Wahrscheinlich schlich er in die Wunde von dem wurmigen Scharks-Fleisch, das ich in Mombas gekauft hatte von Seeleuten aus Schaher im südlichen Arabien.

Ich hörte heute, daß die Leute mich vertreiben wollen, weil ich den Regen verhindere. Es will nämlich schon lange nicht regnen, trotz dem, daß die Leute von einem Ort zum andern gehen und Sadaka (Opfer) machen. Mamkemba soll einem Regenmacher acht Thaler gegeben haben, damit er in seinem Hause keinen Regen suche, obgleich er ihn besitze. Die Wanika drohten ihm daher mit Verbrennung seines Hauses, wenn er den Regen nicht hergebe.

28. December. Ich besuchte Mringe und Ndune. Letzterer fängt auch an, die Wahrheit zu lieben, hat aber noch viel Furcht vor seinen Saufkameraden, welche ihn zur Strafe ziehen werden, wenn er sie ganz verläßt.

Mringe erzählte, mehrere Häuptlinge hätten ihm gesagt, er solle mir nur nachfolgen, wenn er wolle. Es fehle jetzt nur an einigen Anführern, dann würden manche Wanika das Wort Gottes annehmen. Ich sagte, er und Ndune sollten mit ihrem guten Beispiel vorangehen.

Nachher sprach ich mit der alten Mutter des Häuptlings. Sie meinte, sie thue nichts Böses, sie trinke keinen Palmwein, mache kein Uganga, sie tanze nicht u. s. w. Ich sagte, allerdings thue sie jetzt diese Dinge nicht mehr in ihrem Alter, wo die Sünde sie verlasse, aber ob sie auch darüber Buße thue, daß sie diese Dinge in jüngern Jahren getrieben habe? sie solle doch noch um ein neues Herz sich bekümmern, ehe sie sterbe, sonst würde sie im Durchgang durch das Todesthal angehalten und in die finstern Kerker des andern Todes abgeholt werden. Sie wisse ja, daß es bei den Wanika Sitte sei, ein „Mana wa endschira“

(Sohn des Weges) seyn zu müssen, wenn Jemand unverletzt nach Mombas gehen oder zurückkehren wolle. Nur diejenigen Wanika können mit Sicherheit nach Mombas gehen, denen das Privilegium des Weges dazu verliehen ist. Ein solcher privilegirter Reisender könne ohne Sorgen seyn, ein jeder anderer aber könne angehalten und eingesperrt werden. So sei es auch auf der Reise in die andere Welt hinüber. Wer da nicht Vergebung der Sünden habe durch den Glauben an den Sohn Gottes, wer nicht von ihm ein neues Herz bekommen habe, der werde jenseits von den Engeln der Gerechtigkeit arretirt und in die Gefängnisse abgeliefert, wo der zweite Tod alle unbekehrten Menschen nage ewiglich.

29. December. Ich besuchte Abbe Mamkale, welcher dießmal nüchtern war. Ich sprach davon, daß das Herz nicht getheilt seyn dürfe zwischen Gott und der Welt. Wie Einer nicht zwei Kokosbäume auf einmal erklimmen kann, so kann er auch nicht Gott und der Welt zugleich dienen.

Nachher ging ich zu dem alten Heba, der seine alte Wohnung verlassen hatte aus Furcht vor dem Koma oder Pepo (bösen Geist), welcher seine Krankheit veranlaßt haben soll. Die Wanika verändern oft ihre Wohnplätze, wenn sie krank sind. So kam Mringes Mutter von Ruruma und wohnte in Muihani, in der Meinung, dort sei ein besserer Koma. Ohne Zweifel ist eine Luftveränderung ein gutes Mittel gegen Fieber. Wenn nun die Wanika durch diese Veränderung gesund werden, so glauben sie, am jetzigen Ort müsse ein besserer Pepo oder Koma wohnen, weil sie das Verhältniß der Ursachen und Wirkungen nicht verstehen und es zu massiv auffassen. Abends vernahm ich, daß die Araber von Takaungu und Mombas den Ort Koromio gänzlich zerstört haben. Koromio hieß das Dorf, das am westlichen Ende der Kilesi-Bai auf einem Berge von entlaufenen Sklaven angelegt war. Die Niederlassung von Sklaven, die sich selbst emancipirten, drohte den Suahili gefährlich zu werden, indem ihre Sklaven sogleich den Reißaus nahmen, wenn sie etwas streng behandelt wurden. Deßwegen sandte der Gouverneur von Takaungu 500 Mann ab, die Häuser von Koromio zu verbrennen und die Sklaven zurückzubringen. Die meisten von ihnen flohen in das

Dahalo-Land, wo sie eine neue Niederlassung gründen wollen. Auch im Süden von Mombas ist eine solche Kolonie von entlaufenen Sklaven. Ihr Ort heißt Mua sa gnombe. Er soll eine sehr feste Lage haben, und nicht leicht zu erobern seyn. Die Anführer von Koromio und Mua sa gnombe haben mich oft eingeladen, sie zu besuchen, weil sie wußten, daß die Engländer Feinde der Sklaverei sind; allein ich hielt es nicht für weise, mich mit ihnen einzulassen, noch sie zu besuchen, weil ich besorgen mußte, von den Arabern als Sklaven-Aufwiegler beschuldigt zu werden*).

Marunga von Bunni kam zu mir, um mir den Vorschlag zu machen, für 50 Thaler Getreide in Mombas aufzukaufen, welches ich dann an die Wanika austheilen solle, wenn die befürchtete Hungersnoth eintrete. Eine solche freigebige Handlung werde einen großen Eindruck machen und manchen Mnika von

*) Wenn ein Araber oder Suahili seinen Sklaven recht züchtigen will, so bindet er ihn mit eisernen Fesseln und läßt ihn den ganzen Tag in der heißen Sonne Steine zerschlagen, und gibt ihm zugleich sehr wenig Speise. Diese Strafe erbittert aber die Sklaven so sehr, daß, wenn sie wieder losgebunden werden, sie entfliehen und im Walde ihren Meistern auflauern und sie tödten. Wenn ein Sklave freigelassen wird, erhält er ein „Baroa", d. h. eine Urkunde von seinem Meister. Wenn aber dieser stirbt, so kommen die habsüchtigen Verwandten, nehmen die Urkunde weg, und verlangen den befreiten Sklaven zurück. Was die Ernährung der Sklaven betrifft, so gibt es Meister, welche ihren Sklaven täglich ein oder zwei Meßchen Welschkorn geben, welches die Sklaven selbst mahlen und in Brod oder Brei verwandeln müssen. Andere Herren geben ihnen ein Stück Land, das die Sklaven anbauen, um sich zu nähren. Sie erhalten wöchentlich ein bis zwei Tage freie Zeit, um das Landstück zu bebauen. Diejenigen Sklaven, welche vom Meister selbst versorgt werden, erhalten keine freie Zeit zu Nebenarbeiten für sich selbst. Wenn die Sklaven nicht hinlänglich ernährt werden, so stehlen sie in den Plantagen des Meisters und der Nachbarn. Wenn eine freigelassene Sklavin Kinder zeugt, so sind diese zwar frei, aber nicht vollkommen wie freie Kinder. Die Suahilis verkaufen eine schöne weibliche Sklavin an die Wanika für vier Kühe, nämlich zwei große Kühe zu 12 Thalern, und zwei kleine Kühe zu 6 Thalern, also 18 Thaler im Ganzen. Diese Kühe nehmen sie, und kaufen von den Wakamba einen Elephantenzahn, der ihnen 36 bis 40 Thaler einträgt. Dieses Geld nehmen sie wieder, und kaufen in Kiloa damit 6 bis 7 Sklaven, welche sie dann abermals im Wanikaland zu verkaufen suchen. Man sieht, wie einträglich dieser Menschenhandel ist. Oft kommen arme Fremde von andern Stämmen nach Mombas. Ein Suahili-Kaufmann nimmt sie auf und gibt ihnen die Mittel zum Handeln im Wanika- und Wakamba-Land. Wenn der Handel keinen Gewinn bringt, so wird der arme Mann vom Kaufmann gepackt und als Sklave betrachtet, da sich Niemand des unglücklichen Menschen annimmt. Manche befreite Sklaven, die einiges Vermögen durch Handel und Arbeit sich erworben haben, werden oft wieder von dem frühern Meister mit Gewalt zurückgenommen, um sich der Habe zu bemächtigen. Die Habsucht und Hartherzigkeit vieler Suahilis und Araber kennt keine Grenzen.

dem Verkauf seiner Kinder zurückhalten. Ich sagte, es sei nicht unsere Weise, die Leute durch Geld oder irdische Gaben zur Annahme des Evangeliums zu bewegen; zweitens sei mein Bruder Rebmann jetzt in Dschagga, und ohne ihn wollte ich in einer so wichtigen und kostspieligen Sache nicht handeln; drittens sollten die Wanika erst selbst sorgen, ehe sie fremde Hülfe in Anspruch nehmen. Das Beste wäre, wenn sie Buße thun und an das Evangelium glauben würden, ehe die Gerichte Gottes sie an ihren Unglauben, ihre Gleichgiltigkeit und Gottlosigkeit erinnern müßten. Nachdem Marunga weggegangen war, dachte ich weiter über diese Sache nach und fand, daß es doch meine Pflicht als Christ und Prediger der Liebe Gottes wäre, den Wanika beizustehen, im Fall die Hungersnoth wirklich kommen und schwer werden sollte, damit sie sehen, daß die Christen nicht bloß mit der Zunge ihre Mitmenschen lieben, sondern mit der That und Wahrheit durch Aufopferung der irdischen Habe.

31. December. Der Missionar ist Gottes Protestant gegen die Heidenwelt. Er soll Gottes Ehre unter den Heiden retten, er soll sie strafen darüber, daß sie dem lebendigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, die ihm gebührende Ehre nicht geben, sondern als Knechte der Sünde und des Teufels sich gegen ihn auflehnen und Satans Reich auf Erden verstärken und festhalten. Der Missionar ist aber auch Gottes Ministrant an die Heidenwelt. Er soll ihr Buße und Vergebung der Sünden im Namen Jesu Christi verkündigen, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

Habe ich in dem vergangenen Jahre dieses zweifache Amt auch ernstlich, redlich und unabläßig unter den Wanika ausgerichtet? Habe ich vor allem in mir selbst protestirt gegen das, was meinem Herrn an mir mißfällt? und lasse ich mir seine Vergebungs- und Erneurungs-Gnade ministriren am Schlusse dieses Jahres?

Wenn die Suahilis einen Todten begraben, so legen sie die Frucht des Mbono (Ricinus) zu dem Kopf und den Füßen desselben. Ein Abschnitt aus dem Koran wird dann vorgelesen, und ein grüner Zweig auf das Grab gesteckt als Uganga (Zauber),

daß die Hyänen*) das Grab nicht aufgraben sollen. Auch wird mit Weihrauch (Ubani) auf dem Grab geräuchert.

16. Februar 1849. Mein lieber Mitarbeiter kam heute von seiner zweiten Reise nach Dschagga zurück. Nach seiner Rückkehr wurde es Gegenstand unserer Berathung, ob wir nicht unsere Untersuchungsreisen über Dschagga hinaus nach Uniamesi und sogar bis an die Westküste Afrikas ausdehnen sollten. Demgemäß machten wir die nöthigen Vorbereitungen, und Rebmann entschloß sich, im Anfang des kommenden April mit 30 Mann seine weite, beschwerliche und gefährliche Reise anzutreten, nachdem ich vorher nach Sansibar gereist wäre, um die nöthigen Reisemittel zu kaufen.

18. Februar. Die Wanika hatten heute ihr Boso-Fest, d. h. das Fest der jungen Leute, welche zum Tanzen, Lärmen, Fressen und Saufen in die Kaya kommen. Es kamen dießmal nicht viele Kinder. Mehrere besuchten mich, als gerade der alte Saha bei mir war. Als ich mit den Kindern von Christo sprechen und ihnen die Thorheit ihres Kinderfestes zeigen wollte, sagte der alte verhärtete Sünder, der die Wanika bei allen Gelegenheiten vom Evangelium zurückzuhalten suchte: „Geht ihr fort an euer Werk zum Tanz, der ist euer Geschäft.“ Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht in Zorn gegen den Verführer auszubrechen. Ich stellte ihm jedoch vor, wie der Heiland gesagt habe, es wäre besser, daß den Verführern der Kleinen ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie ersäuft würden im Meer, wo es am tiefsten ist. Der verhärtete Häuptling sagte darauf: „Wir Wanika verlassen unsern Weg nicht, du magst uns von Christo sagen was du willst.“ Dieser Mann wurde später von den Masai erschlagen. Eben so endete ein anderer Mnika, der einmal zu mir sagte: „So wenig du meinen abgehauenen Finger wieder an meine Hand hin heilen kannst, so wenig verlassen wir unsere Sitten.“ Dieser Mann entzündete im besoffenen Zustand

*) Die Wanika halten die Hyäne für ihren Vater und lassen dieses Thier nicht tödten. In Dschogni soll einmal ein Suahili eine Hyäne getödtet haben, und deßhalb in große Noth gekommen seyn. Das ganze Land schrie zusammen „baba amekuffa“ (der Vater ist gestorben), eine Todtenfeier wurde veranstaltet, und der Muansa gespielt. Alles trauerte.

eine Masse Pulver, welches ihn jämmerlich verbrannte, so daß er unter großen Schmerzen starb.

5. April. Rebmann trat seine Reise nach Uniamesi an. Ich begleitete ihn bis an den Fuß des Berges Kadiaro, von wo ich am 15ten nach Rabbai mit fünf Mann zurückkehrte.

16—18. April. Ich ruhte von meinen Reisestrapatzen aus, die starken Tagmärsche hatten mich sehr ermüdet.

19. April. Eine Anzahl Wanika besuchten mich. Ich sprach mit ihnen über Ephes. 2. Die Frage, wie denn der Teufel so schnell überall in der Welt seyn könne, beantwortete ich damit, daß ich sagte, der Satan sei sogleich da, sobald er beim Menschen eine Neigung zur Sünde wahrnehme. Wo irgend eine vorschlagende sündliche Empfindung sei, da sei Finsterniß, und in der Finsterniß wirke der Teufel, die Sünde sei sein Territorium. Sobald also der Mensch auch nur in Gedanken etwas wolle, was gegen das Gebot und den Willen Gottes sei, so betrete er des Teufels Territorium. Da nun alle Menschen auf der ganzen Erde von Adam an Sünder sind, oder eine sündhafte Natur haben, so sei der Teufel überall. Wer aber mit seinem Herzen zu Gott nahe und seinen Willen beständig in Gott einführe oder mit Gott vereinige, der widerstehe dem Teufel, daß er fliehen müsse; denn wer in Gott ist, der ist im Licht, und ins Licht hinein könne der Teufel nicht. Mit dem Satan verhält es sich wie mit einer Speise, die man irgendwo aufstellt. Sogleich kommen die kleinen Ameisen und verzehren sie. So weiß auch Satan sogleich, wenn wir versuchlich sind, und wenn er kommen darf. Nur zu dem Demüthigen darf er nicht kommen.

20. April. Ich mußte heute sehr scharf mit Mringe reden, weil er sich eine Sünde zu Schulden kommen ließ, die das Werk der Gnade in ihm verdrängen würde, wenn er in dieser Sünde beharrte. Wie köstlich und tröstlich ist doch für einen Missionar der Brief Pauli an die Korinther, in welchem begnadigte Christen vorkommen, an denen aber auch noch Vieles vom alten Menschen offenbar wurde.

Ein Mkamba, der mich besuchte, sagte, es sei nordöstlich von Mbellete ein See Namens Zamburu und ein Volksstamm, der

Andile heiße. Dorthin kommen Muhamedaner, welche von den Wasungu (Europäern) reden. Jenseits Adaka und Mberre seien schwarze Leute, dann komme die See.

21. April. Die Wanika ließen wieder den Muansa brummen. Sie sagten, heute sterbe er und liege begraben, bis er in Keskasi (im Nov.) wieder aufwache, weil dann die Saufgelage wieder anfangen. Wie richtig hat doch Paulus Ephes. 4, 17—19. die Heiden gezeichnet! Ja wahrlich, sie sind ruchlos, weil sie nicht mehr fühlen, was Wahrheit ist, und weil sie so ganz in die Sünde dahin gegeben sind zu thun, was nicht taugt, und weil sie Gott weder danken, noch ihn ehren*).

Als ich gegen den Muansa sprach, sagte ein Häuptling, es sei ihre Sitte, durch das Brummen des Muansa alle Jahre die Mäuse zu tödten.

Einige Leute aus Mberria waren hier und bettelten von mir allerlei Dinge, nur das Eine Nothwendige (die Erkenntniß der Wahrheit) nicht, auf das ich sie aufmerksam machte.

23. April. Ich hatte mit dem Häuptling und einem Alten, Namens Muandoro, ein liebliches Gespräch über den Zustand nach dem Tod. Ich las letzterem die Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Jesu Christi vor, und sprach dann über die Mission.

1) Den Heiden muß das Evangelium gepredigt werden.
2) Wer unter ihnen aus der Wahrheit ist, und schon vorher, ehe das Evangelium kommt, in seinem Gewissen beunruhigt ist und sich nach Frieden sehnt, der höret Gottes Stimme, wenn sie an ihn kommt, er wird erwählt, weil er das ewige Leben, das ihm angeboten wird, ergreift.
3) Die Andern verschulden sich am Evangelium, sie fallen tiefer in die Finsterniß, weil sie sich am angebotenen Licht versündigen.
4) Freilich muß auf dem ganz verwahrlosten heidnischen Boden erst lange vorbereitet werden. Christus und die Apostel trafen in Israel eine Jahrhundert lange Vorbereitung schon an, und unter den meisten damaligen Heiden war eine menschliche, intellectuelle und staatliche Entwicklung

*) Die Wanika haben kein Wort für „Danken."

vorausgegangen, was den meisten ostafrikanischen Stämmen fehlt.

5) Die Mission dient nicht nur zur Erziehung der Heidenwelt, sondern auch der Christenheit und der christlichen Missionarien selbst. Sie ist das freundliche Gestirn, das über der verwirrten Welt leuchtet. In ihr kommt Christus zur Menschheit, zum Heil und zum Gericht.

6) Ein Missionar ist ein geistlicher Patriarch, ein geistlicher Stammvater eines ganzen Volkes, ein Abram und Abraham, ein Israel vieler Stämme und Nationen. Sein Same kann so groß werden als Sterne am Himmel und Sand am Meer sind, wenn er auch bei seinen Lebzeiten nur Einen wahren Isak, d. h. einen wahren Christen zeugt, der dann zu vielen Tausenden wachsen kann. Ein Missionar hat daher die höchste Würde, aber auch die größte Bürde und Verantwortlichkeit. Er steht in der Schätzung Gottes höher als die Könige der Erden, wenn er auch dem natürlichen Auge als Nichts, oder gar als ein Schwärmer erscheint. Die deutschen Christen alle sind in den geistlichen Banden der ersten Missionarien gelegen. Sie sind die Grundsteine der deutschen Christenheit geworden. Wo ein Missionar zuerst hinkommt, da nimmt er im Glauben-Besitz von einem Volk für Christum, wie Abraham Besitz von Kanaan genommen hat auf Gottes Befehl. Er baut einen Altar, betet und arbeitet für die geistliche Eroberung jenes Volkes. O ihr christlichen Jünglinge und Jungfrauen, bedenkt und erkennet, was ihr werden könnt, wenn ihr Geistes- und Glaubens-Augen habt! Ihr könnet Fürsten und Fürstinnen im Reiche Gottes werden. Ihr könnet euch einen unsterblichen Namen machen durch eine kurze Selbstverleugnung in dieser Welt. Wahrlich, wenn die Prinzen und Prinzessinnen der Könige und Kaiser der Erde diese Würde und Größe erkenneten, sie würden heute noch ihren äußern Glanz verlassen und in die Heidenwelt gehen und da arbeiten, wo der Streit am heißesten ist, sie würden von ihrem Fleischeshimmel herabsteigen und in die

Hölle der Heidenwelt gehen, um den gefangenen Heiden die Erlösung Jesu Christi zu verkündigen. Aber wollt ihr geistliche Stammväter und Fürsten werden, so müsset ihr vorher wie Abraham glaubig werden und ausgehen aus euch selbst, damit euch der Herr mit sich selbst erfüllen und zu seinen Werkzeugen gebrauchen kann. Wolltet ihr im eigenen Geiste rennen und laufen, so würdet ihr als geistliche Schwärmer zu Schanden werden, — denn nur den Demüthigen gibt Gott Gnade und thut große Dinge durch sie, wie an Christo, dem Sohn Gottes, am deutlichsten erkannt werden kann, denn Er ist der Demüthigste geworden, er erniedrigte sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz.

28. April. Ich dachte heute an eine Reise nach Ukambani, damit auch der Nordosten erforscht, und Vorbereitungen zu künftigen Missionsstationen getroffen werden. Die Missionarien in Rabbai-Empia müssen die Pionire (Schanzgräber) von Ostafrika seyn.

Es regnete beständig seit Anfang dieses Monats, und ich erinnere mich nicht, eine solche Regenzeit an dieser Küste erlebt zu haben. Dieß und andere Gründe bestimmten mich, die Reise nach dem See Niassa zu unterlassen. Es soll von Kiloa aus nur zehn Tagreisen bis an den See seyn. Die Suahili machen die Reise mit dem Anfang des Südwinds und des Regens, um Wasser auf dem Weg zu finden.

Ich las Gützlaff's Reisen in China. Wie viel hat der Mann gearbeitet, geseufzt und gebetet für jenes große Volk. Aber nicht nur er, sondern auch andere, wie Medhurst und Morrison mit ihm. Diese Gebete schlugen später um in den Krieg der Engländer mit China, wo sie zum Theil erfüllt wurden. China mußte offen werden. Wo wahre Knechte Gottes unter einem Heidenvolk stehen und für das Heil desselben arbeiten und beten, da bleiben große Gerichte nicht lange aus, wenn sich ein solches Volk gegen das Evangelium hartnäckig verschließen will. Die Gebete werden im obern Heiligthum zu Donner und Blitzen, die auf die Erde fallen; — denn so ist es der Wille Gottes, daß, wer die Liebe des Lammes nicht haben will, seinen

Zorn erfahren muß. Dieser Zorn Gottes und des Lammes wird aber nicht ausgeführt durch die Missionarien als Boten der Liebe und des Friedens, sondern dazu braucht Gott die Missionarien der Gerechtigkeit, d. h. die Soldaten der Könige der Erde. Deßwegen freue ich mich immer innerlich, wenn ich ein wohlgeordnetes Heer von Soldaten sehe, weil ich weiß, daß Gott sie zu Ausführung seiner Reichsplane braucht, nämlich zur Ausführung seines Zornes, der der Vorläufer und Wegbereiter seiner Liebe und Gnade ist. Hätten die Kriegsheere in der alten und neuen Zeit nicht den Missionarien der Liebe vorgearbeitet, die letztern hätten in vielen Ländern nichts thun können, oder wieder abziehen müssen. Ein jeder Soldat ist daher auch ein Missionar, aber nur in anderer Weise und mit andern Waffen, als der Missionar, der das Schwert des Geistes führt zum Leben, nicht zum Tode. Sie sollen für, nicht gegen einander seyn, wie der Zorn und die Liebe Gottes nicht gegen einander, sondern für und mit einander sind zur Wiederbringung der gottentfremdeten Kreatur.

Ich machte diesen Nachmittag dem Häuptling Vorstellungen über die Gleichgiltigkeit der Wanika, daß sie jetzt nicht lernen wollen, nachdem wir ihnen Bücher verschafft haben mit vielen Kosten. Wir hatten nämlich vor einiger Zeit 500 gedruckte Exemplare meiner Kinika-Uebersetzung des Evangeliums Lucä, des Heidelbergischen Katechismus und eines Abecedariums aus Bombay erhalten, wo diese Schriften in der amerikanischen Presse gedruckt, und von der Kirchlichen Missions-Gesellschaft bezahlt worden waren.

Las und erklärte den Wanika Abbe Sindo, Abbe Kunde, Muandoro und Dschuaha das Gleichniß vom Säemann, Matth. 13.

2. Mai. Viel Regen, Tag und Nacht. Wann kann ein Missionar die Bekehrung der Muhamedaner und Juden nicht recht glauben? Antw. Wenn er die Schrift nicht recht kennt, noch die Kraft Gottes.

Drei Wakamba und ein Suahili sollen gestern in einem Gießbach von der Fluth fortgerissen und umgekommen seyn. Die beiden Knaben Schehe und Mazungu kamen wieder in die Schule.

nachdem sie mir durch Wegbleiben hatten trotzen wollen, damit ich ihnen Kleider geben soll.

Die Frau meines Knechtes Songoro wurde wieder gemüthskrank. Sie schrieb die Krankheit dem großen Mbugu-Baum zu, der in der Nähe unseres Hauses ist. Sie sagte, in jenen Baum seien zwei Pepo (böse Geister) gebannt worden, einer davon habe den Sohn unsers Nachbars Dschuaha beherrscht.

Ein Suahili erklärte mir den Unterschied zwischen dem Wort „kisononno" was „Tripper" bedeutet, und „emsegeneko", was eine pilzartige Pflanze seyn soll, welche die Suahili-Ehemänner im Geheimen in ihren Häusern als Zauber niederlegen, um die Glieder der Männer zu verwunden, welche sich in der Abwesenheit des rechtmäßigen Ehemannes mit dessen Frau vergehen möchten.

10. Mai. Die Wanika schreiben die dießjährige allzugroße Regenmasse dem zu vielen Zana zu, das bei dem Zenga-Machen zu stark geworden sei. Zenga ist ein gewisses Zaubermittel, das durch Rösten gewisser Holzarten bereitet wird, deren Rauch gen Himmel steigt, um den Regen zu hindern. Wenn das Zenga oder das Verhinderungs-Mittel des Regens zu stark wirkt, so muß ein Zana gemacht, d. h. ein Schaf muß geopfert werden, dessen Mist mit Wasser vermischt, in dem Hause, wo das Zenga gemacht wurde, umhergestreut wird. Wenn nun dieses Zana zu stark wirkt, also das Zenga zu stark neutralisirt, so wird der Regen übermäßig stark.

Das Zana wird auch angewendet, um die Erde zu beruhigen; wenn z. B. Jemand durch Schläge oder Hiebe verwundet worden ist, so wird Blut auf die Erde gegossen, um sie zu versöhnen. Ein Mnika, der ein Zenga machte, mußte einen Thaler und ein Schaf bezahlen, womit man ein Zana bereitete, damit der Regen nicht nachlasse. Hätte er die Strafe nicht bezahlt, so hätte man sein Haus niedergerissen. Das agulo Sadaka machen sie, damit der Wurm Dschikongomua die Wurzeln des Welschkorns nicht abfresse. Sie thun allerlei Uganga in den Acker, wenn sie das Korn stecken.

Männer, die an Impotenz leiden, holen Arznei in Teita, um das Ulume (männliche Glied) wieder zu stärken. Ueberhaupt

wird die „daua ya ku simika" (Arznei zur Aufregung des Gliedes) von den fleischlichen Afrikanern eifrig gesucht und keine Kosten werden gespart, wenn sie erlangt werden kann. Wenn wir ihnen diese Arznei gebracht hätten, so wären wir ihnen willkommen gewesen. Wie tief ist doch der Mensch gefallen, daß ihm der Weg zum Tod und zur Hölle lieber ist als der Weg zum Leben und zum Himmel.

11. Mai. Dem Mringe erklärte ich einen Theil des Heidelberger Katechismus, dem Abbe Konde und einigen Andern den Lobgesang des Zacharias, Luk. 1.

Mringe brauchte ein eigenthümliches Bild, um seine frühere und jetzige Ansicht vom Sadaka (Opfer) der Wanika zu bezeichnen. Er sagte, wenn ein kleines Kind Wasser in die Stube mache, so verzeihe man ihm das, wenn aber ein erwachsener Mensch das thue, so halte man es für eine große Beleidigung. So sei es mit dem heidnischen Sadaka der Wanika; jetzt sei es anders, seitdem das Evangelium gekommen sei. Mringe braucht überhaupt sonderbare Bilder bei seiner neuen Denkweise.

Ich erschoß mit Schrot eine 7 Fuß lange Schlange in der Hütte meines Knechts Songoro.

Ich sah diesen Morgen eine Henne bei meinem Hause einen großen Scorpion im Munde tragen, ohne sich zu beschädigen. Ich dachte, welchen Muth hat doch dieses sonst so schwache Thier seinem Feind gegenüber, und sagte zu Mringe: siehst du, wie stark die in sich schwachen, aber im Herrn starken Christen werden können. Hat nicht ein schwacher David den Riesen Goliath überwunden?

14. Mai. Ich besuchte Mringe in Muihani. Wie erstaunte ich, überall Bäche und Seen zu finden, wo früher keine Möglichkeit zu seyn schien. So stark hatte es geregnet. Ich stellte es den Leuten recht vor Augen, wie Gott ein lebendiger Gott ist, dem sie allein die Ehre geben sollten, nicht ihren Opfern und Uganga! Die Früchte stehen schön auf den Feldern, und Alles ist voll Wassers und üppigen Wachsthums. Nur der Mensch bleibt eine Wildniß des geistigen Todes.

Die Wanika machten ein Mbiu, d. h. ein Opfer, um die

Diebe abzuhalten, welche bei Nacht Welschkorn stehlen. Ein Dieb aus Bunni wurde ergriffen, geschlagen und um einen Thaler gestraft. Der Mann war ein paar Tage vorher bei mir gewesen und hatte mir einen Thaler abgezwackt, verlor ihn aber jetzt wieder durch sein Verbrechen.

Einige Wanika klagten mir, daß ihnen Welschkorn auf ihren Pflanzungen gestohlen worden sei. Ich sagte, nicht wahr, das mißfällt euch. — Wird es nicht Gott noch mehr mißfallen, wenn ihr ihm eure Herzen abstehlet, die Ihn allein lieben sollten?

Auf meinem Rückweg von Bunni dachte ich über vier Punkte nach und fand große Stärkung darin:

1) ich freue mich, daß ich ein Mensch bin, Gott, meinen Schöpfer, erkennen kann, daß ich nicht für die Zeit, blos zur Sättigung thierischer Begierden geschaffen bin;
2) daß ich Gott in Christo erkenne, und nicht wie die Heiden in der Entfremdung von Gott dahingehen muß;
3) daß ich diese Güter nicht für mich allein genießen, sondern sie auch Andern predigen und über diesem Amt leiden und etwas verleugnen darf;
4) daß Christus Alles erworben und bereitet hat, was zur Ausführung seines Werkes und Aufrichtung seines Reiches nöthig ist.

Das Böse muß sich endlich selbst erschöpfen, und jede Offenbarung desselben muß zu seinem endlichen Sturz beitragen; nur das Gute ist unerschöpflich und immer im Siegen begriffen, weil Gott nie verlieren kann, sondern immer gewinnen muß, wenn auch durch Umwege seiner Weltregierung.

20. Mai. In Bunni besuchte ich eine kranke Frau, welche mir erzählte, ihr Mann habe sie verlassen, weil sie so lange krank sei. Er habe ihr zuerst allerlei Zaubermittel gebracht, um sie zu heilen; als aber alle fehlschlugen, habe er erklärt, nichts mehr von ihr zu wollen. Dieß geschieht oft unter den herzlosen Wanika. Wenn die Frau nichts mehr nützen, nicht mehr arbeiten kann, so entlassen sie sie, und heirathen eine Andere*).

*) Die Ehe der Suahilis wird auf folgende Weise geschlossen: Die Verlobten gehen in die Moschee, knieen mit Einem Knie vor den Anwesenden nieder. Der Kadi (Richter)

Solche Frauen sind dann großem Elend Preis gegeben. Ueberhaupt sind die Männer oft sehr grausam gegen ihre Weiber, sie mißhandeln sie oft entsetzlich. In Sansibar sprengte ein Araber seine Frau mit Schießpulver in die Luft, indem er die Genitalien mit einer Masse Pulver füllte.

Der Knabe Schehe erzählte, daß seine Kameraden ihn verspotten, weil er das Buch der Europäer lerne. Manche Wanika sagen, ich solle fortgehen, weil sie sich unwohl fühlen durch meine Lehre.

Eine Frau in Bunni fragte, ob sie denn nicht zornig werden dürfe, wenn der Mann betrunken nach Hause komme und sie schlage. Ich sagte, das Böse, das uns Andere anthun, soll uns nicht reizen, auch Böses zu thun, sondern vielmehr bewegen, das Böse in uns und in Andern zu überwinden. An ihrem bösen Mann werde ihr eigenes böses Herz offenbar. Sie solle Christum kennen lernen, der ihr ein neues Herz geben werde, in welchem Liebe und Sanftmuth wohnt, und damit werde sie ihren Mann gewinnen, und so das Böse mit Gutem überwinden können.

In Bunni bemerkte ich auf einer Plantage eine Einrichtung, die nach Lander's Bericht auch in Westafrika stattfindet. Seile von Bast werden in weiter Entfernung und in verschiedener Richtung in der Plantage an Pfähle oder Bäume angebunden und zerbrochene Kalabaschen oder Kokosnüsse daran befestigt, um ein Geräusch zu machen zur Verscheuchung der Vögel, Affen und wilden Schweine, welche letztere besonders bei Nacht sehr schädlich

fragt dann den Bräutigam dreimal: „willst du diese Person für die Morgengabe (mahari) von 10 Thalern (bei Sklavinnen werden nur 5 Thaler verlangt) heirathen? Er antwortet: „Ja, ich will.“ Hierauf gibt der Bräutigam den Umstehenden die Hand, und der Kadi liest einen Abschnitt aus dem Koran. Dieser öffentliche Ehe-Vertrag heißt mikaha ya Mungu, d. h. Vertrag, welchen Gott geordnet hat, im Gegensatz zu dem Privat-Vertrag im Hause der Verlobten. Wenn die Handlung in der Moschee vollzogen ist, so bekommt der Kadi einen Thaler und eine Henne als Trauungs-Gebühr. Sind die Vermählten Sklaven, so bekommt er nur einen Viertelsthaler und eine Henne. Dann folgt das Hochzeitsfest, das mit Essen und Trinken und Trommeln mehrere Tage lang gefeiert wird. Es wird geräuchert, und die Gäste werden mit Maraschi (wohlriechendem Wasser) besprengt. Will der Mann später die Frau verlassen, so gibt er dem Kadi 3 Steine, welche dieser der Frau übersendet als Zeichen, daß der Mann sie verlassen will. Er muß aber zugleich das Mahari (Morgengabe) zurückgeben. So erfordert es das Talaka, d. h. das Recht der Verlassung oder Scheidung. Lebt die Frau in wilder Ehe, ohne Ehe-Contrakt, mit dem Mann, so heißt sie Hawa. Dieses Verhältniß dauert nur, so lange die gegenseitige Zuneigung besteht.

sind. Die Leute müssen Tag und Nacht hüten und haben daher ihre Plantagen nicht gerne in der Nähe der Wälder.

Die Wanika und Suahili zählen die Tage der Monate nach Zehnern. Kumi la kwansa bezeichnet die ersten 10 Tage des Monats; kumi la kati 10—20; kumi la kwischa 20—30; — wörtlich: das erste Zehn, das mittlere Zehn, das letzte Zehn, in welchem sie auf den Neumond Acht geben.

Wie fürchterlich die heidnischen Stämme an dem Niassa-See, wo das Hauptquartier der ostafrikanischen Sklaverei sich befindet, gegen einander wüthen und einander vertilgen, hat das Jahr 1847 gezeigt. Es sollen nach zuverläßigen Berichten in jenem Jahr 7000 Leute des Wahiau-Stammes von den Mabiti oder Mawisi, die auf der Südwestseite des Sees wohnen und die auf Booten über den See herüberkommen, theils getödtet, theils verkauft worden seyn. Die kleinen Kinder, welche noch nicht laufen konnten, wurden in Bündeln packweise zusammengebunden, an Bäumen aufgehängt und im Rauch des Feuers, das unter den Bäumen angezündet wurde, erstickt. Die Kinder, welche gehen konnten, wurden nach Kiloa an die Küste verkauft. Die Sklaven waren damals so wohlfeil, daß selbst in Mombas Hunderte gesehen werden konnten, die keinen Käufer fanden. Die Suahilis hielten es für ein gutes Jahr und jubelten, daß sie so viele Kofar (Ungläubige) islamisiren und ihrem Propheten Muhamed Freude bereiten konnten.

2. Juni. Wie viele Wurzeln, Aeste, Blätter u. s. w. hat ein Baum, und doch ist die Quintessenz oder die Frucht desselben so klein. So ist das Geistige, das Innere, das Ewige und Bleibende in viele Aeußerlichkeiten, in ein Flechtwerk von äußerem Gerüste eingeschlossen. So hat das Reich Gottes die Weltgeschichte mit ihrem bunten Gewirr zur Basis und zu seinem äußern Flechtwerk, in welchem der göttliche Geist waltet, zu Schöpfungen und Bildungen der Ewigkeit. Erst der natürliche Mensch, und dann der geistliche Mensch. So hat freilich die Welt eine Zeitlang die Oberhand, und das Reich Gottes scheint gar gering zu seyn, aber es wird dennoch siegen, und es wird noch eine geistliche, vom Geist Gottes durchdrungene Menschheit

durch das Evangelium geschaffen werden. Dann wird das für jetzt nur sporadisch auftretende Reich Gottes ein universales seyn, und dann wird man erst die Weltgeschichte recht verstehen können. Die Weltreiche gewinnen in die Nähe, verspielen aber in die Weite; beim Reich Gottes ist es umgekehrt.

3. Juni. Wenn ein Mnika bestohlen worden ist, so sprengt er Wasser an verschiedene Plätze vor und in seinem Hause und sagt mit lauter Stimme: „Ich bin bestohlen worden, möge der Dieb sterben, oder eine Krankheit erhalten!" Bezüchtigt der Bestohlene eine gewisse Person, so muß diese von dem Wasser, das mit einer Arznei vermischt wird, trinken. Ist sie unschuldig, so schadet der Trank nichts, ist sie schuldig, so muß sie sich beständig kratzen, oder kränkelt und ist immer traurig, daß die Leute die Schuld erkennen können. So sagen die Wanika.

Ich las mit Mringe Jes. 60 und erzählte ihm Einiges aus dem Basler Missions-Büchlein, um ihn mit der Missionssache bekannt zu machen. Es ist überhaupt gut, den Heiden zu erzählen, was in andern Ländern zur Ausbreitung des Evangeliums gethan wird.

6. Juni. Ein Mkamba aus Udeizu in Ukambani erzählte, es sei von seinem Ort 5 Tage nach Andile oder Anduleni. Man gehe über den felsenreichen Dana nach Mbellete, dann komme man nach Udaka, wo man den Fluß Kiloluma passire; von Udaka gehe man nach Andile und dann nach Zamburu, was an das Land Dambaro erinnert, von dem ich in Schoa hörte. Der Fluß Kiloluma soll nach Nordwesten, nach andern aber in den Dana gehen. Es gebe im Innern einzelne hohe Berge, aber sonst sei alles Land eben. In Andile melken die Leute Kameele und trinken die Milch. Die Leute von Barawa besuchen Andile. Die Barawa-Kaufleute gehen über einen Fluß, der Belgatta heißt, kommen dann nach Ganali und Liwen, wo sie Spezereien, besonders das Magaddi kaufen, das auch von den Wakamba in diesem Land geholt wird. Die Somali werden übrigens nicht gerne gesehen, denn Somali el adui el-mali, d. h. der Somali ist ein Feind des Eigenthums, der Habe, d. h. er ist ein Räuber.

9. Juni. Ich erhielt heute die Nachricht, daß Bana Cheri,

unser Führer auf unsern Reisen, beim Berg Kilibassi angeblich von den Masai erschlagen worden sei mit seiner Sklavin, die er von Dschagga brachte, wo er Rebmann schaden wollte, weil er ihn auf der letzten Reise nicht zum Führer genommen hatte. Die Träger, welche sein Elfenbein trugen, warfen dasselbe weg und flohen. Man vermuthet übrigens, daß seine eigenen Leute ihn erschlagen haben, weil er immer in Zank und Streit mit ihnen lebte. Ich glaube, daß diese Vermuthung nicht unrichtig ist. Der arme Mann, der sich für den König der Wildniß hielt, hat endlich dort sein Grab gefunden, natürlich im Bauch der wilden Thiere, weil ihn Niemand begraben konnte. Wie gerne hätten wir ihn zum Führer behalten, wenn seine unbegrenzte Selbstsucht, sein Hochmuth, seine Eigenliebe und Ränkesucht es gestattet hätte. Er wollte Rebmann eine Grube des Untergangs in Dschagga graben, und fiel selbst darein. Gott erbarme sich seiner rohen Seele!

10. Juni. Ich erhielt Nachricht von der Ankunft der Brüder Erhardt und Wagner in Mombas.

11. Juni. Ich kam spät nach Mombas, um die Brüder zu empfangen. Ich traf Erhardt in einem kranken Zustand, und rieth ihm, so schnell als möglich nach Rabbai zu gehen, um das kühlere Klima zu genießen.

15. Juni. Erhardt kam in völlig erschöpftem Zustand nach Rabbai, und ich fürchtete einen fatalen Ausgang seines Fiebers. Er kam viel leidender nach Rabbai als ich und Rebmann im Jahr 1846. So mußten wir alle vor dem Eintritt in unsere Missions-Arbeit im Wanikaland Bab-el-Mandeb d. h. das Thor der Trübsal passiren, damit alle hohen Ideale und romantischen Begriffe, welche der Missionar aus der Heimath mitzubringen pflegt, abgestreift würden. Eine Halsgeschwulst verhinderte mich Morgens, meinen neuen Mitarbeiter auf der Pflanzung Abdalla's an der Meeresbucht abzuholen. Da er gegen Abend nicht kam, gieng ich ihm auf dem Weg entgegen, auf dem ich ihn erwartete. Seine Begleiter aber brachten ihn auf einem andern, steileren Weg nach Rabbai, wodurch seine Leiden vermehrt wurden. Erst in der Nacht erreichte er meine Wohnung in völligem Fieberzustand.

17. Juni. Diesen Morgen kamen die Aeltesten von Rabbai, um Erhardt und unsern Diener Johannes Wagner zu grüßen und ein Geschenk von ihnen zu begehren, da sie sich für berechtigt halten, von jedem neuen Europäer ein Heschima zu fordern. Ich gab ihnen zwei Thaler, womit sie zufrieden waren. Nachmittags kam der Mnika Masrue (dem der Boden gehörte, auf dem unser Haus erbaut war), um am Grabe seiner Frau ein Sadaka zu machen, damit sein Sohn, der impotent war, Kinder bekommen könne. Ein Mganga hatte ihm diesen Rath gegeben. Wie sehr die Heiden christliche Ideen mit heidnischen sogleich zu vermischen suchen, beobachtete ich diesen Morgen. Ein Blinder von Mberria kam zu mir mit der Bitte um Arznei gegen die Blindheit. Ich sprach lange mit ihm über Christum. Als der Blinde mich verließ, sagte er, jetzt will ich zu den Koma sa Christos beten, d. h. ich will zu den Verstorbenen oder den Schatten, Manen, Geistern des Christus beten!

20. Juni. Erhardt war noch sehr krank. Ich begann das Studium der Kikamba-Sprache mit unserem Knecht Amri. Wagner wurde ebenfalls vom Fieber befallen. Er hatte sich gegen meinen Rath zu leicht gekleidet und sich in der kühlen Luft von Rabbai erkältet. Es war noch immer Regenzeit und die Winde vom Meer her waren stark und kalt. Ich hatte gehofft, durch die Ankunft neuer Mitarbeiter Erleichterung zu finden, aber Alles wurde nur schwieriger wegen der Krankenpflege. Der portugiesische Knecht Anton, den Erhardt von Bombay mitbrachte, wurde auch krank, und mein Haus war ein Spital geworden.

27. Juni. Rebmann kam heute aus Dschagga zurück. Der Herr hat ihn aus vielen und großen Gefahren errettet. Mamkinga, der König von Dschagga, hielt sein Wort nicht, den Reisenden durch das Masai-Land hindurch geleiten zu lassen. Auch weigerten sich die Begleiter Rebmanns, über Dschagga hinaus zu gehen. Sie verlangten jetzt stürmisch noch ein Geschenk zu den zehn Thalern Lohn, den wir ihnen für die Reise geben mußten. Bana Cheri soll dem Häuptling von Kilema eine Anzahl Kleider gegeben haben, um Rebmann und seine Begleiter zu ermorden.

1. Juli. Erhardts Krankheit ist gebrochen und er geht der Genesung entgegen, Wagner dagegen wird immer schlimmer.

3. Juli. Es schien mir jetzt nöthig, die Kikamba, Kiteita, Kidschagga und Kisambara-Sprachen aufzufassen für künftige Missionarien.

9. Juli. Wir nahmen bei Bunni einen Platz in Augenschein, wo wir ein neues Haus bauen möchten. Platz wäre wohl genug da zum Anpflanzen, auch die Aussicht auf das Meer vortrefflich, aber das Wasser ist etwas ferne zu holen, und die Wanika sind zu zerstreut auf ihren Plantagen.

20. Juli. Es kam ein Mann von Ribe, der gleich den Namen Christus aussprach. Er sagte, ich hätte vor zwei Jahren in Ribe von Christus geredet, und er wünsche nun mehr davon zu hören. Ich fand aber zuletzt, daß es bei ihm auf eine Bettelei hinauslief.

In Bunni besuchte ich einen Kranken und sprach mit ihm über Matth. 9. Besuchte auch Mringe, der manche Zweifel und Anstöße in seinem Gemüth hatte, die ich aus dem Worte Gottes zu heben suchte.

1. August. Unser lieber Bruder Johannes Wagner vollendete heute seinen Schmerzenslauf und wurde von dem Herrn über Leben und Tod in die bessere Welt hinübergerufen. Räthselhaft war uns diese Führung, die den so eben angekommenen Arbeiter uns so schnell entrissen hat. Aber gerade durch seinen Tod hat er einen Segen für die Wanika gebracht, und er redet zu ihnen, obgleich er gestorben ist. Die Wanika haben jetzt zum ersten Mal den Tod und das Begräbniß eines Christen gesehen, der eine freudige Hoffnung auf Christum hat, welcher das Leben und die Auferstehung ist. Nachdem ich die Leichengebete der Englischen Liturgie, die ich in die Kinika-Sprache übersetzte, gelesen hatte, sprach ich zu denen, welche anwesend waren, und das Grab gegraben hatten, über 1 Thess. 4, 13; und zuletzt sangen wir einige Verse aus einem Liede. Durch Alles dieses konnten die Eingebornen den großen Unterschied zwischen dem Christenthum und dem entsetzlichen Wehklagen und andern finstern Gebräuchen des Heidenthums erkennen. Unser seliger Freund ist deßwegen nicht

vergeblich in dieses Land gekommen. Bis jetzt haben wir die heidnischen Greuel, die bei Leichenbegängnissen begangen werden, nur theoretisch angegriffen; aber jetzt haben wir aus Anlaß der Leichenfeier eines Mitgliedes unserer Missions-Familie den Heiden praktisch gezeigt, wie Christen ihre Todten begraben, und warum wir nicht weinen wie die, welche keine Hoffnung haben. Man kann es unsern Freunden in der Heimath nicht genug sagen, daß all unser Predigen und Lehren bei den Afrikanern so zu sagen mit sichtbaren und handgreiflichen Beweisen verbunden seyn muß, weil das Gemüth der Kinder Hams nur aufs Sichtbare gerichtet ist. Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn Gott in seiner Weisheit es für nöthig findet, die afrikanischen Missionarien durch Krankheit und Tod auf die Probe zu stellen. Er will dadurch den Eingebornen zugleich eine mächtige Predigt halten. Unsere Freunde in der Heimath müssen daher nicht erschrecken, wenn sie von Krankheiten, Tod und andern schweren Leiden ihrer Missionarien in Afrika hören; im Gegentheil sollen sie sich freuen, weil durch die Leiden und Kämpfe ihrer Missions-Brüder erstattet wird, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde. Die Leiden der Missionarien müssen den Afrikanern die große Liebe zeigen, welche die Friedensboten nach Afrika getrieben hat; und diese Betrachtung wird und muß die Afrikaner endlich bewegen, auf die Predigt einer Religion zu achten, welche Grab und Tod bezwingen kann, vor dem sie sich so sehr fürchten, weil nur die sichtbare Welt für sie Werth hat. Da die Ostafrikaner noch so gleichgiltig sind gegen die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" so fürchte ich, der Grund davon liegt darin, daß sie noch nicht genug Gräber und tiefe Leiden der Missionarien gesehen haben, wie dieß in Westafrika der Fall gewesen ist. Möge das Grab unsers entschlafenen Bruders die Wanika antreiben, ihr Heil in Christo Jesu zu suchen, und möge es auch uns an unsere Pilgerschaft in diesem finstern Land erinnern und mehr Ernst und Eifer in uns erwecken, daß wir uns nach dem himmlischen Ziele ausstrecken, und daß wir den Wanika das Wort Gottes unabläßig verkündigen, wozu wir ja berufen sind.

8. September. Heute beginnen die Wanika ihr neues Jahr. Ich sprach mit denen, welche uns besuchten, über die Art und Weise, wie Christen ihr neues Jahr anfangen, nämlich im Namen Jesu.

11. September. Wie herrlich ist Jes. 40. Jetzt, da dem äußern Israel der Totalruin verkündigt wird, wird dem innern oder wahren Israel das volle Evangelium, der volle Trost der Gnade nahe gebracht. Wenn alles Menschliche untergeht, kommt das Göttliche erst recht hervor. Das wahre Israel hat keine Ursache zu verzagen, nur die auf eigene Kraft Vertrauenden werden verwelken, und die, welche nur irdische Herrlichkeit suchen, werden zu Schanden. Das ist ein großer Trost für die Glaubigen in der letzten Zeit, wo kein Stein auf dem andern gelassen, sondern die ganze äußere Kirche und Ordnung der Dinge durch das Antichristenthum umgestoßen werden wird und muß, bis das neue Gebäude beim Anbruch des tausendjährigen Reiches wieder herrlich sich erheben wird. Wenn nur eine einzige Kirchenabtheilung oder Parthei bei dem Totalruin stehen bliebe, so würde sie sich wieder ihrer besondern Form und Eigenthümlichkeit rühmen und würde die Kirche des Friedensreiches beherrschen wollen. Deßwegen müssen alle äußern Kirchen und Sekten untergehen und im Feuer der Trübsal geläutert werden, damit diejenigen, welche ausharren bis ans Ende, zusammen den edlen Kern der neuen Kirche bilden sollen. Aus Egypten (mazor) d. h. aus dem Land der Betrübniß, der Noth, habe ich meinen Sohn gerufen. Daher kommt das neue Israel oder die neue Kirche, die im Friedensreich die Oberhand haben wird.

15. September. Heute hörten wir, daß die Wanika auf den Rath einer Träumerin alle Talismanen sammelten und verbrannten, weil dadurch der Regen verhindert werde. Die Besitzer derselben mußten noch überdieß Hühner bringen zum Opfer. Auch die Trommeln sollen verboten werden. So treiben sie den Teufel an einem Ort hinaus und lassen ihn an einem andern wieder herein. Auch sollen die Häuptlinge eine Frau genöthigt haben, ihre Pudenda mit Wasser zu waschen, welches dann die Leute trinken mußten, damit sie sich fürchten sollten, die neue

Verordnung zu übertreten. Es ist offenbar, daß die Häuptlinge auf diese Weise nur ihren Gesetzen Nachdruck geben, und daß sie sich durch die gebrachten Hühner eine rechte Mahlzeit bereiten wollen. Daher nannte Mringe diese ganze Verhandlung eine ulongo wa afiere, d. h. eine Lüge der Aeltesten.

18. September. Ich wurde heute mit einer Schaar von Wanika einig in Betreff meiner Reise nach Ukambani. Ich versprach jedem 8 Thaler bis Kakungu, dem Dorf von Kiwoi, des Häuptlings des Wakamba-Stammes Kitui. Sie verlangten sogleich eine Kuh, um sich auf die Reise zu stärken, wie sie sagten.

23. September. Ich sprach über 1 Mos. 3. Es waren viele Wanika und fast alle Aeltesten anwesend. Nachdem ich aufgehört hatte, verlangten sie ein Stück Tuch, um Palmwein zu einem gemeinschaftlichen Trank zu kaufen. Ich sagte, wir kommen am Sonntag zusammen, um das Wort zu hören, nicht um zu fressen und zu saufen, wie die Heiden thun.

3. October. Ich besuchte Mtumbui, wo ich zuerst mit einer Schaar Kinder sprach. Eine Mutter fragte, wer Christus sei? Mit einem Manne, den ich auf seiner Plantage antraf, redete ich über den großen Unterschied zwischen einer Wüste und dem angebauten, fruchtbaren Land, und zeigte ihm auf diese Weise den Unterschied zwischen dem alten und neuen Herzen. Auf dem Rückweg besuchte ich den kranken Maraga in Bunni, der dießmal etwas offener war. Ich vollendete Nachmittags das zwölfte Kapitel des Evangeliums Marci in der Kikamba-Sprache. Die Wakamba, welche in der Nähe der Wanika wohnen, werden von ihren Stammgenossen im Innern „Ndulubu oder Awigila mbua" *) genannt. Die Suahili und Wanika glauben, ein Engel, der Israeli oder Enduli heiße, hole jeden Sterbenden ab. Ein Missionar muß daher den Namen „Israel" erklären, wo er in der Schrift vorkommt, weil die Leute sonst einen falschen Begriff damit verbinden. Ueberhaupt muß man jedes Wort genau untersuchen, um heidnische Ideen auszuschließen.

5. October. Ich vernahm heute, daß eine Träumerin die Wanika gewarnt habe, mit mir nach Ukambani zu gehen, weil sie unter-

*) Das heißt die, welche dem Regen folgen, der nach ihrer Ansicht von der Küste kr

8. September. Heute beginnen die Wanika ihr neues Jahr. Ich sprach mit denen, welche uns besuchten, über die Art und Weise, wie Christen ihr neues Jahr anfangen, nämlich im Namen Jesu.

11. September. Wie herrlich ist Jes. 40. Jetzt, da dem äußern Israel der Totalruin verkündigt wird, wird dem innern oder wahren Israel das volle Evangelium, der volle Trost der Gnade nahe gebracht. Wenn alles Menschliche untergeht, kommt das Göttliche erst recht hervor. Das wahre Israel hat keine Ursache zu verzagen, nur die auf eigene Kraft Vertrauenden werden verwelken, und die, welche nur irdische Herrlichkeit suchen, werden zu Schanden. Das ist ein großer Trost für die Glaubigen in der letzten Zeit, wo kein Stein auf dem andern gelassen, sondern die ganze äußere Kirche und Ordnung der Dinge durch das Antichristenthum umgestoßen werden wird und muß, bis das neue Gebäude beim Anbruch des tausendjährigen Reiches wieder herrlich sich erheben wird. Wenn nur eine einzige Kirchenabtheilung oder Parthei bei dem Totalruin stehen bliebe, so würde sie sich wieder ihrer besondern Form und Eigenthümlichkeit rühmen und würde die Kirche des Friedensreiches beherrschen wollen. Deßwegen müssen alle äußern Kirchen und Sekten untergehen und im Feuer der Trübsal geläutert werden, damit diejenigen, welche ausharren bis ans Ende, zusammen den edlen Kern der neuen Kirche bilden sollen. Aus Egypten (mazor) d. h. aus dem Land der Betrübniß, der Noth, habe ich meinen Sohn gerufen. Daher kommt das neue Israel oder die neue Kirche, die im Friedensreich die Oberhand haben wird.

15. September. Heute hörten wir, daß die Wanika auf den Rath einer Träumerin alle Talismanen sammelten und verbrannten, weil dadurch der Regen verhindert werde. Die Besitzer derselben mußten noch überdieß Hühner bringen zum Opfer. Auch die Trommeln sollen verboten werden. So treiben sie den Teufel an einem Ort hinaus und lassen ihn an einem andern wieder herein. Auch sollen die Häuptlinge eine Frau genöthigt haben, ihre Pudenda mit Wasser zu waschen, welches dann die Leute trinken mußten, damit sie sich fürchten sollten, die neue

Verordnung zu übertreten. Es ist offenbar, daß die Häuptlinge auf diese Weise nur ihren Gesetzen Nachdruck geben, und daß sie sich durch die gebrachten Hühner eine rechte Mahlzeit bereiten wollen. Daher nannte Mringe diese ganze Verhandlung eine ulongo wa asiere, d. h. eine Lüge der Aeltesten.

18. September. Ich wurde heute mit einer Schaar von Wanika einig in Betreff meiner Reise nach Ukambani. Ich versprach jedem 8 Thaler bis Kakungu, dem Dorf von Kiwoi, des Häuptlings des Wakamba-Stammes Kitui. Sie verlangten sogleich eine Kuh, um sich auf die Reise zu stärken, wie sie sagten.

23. September. Ich sprach über 1 Mos. 3. Es waren viele Wanika und fast alle Aeltesten anwesend. Nachdem ich aufgehört hatte, verlangten sie ein Stück Tuch, um Palmwein zu einem gemeinschaftlichen Trank zu kaufen. Ich sagte, wir kommen am Sonntag zusammen, um das Wort zu hören, nicht um zu fressen und zu saufen, wie die Heiden thun.

3. October. Ich besuchte Mtumbui, wo ich zuerst mit einer Schaar Kinder sprach. Eine Mutter fragte, wer Christus sei? Mit einem Manne, den ich auf seiner Plantage antraf, redete ich über den großen Unterschied zwischen einer Wüste und dem angebauten, fruchtbaren Land, und zeigte ihm auf diese Weise den Unterschied zwischen dem alten und neuen Herzen. Auf dem Rückweg besuchte ich den kranken Maraga in Bunni, der dießmal etwas offener war. Ich vollendete Nachmittags das zwölfte Kapitel des Evangeliums Marci in der Kikamba-Sprache. Die Wakamba, welche in der Nähe der Wanika wohnen, werden von ihren Stammgenossen im Innern „Ndulubu oder Awigila mbua"*) genannt. Die Suahili und Wanika glauben, ein Engel, der Israeli oder Enduli heiße, hole jeden Sterbenden ab. Ein Missionar muß daher den Namen „Israel" erklären, wo er in der Schrift vorkommt, weil die Leute sonst einen falschen Begriff damit verbinden. Ueberhaupt muß man jedes Wort genau untersuchen, um heidnische Ideen auszuschließen.

5. October. Ich vernahm heute, daß eine Träumerin die Wanika gewarnt habe, mit mir nach Ukambani zu gehen, weil sie unter-

*) Das heißt die, welche dem Regen folgen, der nach ihrer Ansicht von der Küste kommt.

wegs von den Galla getödtet werden würden. Der wahre Grund scheint aber der zu seyn, daß die Häuptlinge von Groß-Rabbai ein Geschenk von mir verlangen, ehe ich abreise, und daß die Rabbai-Leute einen Krieg mit Ribe beginnen wollen, weßwegen die jungen Männer sich nicht von Hause entfernen sollen. Diese geheimen Ursachen werden einer Träumerin in den Mund gelegt, weil die Leute mir ihre Herzens-Gedanken nicht offen sagen wollen. Die Träumer stehen im Dienst der Politik der Häuptlinge, wie ich schon oft bemerkt und ihnen auch offen gesagt habe.

28. October (Sonntag). Sprach heute darüber, daß Gott den Abraham nicht um seines Guten willen erwählt habe, sondern aus Gnaden, um seine Güte und Erbarmung an ihm und seinen Nachkommen zu offenbaren.

31. October. Das zweite Kapitel im Haggai stärkte mich mächtig im Blick auf meine bevorstehende Reise.

1) Sei getrost, baue nur am Tempel Gottes.
2) Aber sei erst selbst ein Tempel Gottes — denn wenn Gott nicht in dir ist, ist alles unrein, was du thust.
3) Laß es dich nicht irren, wenn auch noch nicht Alles so herrlich und apostolisch in der Mission zugeht — dieser letzte Bau des Tempels wird den Herrn selber im Geist bringen, wie der zweite den Herrn des Tempels gebracht hat.
4) Laß dich die Hindernisse nicht kümmern; der Herr wird alle Heiden bewegen und ihre Macht brechen, damit sein Wort durchdringen könne. Auch die afrikanischen Bettel-könige müssen noch bewegt werden, damit die Boten des Friedens ungehindert durchziehen können.

Die Häuptlinge von Duruma kamen heute und verlangten ein Geschenk für den Durchzug durch ihr Gebiet. Auch verlangten sie, ich sollte die Hälfte meiner Gepäckträger vom Duruma-, die andere Hälfte vom Rabbai-Stamm nehmen. Ueberall nichts als Habsucht und Bettelei, die sich meiner Reise entgegenstellt. Unsere Freunde in Europa können sich kaum vorstellen, welche Hindernisse ein Missionar, der ins Innere reisen will, zu durchbrechen und zu überwinden hat, ehe er nur von der Küste ab-reisen kann, der Schwierigkeiten im Innern selbst nicht zu geden-

ken. Wahrlich, der Antichrist muß erst unter diesen afrikanischen Völkern Bahn machen und als Völkerhämmerer sie wie altes Eisen zusammenschlagen. Ich werde die Gerichte Gottes über Afrika nur gerecht und wahrhaftig nennen, denn anders kann diesem Kontinent nicht geholfen werden.

1. November bis 21. December 1849. Reise nach Ukambani und von dort zurück nach Rabbai. Nach meiner Rückkehr von Ukambani setzte ich meine täglichen Wanderungen unter den Wanika in der Nähe von Rabbai, wie gewöhnlich, fort, um sie durch Verkündigung des Evangeliums zum Reiche Gottes einzuladen, freilich ohne noch eine rechte Frucht zu sehen, den krüppelhaften Mringe ausgenommen, an dem die Wirkung der Gnade und des Wortes Gottes nicht verkannt werden konnte. Manche Wanika gaben zwar dem Worte, das ihnen verkündigt wurde, Beifall, ließen sich bewegen, dasselbe fort und fort anzuhören, aber es wurde ihnen nicht zu einer Gotteskraft, die sie selig machte und sie trieb, durch die Finsternisse des Heidenthums durchzubrechen. Auch mit der Schule wollte es nicht recht vorwärts, so sehr sich auch mein Mitarbeiter Rebmann, der in dieser Richtung hauptsächlich zu wirken suchte, bemühte, die Knaben an Ordnung und Regelmäßigkeit im Lernen und Schulbesuch zu gewöhnen. Ein großes Hinderniß, das sich unserem Wirken entgegenstellte, lag, wie schon oft bemerkt, darin, daß die Wanika zu zerstreut und zu entfernt von uns wohnten, daß es schon eines kräftigen innern Triebes bedurft hätte, wenn die Schüler regelmäßig zur Schule, und die Alten zum sonntäglichen Gottesdienst und zur religiösen Unterhaltung und Erbauung während der Woche hätten kommen sollen.

Zehntes Kapitel.

Schluß meines Aufenthalts in Ostafrika.

Da ich theils zur Stärkung meiner Gesundheit, theils im Interesse der ostafrikanischen Mission entschlossen war, im Frühjahr 1850 nach Europa zu gehen, das ich seit 1837 nicht mehr

gesehen hatte, so wollte ich Afrika nicht verlassen, ohne noch ein Unternehmen auszuführen, das mir seit Jahren am Herzen gelegen war. Ich wollte nämlich die ganze Küste südlich von Sansibar kennen lernen bis Kap Delgado, wo die Besitzungen des Sultans von Sansibar aufhören und die der Portugiesen beginnen. Diese Reise wurde in Begleitung meines Mitarbeiters J. Erhardt im Februar und März 1850 ausgeführt. Nach meiner Rückkehr von dieser Untersuchungs-Reise trat ich im April desselben Jahres meine Reise nach Europa an, wo ich über Aden und Egypten im Juni ankam, und nach kurzem Aufenthalt in Basel und Württemberg nach London ging, um meinen Plan rücksichtlich einer afrikanischen Missions-Kette d. h. der Anlegung von Missionsstationen durch ganz Afrika hindurch von Ost nach West in der Richtung des Aequators bei meiner Committee persönlich zu betreiben, und die Gestattung zum Druck meiner Suahili-Grammatik, und eines vergleichenden Vokabulars in sechs ostafrikanischen Sprachen, zu erhalten. Die verehrte Committee der kirchlichen Missions-Gesellschaft genehmigte den Druck dieser Schriften mit großer Bereitwilligkeit und ging auch auf den Plan der Missions-Kette in so weit ein, daß sie beschloß, zwei neue Stationen, die eine im Königreich Usambara und die andere in Ukambani oder in Dschagga ungesäumt anzulegen, und für diesen Zweck die beiden Missionarien Pfefferle und Dihlmann mit mir nach Ostafrika zu senden in Begleitung von drei Laienbrüdern (Hagemann, Kaiser und Metzler), von denen einer ein Schreiner, der zweite ein Landmann und der dritte ein Schmied war, um mit dem Evangelium den Afrikanern zugleich auch die Segnungen christlicher Civilisation zu bringen. Mit gestärkter Gesundheit, frischem Glaubens-Muth und neuen Missions-Kräften versehen, trat ich im Anfang 1851 meine Rückreise über Triest, Smyrna und Alexandrien an, und gelangte im April nach Mombas mit Zurücklassung des Missionars Dihlmann, der von Aden aus nach Europa zurückkehrte, weil er an den Grundsätzen der englischen Kirche irre geworden war, und als strenger Lutheraner es mit seinem Gewissen nicht vereinigen zu können glaubte, im Dienst der bischöflichen Missions-Gesellschaft zu beharren und zu wirken.

Kaum hatten sich die neuen Mitarbeiter 14 Tage in Rabbai Mpia aufgehalten, als einer nach dem andern vom Fieber ergriffen wurde. Missionar Pfefferle, der uns Allen auf der langen Reise durch seine Hingebung, seine Demuth, seinen Glaubensmuth und seinen Gebetsgeist so lieb geworden war, und der durch seinen Missions-Sinn und Eifer für die ostafrikanische Mission so viel versprach, mußte in kurzer Zeit zu Grabe getragen werden, und für die beiden Brüder Kaiser und Metzler war die schleunigste Rückkehr nach Europa am rathsamsten, wenn sie nicht auch unterliegen sollten. Bei meiner Rückkehr von Europa traf ich die Mission in demselben Zustand an, in dem ich sie verlassen hatte, ausgenommen, daß der Krüppel Mringe im Glauben an Jesum selig heimgegangen und noch vor seinem Ende von Rebmann getauft worden war. An seine Stelle war jedoch ein Anderer Mnika, Namens Abbe Gundscha getreten, den ich kurz vor meiner Abreise im April 1850 bei und durch Mringe kennen gelernt hatte als einen Mann, der, wie er sagte, das Buch der Europäer zu lernen wünschte, und der dann nach meiner Abreise von Rebmann unterrichtet wurde und seither erfreuliche Beweise einer Herzensänderung gegeben hat.

Eine weitere Veränderung im Gang der Mission fand ich darin, daß meine beiden Mitarbeiter Rebmann und Erhardt von den Häuptlingen von Rabbai Mpia sich ein bedeutendes Stück Land in Kisulutini für 30 Thaler erworben, auf dem sie ein neues Haus für zwei Missionsfamilien zu bauen angefangen hatten. Sie waren von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die ostafrikanische Mission sich erst an der Küste centralisirt und consolidirt haben müsse, ehe man Binnenstationen gründen könne. Das Stück Land sollte dazu dienen, theils um für die bekehrten Wanika Raum zur Ansiedelung zu haben, theils um darauf den Wanika, Wakamba und Suahili die Segnungen des Landbaus, der Oekonomie, kurz der Civilisation anschaulich und einladend darzustellen. So sehr ich im Allgemeinen mit dieser Ansicht einverstanden war, so konnte ich mir doch die Folgen dieser Anschauung meiner Mitarbeiter nicht verbergen, da mich meine abessinischen Erfahrungen gelehrt hatten, daß die Eingebornen,

besonders die Feinde unter ihnen, an die feste Niederlassung der Missionarien allerlei politische Conjecturen und Verdächtigungen zu knüpfen pflegen, als ob man eine Festung bauen und europäische Soldaten zur Eroberung des Landes herbeiziehen wolle. Auch konnte ich mir nicht verbergen, daß das Streben nach bequemern Einrichtungen und überhaupt nach äußern Verbesserungen und Veränderungen die Missionarien auf secondäre Gegenstände hinlenken und von der Hauptsache, nämlich von der direkten Missionsarbeit, welche in der Verkündigung des Wortes Gottes unter den Eingebornen durch persönlichen Umgang und Besuch in ihren Häusern besteht, abziehen möchte. Gar zu oft geschieht es in der Missionswelt, daß der Missionar, wenn er einmal sich an einem Ort wohnlich festgesetzt hat, weniger beweglich wird und das Evangelisiren der Heiden nah und fern bei Seite setzt, sich mit Schularbeit, Uebersetzungs- und andern Spracharbeiten, so wie mit industriellen Bestrebungen, begnügt, geistig erschlafft, und so den direkten Angriff auf das Heidenthum durch das Treiben des Wortes vom Kreuz nach und nach aufgibt, und weil diese indirekten Bestrebungen nicht zum Ziel führen können, in Muthlosigkeit, Verzagtheit, Unglauben geräth und dem Gedanken Raum gibt, ein so stumpfes und nur auf den Materialismus des Fleisches bedachtes Volk sei für das Evangelium ganz unempfänglich und die Mission müsse lieber ganz aufgegeben werden, bis günstigere äußere Verhältnisse, oder auch schwere Gerichte dasselbe nach dem Wort Gottes begieriger machen würden.

Das waren, wie gesagt, meine Befürchtungen bei meiner Rückkehr aus Europa. Es war mir klar, daß eine wichtige Krisis unserer Mission bevorstehe in Folge der festern Niederlassung in Kisulutini. Eben darum wollte ich in meinem Theil mir den Charakter der Beweglichkeit und der nur temporären Niederlassung in Rabbai bewahren und mich, so bald als möglich, ins Innere begeben, um so mehr, als die Instruktion der Committee entschieden dahin lautete. Es war nämlich von ihr beschlossen worden, daß Rebmann die Station in Rabbai behaupten, dagegen Erhardt mit Dihlmann nach Usambara, und ich mit Pfefferle nach Ukambani gehen und neue Stationen gründen sollten.

Durch Pfefferles Tod, sowie durch Dihlmanns Rückzug, und ferner durch Erhardts Kränklichkeit und lang andauernden Hausbau in Kisulutini war dieser Beschluß der Committee freilich sehr neutralisirt worden. Auch hatte Rebmann im Sinne, im Spätjahr 1851 nach Cairo zu gehen, um sich zu verheirathen. Somit war Erhardt fast mit Nothwendigkeit auf die Rabbai-Station beschränkt, während ich das vorgeschriebene Ziel verfolgen konnte, was denn auch geschah durch meine am 11. Juli angetretene Reise nach Ukambani, wo ich auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Mombas, eine Missionsstation gründen wollte, ein Versuch, der aber mißlang, wie aus der später mitzutheilenden Beschreibung dieser beschwerlichen und gefährlichen Reise erhellen wird.

Nachdem ich am 30. September 1851 von meiner Ukambani-Reise nach Rabbai zurückgekehrt war, fuhr ich, wie früher, fort, die zerstreuten Wanika zu besuchen, um ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen. Im Oktober desselben Jahrs ging Rebmann nach Egypten, um sich in Cairo mit einer liebenswürdigen Engländerin, die bei Frau Missionar Lieder mehrere Jahre für die Mission thätig gewesen war, zu verheirathen. Rebmann nahm die beiden kranken Arbeiter Kaiser und Metzler mit sich nach Egypten, von wo sie in ihre europäische Heimath zurückkehrten. Der Schreiner Hagemann, der sich von seiner Fieberkrankheit etwas erholt hatte, blieb allein in Rabbai zurück, und arbeitete fleißig auf seinem Handwerk für die Mission. Sein demüthiger, offener, thätiger, zum Dienen und Helfen bereitwilliger Charakter gereichte mir zu besonderer Freude und Stärkung in Rabbai Mpia. Da Erhardt seine Bauarbeit nicht vollendet hatte und er daher die Reise nach Ukambara noch nicht antreten wollte, so entschloß ich mich, dieses Land zum zweitenmal zu besuchen, um die Einleitung zur Gründung einer Missions-Station daselbst zu treffen. Es lag mir daran, zu erfahren, ob der König Kmeri geneigt sei, sein im Jahre 1848 gegebenes Wort zu halten, und an welcher Stelle er die Station zu gründen erlauben würde. Ich nahm aber dießmal meinen Weg nicht durch die früher von Wakuafi bewohnte Wildniß, sondern segelte von Mombas nach dem

dem Schneewasser des Kegnia und in den Sümpfen, welche durch die großen Regen in dem Gebiet der Wamaustämme erzeugt werden, ihren Ursprung haben. Ich dachte mir die Möglichkeit, mit den Wakuafi, die ohne Zweifel das Gebiet der Nilquellen im Besitz haben, Freundschaft schließen und so eine Missionsstation an den Nilquellen gründen zu können, oder wenn dieser Plan nicht ausführbar wäre, mich in Ulu und Ukambani niederzulassen und von dort aus theils Dschagga, theils Kikuyu, theils die Wakuafi und die weiter westlich gelegenen Gegenden, namentlich die Wakonongo oder Wakodongo, (wie sich die Bewohner von Uniamesi selbst heißen sollen) auf kurzen Ausflügen zu besuchen. Der Plan, mich in Ulu niederzulassen (nachdem er in Yata mißlungen war) ging nicht von mir selbst aus, sondern von einem einflußreichen Mkamba, Namens Engommo, der in Ulu wohnte und Verbindungen mit den Wakuafi am Berg Kegnia, so wie mit Kikuyu hatte. Allein dieser Mann starb, wie gesagt, gerade in der Zeit, als die Reise unter seiner Anführung unternommen werden sollte. Auch war ein bedeutender Mann, Namens Kidiaka von Kizu (ein Volksstamm in Kikuyu), zu mir gekommen, der eine Zeit lang bei mir wohnte und mich dringend bat, mit ihm in sein Land zu gehen und dort zu bleiben, um ihn und seine Leute das Buch zu lehren. Er sagte, Kizu sei nur drei Tagreisen vom Schneeberg Kirenia (Kegnia) entfernt, auf dessen nordöstlicher Seite sich der See 'Baringu befinde. Er nannte mehrere Flüsse, welche sich in den Dana-Fluß ergießen. An dem See wohnen die Wakuafi von Kibia oder Kiwia, welche nicht so feindselig seien, wie die übrigen Wakuafi. Der Berg Kirenia sei viel größer als der Kilimandscharo in Dschagga. Es komme Feuer und Rauch aus der Gegend in der Nähe des Berges, und viele weiße Steine liegen auf dem Boden herum zerstreut.

Da ich Aussicht hatte, bei meinem Aufenthalt im Innern mit den nomadisirenden wilden Wakuafi in Berührung zu kommen, so entschloß ich mich, noch in Rabbai die Anfangsgründe ihrer Sprache zu erlernen, und ein kleines Wörterbuch zu sammeln, damit ich so bald als möglich mit ihnen reden und ihnen das Evangelium verkündigen könnte. Zu diesem Zweck erbat ich

mir von einem Suahili in Mombas, der mein Freund war, einen jungen Mkuafi, der aus seinem Vaterland weggeraubt und als Sklave nach der Pangani-Küste und später nach Mombas verkauft worden war. Da er schon lange Zeit unter den Suahili gelebt hatte, so verstand er ihre Sprache ganz gut und vermittelst derselben konnte er mich in seiner Muttersprache unterrichten und mir überhaupt wichtige Nachrichten über sein Volk mittheilen, welche ich im zweiten Theil in Kürze zusammenstellen will. Ich hatte im Sinn, diesen jungen Mann mit Bewilligung seines Meisters als Knecht mit mir nach Ulu zu nehmen.

Von dem Mkamba Engommo erfuhr ich auch, daß die Leute, welche auf meiner Reise in Ukambani meinen Führer Kiwoi getödtet hatten, nicht von Kikuyu (wie ich früher glaubte), sondern von Mbe waren. Auch erzählte er mir, daß die Freunde und Verwandte des erschlagenen Kiwoi wünschten, ich möchte zu ihnen zurückkehren, weil es seit seinem Tode nicht mehr regne, wie vorher. Ich hielt dieß aber für eine List, durch die sie mich in ihre Hände bekommen wollten, um mich zu tödten und so Rache an mir zu nehmen, weil sie glaubten, ihr Freund wäre nicht umgekommen, wenn er nicht die Reise an den Dana-Fluß mit mir gemacht hätte. Er erzählte mir auch, daß im Nordosten von Ukambani die Stämme Udeizu, Udaka, Uzerre und Mbellete wohnen, wohin Leute von der Ostküste kommen, welche Endawala heißen, was wahrscheinlich eine Verstümmelung des Worts „Suahili" seyn soll. Die Endawala haben Bärte, bedecken ihren Kopf, und haben Hemden und Flinten, und reiten auf Eseln. Das sind ohne Zweifel die Kaufleute von Barawa und Lamu. Es sei dort ein weißer Berg, fast so groß wie der Kilimandscharo. Von einem weißen Berg*) aus sehe man Schiffe. Ich vermuthe, dieß sind die Boote der Suahili auf dem Dana und Ost-Fluß. In der Nähe von Mbellete wohnen die Wakuafi-Stämme Muamonio und Alulia, mit denen die Endawala Handel treiben. Nach dem Bericht des Engommo geht der Fluß Kiloluma in den Dana ebenso auch die Flüsse Dangada, Dika und Malawa. Ein an-

*) Der weiße Berg ist vielleicht der Schneeberg, welchen Kapitän Schort im Jahre 1849 unter dem Aequator von der Ostküste aus gesehen haben will. Es ist möglich, daß der Ost-Fluß am Fuß dieses Schneebergs seine Quelle hat.

derer großer Fluß heiße Tumbiri, welcher durch den See Baringu fließe. Ob das der Tubiri, oder der weiße Fluß ist, kann ich nicht sagen. Von dem Tubiri sagt Werne in seinem Buch, daß er von der Insel Tschanker (4° 40′ nördlicher Breite und 30° östlicher Länge), wo bekanntlich die Expedition des Pascha von Egypten im Jahr 1842 auf dem weißen Fluß endete, noch 30 Tage, also ungefähr 4 Breitengrade weiter von Süden komme, wo er aus vier seichten Armen entstehe, welche im Lande Anjan entspringen. In Anjan vermuthet Werne, der jene Expedition mitmachte, einen großen Gebirgsstock, welcher seine Wasser nach Norden sendet, die den Tubiri, oder den weißen Fluß (Baher El-Abiad) bilden. Ich glaube zwar nicht, daß von einem Gebirgsstock die Rede seyn kann, aber das steht mir fest, daß der Kegnia, (nach der Aussprache der Wakamba, die Kikuyu-Leute heißen ihn Kirenia, und die Wakuafi Orldoinio eibor = Weißberg) die Hauptwassermasse des weißen Flusses darbietet.

Mit den Nachrichten des Engommo und Kidiaka stimmt der Bericht überein, den mir ein Suahili, Namens Rehani gab, welcher mit dem Karawanenführer Kasimu in Kikuyu gewesen war. Der See Neiwascha sei im Nordosten von Kikuyu. Man könne sein Wasser nicht trinken, da es salzig sei und Bauchweh verursache. Es sei kein Baum in jener Gegend, sondern lauter Sand. Der See erstrecke sich nach Habeschi (Abessinien), was natürlich eine Uebertreibung ist. In der Nähe seien die Wakuafi-Stämme Modoni, Kiwia, Tigerei, Koppekoppe, Elburginedschi. Ein großer Fluß gehe nach Norden. Oestlich vom See sei der Feuerberg Mosiro, wo man bei Tag Rauch und bei Nacht Feuer sehe. Dieser See ist ganz verschieden von dem in Uniamesi, welcher Maniara heiße. Rehani kannte auch die Berge Kikoka und Muge, von denen mir Kidiaka erzählt hatte. Die einzige Schwierigkeit, welche mir in den Berichten dieser Eingebornen auffiel, war die in Beziehung auf die Seen Baringu und Neiwascha. Es war mir nicht recht klar, ob es ein, oder mehrere Seen sind, oder ob Baringu nur einen großen Fluß bezeichnen soll.

Was den Reiseplan nach den Südländern Pare und Ngu betrifft, so wurde derselbe im September 1852 gefaßt aus Ver-

anlassung von einigen Leuten aus Ngu, welche von den Bewohnern des Berges Kadiaro und auch von Wanika berufen worden waren, um Regen zu machen. Die Wanika glauben nämlich, daß es im Süden, namentlich unter den Wasegua große Zauberer und Regenmacher gebe. Da nun die Wanika von Rabbai hörten, daß Regenmacher nach Kadiaro*) gekommen seien, so beriefen sie dieselben. Ehe sie jedoch erscheinen konnten, regnete es sehr stark, weßhalb die Regenkünstler überflüssig wurden. Die Berufenen kamen dessenungeachtet nach Rabbai, wo man sie versorgen mußte bis sie abreisten. Während ihres Aufenthaltes in Rabbai kamen sie öfters auch zu mir und gaben mir manche Nachricht über ihr Land und die benachbarten Gegenden. Als sie nach Hause kehren wollten, entschloßen sich einige Wanika, sie bis Pare zu begleiten und dort Elfenbein zu kaufen. Diese Wanika nun, in Verbindung mit den Ngu-Leuten fragten mich, ob ich keine Dscharo (Karawane) nach Pare und Ngu machen wolle, sie wollten mich begleiten. Die Ngu-Leute setzten noch hinzu, ich könne bei ihnen wohnen, wenn ich wolle, sie würden mir ein Haus bauen, ja sie wünschten es sogar, daß ich bei ihnen wohnen und einige Flintenmänner mit mir bringen möchte, da sie öfters von Feinden angegriffen werden, welche sich vor den Flinten fürchten würden. Da ich hoffte, in Ngu etwas über den Weg nach Uniamesi zu erfahren, und da ich überhaupt wünschte, die Südwestländer von Usambara kennen zu lernen, so war ich nicht abgeneigt; mit den Regenmachern zu gehen, und auch in ihrem Land den Namen Jesu Christi zu verkündigen, der allein uns Regen und fruchtbare Zeiten gibt und unsere Herzen mit Speise und Trank erfreut, uns aber auch noch höhere und vollkommenere Gaben gibt, als die vergänglichen Güter dieses Lebens. Bei reiferem Nachdenken jedoch fand ich, daß das Reisen mit den Regenmachern meinen Charakter als Missionar gefährden und mir manche Schwierigkeit bereiten könnte, da diese Leute vom Aberglauben sich nähren und daher unterwegs liegen bleiben, so bald sich ihnen eine Aussicht auf Gewinn darbietet. Ich zog es daher

*) Auf meiner Rückreise von Kadiaro im April 1849 war es, wo ich einem stattlichen Löwen begegnete, welcher nicht weit vom Weg entfernt stand. Da ich nur eine Flinte bei mir hatte, und die Gegend gebüschlos war, so wagte ich es nicht, mich in einen Kampf mit der Bestie einzulassen.

vor, meine eigene Karawane zu haben, im Fall ich nach Pare und Ngu gehen würde, indem ich im Sinne hatte, auf dem Rückweg über Usambara zu gehen und durch die Wildniß Bambarra zwischen Daluni und Lewa zurückzukehren. Was mich in dem Unternehmen der Reise bestärkte, war der glückliche Umstand, daß ich einige Zeit vor der Ankunft der Ngu-Leute mich mit dem Dialekt von Pare und Usambara bekannt gemacht und ein Vokabular gesammelt hatte, das ich auf der Reise zu vervollständigen hoffte. Ich hatte nämlich im Juni 1852 in Mombas einen Mann gefunden, der beide Dialekte sprechen konnte. Er war in Kisungu, einem Nachbarland von Pare geboren, in einer Hungersnoth von seinen Landsleuten nach Pare, und von da nach Usambara und endlich nach Tanga und Mombas verkauft worden, wo ihn der frühere Gouverneur kaufte und als Elfenbeinhändler nach Usambara und Pare schickte. Die wichtigsten Orte in Pare sind: Embaga, Gondscha, Fude, Mamba, Endemme, Mbulla und Fanga. Die Pare-Leute bewohnen ein hohes Gebirge, sie haben keinen König, sondern nur Häuptlinge oder Aelteste, welche, wie die Wanika, ihre Ortschaften regieren. Dieselbe Regierungsform besteht auch in Ngu, wo die Hauptorte folgende sind: Nanga, Mbugue, Usiomi. Das Ngu-Land ist nicht so hoch als Pare, dessen südliche Nachbarländer Kisungu, Kindi, Usangi und Ungueno sind. In allen diesen Gegenden sieht man den Schneeberg Kilimandscharo, den die Leute von Kisungu „Tuwi ya Jascheru" (Berg der Weiße, Weißberg) heißen *). Zwischen diesen isolirten Bergländern breitet sich die große Ebene aus, welche bis Dschagga und Ukambani und bis ins Wakuafi- und Masai-Land reicht.

Die Ausführung meiner Reise nach Pare und Ngu wurde vereitelt durch die allzugroßen Forderungen der Wanika, welche 10 Thaler Lohn für jeden Gepäckträger verlangten, und mir zu verstehen gaben, daß sie von Pare zurückkehren und nicht nach Ngu gehen würden, weil sie sich vor den Löwen fürchteten, deren es zwischen Pare und Ngu viele geben soll. Ueberhaupt kann man sich auf diese Leute nicht verlassen, weil sie sich fürchten, in

*) In der Teitasprache heißt der Kilimandscharo „Ndscharo." Dieß wäre der richtige Name des Berges. Also hieße Kilimandscharo wörtlich „Berg" (Kilima) Ndscharo.

Länder zu gehen, wo sie noch nie gewesen sind. Auch kann sie ein unglücklicher Traum, oder Vogelbeobachtung leicht von einem Unternehmen zurückschrecken, und der Reisende soll sie dann doch für die Distance bezahlen, welche ursprünglich im Contract bestimmt worden war. Und wo soll er Gerechtigkeit finden in diesen gesetzlosen Ländern, wo die Häuptlinge so geringe Macht über ihre Untergebene haben? Wollten doch einmal die Rabbai-Leute sechs Aelteste binden, weil sie mit den Aeltesten vom Duruma-Stamm eine Kuh verzehrt hatten, ohne die übrigen Aeltesten von Rabbai an dem Schmauß Antheil nehmen zu lassen.

Einen Beweis von den Schwierigkeiten, welche eine Reise nach dem Innern darbietet, gibt meine Tour nach dem Berg Kadiaro *), wo ich noch kurz vor meiner Abreise von Ostafrika im Spätjahr 1853 einen Besuch machen wollte. Ich hatte im Anfang September desselben Jahres meine Vorbereitungen getroffen und zehn Leute von Rabbai (für drei Thaler per Mann) gemiethet. Am 10ten September trat ich mit denselben gutes Muths die Reise an. Kaum hatten wir das Rabbai-Gebiet verlassen und das von Duruma betreten, als eine Schaar Durumas mir entgegentrat mit ihrem Häuptling Ringa an der Spitze, welcher mit einem dicken Stock wie wüthend auf meine Leute losging und ihnen befahl, zurückzukehren. Als ich ihm freundlich entgegenging und ihn zu einer friedlichen Unterredung einlud, wurde er noch wüthender und wollte mich gar nicht anhören. Endlich wurde er auf das Zureden seiner Leute etwas ruhiger, so daß ich zum Wort kommen konnte. Ich fragte zuerst, ob ihr Land nicht dem Sultan von Sansibar gehöre, ob sie nicht vor einem Jahr, wo der Sultan in Mombas gewesen sei und ich ihn auf seinem Schiff besucht habe, alle Wanika-Stämme ihm gehuldigt hätten? Woher sie das Recht hätten, mir den Durchzug durch ihr Land zu versperren? Sie erklärten, von allem diesem wollen wir jetzt nichts wissen, du mußt uns 16 Thaler geben, und noch dazu die Hälfte deiner Gepäckträger von Duruma nehmen, die andere Hälfte mag aus Rabbai-Leuten bestehen. Was

*) Der Kadiaro heißt in der Sprache von Teita „Kasigalo." Sich selbst nennen die Teitas „Wasagala", die Dschaggas heißen sie „Anika."

war zu machen? Mit den erzürnten Leuten konnte ich nicht weiter unterhandeln, und mußte zugleich besorgen, daß, wenn ich auch die erste Abtheilung des Duruma-Stammes befriedigt hätte, dann noch eine zweite und dritte ähnliche Forderungen machen möchte. Ueberdieß mußte ich fürchten, meine Leute möchten, empört über diese übermüthige Verachtung der Durumas, zu den Waffen greifen. Ich befahl daher meinen Leuten, nach Rabbai zurückzukehren und das Weitere abzuwarten. Als ich dann in Mombas die Sache vor der rechtmäßigen Obrigkeit vorbrachte, gab mir der Festungs-Kommandant zuerst einen Verweis darüber, daß ich ihm nichts von der Reise gesagt hätte, da er mit 100 Thalern (die natürlich von mir hätten gegeben und von ihm verwendet, d. h. in die Tasche gesteckt werden müssen) vorher den Weg durchs Wanika-Land glatt gemacht haben würde durch Geschenke an die Häuptlinge. Man denke sich meine Verwunderung über diese Antwort eines Gouverneurs, dessen Meister (der Sultan) in Sansibar den fremden Konsuln gesagt hatte, daß die ganze Küste, also auch das Wanika-Land ihm angehöre.

Der Gouverneur versprach indessen, die Durumas kommen zu lassen und den Anstifter des ganzen Streites zu binden, ein Versprechen, das er aber nicht gehalten hat, wohl deßwegen nicht, weil ich ihm kein namhaftes Geschenk für seine Justiz machen wollte. Hätte ich ja nicht einmal 100 Thaler gebraucht, um mich mit den Durumas selbst abzufinden.

Der Widerstand der Durumas wurde eigentlich verursacht durch Mana Zahu, einen Eingebornen aus Duruma, welcher früher Rebmanns und auch mein Führer gewesen war, welcher aber nach und nach eine solche Herrschaft über uns gewinnen wollte, und solche Forderungen machte, daß ich mich nicht länger seiner Führung bedienen konnte, und ihn daher von meinen Begleitern nach Kadiaro ausschloß. Erbittert über dieses Verfahren wiegelte er die Durumas, bei denen er viel Einfluß hatte, gegen mich auf und soll ihnen sogar gerathen haben, mich zu plündern.

Bald nach dieser fruchtlosen Unternehmung war ich genöthigt, Rabbai zu verlassen, und mich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Europa zu begeben. Rebmann und seine Gattin

waren jetzt allein auf der Station, da Erhardt in Usambara war. Am 25. September hatte ich Abschied von den theuren Geschwistern genommen, die mir so viele Liebe erwiesen hatten, und die jetzt allein verweilen mußten unter einem finstern und verkehrten Geschlecht von Heiden, die wenig oder kein Bedürfniß nach der Rettung ihrer Seelen fühlten. Es braucht großen Glauben und brünstige Liebe, um unter einem solchen Volk in Geduld auszuharren und auf Hoffnung zu arbeiten. Daß der Gott aller Gnade und Geduld meinen lieben zurückbleibenden Geschwistern diesen ausharrenden Glauben und diese göttliche Liebe immer reichlicher schenken wolle, war mein Abschiedswunsch und Gebet und ist es seither geblieben.

Bei meiner Abreise von Mombas im October 1853 war ich genöthigt, ein ganz kleines Boot zu miethen, das mich nach Takaungu und der Kilefibucht bringen sollte, wo das größere Schiff, auf dem ich nach Makalla und Aden segeln wollte, vor Anker lag. Kaum hatten wir den Hafen von Mombas verlassen, so wurde das kleine Boot auf dem offenen Meer von den hereinschlagenden Wellen so mit Wasser gefüllt, daß ich alle Augenblick das Untersinken fürchten mußte. In der Kilefibucht hatte ich bis zum Abgang unsers Schiffes Gelegenheit, die fruchtbare Gegend zu durchziehen, in welcher die Suahili von Takaungu ihre schönen Plantagen angelegt haben. Mein Schiff ankerte an der ganzen Küste nur einmal, und zwar in Mukdischa, wo ich im Hafen gegen 20 Schiffe zählte, welche Sklaven hatten, die sie nach Arabien einschmuggeln wollten. In Makalla hielt ich mich nur kurze Zeit auf, da ich eilte, Aden vor Abgang des Dampfschiffes nach Sues zu erreichen. Von Alexandrien reiste ich auf dem östreichischen Dampfschiff nach Triest, von wo ich, über Wien und Dresden reisend, um Weihnachten in meinem theuren Vaterland Württemberg in sehr geschwächtem Zustand ankam. Sobald es meine Gesundheit erlaubte, begab ich mich im Jahr 1854 nach England, um meiner Committee über die Rabbai-Mission Bericht zu erstatten, und ihre weiteren Instruktionen entgegenzunehmen. Einige Mitglieder des Committee stimmten für die Aufhebung der ostafrikanischen Mission, während die Mehrzahl sich dahin aus-

sprach, daß man trotz der bisherigen Erfolglosigkeit (was Bekehrungen von Seelen betrifft) dieser Mission sie dennoch aufrechthalten und fortsetzen, ja sogar mit einem neuen Missionar in der Person des lieben Bruders Deimler aus Bayern verstärken solle. Da um jene Zeit Bischof Gobat in Jerusalem den Plan hatte, eine Anzahl Brüder aus dem Handwerkerstand, die in dem von Herrn Spittler auf der Chrischona bei Basel errichteten Institut einige theologische Bildung empfangen haben, nach Abessinien zu senden, um wo möglich die Anno 1843 aufgegebene Mission in jenem Land zu erneuern, so erbot ich mich, auf meinem Rückweg nach Rabbai zuerst Abbessinien zu besuchen, und in Begleitung eines Chrischona-Bruders die Einleitung zu der beabsichtigten Mission zu treffen. Von Abessinien aus wollte ich dann südlich reisen über Gurague, Kambat, Wolamo und andere Länder, wo ich zerstreute christliche Ueberreste anzutreffen hoffte. Zuletzt gedachte ich bei Barawa oder Marka aus dem Innern an die Küste zu kommen, und dann vollends zur See nach Mombas zu segeln. Während ich die Reise nach Habesch machen und die Südländer bis Barawa bereisen wollte, sollte mein neuer Mitarbeiter Deimler nach Bombay gehen und die arabische und Suahili-Sprache erlernen, um sich dann später der Rabbai-Mission anzuschließen.

Diesem von der Committee genehmigten Plan gemäß reiste ich im November 1854 (nachdem ich in Tübingen mein Wörterbuch in der Wakuafi und die englische Liturgie in der Suahili-Sprache hatte drucken lassen) von Triest über Syra, Smyrna, Rhodus, Cypern nach Alexandrette, wo ich und mein geliebter Mitarbeiter Deimler an das Land stiegen und in sieben Stunden Nazaret erreichten, von wo wir über Nablus nach Jerusalem kamen. Nachdem ich mit Bischof Gobat über die abessinische Mission mich berathen und von ihm die nöthigen Instructionen erhalten, und in der Person des lieben Bruders Flad aus Würtemberg einen Begleiter nach Habesch erlangt hatte, begab ich mich nach kurzem Aufenthalt in Jerusalem nach Jaffa, wo uns Missionar Kruse gastfreundlich beherbergte, bis wir nach Alexandrien abfahren konnten. Im Anfang 1855 kamen wir in Cairo

an, wo ein in dem protestantischen Collegium zu Malta gebildeter junger Abessinier zu uns kam, um mit mir und Martin Flad nach Habesch zu reisen und dort womöglich eine Schule zu leiten, und sich später an die Chrischona-Brüder anzuschließen.

Nach kurzem Aufenthalt in Cairo, wo die nöthigen Vorbereitungen für die lange Reise getroffen wurden, begaben wir uns nach Sues, wo Deimler sich auf dem Dampfschiff nach Bombay einschiffte, während ich mit Flad und dem jungen Abessinier auf einem arabischen Schiff nach Dschidda und Massowa segelte. Die Erlebnisse auf dieser Reise werden in dem zweiten Theil dieses Buches mitgetheilt werden. Hier erzähle ich nur so viel als nöthig ist zum Verständniß meines 18jährigen Aufenthalts in Afrika. Als ich im Jahr 1855 von Gondar, der Hauptstadt Abessiniens, aus nach Süden weiter reisen wollte, fand ich den Weg nach Schoa völlig verschlossen, indem der neue König Theodoros gegen Schoa Krieg führte, und somit die Verbindung mit dem Süden aufgehoben war. Da Theodoros, sowie der Abuna Abba Salama der protestantischen Mission nicht ungünstig zu seyn schien, und da ich, wie gesagt, den Weg nach Süden nicht weiter verfolgen konnte, so hielt ich es mit Flad fürs Beste, so schnell als möglich nach Egypten zurückzukehren, um einen Bericht an Bischof Gobat abzustatten, und dann von Cairo aus nach Aden und Rabbai zur See zu gehen, während Flad die in Jerusalem weilenden Brüder nach Abessinien zu geleiten willig war, im Fall Bischof Gobat geneigt wäre, sie nach Abessinien zu senden. Von Gondar aus reiste ich nach Sennar und von dort nach Chartum, wo ich in Folge der langen und großen Strapatzen in einem sehr geschwächten Zustand ankam, aber durch den Ausbruch des Fiebers erst vollends geschwächt wurde. In Wad Medine hatte ich einen Sonnenstich erhalten, der mich das Aeußerste besorgen ließ. Die Seereise von Chartum bis Abu-Hammed stärkte mich jedoch ein wenig, und in der Nubischen Wüste Atmor, wo ich mein Grab zu finden glaubte, verließ mich das Fieber fast gänzlich, doch blieb mein Kopf stets leidend und konnte nur durch eine sehr dicke Bedeckung etwas beruhigt werden. Bei meiner Ankunft in Cairo war es mir klar, daß ich in diesem elen-

den Zustand nicht nach Rabbai gehen, und überhaupt, daß ich das afrikanische Klima und Lebensweise nicht mehr ertragen könne, und also mein Wirken daselbst zu Ende sei. Mit tiefem Schmerz nahm ich daher im August 1855 Abschied von Afrika, wo ich so viel gelitten, so viel gereist und so manche Beweise der schützenden und durchhelfenden Macht und Gnade Gottes erfahren habe, wo ich aber auch manche Seele mit dem Wort des Lebens bedienen und den Namen Jesu Christi an Orten nennen durfte, wo er zuvor nie genannt und bekannt worden war. Gott gebe, daß der ausgestreute Same hier und dort reichlich Früchte bringe!

Im September 1855 kam ich über Triest, Venedig, Mailand, Chur und Friedrichshafen in Stuttgart an, wo ich im Hause meines theuren Freundes Friedrich Reihlen und seiner liebevollen Familie die so nöthige Erquickung für Körper und Geist fand, bis ich auf den Rath eines werthen Freundes und mit der Genehmigung des Herrn Pfarrer St. und Vorsteher D. in Kornthal eine Wohnung fand, wo ich die weitere Entwicklung meines Lebensganges abwarten wollte. Die Committee in London bezeugte ihre herzliche Theilnahme an meinen Leiden und hoffte, daß ich mich in Kurzem so weit erholen möchte, daß ich, in ein besseres Klima versetzt, meine Arbeit in Afrika fortsetzen könnte. Sie machte mir den Vorschlag, nach der Insel Mauritius zu gehen, um dort solche Eingeborene, welche früher aus Ostafrika in die Sklaverei verkauft worden waren, und nun als freie Leute in Mauritius sich aufhalten, ausfindig zu machen und solche, welche Lust bezeugen, zu unterrichten und zu Katechisten heranzubilden, in der Absicht, sie später nach Ostafrika zurückzuschicken, wie dieß von Sierra Leone aus in Westafrika der Fall geworden ist. Auch auf dem Kap der guten Hoffnung, meinte die Committee, würden solche Leute anzutreffen seyn.

So freundlich und einladend auch dieser Vorschlag war, und so sehr ich ihn in Beziehung auf seine wichtigen Folgen billigen mußte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, vor einer Reihe von Jahren noch einmal nach Afrika zurückzukehren. Ich wünschte, daß meine Gesundheit vorher ganz befestigt, und daß mir Zeit gelassen würde, mein ganzes Leben, und namentlich mein Missions-

Leben in Afrika zu durchgehen, wozu ich in der Ferne nie die gehörige Zeit und Ruhe gefunden hatte.

In der Person der Johanne Wilhelmine Charlotte Pelargus, der ältesten Tochter des Herrn Stadtrath Pelargus in Stuttgart, ließ mich der gnädige Gott, der alle meine Lebensschicksale bisher so wunderbar und so freundlich geleitet und geordnet hat, abermals eine würdige Lebensgefährtin finden, welche durch ihre reiche christliche Erfahrung mir eine große Stütze im Christenlauf, und durch ihren Sinn der Selbstaufopferung eine treue Pflegerin in meinen Gesundheits-Verhältnissen, kurz eine treue Hilfe für Körper und Geist geworden ist. Auf welche Weise sich mein fernerer Lebensgang gestalten werde, entweder zur Wirksamkeit in der Heimath, oder zur Rückkehr nach Afrika, das überlasse ich dem Herrn, der bisher alles recht gemacht hat, und dem ich in Zeit und Ewigkeit alle Ehre und Anbetung geben möchte für seine erleuchtende, rettende, schützende und bewahrende Gnade, die ich von Jugend auf, besonders aber in Afrika, reichlich erfahren habe.

Elftes Kapitel.

Beilagen zum ersten Theil.

1) Aus dem Tagebuch der nach Schoa bestimmten Missionarien Mühleisen und Müller. (Zu Seite 108.)

Den 17. Mai 1841 kamen beide Missionarien in Tadschurra an, um mit der brittischen Gesandtschaft nach Schoa vorzudringen. Außer dem brittischen Gesandten Major Harris, den Offizieren Kapitän Barker und Graham und 18 Soldaten von der englischen Besatzung in Aden befanden sich noch Dr. Roth und Maler Bernatz u. s. w. bei der Gesellschaft. Für die erste Zeit wurden die Brüder Müller und Mühleisen im Hause des Sultans von Tadschurra einquartirt; später beschloßen sie, im brittischen Lager außerhalb der Stadt eine Hütte zu errichten, und darin bis zur Abreise zu kampiren. Sie bestand, schreibt Mühleisen, aus einigen Pfosten und Matten; der Boden war, wie das Dach,

mit Palmblättern bedeckt; wir lagen nur etwa 50 Schritte vom Meeres-Ufer. Da es nun an der nöthigen Anzahl von Kameelen zur Reise fehlte, so wurde beschlossen, daß der ganze Zug sich in zwei Abtheilungen theilen sollte, deren erste sogleich aufbrechen, die zweite aber warten müsse, bis Kameele von Schoa geschickt würden. Zu der letztern gehörten troß allem Bitten und Widerstreben auch die Brüder. Sie mußten sich zu einem mühseligen und schmerzlichen Warten anschicken, und waren nicht geringen Gefahren ausgesetzt. Missionar Mühleisen schreibt vom 23. September 1841: Seit wir in Tadschurra sind, hatten wir manche Gelegenheit, die Gesinnung der Leute kennen zu lernen, und nachdem wir alles menschlichen Schutzes entblößt sind durch die Zurückberufung der zweiten Hälfte der Gesandtschaft nach Aden, hielten wir es auch für unsere Pflicht, Wache zu halten die ganze Nacht hindurch. Ungefähr um 1 Uhr in der Nacht weckte mich Br. Müller; ich erhob mich, ging hin und her innerhalb des Zaunes, der um unsere Hütte her ist, horchte und lauschte nach allen Seiten hin. Unser Koch Abdalla und drei Knechte des britischen Agenten schliefen außerhalb ihres Hauses, zu welchem eine Thüre führte von dem unsrigen. Oft wurden sie von dem Agenten ermahnt, innerhalb des Hauses zu schlafen, aber immer erhielt er die Antwort: „Es ist nichts zu fürchten." Ein Somali-Knabe allein schlief innerhalb. Diese Nacht jedoch vergaß er sich und schlief auch draußen. Ungefähr um halb 3 Uhr hörte ich ihn husten; er war erwacht, und als er mich über die niedere Thüre hinausschauen sah, vor der sie alle lagen, die andern in festem Schlaf versunken, stand er auf; ich öffnete die Thüre und ließ ihn herein, ging hierauf an die andere Seite gegen das Meer, und setzte mich lauschend ungefähr zwei bis drei Minuten auf einen Stuhl, war vielleicht keine 10 Ellen entfernt von ihnen. Auf einmal wurde mir durch einen Schrei von jener Seite her ein Schreckenszeichen gegeben. In einem Augenblick war ich an dem Platz und feuerte eine blos mit Pulver geladene Pistole über die niedere Thür, nicht wissend, was geschehen; ja, ich dachte, eine Hyäne möchte sie erschreckt haben. Der Agent kam auf mich zugelaufen, und nur durch göttliche Bewahrung bin ich den Kugeln

seiner Doppelflinte entgangen, die er im Schrecken und in der Bestürzung auf mich losfeuern wollte, nicht wissend, wer ich sei. Wir untersuchten nun, was geschehen war. Unser treuer Knecht wälzte sich mit zwei andern im Blute; einer hauchte seine Seele vor unsern Augen aus; ein zweiter starb ungefähr nach einer halben Stunde, und der dritte lebte bis Mittag. Ehe der Rauch von meiner Pistole vergieng, waren die Mörder davon. Einem Vierten, einem Jüngling aus Sansibar, wollte gerade Einer den Todesstoß geben, als ich die Pistole abdrückte. Wir schossen noch einigemal, um die Leute aufzuwecken; nach langem Rufen versammelten sich mehrere in einiger Entfernung; als sie es nicht wagten, zu uns zu kommen, gingen wir zu ihnen, und mengten uns unter ihre Waffen, Schild und Speer und Dolch, mit denen sie Alle erschienen; sie gingen mit uns und sahen. Einer, bereits todt, war in die Brust gestochen, den zwei andern hingen die Eingewaide heraus. Unser Abdalla brach den Speer in der Mitte, der mit seinem eigenen Blut über und über bedeckt war. Wenig Zweifel sind übrig, daß es ein Tochtermann des Sultans ist, dem dieser Speer angehörte. Wir Alle glauben und haben unsre Gründe dazu, daß ihre Absicht war, diese armen Leute zu tödten; sie aber nur zuerst, und uns hernach; es war nur eine Bahn, um zu uns zu gelangen. Einige von den Aeltesten Tadschurra's saßen nachher mit uns zusammen, sie mit Speer und Schild, wir die Gewehre zwischen unsern Beinen.

Zwei Boote wurden nun bestellt, unser Leben und unser Gut an Bord zu retten, aber es wurde verhindert vom Sultan. Das einzige, was uns gewährt wurde, war, daß einige Männer zum Schutz bei uns schlafen sollten.

Müller und Mühleisen kamen später (am 5. October) glücklich in Aden an und begaben sich in Folge eines Committee-Beschlusses nach Jerusalem, um von dem ersten anglikanischen Bischof Alexander ordinirt zu werden. Mühleisen wollte später mit mir und Isenberg nach Schoa reisen. Da diese Reise nicht gelang, begab er sich mit Isenberg nach Tigre. Nach seiner Rückkehr aus Abessinien wurde ihm ein Missions-Posten in Indien angewiesen.

---

2) Schreiben meiner seligen Gattin (vom 6. Juni 1843 aus Kaichkur an der Grenze von Hamassien) an ihre Mutter:
(Zu Seite 162.)

Wieder einen Schritt weiter in unserer Pilgerschaft; aber dießmal war unser Pfad rauh und manche Klippe, mancher Dorn verwundete den Fuß. Ein Sturm zerknickte plötzlich die schönste Blüthe unsers Lebens. Unser Kindlein ruhet in der kühlen Erde zwischen rauhen Felsen; in einer öden Wildniß wurde es geboren, — ach, zu früh welkte sein junges Leben dahin, zu früh wurde es seinen trauernden Eltern entrissen, und doch müssen wir sagen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Wir sollen es deßhalb gerne ziehen lassen nach den obern Wohnungen; aber eine Thräne läßt es zurück, darum nennen wir es Eneba, d. h. auf Amharisch: die Thräne, hoffend, daß diese Thränensaat sich einst in eine Freudenernte verwandeln wird.

Am 23. Mai (1843) verließen wir Massowa und setzten über aufs feste Land, von welchem Massowa durchs Meer kaum eine Viertelstunde getrennt ist. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise von Makullu, wo wir im Hause des französischen Consuls die Nacht geruht hatten, weiter fort. Unsere Kameele warteten unser auf der nächsten Station Tarakuba: meine Träger mußten entlassen werden, weil sie weder mit dem Lohn zufrieden waren, noch das Tragbett so tragen wollten, wie wir glaubten, daß es weniger beweglich sei. Die Frau des Consuls Degoutin bot mir ein Maulthier an, ich legte ein Kissen auf den Sattel und kam so ohne zu große Ermüdung auf die nächste Station, die nur eine Stunde entfernt war. Unser Weg ging durch eine dürre Sandwüste mit niederem Gesträuch, in der das Dorf Saga liegt. Wir ruhten unter einem Dornbaum; die große Hitze ließ uns aber wenig Ruhe, und so brachen wir Nachmittags frühe auf, um den weit entfernten Wasserplatz Abakul zu erreichen; wir waren nur zu frühe aufgebrochen, die Sonne brannte glühend auf uns herab, und erschöpfte mich sehr. Da fingen die Leiden an, die meine Entbindung so ungemein schnell herbeiführten; ich hatte Stechen in der Seite, und konnte mich kaum auf dem

Maulthier halten; die Füße waren so geschwollen, daß ich nicht einmal die Schuhe meines Mannes tragen konnte; wenn ich zu erschöpft war, so stieg ich vom Maulthier, und setzte mich ein wenig, dann mußten wir aber eilen, um die Karawane einzuholen, da keiner von den rohen Kameelsführern auf uns warten wollte und wir allein den Weg nicht finden konnten durch das dicke Gesträuch, das meine Kleider ganz zerfetzte. Endlich mit Sonnenuntergang erreichten wir die Station, und lagerten im Beet eines ausgetrockneten Flusses, da solche Stellen die geschätztesten Lagerplätze sind; im Gebüsch zu lagern, ist nicht rathsam, weil da die wilden Thiere leichter einen Ueberfall wagen können. Wir schlugen das Zelt nicht auf, sondern stellten einige Kisten um unsre Betten herum, um uns vor den Kameelen zu bewahren, die um uns her lagerten. Es wurde ein großes Feuer angezündet; doch weckte ich mehr als einmal unsre schlafenden Knechte, damit sie dasselbe unterhalten, denn Schlaf kam nicht in meine Augen. Ich litt an Rücken- und Unterleibsschmerzen, die ich einer Erkältung in der kühlen Nacht zuschrieb, obgleich ich an das Schlafen im Freien schon durch den Aufenthalt in Massowa gewöhnt war. Mit diesen Schmerzen stand ich sehr frühe auf, mit denselben reiste ich den ganzen Tag in dieser Wildniß, die an einigen Stellen von Schoho-Beduinen bewohnt ist, welche Schlachtvieh und Milch nach Massowa liefern, nachdem sie letztere tüchtig geräuchert haben, um sie vor dem Sauerwerden zu bewahren. Am folgenden Tag erreichten wir nach 10 Uhr die Station Wai-Negus (d. h. Wehe dem König). Wir lagerten in der Nähe eines kleinen Bächleins, dessen Anblick uns sehr erquickte, sowie seine wildromantische Umgebung. Eine Heerde Ziegen kam zu dem Bächlein, und ich konnte ein wenig Milch erhalten, die mir sehr schmeckte, aber wenig Linderung verschaffte. Nach der Mittagshitze brachen wir wieder auf, denn in der Wüste ist nicht gut weilen; das fühlten wir wohl, und hofften immer noch das erste abessinische Dorf erreichen zu können. Doch hatte es eine höhere Hand anders bestimmt. Wir stiegen über bedeutend hohe rauhe Felsen, so daß die Kameele nur langsam und furchtsam vorwärts schritten; endlich hatten wir noch ein äußerst rauhes Herunter-

steigen über steile Felsen, und dieser letzte Gang mag wohl den traurigen Entscheid gegeben haben. Wir befanden uns in einer felsigen engen Thalschlucht, die Berge mit wildem Gesträuch bewachsen; ein schöner Baum voll rother und weißer Blüthen erregte mein Erstaunen, und meine Bewunderung war groß, mitten in dieser Wildniß frische Blätter zu sehen. Ich bat meinen lieben Mann, mir ein Zweiglein zu pflücken, um mich ein wenig in meinen Schmerzen zu zerstreuen; — ach, ich ahnte nicht, daß diese Blüthen, die der Wind zerstreute, morgen das Grab meines Kindes bedecken würden. Von den vielen Vögeln, welche den Wald beleben, ließ nur die einsame Glocke ihr feierliches Lied erschallen, — ach, sie läutete meinem Kinde zu Grabe, und ich wußte es nicht. Indessen bereitete sich alles zu meiner rasch herannahenden Entbindung. Meine Schmerzen wurden häufiger und anhaltender, ich nahm hoffmännische Tropfen, trank schwarzen Kaffee, doch ohne Erfolg. Meine äußere Umgebung war auch nicht gemacht, um mir Ruhe zu geben: unsere Nachbarn, die starken Kameele, wurden sehr unruhig und sprangen davon, weil Scorpionen unter den Steinen waren. Alles schlief, Niemand bekümmerte sich um uns, so daß wir in der verlassensten, traurigsten Lage uns befanden, fern von aller menschlichen Hilfe, in Mitten einer rauhen Wildniß. Mein Mann ließ schleunigst das Zelt aufrichten und mich hineintragen. Er war in der größten Noth und Verlegenheit, er weinte, als er mich so leiden sah. Endlich nach zwei Stunden war der Gipfel meiner Schmerzen, aber auch die schnelle Erlösung davon erreicht. Plötzlich erschien das arme Wesen, das zu unsrem tiefen Schmerz das Licht der Welt zwei Monate zu früh erblickte, und dieß war es, was mich so traurig machte. Doch faßten wir wieder Hoffnung, als wir das kräftige Kind sahen; es athmete und schien schreien zu wollen. Wir konnten uns freilich nicht verbergen, daß das liebe Kind bald in eine bessere Heimath hinüberschlummern werde; deßhalb wünschten wir es durch die Taufe in den Bund der sichtbaren Kirche Gottes aufnehmen zu lassen; wir waren beide tief bei dieser Handlung ergriffen, und kurz darauf hauchte es den letzten Seufzer in meinen Armen aus. Wir weinten beide, doch er-

munterte mich mein Mann zur Ruhe und Ergebung, weil mein eigenes Leben, wie er sagte, noch nicht außer Gefahr sei. Mein Mann hatte mit Tages-Anbruch einen Expressen auf ein fern gelegenes Beduinen-Dorf geschickt, um eine Frau, die mir beistehen könnte, und etwas Milch zu holen; sie erschien endlich, allein sie konnte weder arabisch, noch amharisch, und so mußte mein Mann mit ihr durch einen Führer, der vor dem Zelte saß, sprechen. Diese Schoho-Frau, die allerdings kein freundliches Aussehen hatte, sondern ein altes schwarzes Weib war, die als Kleidung nur ein schmutziges Leder um sich gewunden hatte, verdient dennoch nicht gering geschätzt zu werden. Sie war vor allem darauf bedacht, mir etwas Stärkendes zu geben, das ich wohl bedurfte, da ich seit Abends nichts genossen hatte. Sie gab mir von der süßen Milch, die sie mitgebracht hatte, doch nicht ungekocht, und vermischte sie mit Honig und Pfeffer. Auch wollte sie, ich sollte mich an den Bach tragen lassen, um mich zu baden, wie es die Kindbetterinnen in diesen Ländern thun; natürlich wollten wir nichts davon wissen. Sie empfahl mir, viel gesottene Milch mit Pfeffer vermischt zu trinken und Brod zu essen, bis ich wieder stark werde. Von einer Sorgfalt, mir äußere Ruhe zu verschaffen, wußte sie nichts; sie selber schrie im Zelt, und ließ ihre Landsleute schreien und zanken, daß wir es wirklich wie ein Wunder Gottes ansehen mußten, daß ich nicht Fieber bekam, zumal bei der drückenden Hitze, unter welcher ich schmachtete. Meine Kissen brannten mich, einen erquickenden Schlaf konnte ich nicht finden in diesem Lärm. Unsere Führer wollten nicht warten, mein Mann ließ ihnen eine Kuh kaufen, und suchte sie zu beschwichtigen; aber die rohen Leute verlangten immer mehr, und benützten unsere verlassene Lage, alles von uns zu erpressen. Wir bedurften Milch, weil dieß das einzige Nahrungsmittel war, das ich genießen konnte, und mußten dem Manne, der sie holte, einen Thaler versprechen für die Mühe, sie dreimal zu holen. Die Milch wurde besonders mit Tabak bezahlt, und doch fehlte sie uns oft.

Doch ich kehre zu unsrer kleinen Eneba zurück, die so ruhig und so sanft zu schlafen schien, sich nicht bekümmernd um den

steigen über steile Felsen, und dieser letzte Gang mag wohl den traurigen Entscheid gegeben haben. Wir befanden uns in einer felsigen engen Thalschlucht, die Berge mit wildem Gesträuch bewachsen; ein schöner Baum voll rother und weißer Blüthen erregte mein Erstaunen, und meine Bewunderung war groß, mitten in dieser Wildniß frische Blätter zu sehen. Ich bat meinen lieben Mann, mir ein Zweiglein zu pflücken, um mich ein wenig in meinen Schmerzen zu zerstreuen; — ach, ich ahnte nicht, daß diese Blüthen, die der Wind zerstreute, morgen das Grab meines Kindes bedecken würden. Von den vielen Vögeln, welche den Wald beleben, ließ nur die einsame Glocke ihr feierliches Lied erschallen, — ach, sie läutete meinem Kinde zu Grabe, und ich wußte es nicht. Indessen bereitete sich alles zu meiner rasch herannahenden Entbindung. Meine Schmerzen wurden häufiger und anhaltender, ich nahm hoffmännische Tropfen, trank schwarzen Kaffee, doch ohne Erfolg. Meine äußere Umgebung war auch nicht gemacht, um mir Ruhe zu geben: unsere Nachbarn, die starken Kameele, wurden sehr unruhig und sprangen davon, weil Scorpionen unter den Steinen waren. Alles schlief, Niemand bekümmerte sich um uns, so daß wir in der verlassensten, traurigsten Lage uns befanden, fern von aller menschlichen Hilfe, in Mitten einer rauhen Wildniß. Mein Mann ließ schleunigst das Zelt aufrichten und mich hineintragen. Er war in der größten Noth und Verlegenheit, er weinte, als er mich so leiden sah. Endlich nach zwei Stunden war der Gipfel meiner Schmerzen, aber auch die schnelle Erlösung davon erreicht. Plötzlich erschien das arme Wesen, das zu unsrem tiefen Schmerz das Licht der Welt zwei Monate zu früh erblickte, und dieß war es, was mich so traurig machte. Doch faßten wir wieder Hoffnung, als wir das kräftige Kind sahen; es athmete und schien schreien zu wollen. Wir konnten uns freilich nicht verbergen, daß das liebe Kind bald in eine bessere Heimath hinüberschlummern werde; deßhalb wünschten wir es durch die Taufe in den Bund der sichtbaren Kirche Gottes aufnehmen zu lassen; wir waren beide tief bei dieser Handlung ergriffen, und kurz darauf hauchte es den letzten Seufzer in meinen Armen aus. Wir weinten beide, doch er-

munterte mich mein Mann zur Ruhe und Ergebung, weil mein eigenes Leben, wie er sagte, noch nicht außer Gefahr sei. Mein Mann hatte mit Tages-Anbruch einen Expressen auf ein fern gelegenes Beduinen-Dorf geschickt, um eine Frau, die mir beistehen könnte, und etwas Milch zu holen; sie erschien endlich, allein sie konnte weder arabisch, noch amharisch, und so mußte mein Mann mit ihr durch einen Führer, der vor dem Zelte saß, sprechen. Diese Schoho-Frau, die allerdings kein freundliches Aussehen hatte, sondern ein altes schwarzes Weib war, die als Kleidung nur ein schmutziges Leder um sich gewunden hatte, verdient dennoch nicht gering geschätzt zu werden. Sie war vor allem darauf bedacht, mir etwas Stärkendes zu geben, das ich wohl bedurfte, da ich seit Abends nichts genossen hatte. Sie gab mir von der süßen Milch, die sie mitgebracht hatte, doch nicht ungekocht, und vermischte sie mit Honig und Pfeffer. Auch wollte sie, ich sollte mich an den Bach tragen lassen, um mich zu baden, wie es die Kindbetterinnen in diesen Ländern thun; natürlich wollten wir nichts davon wissen. Sie empfahl mir, viel gesottene Milch mit Pfeffer vermischt zu trinken und Brod zu essen, bis ich wieder stark werde. Von einer Sorgfalt, mir äußere Ruhe zu verschaffen, wußte sie nichts; sie selber schrie im Zelt, und ließ ihre Landsleute schreien und zanken, daß wir es wirklich wie ein Wunder Gottes ansehen mußten, daß ich nicht Fieber bekam, zumal bei der drückenden Hitze, unter welcher ich schmachtete. Meine Kissen brannten mich, einen erquickenden Schlaf konnte ich nicht finden in diesem Lärm. Unsere Führer wollten nicht warten, mein Mann ließ ihnen eine Kuh kaufen, und suchte sie zu beschwichtigen; aber die rohen Leute verlangten immer mehr, und benützten unsere verlassene Lage, alles von uns zu erpressen. Wir bedurften Milch, weil dieß das einzige Nahrungsmittel war, das ich genießen konnte, und mußten dem Manne, der sie holte, einen Thaler versprechen für die Mühe, sie dreimal zu holen. Die Milch wurde besonders mit Tabak bezahlt, und doch fehlte sie uns oft.

Doch ich kehre zu unsrer kleinen Eneba zurück, die so ruhig und so sanft zu schlafen schien, sich nicht bekümmernd um den

Zank und Lärm der Welt; ach, wir mußten sagen: wohl dir, du liebes Kind, daß du so frühe aus diesem Jammerthal genommen wurdest. Nur eine Stunde hatte es gelebt, am Abend schon ruhte es in der Erde Schooß. Gerne hätten wir die liebe Leiche länger zurückbehalten, allein die starke Hitze beschleunigte zu schnell die Verwesung und nöthigte uns, sobald unsern Augen es entrücken zu lassen. Ich gab es mit blutendem Herzen seinem Vater, der es in seine nahe Ruhestätte trug, nur einige Schritte von unserem Zelte entfernt unter dem Blüthenbaum. Mein Mann hatte grüne Zweige ins Grab legen lassen und darauf das theure Kind, das wieder mit einem Tuch und Baumzweigen bedeckt wurde, und endlich ließ er das Gräblein mit Sand auffüllen. Hierauf trugen sie große Steine herzu, die sie mit Baumzweigen auf das Gräblein häuften, um den Vorübergehenden anzudeuten, daß hier ein Grab sei, — eine Stätte, die von Christen und Muhamedanern heilig gehalten wird. Wir trafen manches Grab auf dem Wege; voll Scheu weichen die Leute auf die Seite, und nie würde Jemand in der Nähe eines Grabes ruhen. Mit welchen Gefühlen ich dieser stillen Grablegung zusah, das läßt sich nicht beschreiben, aber wohl nachfühlen. Mein Mann las in Gegenwart einiger Amharer die Gebete des ins Amharische übersetzten Gebetbuches der englischen Kirche.

Mein Mann hielt es nun für rathsam, daß ich drei Tage ruhen sollte; wir konnten aber unsere Führer nur dadurch so lange hinhalten, daß wir ihnen täglich einen Thaler gaben. Diese Tage waren freilich keine Ruhetage; bei Tage hörte ich den betäubenden Lärm und Zank der Leute, und des Nachts kam wenig Schlaf in meine Augen. Ich war wider meinen Willen der Wächter der Karawane, und weckte oft unsere Leute auf, um das Feuer zu unterhalten. Nur in der letzten Nacht unsers Dortseyns waren sie wachsam, indem einer der Leute zwei Löwen gesehen zu haben behauptete. Am 29. Mai war ich so gestärkt, daß ich gleich nach Sonnenaufgang aufstehen, einen warmen Arrow-root-Brei genießen und dann ein schmerzliches Lebewohl der Stätte sagen konnte, welche uns stets ein Ebenezer bleiben wird, da wir hier die Hilfe Gottes so herrlich erfahren durften.

Bald verlor ich diese Stätte aus dem Angesicht. Meine Träger, rüstige Schohos mit Butter-beschmiertem Haupte, die, als die Sonne sie schmelzte, einen höchst unangenehmen Geruch verbreiteten, brachten mich bald, nachdem wir über Felsen gestiegen und durchs Gesträuch uns durchgearbeitet hatten, in eine auffallend liebliche Ebene, die einem englischen Parke glich, die aber nur dem Auge angenehm war. Die Heerde, die dort waidete, fand unter diesem üppigen Gesträuch nur eine spärliche Nahrung, in der Nähe standen einige elende Beduinenhütten, kaum fünf Fuß hoch und etwas mehr im Umfang. Nach und nach verwandelte sich diese malerische Gegend in die frühere Wildniß, und wir hielten Mittagsruhe unter einem Dornbaum auf der Station Fantaklo, die ein kleines Bächlein in der Nähe hat, das uns und unsere Lastthiere erquickte. Im Laufe des Nachmittags erreichten wir die letzte Wasserstation, von wo die Kameele zurückkehren, und das Gepäck von Kühen über das Gebirg getragen wird. Dieß ist der längere und beschwerlichere Theil der Reise. Als wir in Medmar ankamen, fühlte ich mich ziemlich ermüdet, denn das Tragen auf die Weise, wie es meine Schoho thaten, war kein sanftes. Den folgenden Morgen frühe, den 30. Mai, kamen die Schoho, die Besitzer der Kühe, um mit uns zu unterhandeln. Mein Mann hatte einen Streit erwartet, weil diese Leute so viel Geld von den Franken zu erpressen suchen, als sie können; aber einen so hartnäckigen Kampf hatte er nicht erwartet. Vor allem erklärten sie, daß sie keine Kisten nehmen wollten: das Holz, wie sie sich ausdrückten, muß hinweg, unsere Kühe sind nicht gewohnt, es zu tragen. Es war dieß nur, damit wir ihre Säcke miethen mußten, das Stück zu $1/4$ Thaler. Nur mit der größten Mühe brachte sie mein Mann dahin, daß sie wenigstens einige unserer eigenen Kisten nahmen; der Inhalt der zwanzig Bücherkisten mußte in ihre Säcke vertheilt werden. Dann verlangten sie einen übermäßigen Preis für ihre Kühe, und machten noch andere höchst ungerechte Forderungen, in die wir nicht eingehen wollten. „Gut," sagten sie, „wir lassen euch, ihr mögt dann machen, was ihr wollt." Und in der That gingen sie alle mit Zorn und Geschrei hinweg. Ich wünschte nur, die lieben Leute, welche über Mangel

an Sparsamkeit von Seiten der Missionarien in diesen Ländern klagen, möchten die Scenen des ganzen Tages mit angesehen haben, sie würden ihre Klagen wohl zurückziehen. Es handelte sich um ein paar Thaler, um deren willen sich mein Mann fast krank sprach, um deren willen ich diesen und den folgenden Tag das Geschrei und Toben dieser Wilden in und um mein Zelt hören mußte.

Endlich mußte mein Mann nachgeben, sonst hätten uns die Schoho verlassen. Am 1. Juni wurde aufgebrochen. Trotzdem, daß ich vor Mattigkeit nicht wußte, wie ich aufstehen, wie ich mich halten sollte, kleidete ich mich doch an; als ich aber gehen wollte, wurde es mir ganz schwach und schwindlich, doch wurde es mir besser, sobald der Marsch begann. Vorerst stritten sich aber die Schoho wohl eine Stunde um das Vertheilen des Gepäcks. Nach kurzem Gang durch niederes Gesträuch (unsere Wegrichtung war immer südwestlich) traten wir in ein enges Thal, oder vielmehr in das Bett eines ausgetrockneten Flusses, der sich zwischen hohen Bergen und vielen Felsen hindurch windet, so daß auch der einzelne Wanderer oft kaum Raum findet, um seinen Fuß sicher zu stellen; doch brachten mich meine sorgsamen Träger (ich hatte jetzt Amharer) glücklich hindurch, und wir genoßen mit Freuden die angenehme Kühle dieses frischen Thales, durch das sich ein Bächlein schlängelte. Die abessinische Luft, die über die hohen Berge drang, stärkte und erquickte uns beide, so daß unser Zug frisch von Statten ging. Oft ruhten wir unter einem hervorragenden Felsen oder unter dem Schatten eines spärlich belaubten Baumes, bis die Vegetation lieblicher wurde und wir manche schöne Blüthe bemerkten, die meinem Auge neu war. Wir kamen ungefähr um 11 Uhr nach dem Wasser Bamba, wo die Schoho uns neue Plackereien verursachten. Sie wollten nämlich bis Gura bezahlt seyn, da wir doch im Kaichkur bleiben, wir also nur die Hälfte Wegs bezahlen wollten. Wir mußten nach langer Weigerung nachgeben mit Verlust von $7^1/_2$ Thalern.

Am späten Abend wurden wir um Arznei angesprochen für einen Mann, der von einer Schlange gebissen worden war. Wir empfahlen ihm schnell etwas süße Milch zu trinken; ich wollte

ihm von der wenigen geben, die man mir gebracht, allein er verschmähte dieses ihm gering dünkende Mittel; am Morgen hatte er einen stark geschwollenen Arm und viele Schmerzen. Es ist überhaupt schwer, Kranke zu behandeln; einfache Mittel verschmähen sie, Medizin zu geben ist auch mißlich; wenn Verschlimmerung erfolgt, so schreiben sie es derselben zu, und behandeln sich selber oft ganz verkehrt. Einst verlangte z. B. ein Mann, der Leibschmerzen hatte, Essig, wir gaben ihm dafür natürlich schwarzen Kaffee. — Später liefen die Kühe die ganze Nacht herum, und drohten unser Zelt umzustoßen. Wir hatten eine unruhige Nacht zugebracht.

Am Nachmittag des 2ten Juni brachen wir von Bamba auf, und hatten einen sehr beschwerlichen, öfters gefährlichen Weg. Wir stiegen wohl 800 Fuß; auf der Höhe hatten wir eine angenehme Luft und weite Aussicht. Wir saßen in der Nähe eines Felsen, auf welchem Vertiefungen gleich Pferdetritten zu sehen waren; unser abessinischer Knecht erzählte, daß dies die Fußtritte des heiligen Aragawi seien, die sich dort eingeprägt, als er, von Jerusalem zurückgekommen, an dieser Stelle ruhte. Nun ging es wieder steil den Berg hinunter an tiefen Abgründen vorbei. Am Abend kamen wir auf der Station Galata sehr ermüdet an. Wir ließen unser Zelt nicht aufrichten, sondern stellten Kisten um uns herum. Die Hyänen kamen schon mit der Dämmerung ganz in die Nähe unsers Lagers. Es gelang ihnen aber nicht, ein Thier davon zu schleppen wie in der vorigen Nacht, da sie den Schohos eine Kuh zerrissen.

Am 3ten Juni ging es wieder über Felsen und durch Gesträuch, bis wir nach Aidaraso kamen, welche eine holzreiche Ebene ist, in der sich viele Elephanten aufhalten; wir sahen frische Spuren zertretenes Gebüsch und heruntergerissene Aeste der Bäume. Nun hatten wir noch eine einzige, aber sehr lange Station zurückzulegen, um nach Kaih Kur zu reisen. Ich war ordentlich wohl und konnte kürzere Strecken zu Fuß zurücklegen, gestützt auf einen großen Stab. Wir sahen von ferne das Kloster Bisen, das auf einem Berge liegt. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, nachdem wir im Ganzen wohl 5000 Fuß vom Meere an aufge-

stiegen waren. Wir staunten, wie die Natur Abessinien vor jedem feindlichen Angriff geschützt hat; hohe Berge umschließen und verengern das Thal immer mehr, endlich schließen sie sich bis auf einen schmalen Paß, den man das Thor von Abessinien nennen kann, welches nun auf christlichen Boden führt. Wir stiegen nun von einer Ebene, in der der Pflug geht, in das Dorf Kaich Kur, wo der Gouverneur uns freundlich aufnahm. Seine Frau verfertigte Abends einen abessinischen Pudding, der aus Mehl mit Wasser gekocht bestand; die Sauce war heiße Butter. Als der Gouverneur diesen Leckerbissen brachte, kostete er zuerst davon, und überließ es dann seinen Gästen, den Rest mit den Fingern zu verzehren. Besser schmeckte uns die Milch, obschon sie in Gefäßen von Kuhmist gebracht wurde. Den Schluß der Mahlzeit bildeten frischgebackene ungeheuer große dicke Brodkuchen, die wir unter unsere Leute vertheilten. Auch schenkte uns der Schum (Gouverneur) ein Schaf.

Am 6ten Juni begann mein Mann die Austheilung der äthiopischen und amharischen Bücher, bei der es anfänglich sehr stürmisch zuging. Alle verlangten äthiopische Bücher, besonders Psalmen wurden von Priestern, Mönchen und Nonnen verlangt. Die Mönche sollen täglich den ganzen Psalter durchlesen, was sie mit großer Gedankenlosigkeit und Schnelligkeit verrichten. Die Priester brauchen die Evangelien, die sie in der Kirche vorlesen. Das Verlangen nach Büchern war sehr groß. Mein Mann befriedigte so viel als er konnte. Ein Knabe weinte, da mein Mann ihm nur die Episteln geben wollte und nicht das ganze neue Testament. Ein Anderer, der schon ein Buch erhalten hatte, und wohl wußte, daß er kein zweites zu erwarten hatte, bestrich sich mit Honig, um sich unkenntlich zu machen; doch mein Mann erkannte ihn bald und bestrafte ihn über seine Sünde. Einige Leute brachten etwas Mehl, andere einen Ledersack. Viele kamen zwei bis drei Tagreisen weit, wie sie sagten. Die Mönche und Nonnen verlangten nur Psalmen. Ein Mönch sagte, wir sind Klosterleute und brauchen nur den David. Manche stimmten einen Kirchengesang an, um sich mit ihrer Bitte um Bücher bemerkbar zu machen; doch erhielt Keiner ein Buch, wenn er nicht

lesen konnte. Am 12ten Juni gaben wir das letzte äthiopische Exemplar weg. Einige Weltverächter (wie sich die Mönche nennen) drohten mit dem Bann, aber trotz dem wurden wir eigentlich um Bücher bestürmt.

---

3) Verzeichniß von Manuskripten in der äthiopischen und amharischen Sprache, welche in Abessinien noch vorhanden und zum größten Theil von mir nach Europa gesandt worden sind.

(Zu Seite 65.)

1) Das alte und neue Testament ist im Aethiopischen und Amharischen vorhanden.
2) Haimanot Abau (Glaube der Väter) enthält, so zu sagen, die Dogmatik der abessinischen Kirche. Es besteht aus Auszügen der heiligen Schrift, aus den Synoden und Concilien und Schriften der Kirchenväter, z. B. des Clemens Alexandrinus, Theophilus von Antiochien, Johannes und Dyonisius von Antiochien, des Cyrillus von Alexandrien und des Chrysostomus u. s. w. Maba Zion, Sohn des Ras Amdu soll zur Zeit des Königs Nebla Dengel das Buch verfaßt, oder blos ins Aethiopische übersetzt haben.
3) Retua Haimanot, der rechte (orthodoxe) Glaube.
4) Amada Mistir (Säulen des Geheimnisses oder der Lehre). Dieses im Amharischen geschriebene Buch handelt von der Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi, von der Taufe, dem Abendmahl und der Auferstehung.
5) Kirillos, ein dogmatisches Werk des Cyrillus von Alexandrien.
6) Masgaba Haimanot (Schatz des Glaubens), ein dogmatisches Werk.
7) Maz-hafa Temhert (Buch der Lehre), dogmatischen Inhalts.
8) Afa Work (Goldmund oder Chrysostomus), enthält eine Biographie und eine Erklärung des Kirchenvaters Chrysostomus über die Epistel an die Ebräer. Anbakom, ein aus dem glücklichen Arabien stammender und (zur Zeit des

Königs Naod und des berühmten Tekla Haimanot) nach Abessinien gekommener und dort bekehrter Kaufmann soll einige von Chrysostomus Werken ins Aethiopische übersetzt haben.

9) Sinodos, dieses Buch enthält die Gesetze oder Constitutionen, welche die Apostel der Kirche gegeben haben sollen.

10) Fatha Negest (Gericht der Könige, der Gesetzes-Codex). Dieses Buch soll zur Zeit des Kaisers Constantinus M. vom Himmel gefallen und von Petros Abd Essaid, einem Eingeborenen aus Tigre zur Zeit des Königs Sara Jacob (1434—1468) ins Aethiopische übersetzt worden seyn.

11) Kebra Negest, Ruhm oder Ehre der Könige, ein historisches Werk, welches die abessinischen Könige verherrlicht.

12) Serata Bieta Christian, Ordnung der christlichen Kirche.

13) Abuschaker, der abessinische Kalender.

14) Kedasie, Liturgie der abessinischen Kirche.

15) Arganon, ein liturgisches Werk mit Gebeten und Lobgesängen, welche an die Maria gerichtet werden.

16) Ardeet, Worte, welche Christus vor seiner Himmelfahrt zu den Aposteln geredet haben soll.

17) Siena Fetrat, ein im Amharischen geschriebenes Buch, welches fabelhafte Nachrichten über die Schöpfung und vorsündfluthliche Welt enthält, welche Moses auf dem Berge Sinai erhalten haben soll.

18) Siena Aihud, Geschichte der Juden, in Verbindung mit der Geschichte von andern alten Völkern.

19) Genset, ein Buch, welches bei Leichenbegängnissen gebraucht wird, und welches den Athanasius zum Verfasser haben und von der Kaiserin Helene bei Auffindung des heiligen Kreuzes entdeckt worden seyn soll.

20) Aklementos, Aussprüche von Clemens (in Rom und Alexandrien).

21) Mazhafa Filasfa, Aussprüche alter Philosophen.

22) Mazhafa Henok, ein tolles Buch mit fabelhaften

Prophezeiungen und Erzählungen, welche dem Henoch zugeschrieben werden.

23) Fekarie Jasus, Prophezeiungen Jesu über das Ende der Welt.

24) Sinkesar, Sammlung von Lebensgeschichten heiliger Männer. Das Buch ist in 365 Abschnitte eingetheilt, wovon jeden Tag ein Abschnitt in der Kirche gelesen wird.

25) Kufalie, ein Buch, das mehrere Geheimnisse enthält, welche Gott dem Moses auf dem Sinai geoffenbart habe, welche aber nicht in den 5 Büchern Mosis stehen.

26) Antiakos, ein Gespräch zwischen Athanasius und einem Edelmann, der Antiakus hieß.

27) Mazhafa Tomar, ein Brief, welchen Christus geschrieben haben soll.

28) Tomar Koprianos, Brief des Koprianos (Cyprian?)

29) Meelad, dogmatisches Werk.

30) Mazhafa Mister, Schilderung einiger Grundsätze alter Ketzer.

31) Mazhafa Aklil, ein Buch, das bei der Einsegnung der Ehe gebraucht wird.

32) Mazhafa Timkat, wird bei der Taufe gebraucht.

33) Mazhafa Faues Manfasawi, Buch der geistlichen Arznei.

34) Mazhafa Gragn, eine im Amharischen geschriebene Geschichte Gragn's, des fanatischen Königs der Adal.

35) Kalata Abau, Worte der 318 Väter auf dem Nizeäischen Concil.

36) Suaso, ein in schlechtem Amharisch geschriebene Grammatik und Wörterbuch.

37) Degua, Liederbuch, das der heilige Jared, ein Eingeborner in Semien vor 300 Jahren verfaßt, oder wenigstens in Noten gesetzt haben soll. Er soll noch im Verborgenen irgendwo leben.

38) Lefafa Zedek, Gebete und Beschwörungen gegen böse Geister. Dieses bei den Abessiniern sehr beliebte Buch wird oft mit den Todten begraben.

39) Mazhafa Derho.
40) Ankoritos.
41) Faretsch.
42) Lik Wangel.
43) Gera Moie.
44) Epiphanios.
45) Aximaros.
46) Sameros.
47) Mazhafa Buni.
48) Didaskalia.
49) Tamera Jasus, Wunder Jesu.
50) Tekla Zion.
51) Mewaset, Trauerlieder.
52) Ekabani, Gebetbuch.
53) Germama, Gebete gegen böse Geister.
54) Dersana Sanbat, Geschichte des heiligen Sanbat.
55) Wudasie Amlak, Lob Gottes.
56) Turguamie Fidel (Amharisch).
57) Melka Mikael, Gebete zum heiligen Michael.
58) Melka Gabriel, Gebete zum heiligen Gabriel.
59) Melka Jasus, Gebete zu Jesus und der heiligen Maria.
60) Zelota Musie, Gebete Mosis gegen böse Geister.
61) Zoma Degua, Fastenlieder.
62) Mazhafa Tschai.
63) Kal Kidan, Worte des Bundes.
64) Egsiabhar Neges.
65) Auda Negest, ein in Schoa verbotenes Zauberbuch.
66) Mazhafa Schekenat.
67) Mazhafa Berhanat, Buch der Lichter oder Beweise.
68) Maala Saalat, Stundengebete und Lieder.
69) Bartos.
70) Dionasios.
71) Mazhafa Keder, gebraucht zum Unterricht von Renegaten.

72) Gebra Haimanot, vorgelesen in der Charwoche.
73) Wudasie Mariam, Preis der heiligen Maria.
74) Raia Mariam, Gesichte der heiligen Maria.
75) Nagara Mariam, Worte der Maria.
76) Tamera Mariam, Wunder der Maria, welche sie in Abessinien gethan haben soll, als sie vor ihrer Rückkehr nach Palästina mit dem Kinde Jesus 3 Jahr und 6 Monat dort verweilte.
77) Georgis Woldda Amid.
78) Mistira Samai, Geheimniß des Himmels.
79) Gadela Kedusan, Leben der Heiligen.
80) Manschak.
81) Siena Abau, Geschichte der Väter.
82) Aragawi Manfasawi, ein Mönchsbuch.
83) Zelota Monakosat, Gebete der Mönche.
84) Dersana Mahajawi, Geschichte des Gebers des Lebens.
85) Felekisos, Buch für Mönche.
86) Dersana Gabriel, Geschichte des heiligen Gabriel.
87) Zelota Musadod, Gebete gegen böse Geister.
88) Tebaba Tabiban, Weisheit der Weisen, Gebetslieder über das Alte und Neue Testament.
89) Gadela Hawariat, Kampf (Leben) der Apostel.
90) Gadela Lalibala, Leben des Königs Lalibala. Dieser König lebte im Anfang des 13. Jahrhunderts, nachdem die Dynastie der Juden (Falascha) in Abessinien gestürzt war. Er soll die Absicht gehabt haben, den abessinischen Nil abzuleiten, um die Muhamedaner in Egypten, welche die Christen grausam behandelten, durch Wassersnoth zu vertilgen.
91) Gadela Mikael, Geschichte des heiligen Michael.
92) Gadela Sena Markos, Leben des heiligen Sena Markus.
93) Gadela Gebra Manfas Kedus, Leben des Gebra Manfas Kedus, einer der 9 Heiligen von Abessinien. Neun griechische Missionarien sollen im fünften Jahrhundert zur Zeit

des Königs Ahamada das Christenthum in Abessinien weiter ausgebreitet haben, nachdem schon unter den Königen Abreha und Azbeha (336) Farmanatos, d. h. Frumentius, der in Abessinien Abba Salama genannt wird, den Anfang gemacht, das Neue Testament ins Aethiopische (das Alte Testament war schon vorher übersetzt, da der König Menelek, der Sohn Salomos und der Königin von Saba die fünf Bücher Mosis und die Psalmen nach Aksum gebracht, und die beiden Brüder Sakri und Pauli nach Christi Geburt und vor Frumentius die Propheten übersetzt haben sollen) übersetzt hatte, und der erste Bischof in Abessinien gewesen war. Die neun Missionarien waren: Pantaleon, Likanos, Abba Asfie, Abba Sehema, Abba Garima, Gebra Mansas Kedus, Abba Gubba, Aragawi, Alef. Für den Gebra Mansas Kedus nennt man auch den heiligen-Jmata unter den neun Gründern des Christenthums in Abessinien.

94) Gadela Tekla Haimanot, Geschichte des Tekla Haimanot, des größten abessinischen Heiligen, der aus Schoa gebürtig war und im 13. Jahrhundert lebte. Er gründete das berühmte Kloster in Debra Libanos in Schoa; er machte das Gesetz, daß künftig kein Erzbischof (Abuna) von den Abessiniern, sondern von den Kopten in Egypten genommen werden, und daß der dritte Theil der Einkünfte von ganz Abessinien für den Abuna, für die Geistlichkeit, Klöster und Kirchen verwendet werden sollte. Auch bewog er die jüdische Dynastie Segue unter ihrem König Naakueto Laab zu Gunsten der Salomonischen Dynastie unter König Jekuenu Amlak abzudanken, wodurch das abessinische Reich wieder in die Hände der frühern Herrscher kam und die Falascha-Eindringlinge entfernt wurden.

95) Gadela Adam, Geschichte Adams.

96) Gadela Samuel, Geschichte Samuels, der auf Löwen ritt.

97) Gadela Medhanalem, Leben des Welterlösers.

98) Gadela Aragawi (der auch Samichael heißt), Geschichte des Aragawi, der einer der neun Missionarien war,

welche sich zuerst 12 Jahre in Aksum aufhielten und dann sich in die verschiedenen Provinzen Abessiniens vertheilten. Abba Aragawi kam nach Agame in Tigre, wo er ein Kloster auf dem hohen Felsen Damo gründete, wohin ihn eine große Schlange mit ihrem Schwanz hinaufgezogen haben soll. Er soll auch den Teufel bekehrt und bewogen haben, die Mönchskappe 40 Jahre lang zu tragen. Er soll noch im Verborgenen in Debra Damo leben.

99) Gadela Kiros, Leben des heiligen Kiros.

100) Gadela Tohani, Leben eines abessinischen Heiligen.

101) Gadela Antonios, Leben des heiligen Mönchs Antonius.

102) Gadela Georgis, Geschichte eines des größten abessinischen Heiligen.

103) Gadela Sannel.

104) Gadela Ijob.

105) Gadela Arsemaro.

106) Gadela Abib.

107) Gadela Nakod Wolab.

Dieses sind lauter abessinische Heilige.

108) Gadela Gebra Christos, Leben des Gebra Christos, Sohn des Kaisers Theodosius??

109) Mazhafa Hawi.

Von diesen Schriften, die ich in Schoa theils gekauft habe, theils abschreiben ließ, habe ich etwa 80 nach Europa gesandt. Es ist gewiß, daß in andern Theilen von Abessinien noch manche Bücher zu finden sind, deren Titel mir unbekannt blieben. Es ist übrigens keine geringe und angenehme Aufgabe, die abessinischen Schriften zu durchlesen, da sich so viel Schutt und Unrath, und nur selten ein Goldkorn darin findet. Bei der Untersuchung bedarf es des eisernen Fleißes und der Gelehrsamkeit eines Ludolf, der schon vor 200 Jahren [illegible]ehnlichst wünschte, daß die evangelische Kirche mit der abessinischen in Verbindung kommen möchte, und dessen Schriften noch heute die Hauptquelle über Abessinien bilden, so schätzbar auch die Schriften eines Bruce, Salt, Rüppel, Gobat, Baron von Katte, Lefevre, Combes und

Themasier, Rochet, Major Harris, Johnston, Dr. Beke, Mansfield und Anderer sind.

Vierte Beilage zu Seite 243.

Die von mir in ostafrikanischen Sprachen verfaßte, theils gedruckte, theils ungedruckte Schriften sind folgende:

1) Outline of the Galla Language (Abriß der Gallasprache) in englischer Sprache, 1841.
2) Vocabulary of the Galla Language (Vokabular der Gallasprache), 1842.
3) Uebersetzung des Evangelium Matthäi in Galla, 1841.
4) Uebersetzung der 5 ersten Kapitel des Evangelium Johannis, 1841.
5) Uebersetzung des ersten Buch Mosis (ungedruckt).
6) Amharisches Vokabular (ungedruckt).
7) Heidelbergische Katechismus und ABC-Buch in der Kinikasprache übersetzt und gedruckt in Bombay 1848.
8) Uebersetzung des Evangelium Lucä in Kinika, gedruckt Bombay 1848.
9) Uebersetzung des Evangelium Marci in Kikamba, gedruckt 1850.
10) Vocabulary of six Eastafrican Languages, gedruckt bei Fues 1850.
11) Uebersetzung des Evangelium Matthäi in Kikamba (ungedruckt).
12) Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments in Suahili (ungedruckt).
13) Grammar of the Suahili Language (Grammatik der Suahilisprache) gedruckt bei Fues 1850.
14) Vocabulary of the Engutuk Eloikob (Vokabular der Wakuafisprache) bei Fues 1854.
15) Ein ausführliches Wörterbuch der Suahilisprache, das noch ungedruckt ist.
16) Uebersetzung der englischen Liturgie in die Suahilisprache, gedruckt bei Fues 1854.

17) Eine Uebersetzung des Herzbüchleins in die amharische Sprache ist im Entstehen. Den Druck des Vokabulars der Masaisprache, verfaßt von Erhardt, besorgte ich 1857 bei Buchdrucker Riehm in Ludwigsburg.

Ein ausführliches Wörterbuch der Wanika- und Waniassasprache, das mein theurer Mitarbeiter J. Rebmann verfaßt hat, ist noch ungedruckt.

Die Schriften, welche mein theurer Mitarbeiter W. Isenberg verfaßt hat, sind folgende:

1) ABC-Buch in Amharisch 1840.
2) Katechismus in Amharisch.
3) Amharische Geographie.
4) Allgemeine Weltgeschichte in Amharisch.
5) Wörterbuch der amharischen Sprache 1841.
6) Geschichte des Reiches Gottes in Amharisch.
7) Vokabular der Dankalisprache.

Diese 7 Schriften wurden gedruckt von Richard Watts in London.

Ungedruckt sind die Psalmen und vier Evangelien, die Isenberg in die Tigresprache übersetzt hat.

---

5) Rebmanns Seereise von London bis zu seiner Ankunft in Sansibar. Vom Februar bis 27. Mai 1846.
(Zu Seite 297.)

Meine Seereise hat sich nicht durch große Stürme oder lange Windstillen, sondern hauptsächlich durch vielen Gegenwind, kürzere Windstillen und weniger günstigen Wind ausgezeichnet. Dabei waren wir aber beinahe immer durch schönes und heiteres Wetter begünstigt, so daß wir bis zum Kap, was die Zeit betrifft, unsere Fahrt doch noch eine mittelmäßige heißen konnten. Das Schiff war ein kleines Kaufmannsschiff, worauf außer mir nur noch 11 Personen waren. Ich war der einzige Passagier. Eine große Wohlthat war es für mich, daß mir Gott in dem Kapitän einen freundlichen, für mich Sorge tragenden Mann an die Seite gab, mit dem ich viel über geistliche Dinge reden konnte. Frei-

lich mußte ich auch an ihm sehen, wie ein äußerlich rechtschaffenes Leben ohne innere Umwandlung des Herzens, noch keine Freude und Liebe zu Gott, und keinen Frieden ins Herz bringt, und wie schwer es ist, Leuten, die kein Gefühl von ihrer Sündhaftigkeit haben, zu zeigen, was Christus für den Menschen ist, und was der Mensch in Ihm ist. Sie bleiben in ihrer vermeintlichen Tugendhaftigkeit stecken, und verlassen sich noch darauf, auch wenn sie mit dem Munde bekennen, daß sie Sünder seien.

Am 17ten April kamen wir am Kap der guten Hoffnung an, wo das Schiff etwas von seiner Ladung abzugeben hatte. Der Aufenthalt in der Kapstadt, und was ich da sah und hörte und genoß, war mir eine wahre Erquickung nach einer 2½monatlichen Seereise. Ich bestieg auch den etwa 3000 Fuß hohen Löwenkopf, der mir eine weite Aussicht in das Innere von Afrika gewährte. In der Kapstadt, die in lauter parallelen Straßen, die einander rechtwinklicht durchschneiden, gebaut ist, kommt man eigentlich nach einem europäischen Afrika, wo der Wanderer sich noch einmal recht heimathlich fühlen kann. Am 29ten April verließen wir wieder mit günstigem Wind die Tafelbai; sobald wir aber auf der offenen See waren, hatten wir Windstille und dann wieder etwas Gegenwind. Der Kapitän suchte die ganze erste Woche lang in den Süden zu dringen (wir kamen bis über 41° südlicher Breite hinaus), um einen Westwind einzuholen, aber vergebens. Wir segelten nun wieder etwas gegen Norden und da brach an einem Nachmittag die Hülfe plötzlich herein. Aber am andern Tag wurde uns unsere Freude schon wieder genommen, indem der Wind sich wieder legte. Unter solchen Umständen hatte ich oft den Kapitän zu trösten, wenn mein eigenes Gemüth niedergeschlagen war. Doch ich hielt mich an den Spruch: „denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Von jetzt an wechselte der Wind sehr oft, bis wir endlich am 17ten Mai, an einem Sonntag Abend gewaltig schnell in den Kanal von Mosambik hineingetrieben wurden. Aber auch hier dauerten die vielen Wechsel des Windes fort. Im Norden von diesem Kanal durften wir aber an dem kleinen, gefährlichen Inselchen Juan de Nova, das in Völters Atlas viel zu weit nordöstlich gesetzt ist,

wenn es dasselbe seyn sollte (es liegt etwas südlich von den Comoro-Inseln), eine merkwürdige Bewahrung Gottes erfahren. Der Kapitän wollte nämlich dasselbe etwa 8 Meilen in westlicher Entfernung passiren, und gab demgemäß seine Anweisungen für den Steuermann. Es war Nacht und der sorgsame Kapitän hielt selbst auch Wache. Bei Tagesanbruch erblickte er zu seiner äußersten Bestürzung das Inselchen, von dem er in guter westlicher Entfernung zu seyn glaubte, nur wenige englische Meilen gerade vor dem Schiff, so daß es stracks auf die gefährlichen Felsen, die das Inselchen umgeben, zusegelte. Hätte der Wind etwas stärker geblasen, so wären wir noch bei Nacht in diese Lage gekommen, wo die Wache das Inselchen nicht in gehöriger Entfernung hätte sehen können; so aber war es noch Zeit, das Schiff umzulenken, worin eben unsere Rettung bestand. Der Kapitän selbst bekannte, daß die Hand des Allmächtigen uns beschützt habe. Ich aber ging in meine Kajüte und dankte dem Hüter Israels für diese merkwürdige Bewahrung unsers Lebens. Erst voriges Jahr scheiterte ein amerikanisches Schiff an diesem gefährlichen Ort, und nur der Kapitän und einige Matrosen wurden gerettet. Mein Kapitän wußte nicht, welchem Umstand er diesen unberechneten und ungewollten Lauf des Schiffes zuschreiben sollte, ob einem Meeresstrom oder unrichtigen Steuern des Schiffes oder endlich einer irrthümlichen Beobachtung der Sonne für die geographische Länge. Genug, wir sahen uns errettet von einer großen Gefahr durch die starke Hand Gottes.

Von da an hatten wir ziemlich guten Wind bis nach der Insel Sansibar, wo wir am 27. Mai anlangten und so unsere lange Seereise glücklich vollendeten. Ich wurde von dem britischen Consul, Kapitän Hamerton, sehr freundlich aufgenommen und erfuhr in jeder Beziehung viele Hülfe und Beistand. Auf dieser Insel, wo man Muhamedanismus und Heidenthum (die indischen Kaufleute, Banianen, sind Heiden) beisammen hat, zeigte mir schon der äußere Anblick der Leute und ihrer äußerst armseligen Wohnungen, welche Entfremdung von Gott und darum welche Finsterniß und welches Verderben in den Herzen seyn

müsse, und Ausbrüche davon von der schrecklichsten Art erzählte mir hie und da mein Gastwirth.

Am 7. Juni verließ ich Sansibar wieder in einem arabischen Boote, das mich am 10. Juni durch Gottes gnädigen Schutz bei Tag und bei Nacht gesund und froh nach Mombas brachte, wo mir, nach einer längern Zeit der Trennung von Brüdern in Dr. Krapf der Segen brüderlicher Gemeinschaft wieder zu Theil wurde, dessen ich so bedurfte. Die Lage von Mombas gefiel mir sehr gut, besonders da sie so nahe am Meer ist. Aber auch hier ließen mich die elenden Hütten der Eingeborenen, sowie ihr Aeußeres sammt dem Anblick des die Stadt umgebenden Landes, auf ihren innern Zustand schließen.

Im Anfang meines Hierseyns machte ich mit Dr. Krapf einige Besuche ins Wanika-Land. Durch den Besuch nach Rabbai Mpia wurde mein Herz sehr erfreut und gestärkt. Der Herr that Großes an uns und an Ostafrika an jenem Tage. Wenn die Leute von Rabbai in der guten Stimmung gegen uns bleiben, so glaube ich, es können die Schwierigkeiten nicht mehr allzugroß seyn, durch sie und die Wakamba, die auf freundschaftlichem Fuß mit ihnen stehen, zu den Galla und so in das Innere von Afrika vorzudringen. Eine große Thüre ist geöffnet.

Am 30. Juni, wo es anfieng viel zu regnen und wo die Nächte kälter wurden, ergriff mich ein gelindes Fieber in Folge einer Erkältung in der vorhergehenden Nacht. Nach einer Woche konnte ich jedoch wieder auf sein und etwas arbeiten, so daß ich glaubte, ich sei wieder in der Genesung begriffen; aber wie es schien, so verursachte der Genuß des Saftes einiger Orangen ein nochmaliges, fast noch gelinderes Fieber, das aber hauptsächlich meinen Kopf angriff, an dem ich schon in Europa litt. Das Fieber legte mich jedoch noch weitere drei Wochen (bis 27. Juli) auf das Bett und beraubte mich aller meiner mitgebrachten Kraft, so daß ich kaum mehr ein wenig umhergehen konnte. Diese Krankheit war übrigens sehr heilsam für mein inneres Leben und eine nöthige Vorbereitung für meinen Missionsberuf in Rabbai, wo ich zwar auch Schwierigkeiten und Leiden aller Art erwarte, aber ich wünsche durch des Herrn Gnade einmal im eigentlichen

Heidenland zu seyn und meinen Missionsberuf zu treiben, was hier in Mombas nicht geschehen kann.

22. August. Wir verließen Mombas, um nach Rabbai Mpia zu gehen. Unsere Effekten wurden in ein aus einem Baumstamm ausgehöltes Boot gebracht; als aber die letzten Kisten geladen werden sollten, fand sich's, daß das Boot zu klein war. Ein Mombassianer hatte uns indessen ein größeres Boot angeboten, das wir gerne annahmen. Um 2 Uhr wurden die kleinen Segeltücher ausgespannt, und ein günstiger Wind vom Meer her trieb uns schnell in den Meeresarm, der sich etwa vier Stunden weit ins Land hinein erstreckt; gegen das Ende hin mußte jedoch das Boot durch Rudern weiter gebracht werden. Um 6 Uhr erreichten wir glücklich den Landungsplatz, der sich am Ende der Bucht befindet. Um von dem Boot aufs Trockene zu kommen, trugen uns die schwarzen Matrosen auf ihren Achseln an's Land. Wir ließen unser Gepäck noch am Abend auf die nahe gelegene Pflanzung des Muhamedaners Abdalla bringen, wo wir auch übernachteten. Am folgenden Sonntag Morgen wurde Dr. Krapf wieder von einem heftigen Fieber ergriffen, das es sehr zweifelhaft machte, ob wir am nächstfolgenden Tage schon nach Rabbai Mpia gehen könnten. Doch am Nachmittag wurde er besser, so daß er viel mit den Wanika, die zu unserer Hütte kamen, sprechen und ihnen das Evangelium verkündigen konnte. Spät am Abend des Tages kamen noch fünf Häuptlinge von Rabbai Mpia, die durch Abdalla von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt worden waren. Da diese Häuptlinge uns schon vor zwei Monaten versprochen hatten, innerhalb 14 Tagen uns Nachricht davon zu bringen, daß die Hütte, die sie für uns zurichten sollten, bereit sei, so daß wir nun kommen könnten, dieß aber bis jetzt nicht geschehen war, so waren wir schon lange etwas zweifelhaft an der ganzen Sache geworden. In der Mitte Juni indessen war Dr. Krapf hieher gereist, um die Sache zu untersuchen, wobei er wiederum eine sehr befriedigende Antwort bekam. Aber noch einmal hatten wir Ursache, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, so daß wir uns endlich entschloßen, ohne weiter auf ihre Antwort und Einladung zu warten, geradezu in ihr Dorf zu gehen, un-

sern Zweck ihnen noch einmal klar vorzulegen und nach ihrer Entscheidung zu handeln. Da nun die Häuptlinge hieher kamen, so wurde die große und wichtige Frage in Beziehung auf unsere Niederlassung unter ihnen, hier noch einmal entschieden.

Dr. Krapf setzte ihnen den Missionsberuf so deutlich als möglich in seinen wichtigsten Beziehungen auseinander, und erklärte ihnen dann, daß wir diesen Beruf ohne alle selbstischen Interessen und Nebenabsichten unter ihnen zu treiben wünschten. Hierauf redete der vornehmste Häuptling etwa noch ¼ Stunde und blieb bei dem schon früher gegebenen Resultat, uns aufnehmen zu wollen. So gewannen wir auf's Neue die Ueberzeugung, daß Rabbai Mpia es sei, wo wir unsere Missions-Arbeit beginnen sollten. Nun liegt es an uns, zu folgen, Treue zu üben im Großen und Kleinen, das Wort des Herrn eifrig und in der Kraft Gottes zu verkündigen und zu leiden als gute Streiter Jesu Christi, und auch Trübsal und Verfolgung nicht zu scheuen. Es gilt hier, einen harten Boden aufzubrechen, Steine, Dornen und fast undurchdringliches Gebüsch aus dem Wege zu räumen; denn diese Heiden sind von Geschlecht zu Geschlecht immer tiefer ins fleischliche Leben versunken. Den 25. August traten wir unsern Weg von Abdalla's Pflanzung nach Rabbai Mpia ungefähr um 10 Uhr an. Ich fühlte mich auch noch sehr schwach in meinen Füßen von dem Fieber, das mich in Mombas den ganzen Monat Juli auf das Bett gelegt hatte. Alle 15 bis 20 Schritte wäre ich gerne wieder niedergesessen, um auszuruhen. Für meinen theuren Mitstreiter Dr. Krapf aber war dieser Weg ein eigentlicher Leidensweg; ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, das ihn Anfangs etwas zweifelhaft machte, ob er gehen solle; aber sein Verlangen, einmal nach Rabbai zu kommen, wo wir unser Werk anfangen wollten, hatte jene Zweifel bald entfernt, und der Entschluß war gefaßt, den Weg unter die Füße zu nehmen. Er ließ mich zuerst auf seinem Esel reiten, weil er glaubte, das Gehen werde ihm zuträglicher seyn, bald aber hatte sich sein Leiden so vermehrt, daß es ihm nicht mehr möglich war zu gehen und er nun seinen Weg nur noch auf dem Esel reitend fortsetzen konnte. Wir hatten gehofft, da ich um meiner schwachen Füße

willen, in denen das Fieber noch zu stecken schien, des Esels auch bedürftig war, mit demselben abwechseln zu können, aber gerne wollte ich nun dem armen Leidenden, der jetzt in seinem Bette sich hätte befinden sollen, das Lastthier überlassen und versuchen, den Weg ganz zu Fuß zu machen. Gegen all mein Erwarten trugen mich meine Füße auf dem ebenen Boden und bergab ziemlich leicht hinweg, aber unser Loos war jetzt mehr zu steigen als auf ebenem Boden einherzugehen; denn unser äußerst schmaler Fußpfad, der bald durch dichten Wald, bald durch ebenso dichtes, ungemein hohes Gras und oft an Dornbüschen vorbei über einige Hügel sich hinzog, brachte uns nach einer starken Stunde Wegs auf eine Höhe von etwa 1200 Fuß. Der letzte Theil des Weges, der auf den Gebirgszug von Rabbai hinaufführt, war der steilste; hier war es, wo auch nicht einmal das arme Eselein meinem kranken und sehr leidenden Mitbruder zu Hülfe kommen konnte. Unser Pfad war zum Reiten viel zu steil geworden. Schon vorher hatte der Kranke geäußert, daß er vielleicht Rabbai Mpia nicht mehr erreichen werde, — er könnte sterben; nun aber hatte er noch seinen letzten und zwar sauersten Gang zu gehen. Alle 15—20 Schritte mußte er niedersitzen, zu was auch ich durch die Schwachheit meiner Füße genöthigt war; aber er hatte zugleich Schmerzen auszustehen, wovon ich frei war. Endlich jedoch erkletterten wir mit einander die Höhe des Berges, und nachdem wir noch eine kleine Strecke auf der Ebene gegangen waren, befanden wir uns an der Hütte des vornehmsten Häuptlings, dem die Sitte des Landes es zur Pflicht machte, Gastfreundschaft an uns zu üben. Er hatte auch schon unserem Knecht, der mit Dr. Krapf's Bette vorausgeeilt war, seine Hütte für unsern Aufenthalt angewiesen. In der kühlen Luft des Berges fühlte sich der Kranke bald besser und konnte mit den sich um ihn versammelnden Häuptlingen das Nöthige besprechen. Es handelte sich wieder um die Wohnung, die sie für uns aufrichten sollten. Wir hatten baumwollenes und anderes Tuch mitgebracht, das nebst andern Artikeln, wie Aexte, Hauen, sowie geringe Schmucksachen (nämlich Perlenschnüre, wie sie diese Heiden bis weit in das Innere von Afrika zum Schmuck für ihren

Leib gebrauchen) hier als Geld gebraucht wird, dessen Werth und Gebrauch bis jetzt wenig Eingeborne kennen. Von diesem Tuch gaben wir ihnen jetzt einen Theil, theils um der Sitte zu genügen, nach der der Gast seinem Wirth ein Geschenk gibt, das dann diesen verpflichtet, ihm Wohnung und Nahrung zu verschaffen, theils und hauptsächlich aber, um diese Leute zu ermuntern, sogleich das nöthige Holz zu einer Wohnung herbeizuschaffen.

Dr. Krapf hatte viel zu reden theils mit den Häuptlingen, theils mit andern ab- und zugehenden Personen. Die meisten Leute meinen, wir seien gekommen, um Handel zu treiben, wobei es dann gilt, ihnen unsern eigentlichen Beruf auseinander zu setzen. Krapf sucht jede Gelegenheit zu ergreifen, ihnen biblische Wahrheiten einzuprägen, und den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Ich selbst muß nun erst die Sprache lernen, ehe ich die Leute bitten kann: Lasset euch versöhnen mit Gott. In dem finstern Raum, der der Luft nur durch eine einzige Thüre Zugang läßt, konnte ich nicht einmal ein ordentliches Plätzchen zum Ausruhen finden. Wo ich einen Versuch machte, fand ich es zu uneben und holperig. Bald fanden wir, daß der Raum in der Hütte des Häuptlings für uns und seine Familie zu eng und unbequem war. Der Häuptling zeigte mir eine andere, deren Bewohner sie schon einige Zeit verlassen hatten. Sie konnte zwar verbessert werden, aber paßte für Dr. Krapf nicht, der noch am Fieber litt, weil die schimmlig gewordene Grasdecke einen üblen Geruch verbreitete. Dr. Krapf untersuchte sie auch und meinte, daß den andern Tag ein Feuer darin angezündet werden sollte, um den bösen Geruch zu vertreiben. Noch wußte ich nicht, wo ich für die kommende Nacht mein Ruhelager finden sollte, was Dr. Krapf dem Häuptling bekannt machte. Dieser brachte bald darauf eine Bettstätte, wie sie von den Suahilis an der Küste verfertigt werden. Sie bestehen gewöhnlich aus vier Pfosten $1^1/_2$ Fuß hoch und vier Leisten, über welche ein gitterartiges Geflecht kommt aus demselben Material, das zu den Matten gebraucht wird. Ueber die, welche ich jetzt bekam, war eine Haut ausgebreitet, die an einigen Stellen durchgebrannt war, was da-

her rühren mochte, daß die Eingeborenen in Krankheitsfällen oft ein Feuer unter ihrem Bette unterhalten, um sich so die nöthige Wärme zu verschaffen. Unser Gastwirth konnte nun kein besseres Plätzchen für mich finden als das, wo seine Frau gewohnt war zu kochen, wozu sie keinen Herd brauchen; 4 bis 5 Fuß über dem Boden war eine Anzahl Hölzer dicht neben einander gelegt, die, wie es schien, das Strohdach etwas gegen das Feuer schützen sollten. Diese Hölzer, die so voll Ruß waren wie ein Kamin, machten es doppelt nöthig, mich zu hüten, meinen Kopf nicht an dieselben zu stoßen, was indessen die Nacht über doch einigemal geschah.

Am 27. und 28. August brachten die Leute des Dorfs uns etwas Holz für unsere künftige Wohnung. Am 29. wollten sie keines bringen, da die Häuptlinge eine gewisse Feierlichkeit begehen wollten. Schon Morgens früh hörten wir in einiger Entfernung ein gewisses sonderbares Brummen; am Mittag sahen wir dann das Instrument, durch das es hervorgebracht wurde. Die Häuptlinge brachten es, mit wildem Gesang und in Reihen geordnet, in einiger Entfernung an unserer Hütte vorbei, wo sie es auf den Boden niederließen, um das Brummen wieder hervorzubringen. Das Instrument schien uns aus dem Stamm eines Kokosnußbaumes genommen zu seyn und war ungefähr 5 Fuß lang bei 7 Zoll Durchmesser. Offenbar war es ausgehölt, aber an beiden Enden wieder geschlossen worden. Aus einem Ende ging ein Strick heraus, an dem ein Häuptling zog, und so die brummenden, schreckhaften Töne hervorbrachte. Sie halten das Instrument (Muansa genannt, das offenbar eine rohe Art von Wind- oder Blas-Instrument ist) sehr geheim, und Niemand vom gemeinen Volk darf es öffentlich sehen, ohne sich einer gewissen Strafe auszusetzen. Während das Instrument durch das Dorf getragen wird, muß sich Jedermann in seiner Hütte verstecken. Zur Feierlichkeit gehört dann am Schlusse auch eine Mahlzeit, zu der Jeder seinen Beitrag geben muß. Die bürgerliche Bedeutung davon soll seyn, daß es den Anfang des Jahrs bestimmt.

Am Sonntag den 30. August wollten die Leute wieder Holz hauen, was wir ihnen aber nicht erlaubten, theils um von vorne

herein sie auch mit den äußern Dingen des Christenthums bekannt zu machen, theils um uns selbst mehr Ruhe und Stille zur Feier des Sonntags zu bereiten, was im Heidenland für das Herz eines Missionars noch nöthiger ist als in der Heimath. Es war der erste Sonntag, den wir mitten im eigentlichen Heidenland verlebten. Wir legten dem Herrn im gemeinschaftlichen Gebet unsere Bedürfnisse vor, wie sie sich durch unsere eigenthümliche Missions-Arbeit, die ein Werk des Anfangs ist, an uns stellten. Wir dankten ihm aber auch für seine bisherige Durchhilfe unter allen unsern Leiden, Krankheiten und sonstigen Kümmernissen.

Am 31. August brachten uns die Eingebornen wieder etwas Holz zu unserem Bauen. Das Holz war aber in Beziehung auf Dicke und Länge nicht sehr geeignet. Auch mußten wir ihnen so oft sie uns Holz brachten, wieder ein Geschenk machen, das entweder in einer Haue oder in einem Kleidungsstück bestand, wofür sie dann ihr Lieblingsgetränk, Tembo, kauften und es mit einander tranken. Diese Forderungen stellten uns ihren bettelhaften und veränderlichen Charakter mehr als zuvor ins Licht. Wir hatten wohl gethan, daß wir den Häuptlingen unser Geschenk nicht auf einmal gegeben hatten.

Am 1. September hörten wir in unserer Hütte auf einmal ein Geschrei von Leuten, das so durch einander ging, daß es schien, als wollte Jeder reden und Keiner hören. Wir vernahmen das Geschrei von dem Platze her, worauf unsere künftige Wohnung gebaut und von wo an diesem Tag das Gras und Gebüsch entfernt werden sollte, das nahe an den Hütten der Wanika mit den darüber emporwachsenden prächtigen Kokosnußbäumen seine Ueppigkeit Jahr für Jahr ungestört entfaltet, indem sie ihre Pflanzungen immer in einiger Entfernung von ihren Dörfern haben, die gewöhnlich auf den Höhen der Berge und im Dickicht der Wälder angelegt sind, um sie so vor den Angriffen etwaiger Feinde sicher zu stellen. Als ich auf Dr. Krapfs Bitte auf den Platz ging, um mich nach der Bedeutung des Geschreis zu erkundigen, fand ich etwa 20 Männer, von denen die Jüngern in voller, rüstiger Arbeit waren, den Boden seines wilden Pflanzenwuchses zu entledigen. Bald aber sah ich, daß ihre Arbeit un-

serm Bauplatz nicht entsprach. Das Plätzchen, das sie uns zubereiten wollten, war durch die es umgebenden Kokosbäume zu klein und viel zu abschüssig, und hätte wohl für eine Wanikahütte, aber nicht für unsern Zweck gepaßt. Ihre Hütten sind nicht nur an abschüssige Oerter hingebaut, sondern der Boden selbst ist uneben und rauh gelassen. Schon bei dem ersten Besuch im Juni hatten wir einen Bauplatz gewählt, der noch freier und so der gesunden Bergluft noch zugänglicher gewesen wäre, auch noch eine weitere und bessere Aussicht gegen Westen und Osten dargeboten hätte; aber diesen Platz wollte man uns nicht abtreten, weil hart daneben eine elende, halb zerfallene Strohhütte stand, die ihren heidnischen Festlichkeiten geweiht war. Wir sahen darin einige Blashörner und eine Art Trommeln nebst einigen Dingen, die wir nicht verstehen konnten. Dr. Krapf ging nun selbst auf den Platz und stellte dem Häuptling Dschindoa vor, daß nur der früher schon uns von ihm angewiesene Platz für eine Hütte entspreche, wie wir sie haben wollten. Der Häuptling, der eben keinen großen Einfluß auf die Leute hat, gab sich nun Mühe, die Leute zu bewegen, auf dem verlangten Platz zu arbeiten; aber nur langsam und ungern gaben diese nach.

9. September. Nachdem unsere schwarzen Arbeiter den Boden gesäubert hatten, maßen wir die Länge und Breite unserer Wohnung, erstere zu 24, letztere zu 18 Fuß. Unser Messen, wie noch Manches andere, das wir nachher an der Hütte vornahmen und verbesserten, oder auch ganz neu machten, setzte unsere Zuschauer in Verwunderung. Als wir so die Größe des Raumes ihnen bestimmt hatten, fingen sie an mit Stecken in den Händen Löcher in den Boden zu machen, um die Hölzer, mit denen die Wände der Hütte zu 6 Fuß Höhe gebildet werden sollten, hineinzustecken. Diese Art und Weise, die Hölzer in den Boden zu stecken, rief in mir, da ich die Schlechtigkeit und Nichtigkeit der Arbeit sogleich einsah, Aerger und Ungeduld hervor. Es ließ sich zwar in dem sandigen Boden auch mit Stecken etwas graben, aber ich hätte doch gewünscht, daß die Leute mit ihren Hauen, die sie doch bei sich hatten, etwas tiefer gegraben hätten, um die Hölzer mit Steinen besser in dem Boden zu befestigen.

Dann hieben sie von dem Holz, das sie gebracht hatten, eins ums andere ab, ohne irgend vorher ein Maas genommen zu haben; denn Sinn für Gleichheit und Ebenmaaß schien ihnen völlig abzugehen. Dr. Krapf, der bisher ihrer Arbeit mit innerer Ruhe und Freude zugesehen und gewünscht hatte, daß sie auch einmal so ihr Herz reinigen möchten, wie sie jetzt den Boden reinigten, war nun genöthigt, ihnen so viel er konnte mit Worten abzuwehren, was ich durch andere Mittel zu thun versuchte, da ich der Sprache nicht mächtig war. Aber Alles half nichts, denn diese Leute sind nicht ans Gehorchen gewöhnt, da sie keinen König haben. Alle schrien durcheinander, und wer der Hörer seyn sollte, war schwer zu sagen. Bald, ja nur zu bald, hatten die Eingebornen die vier Wände unsers Hauses vor unsern Augen hingestellt; wie aber dieselben in dem sandigen Boden aller Festigkeit ermangelnd, Wind und Wetter den gehörigen Widerstand leisten könnten, konnte ich nicht begreifen. Dr. Krapf jedoch versicherte mich aus seiner vieljährigen Erfahrung von Abessinien, daß er viele solche Hütten gesehen und bewohnt habe, und nie habe der Wind eine umgeworfen. Ich wurde zwar etwas beruhigt, aber in Beziehung auf unsere eigene Hütte war nicht jeder Zweifel entfernt, und mein theurer Mitarbeiter wünschte endlich selbst, daß wenigstens an den Ecken starke und gut in den Boden befestigte Pfosten stehen möchten. So kam es, daß wir beide uns entschlossen, am nächstfolgenden Tage die Arbeit der Wanika an unserer Hütte so viel als möglich zu verbessern.

2. September. Da wir den Wanika in Beziehung auf den Bau unserer Hütte mehr zutrauten als sie wirklich leisteten, so hatten wir gerade solche Werkzeuge, die wir nun am besten hätten brauchen können, als da ist eine gute starke Stufhaue und eine Schaufel, in Mombas gelassen. Ein schönes Beil aber, das wir mitgenommen hatten, war uns gerade diesen Morgen abhanden gekommen. Wir glaubten, es wäre uns aus unsrer finstern Wanikahütte gestohlen worden, was jedoch nicht so war. Diebstahl trifft man unter den Wanika selten an, sie sind aber desto größere Lügner. So mußten wir denn die Arbeit mit den mangelhaftesten Werkzeugen verrichten. Die Festigkeit unserer

Wände, die nun genauer untersucht wurde, konnte keiner ernsten Prüfung Stand halten. In wenigen Minuten lagen die vier Wände, die uns die Wanika, ein Holz dicht am andern, in den Boden gesteckt hatten, zerstreut auf demselben herum. Alles mußte neu gemacht werden. Dieß kostete uns aber in unsern Umständen und in einer afrikanischen Sonnenhitze keine geringe Arbeit und Mühe. Ich fing an mit einer kleinen, schwachen Wanikahaue, um damit Steine auszugraben, an denen 2—3 Mann genug zu heben haben, um sie nur umzuschlagen, wie ich thun mußte; denn indem ich einen kleinen Graben zu machen anfing, stieß ich bald auf die eben genannten Steine, die wir, nachdem wir sie etwas aus dem Boden hatten, mit unserem Hammer und Meisel zerstückten, um sie dann zur Befestigung der Wände gebrauchen zu können. Solche Art zu bauen setzte unsre unwissenden, nicht an harte Arbeit gewöhnten Wanika, die uns von nun an mehr zuschauten als Hilfe leisteten, in Verwunderung. Wir hatten einige Ursache zu glauben, daß unsere Arbeit einen guten Einfluß auf die Leute ausübte, und sollte es auch nur der gewesen seyn, daß sie eine gewisse geheime Vorstellung, die sie von uns hatten, als ob wir etwas wie höhere Wesen, und eben darum irdischer Arbeit und Mühe enthoben wären, ein wenig berichtigt hätte. Auf solche Weise arbeiteten wir dann fort bis zum Schluß der Woche, sowie wir auch nachher noch viele Handarbeit verrichteten. Der Herr, unser Heiland, dem die Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigenthum gegeben sind, gab uns Gnade, daß wir jeden Tag mit Muth und Freudigkeit an unsre Arbeit gehen, und uns auch in die ärmlichen und dürftigen Umstände in unsrer einstweiligen Wanikahütte, wo nichts als eine niedrige Bettstelle war, die als Stuhl, und eine Kiste, die als Tisch diente, schicken konnten. Den Eingang in die Hütte machten wir etwas höher und gruben einige Löcher durch das Grasdach hinaus, damit wir nicht am hellen Tage in der Finsterniß leben mußten. Unsre Umstände waren dazu geeignet, uns die Oekonomie Gottes in Seinem Reiche, nach der Er die größten Dinge klein und geringe und in großer Verborgenheit ihren Anfang nehmen läßt, recht anschaulich zu machen.

Am 16. Oktober war endlich unsere Hütte so weit fertig, daß wir in dieselbe einziehen konnten, was uns sehr zum Dank gegen Gott gereichte, da unsres Bleibens in der dumpfen Wanika-hütte fast nicht länger hätte seyn können.

28. November 1847. Wir brachten in dem Dorf Kambe den ganzen Nachmittag mit der Predigt des Evangeliums zu. Bruder Krapf führte das Wort. Wir gingen in dem ganzen, dicht mit Hütten besetzten Dorfe umher, und überall folgte uns eine große Anzahl Kinder und Erwachsene, die, sobald wir uns irgendwo niedersetzten, uns umringten und der Botschaft des Heils aufmerksam zuhörten. So oft sie ein Wort hörten, das ihnen besonders auffallend war, brachen sie in ein lautes Lachen aus, was aber durchaus nicht Ausdruck des Spottes, sondern nur der Freude und des Beifalls war. In keinem andern Dorfe wurde das Wort vom Kreuze mit solchem Beifall aufgenommen, wie in Kambe.

Im Allgemeinen zeigen freilich die Wanika nicht das geringste Streben nach Fortschritt in geistiger oder auch nur in weltlicher Bildung, und lassen sich am allerwenigsten um religiöse Zwecke, die für sie gar keinen Reiz haben, irgend eine Beschränkung ihres fleischlichen Sinnes gefallen; sie sind eben gewohnt, so behaglich wie ihre Väter dem Fleische zu leben. Zudem sind sie zusammengehalten durch eine Anzahl volksthümlicher, halb religiöser, halb bürgerlicher Gebräuche und Sitten, so daß es nur dem Evangelium gelingen kann, sie aus dem Wandel nach väterlicher Weise in den Wandel nach dem Geist zu versetzen.

29. November. Mit Tages-Anbruch begaben wir uns auf den Weg nach dem Dorfe Kauma, das etwa 1000 Seelen zählen mag. Der Weg dahin war meist eben, führte aber durch viel Wald. Kauma hat wie alle übrigen Dörfer und Städte dieser Gegend, drei auf einander folgende Thore, die man nach einander zu passiren hat, um ins Innere zu gelangen. Wir wurden angewiesen, außerhalb der Thore zu warten, bis unsere Ankunft dem Häuptling und den Aeltesten angezeigt sei. Wir erlaubten uns jedoch, zum ersten Thor hineinzugehen. Von diesem bis zum zweiten Thor führt ein schmaler Fußpfad, der zu beiden Seiten

gut verzäunt ist. Dasselbe ist der Fall zwischen dem zweiten und dritten Thor. Dieß ist nothwendig zur Sicherheit gegen einen plötzlichen feindlichen Ueberfall. Nachdem wir nun eine Weile gewartet hatten, kam am zweiten Thor ein ungemein starker und großer Mann auf uns zu, der einer der Häuptlinge zu seyn schien, und sich nach dem Zweck unsers Kommens erkundigte. Er sagte uns, daß die Stadt uns mit Tanz und Gesang empfangen wollte, worauf wir erwiederten, daß wir keine Soldaten, sondern Lehrer des Wortes Gottes seien und keinen solchen Empfang wünschten. Zugleich boten wir ihm nach der Sitte des Landes ein kleines Ehrengeschenk an. Der Häuptling ging nun in die Stadt zurück, um den Tanz zu unserem Empfang zu veranstalten, worauf wir bald von den Aeltesten der Stadt abgeholt wurden. Diese begannen, sobald wir das dritte und letzte Thor passirt hatten, ihren wilden Gesang und Tanz, indem sie ihre Schwerter in die Höhe hoben, und in gleichmäßigem Takte ihre Stimmen ertönen ließen. Hierauf bewegten sie sich in einem Kreise um eine hohe Stange her, die unmittelbar vor dem Thor aufgepflanzt war, und an deren Spitze Haut, Kopf und Hörner eines Thieres aufgehängt waren. Erst nachher erfuhren wir, daß dieß eine Zauberstange war, von welcher die verblendeten Einwohner glauben, daß sie der Beschützer ihres Dorfes sei. Als wir vor der Hütte des vornehmsten Häuptlings ankamen, ging der Tanz, begleitet mit Trommelschlag und dem Blasen eines Hornes, sowie dem wilden, aber taktmäßigen Gesang von Männern und Weibern, erst recht an. Sie bildeten einen Kreis und schwangen ihre Schwerter oder Bogen oder andere Waffen. Dann sprang Einer nach dem Andern aus dem Kreise auf uns zu, um uns persönlich mit ihren wilden Gaukeleien und dem Schwingen ihrer Schwerter zu begrüßen, wobei sie manchmal mit ihren Waffen so nahe an uns kamen, daß man leicht fürchten konnte, der nächste Schwung möchte wirklich den Kopf selbst zum Ziele haben. Nach und nach wurde die Ruhe hergestellt und die Mehrzahl der Leute entfernte sich, und wir fingen nun an, jede Gelegenheit zu ergreifen, von dem zu zeugen, der in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen. Aber wir fanden keine

Zuhörer wie in Kambe, indem hier die Leute uns immer mit Mißtrauen betrachteten. Das Dorf Kauma würde sich sehr zu einer Missionsstation eignen wegen seiner Nähe bei den angrenzenden Galla-Ländern, mit denen die Wanika in Kauma Verkehr haben. Etwa eine Stunde nach Anbruch der Nacht hatten wir ein eigenes, ich möchte fast sagen satanisches Schauspiel. Es fand nämlich die Einweihung eines Mannes in einen gewissen Orden statt. Ein gewisses Geklingel und Getöse vieler Leute, das wir zuerst in einiger Entfernung vernommen, kam immer näher auf uns zu, bis auf einmal zwei große, dicke Männer erschienen, die an allen Theilen ihres Körpers, so weit derselbe unbedeckt war, mit weißen Flecken von Kalk bemalt und mit einer eigenthümlichen Kleidung versehen waren. Letztere bestand, so viel wir in der Nacht beim Schein eines Feuers bemerken konnten, aus zwei ledernen Schürzen, an denen Schellen befestigt waren. In ihren Händen hielten sie gewisse Hölzer in der Form von kleinen Rudern. Sie waren begleitet von drei oder vier Männern, die nur auf der Nase und der Mitte der Stirne, sowie um das rechte Auge mit einem weißen Strich bezeichnet waren. Alle diese Männer, denen ein großer Haufe alter und junger Leute beiderlei Geschlechts nachfolgte, setzten sich in unserer Nähe bei dem Feuer nieder, das die ganze Nachtscene noch furchtbarer machte. Nichts konnte geeigneter seyn, uns die lebendigste Darstellung von einer Horde höllischer Geister zu geben, als jene nächtliche Scene. Der bloße Gesichts-Ausdruck dieser weißgefleckten, schwarzen Männer flöste schon genug Furcht und Schrecken ein. Sie hielten sich etwa zehn Minuten auf dem Platze auf, während welcher ein so großer Lärm war, daß kaum irgend welche Anrede an sie möglich gewesen wäre. Wie groß ist doch die Macht des Satans unter den Heiden! Aber auch hier muß der Löwe aus dem Stamm Juda siegen. Die in den Orden (oder Verbindung) Neuaufgenommenen erhalten zum Zeichen einen Ring um den Oberarm, der aus einer Kuhhaut gemacht ist, und den sie von nun an immer tragen.

Auf dem Hinweg nach Kauma erfuhren wir nicht geringe Mühseligkeiten der Reise. Wir verloren unsern Weg in einem

dichten, dornichten Gebüsch. Einer unserer Begleiter bestieg einen Baum, um zu sehen, wie weit das Gebüsch noch reiche. Ich selbst bestieg den Baum auch und überzeugte mich sogleich, daß das Gebüsch nur noch eine, kleine Strecke weit reiche, von wo an dann ein ganz dünner Wald mit höheren Bäumen anfieng. Zugleich ließ uns ein Rauch, der aus demselben emporstieg, auf das Daseyn eines menschlichen Wesens schließen. Wir gingen vorwärts und erreichten bald das Feuer. Bei demselben fanden wir einen starken, sehr freundlich aussehenden Jüngling, der seine Heimath auf einer nahe gelegenen Pflanzung hatte. Wir setzten uns zu ihm, um von unserem Kampf mit den Dornen auszuruhen, die mir meine Beinkleider gerade über dem Knie so aufgerissen hatten, daß dasselbe nackt heraussah. Ich nähte das Loch zu, und gab dann dem freundlichen Jüngling, der noch nie einen Europäer gesehen hatte, einige Nadeln und Faden. Während ich so beschäftigt war, ließen sich unsere Begleiter das Fleisch eines gewissen Thieres, das sie Kuvi nannten, wohl schmecken. Auch wir genoßen etwas davon und erst nachher erfuhren wir, daß jenes Thier zum Mausgeschlecht gehörte. Das Fleisch war indessen nicht übel gewesen. Der Jüngling führte uns auf den rechten Weg zurück. Abends erreichten wir eine Hütte, dessen Eigenthümer uns zuerst nicht aufnehmen wollte, bis wir ihn wiederholt versicherten, daß wir keine Zauberer seien. Das Wasser war hier rar.

---

6) Erhard's Reise von Bombay nach Sansibar; — aus einem Schreiben vom 10. September 1849. (Zu Seite 440.)

Auf meiner langen und gefahrvollen Reise von Bombay nach Sansibar, wo ich (auf einem indischen Boot) zweimal in Todesgefahr gewesen bin, hat mir der Herr mächtig durchgeholfen. Als bei Mayotta, einer französischen Insel, unser Schiff in der Nacht auf ein Felsenriff getrieben wurde, und, als die Winde tobten und die Wellen an das Schiff schlugen, so daß ich nicht wußte, welche Seite zuerst hereinbrechen werde, da war Er in der schwarzen Nacht mein Licht. Unser Fahrzeug saß auf einem Riff fest bis in der Morgendämmerung eine gewaltige Welle von hinten herschlug (wir glaubten zu unserem Untergang) und dasselbe über die Felsen hinüberwarf und es so wieder flott machte. Nun ließen wir gleich den Anker fallen, bis es völlig Tag wäre. Aber welch ein Anblick als die Sonne herauf kam! So weit wir sehen konnten, erblickten wir nichts als schäumende, über das Riff

herstürzende Wogen, deren Häupter sich in der Ferne wie Schneeberge darstellten. Auf unserer linken Seite hatten wir, ziemlich entfernt, die Insel Mayotta. Von dem Riff waren wir errettet, aber das Schiff schwamm noch zwischen großen Felsen, die oft kaum mit Wasser bedeckt waren; und um diese galt es nun herumzufahren, bis wir endlich aus dem felsigen Grund in tiefes Fahrwasser kamen. Von Mayotta, in dessen Hafen wir die nächste Nacht zubrachten, hätten wir nur zwei Tagreisen nach Sansibar gehabt; aber ich sollte noch weiter auf die Hülfe Gottes hoffen lernen. Den zweiten Abend nach Mayotta sahen wir Sansibar vor uns liegen und gedachten, früh am nächsten Morgen in den Hafen einlaufen zu können. Während der Nacht wollten wir vor der Insel umher kreuzen. Allein nach Sonnenuntergang kamen schwarze, dicke Gewitterwolken am Horizont herauf; es fieng an zu blitzen und zu donnern, und die Nacht wurde stockfinster. Ein starker Sturm erhob sich, der unser Schifflein wie einen Spielball herumwarf. Wir befahlen uns dem Gott, der uns schon einmal aus des Todes Rachen errettet hatte, und legten uns zu Bette, in der Hoffnung, am nächsten Morgen sicher das feste Land zu betreten. Allein, als es Tag wurde, war die Insel verschwunden, nirgends sahen wir Land, nichts als Wasser hinter und vor uns, und über uns einen dicken, schwarzen Himmel, der den Regen in Strömen herabsandte. Gegen 10 Uhr erblickten wir einige Berge von Afrika, die uns zeigten, daß wir in der Nacht viele Stunden von Sansibar hinweggekommen waren. Unglücklicher Weise hatten wir von nun an immer Gegenwind, so daß wir an einem Tag oft kaum ein paar Stunden vorwärts kamen; zuweilen ging es auch besser. Nach langem Kreuzen und nach vielem Streit unter den Schiffsleuten, wo doch wohl Sansibar seyn möge, tauchte eine Insel am Horizont auf. Ein Theil unserer Leute meinte, es sei die Insel Pemba, ein anderer, Sansibar. Wir fuhren stracks auf die Insel zu, segelten einen ganzen Tag um sie herum und suchten die Stadt Sansibar, bis uns gegen Abend ein Fischerboot sagte, wir seien in Pemba. Da wir nur noch sehr wenig Wasser hatten, wollten wir in einen Meerbusen einlaufen, um Wasser und andere Lebensmittel zu erhalten. Wir waren unter einem starken Winde noch nicht tief in der Bucht, so lief unser Schiff schon auf Felsen auf, und wurde mit seltsamem Gerassel von dem starken Wind auf den spitzen Steinen dahingerollt. Das Segel war freilich sobald als möglich eingezogen worden, aber eben doch zu spät. Es wurde gerade Nacht, und die schweren Wolken goßen ihren Inhalt stromweise herab, so daß selbst unser Schiffsraum

mit Wasser beinahe angefüllt wurde. In alle Kisten und Kästen kam das Wasser, und manche meiner Sachen wurden gänzlich verdorben. Das Wasser war zwar stark genug, das stehende Schiff zu heben, aber nicht tief genug, es zu tragen und weiter zu bewegen. Als wir sahen, daß unser Fahrzeug bald in Stücke gehen mußte, warfen wir die Steine, die als Ballast im unteren Raume lagen, im stärksten Regen über Bord, um es so wieder flott zu machen. Aber es war Alles vergeblich. Die ganze Nacht stieß der Kiel auf den Felsen auf, so daß wir nicht wußten, ob uns der Herr nicht in Pemba ein Wassergrab bestimmt habe. Die Matrosen (halb nackte Araber) waren die ganze Nacht thätig gewesen, das Schiff vermittelst eines kleinern Bootes in tieferes Wasser zu ziehen. Um 7 Uhr Morgens war es endlich gelungen, unser Fahrzeug ganz flott zu machen. Das war aber eine harte Nacht für alle an Bord. Doch wurde troß Kälte und Nässe Niemand krank. Nach zweitägiger Ruhe ersuchte ich den Kapitän ernstlich, in die See zu stechen, was er that. Kaum waren wir auf offener See, so zerriß uns der starke Gegenwind das Segel und nöthigte uns, abermals einzulaufen. Wir warfen Anker unweit eines Dorfes, dessen Bewohner augenblicklich mit Hühnern, Eiern, Schmalz auf das Schiff kamen. Nach 4 Tagen liefen wir wieder aus, kreuzten aber nochmals 4 Tage, bis wir am 19. Mai 1849 den Hafen von Sansibar erreichten, wo mich der englische Consul, Major Hamerton, aufs freundlichste aufnahm. Ich wurde auf der heißen Insel bald vom Fieber ergriffen, das drei Tage lang stark anhielt. Während desselben war Hamerton, obwohl selbst krank, mein Arzt. Das Fieber hatte bald meine Kraft gebrochen; als es vorbei war, konnte ich kaum mehr gehen. Endlich zeigte sich eine Gelegenheit nach Mombas. Das Fahrzeug war sehr klein und ohne Kabine, so daß man auf dem Verdeck schlafen mußte. Ich verließ Sansibar am 7. Juni. Den ersten Tag ging unsere Seereise sehr gut von statten; aber in der Nacht trat ein kalter Wind ein, bei dem ich mich erkältete, so daß ich das Fieber wieder im höchsten Grad bekam. Am 10ten kamen wir in Mombas an. Hier, dachte ich, werde es besser werden, und zwang mich an's Land zu gehen, um dem Kommandanten der Festung meine vom Sultan in Sansibar erhaltenen Empfehlungsbriefe zu überreichen. Aber mein Ausgang bekam mir schlecht; halb todt kehrte ich auf das Schiff zurück und gedachte darauf zu bleiben bis Dr. Krapf von Rabbai kommen werde, dem ich gleich in einem Brieflein meine Ankunft gemeldet hatte. Am nächsten Tag, den 11. Juni, kam er auch wirklich, und nahm mich gleich in unser Haus in der Stadt.

Aber dieser heiße Ort vermehrte meine Krankheit aufs Neue. Br. Krapf dachte deßwegen darauf, mich sobald als möglich nach den Hügeln zu bringen. Am 12ten nahmen wir ein kleines Boot und fuhren die Bucht hinauf, die sich bis an den Fuß der Hügel erstreckt. Als wir ausstiegen, hatte ich noch eine Strecke weit zu dem Hause unsers Freundes Abdalla zu gehen, wo ich übernachten sollte. Aber wo Kraft herbringen, so weit zu gehen? Der gute Br. Krapf mußte mich schleppen. Endlich kamen wir an; ich aber hatte schon lange das Bewußtseyn verloren und phantasirte. Sie wuschen mir die Füße auf arabische Weise und brachten mich zu Bette. Den nächsten Morgen hatte ich mich etwas erholt, weßhalb ich auch vollends zum Ziel meiner Reise gebracht werden sollte. Vier Sklaven waren von Abdalla beordert, mich auf einer Bettstätte fortzutragen. Allein die Angst, sie möchten mich abwerfen, machte mir viel zu schaffen, da der Weg so schmal und ungebahnt war, daß oft zwei in einer tiefen Wasserfurche gingen, während die zwei auf der andern Seite über hohe Steine zu klettern hatten. Zum größten Jammer zerbrach zuletzt noch die Bettstätte. Nun setzten sie mich hin und liefen fort. Da ich nicht mit ihnen sprechen konnte, so wußte ich nicht, was es werden würde; müde legte ich mich ins Gras, denn ich dachte: dunkel ist es schon; hier mußt du eben über Nacht bleiben. Doch nach langer Zeit kamen meine Träger wieder mit einer neuen Bettstatt und nahmen mich wieder auf. Allein jetzt galt es, einen steilen Hügel hinunter und wieder einen hinauf zu kommen, wo ich des schlechten Weges halber eben nicht getragen werden konnte. Ich versuchte zu gehen, während mich auf jeder Seite ein Schwarzer unter dem Arm führte. Da ich kaum mehr kriechen konnte, schleppten sie mich; aber ich fiel ihnen oft zu Boden, und oft fielen sie mit mir. Zuletzt verlor ich das Bewußtseyn, und nun schleppten sie mich eben fort zu Krapf, ich weiß selbst nicht wie. Hier angekommen traf ich Br. Krapf nicht einmal an, denn er war ausgegangen, mich auf einem andern Weg, auf dem er mein Kommen vermuthete, zu suchen. Man brachte mich zu Bette, und das Fieber machte seinen Gang aufs Neue, bis ich so schwach war, daß mich meine Brüder aufgaben, denn alle Zeichen des Todes, sagten sie, seien vorhanden gewesen. Ich sollte noch einmal, auch auf dem Festland, an die Pforten der Ewigkeit gestellt werden, aber ich sollte nicht hineintreten. Mein Heiland rief meine Kräfte zurück und gab mir wieder neues Leben, so daß ich von Tag zu Tag erstarkte. Doch ging es sehr langsam, und als ich zum erstenmal aufstand, konnte ich kaum einen Schritt gehen. Während ich der Genesung entgegen ging,

wurde mein Reisegefährte Johannes Wagner, der zum Diener und Handarbeiter der Mission bestimmt war, auf das Krankenbett gelegt. Auch er hatte Fieber, aber ein anderes als ich. Br. Krapf und ich standen ihm mit unsern medicinischen Kenntnissen bei; aber er wurde nicht besser und nicht schlimmer, hatte keine besondere Schmerzen, und war doch krank. Er sprach sehr wenig. So dauerte es eine lange Zeit. Endlich stand er wieder auf, bekam etwas Neigung zum Essen, und wir meinten, er werde sich nun rasch erholen. Da fing er zu unserem großen Erstaunen auf einmal an zu phantasiren; sein Fieber war in ein hitziges umgeschlagen, und nach zwei Tagen lag er auf dem Todtenbett.

Siebente Beilage zu Seite 134.

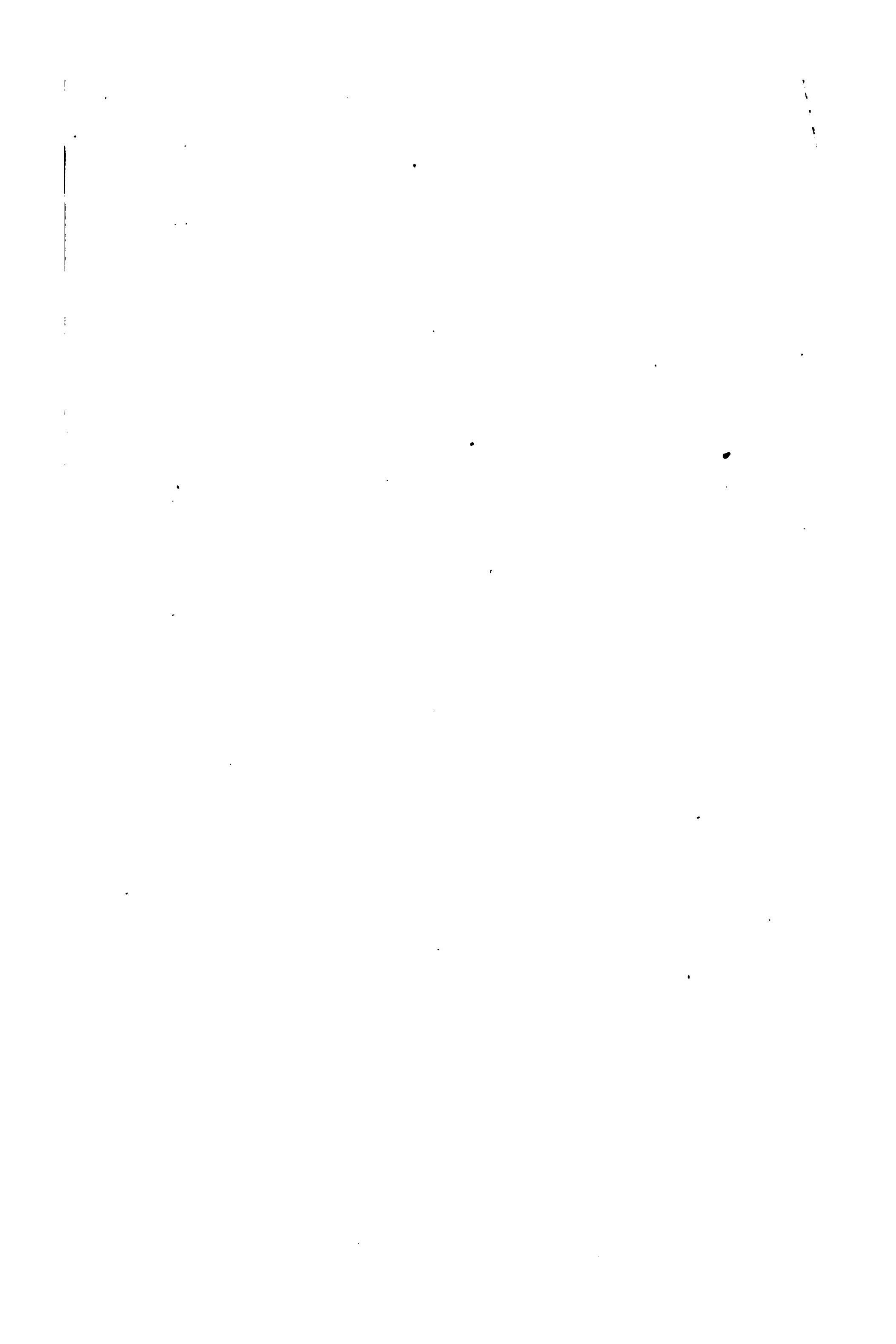
Aus Abessinien habe ich so eben vernommen, daß der König Theodoros den König Haila Malakot in Schoa geschlagen und sein Reich eingenommen hat. Malakot starb plötzlich, worauf sich die Armee dem Sieger unterwarf, welcher den Sohn Malakots zum Vice-Gouverneur von Schoa machte. Er wird ihn später zum Vice-König machen. Mehrere Wollo-Gallastämme wurden von Theodoros gänzlich geschlagen. Unter diesen war auch der Stamm meines Räubers Adara Bille, dessen ganze Familie umgebracht und dessen Stadt Gatira verbrannt wurde. Herr Bell, des Königs Adjutant, leitete persönlich die Verbrennung der Stadt, wobei er sich, wie er sagte, erinnerte, daß hier ein Europäer beraubt wurde, an dessen Stelle er Rache zu nehmen habe. In Ankobar soll der König noch Amharische Bibeln gefunden haben, welche ich in meinem Hause zurückgelassen hatte. Der König soll die Bibeln verbreitet haben, da er die Bibel nur im Amharischen (Volkssprache) gelesen haben will, nicht mehr in der alten äthiopischen Sprache, welche das Volk nicht versteht.

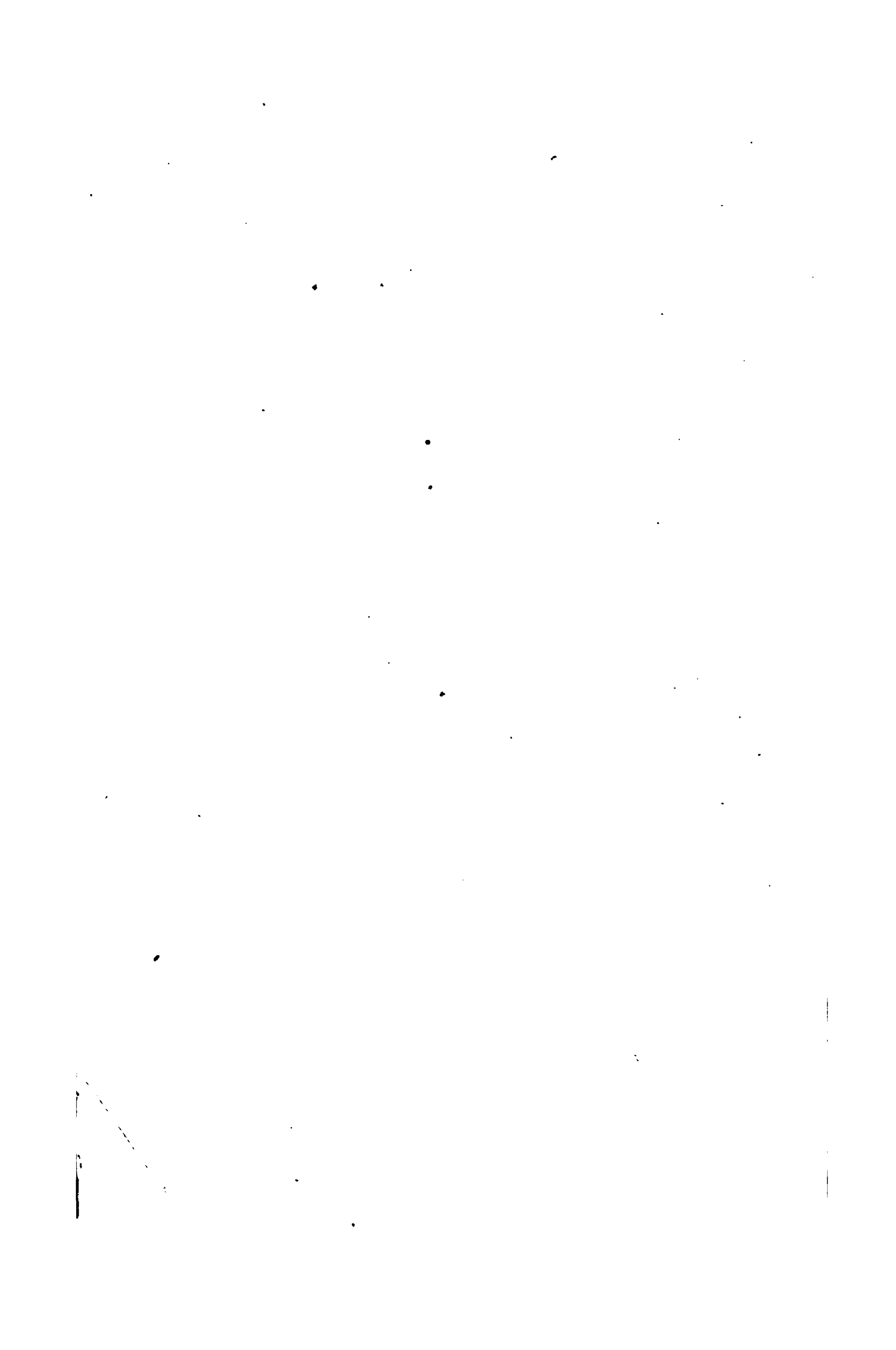
So eben kommt auch die Nachricht aus Rabbai Mpia, daß, wo es den Anschein hatte, als ob Alles aus sei, die Macht und Gnade Gottes sich auf's Neue erwiesen hat. Abbegundscha's (S. 449) Frau fängt an zu beten, er selbst verbreitet das Christenthum unter seinen Landsleuten. Eine einzige christliche Familie unter einem Heidenvolk ist von großem Werth. Gott läßt aus dem Kleinen und Geringen Großes hervorgehen, wie Er verheißen hat: „Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden.“ Jesaia 60, 22.

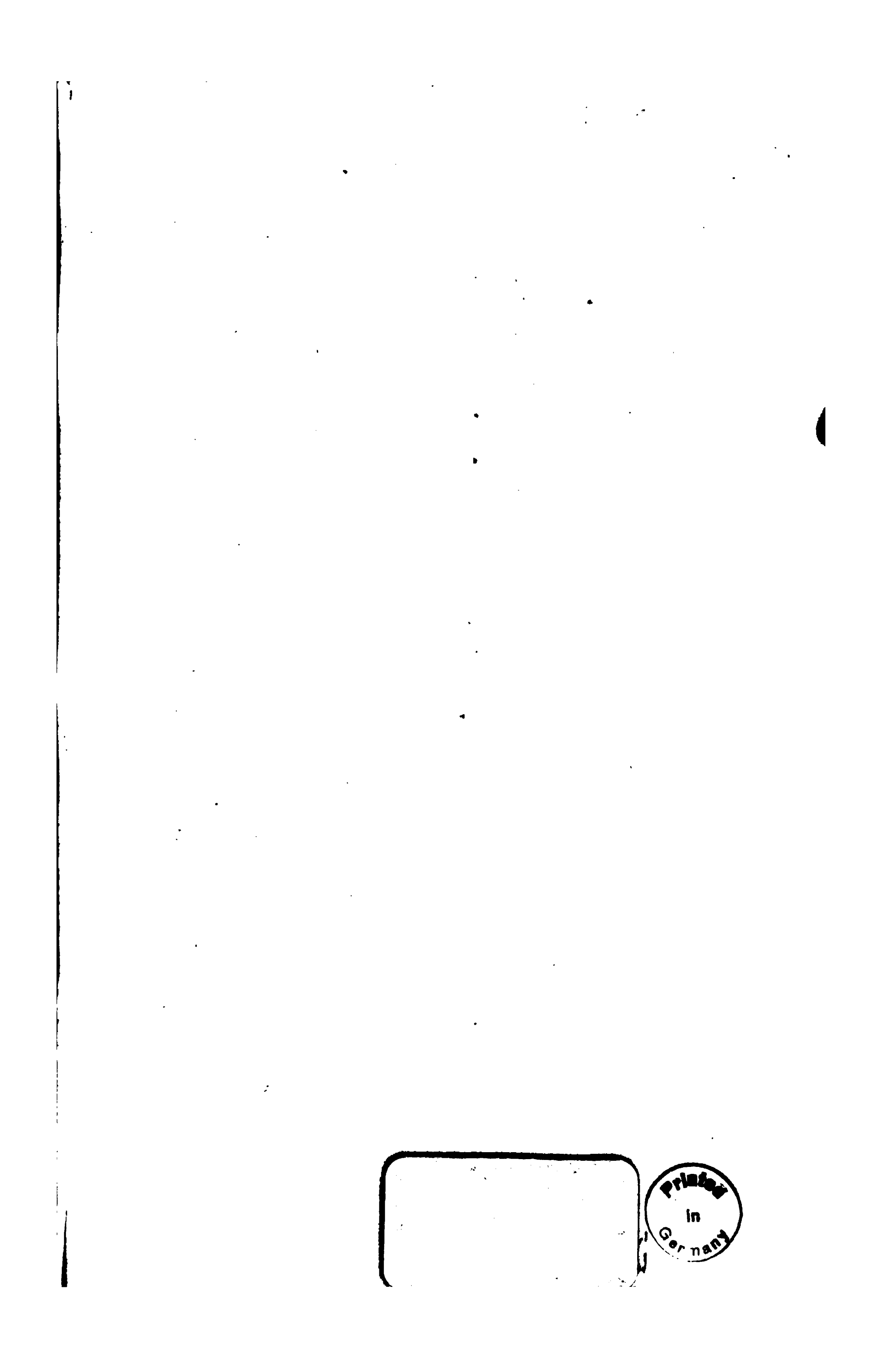
Verbesserungen im ersten Theil.

Seite 10,	Linie 17	v. u.	statt	„das“ lies „daß“
„ 47,	„ 14	v. o.	„	„Alin“ l. „Alin“
„ 87,	„ 4	v. o.	„	„Dschanu“ l. „Gontscho“
„ 120,	„ 10	v. u.	„	„Abora“ l. „Abara“
„ 129,	„ 1	v. o.	„	„nun“ l. „nur“
„ 168,	„ 15	v. u.	„	„1509“ l. „1507“
„ 201,	„ 11	v. o.	„	„Emmerich“ l. „Emery“
„ 203,	„ 5	v. o.	„	„Schafniten“ l. „Schafeiten“
„ 251,	„ 2	v. o.	setze	„ihn“ nach und
„ 251,	„ 7	v. o.	statt	„seinem“ l. „meinem“
„ 251,	„ 15	v. o.	„	„Neu Rabba“ l. „Neu Rabbai“
„ 253,	„ 4	v. u.	„	„werden“ l. „werde“
„ 309,	„ 9	v. u.	streiche	das zweite „so“
„ 335,	„ 9	v. o.	statt	„weils“ l. „weil“
„ 345,	„ 9	v. u.	„	„ein“ l. „im“
„ 369,	„ 2	v. o.	„	„wurde“ l. „würde“
„ 431,	„ 20	v. o.	„	„Banden“ l. „Lenden“
„ 451,	„ 8	v. u.	„	„Ukamkara“ l. „Usambara“

☞ Dieses Blatt gehört an Schluß des ersten Theils.






Printed
in
Germany